Fr 208.78

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE GIFT OF

WILLIAM ENDICOTT, JR.

Class of 1887

OF BOSTON

Digitized by Google

August Schneegans

1835—1898

Memoiren

Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit

Aus dem Nachlasse herausgegeben

von

Heinrich Schneegans
Professor an der Universität Würzburg

Mit einem Bildnis in Lichtdruck

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1904

August Schneegans.

Memoiren.

Fr 2081.78

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE GIFT OF

WILLIAM ENDICOTT, JR.

Class of 1887

OF BOSTON

Digitized by Google

August Schneegans

1835 — 1898

Memoiren

Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit

Aus dem Nachlasse herausgegeben

von

Heinrich Schneegans
Professor an der Universität Würzburg

Mit einem Bildnis in Lichtdruck

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1904

August Schneegans.

Memoiren.

A Schuergans

Digitized by Google

Digitized by Google

August Schneegans

1835 — 1898

Memoiren

Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit

Aus dem Nachlasse herausgegeben

von

Heinrich Schneegans
Professor an der Universität Würzburg

Mit einem Bildnis in Lichtdruck

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1904

Vr 2081.78

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
WILLIAM ENDICOTT, JR.
AUGUST 30, 19[illegible]

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Digitized by Google

Anna Schneegans

der treuen Lebensgefährtin

des Verfassers

gewidmet

Vorwort.

Einige Teile der Memoiren Auguſt Schneegans' (Kap. 3, Ende Kap. 4, Kap. 5 und der größte Teil von Kap. 6) ſind bereits im Januar- und Märzheft 1903 der „Deutſchen Rundſchau" unter dem Titel „Stimmungen und Beſtrebungen der Straßburger Bevölkerung während der Belagerung 1870" und „Die Nationalverſammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elſaſſes", ſowie in den Nummern des 10. und 12. April der „Straßburger Poſt" unter dem Titel „Der Tod des Bürgermeiſters Küß" erſchienen. Nunmehr tritt das ganze Werk in Buchform vor das Publikum. Über die Art und Weiſe, wie es entſtand, und über die Zeit, zu der es verfaßt wurde, ſind wir den Leſern einige einleitende Bemerkungen ſchuldig, die für die Beurteilung der Memoiren nicht unweſentlich ſein dürften.

Beim Tode meines Vaters fand ſich kein druckfertiges Manuſkript der Memoiren unter ſeinen Papieren vor, dafür aber eine große Menge mehr oder weniger geordneten Materials der mannigfaltigſten Art, faſt durchweg in franzöſiſcher Sprache. Manche Perioden aus dem Leben des Politikers waren ſchon ſorgfältiger ausgearbeitet, wenn auch nicht ohne häufige breite Wiederholungen derſelben Gedanken; ſchon eine flüchtige Durchſicht dieſer Blätter zeigte, daß die ſichtende, abwägende letzte Hand ſie noch nicht berührt hatte. Manches war auch doppelt oder dreifach unter verſchiedenen Titeln behandelt worden. Andre Perioden waren faſt gänzlich übergangen. So wie ſie vorlagen — das war auf den erſten Blick klar — konnten die Memoiren nicht herausgegeben werden. Auch mußten, wenn das Werk einen Leſerkreis

in Deutſchland finden wollte — und nur hier konnte es einen finden — die franzöſiſch bearbeiteten Teile, wie geſagt, die bei weitem zahlreichſten, ins Deutſche überſetzt werden.

Im Auftrage meiner Mutter und mit Einwilligung meiner Geſchwiſter habe ich die Arbeit der Überſetzung und Redaktion übernommen. Der Umſtand, daß ich als Älteſter unter meinen Geſchwiſtern die Zeit der politiſchen Kämpfe meines Vaters ſchon einigermaßen mit Bewußtſein erlebt und durch ſehr häufige Geſpräche mit ihm über dieſe Periode ſeines Lebens mir eine ganz genaue Kenntnis ſeiner Anſichten und Beſtrebungen erworben hatte, kam mir bei der ſchwierigen Arbeit ſehr zu Statten. Denn ſchwierig war dieſe Arbeit in hohem Grade. Galt es doch, aus dem verſchiedenſten Material, das ſogar nicht immer aus derſelben Zeit herrührte, ein Buch zu ſchaffen, das ebenſowohl möglichſt getreu, als auch möglichſt einheitlich ſein mußte.

Nach ſeiner Rückkehr aus Lyon, im Herbſte 1873, als er ſich zeitweilig aus dem politiſchen Leben zurückgezogen hatte, ging Auguſt Schneegans zuerſt daran, ſeine Erlebniſſe aufzuzeichnen. Unter dem Titel „Trois années de lutte. 1870—1873," ſchrieb er die Kapitel, die wir hier — freilich gekürzt und zuſammengedrängt — von p. 34—147 in deutſcher Überſetzung herausgeben. In einem kurzen Vorwort, das ich hier in Originalſprache beifüge, ſetzte er die Gedanken, die ihn dabei leiteten, auseinander: „Ces pages sont destinées à mes enfants. Je les écris au lendemain de la résolution la plus grave que j'aie été amené à prendre, au lendemain du jour où j'ai quitté la France pour rentrer dans mon pays, dans ma ville natale, au milieu de mes concitoyens. Les dures expériences que j'ai faites, durant ces trois années, ne doivent pas être perdues pour mes enfants: ceux-ci y puiseront l'amour pour leur petite patrie, l'attachement indélébile à notre Alsace, à ce pays, le plus malheureux d'Europe, puisque éternellement ballotté entre les deux grandes nations voisines et rivales, il est condamné à ne jamais

trouver son assiette et que les vicissitudes internationales remettent en question, tous les deux ou trois siècles, la constitution de son individualité. Nous Strasbourgeois de vieille roche, nous nous devons à ce petit pays. Notre place est ici. Nos pères n'émigrèrent pas en 1681, quand Strasbourg devint français; pas plus qu'eux, nous ne devons émigrer aujourd'hui que Strasbourg retourne à l'Allemagne. Nous avons le devoir strict et absolu de maintenir chez nous le vieil esprit de la ville libre impériale. Quelle que soit la conquête qui passe sur nous, Strasbourg doit rester Strasbourg. Le jour viendra peut-être où nous retrouverons notre ancienne indépendance. Nos enfants y travailleront. Ils apprendront, en lisant ces pages, que ceux-là commirent une faute qui abandonnèrent cette tradition en 1871, et qui tentèrent de se reconstruire ailleurs une autre patrie. Cette faute, je l'expie aujourd'hui. Que l'expiation au moins profite à mes enfants! — Strasbourg, 5 Novembre 1873."

Als er dies ſchrieb, war Schneegans alſo vor allem ein elſäſſiſcher Partikulariſt. Als Ideal ſchwebte ihm die freie Reichsſtadt der Vergangenheit vor. Dies Leitmotiv durchzieht die Kapitel, die wir oben zitierten. Soweit wie er urſprünglich wollte, kam aber Schneegans damals nicht. Wie ich aus der Beſchaffenheit des Papieres, der Schrift und namentlich der vielfach geänderten Auffaſſung und viel reiferen Beurteilung der Dinge ſchließe, ſind die folgenden Kapitel über die Auswanderung nach Lyon und die dortigen Erlebniſſe, viel ſpäter, höchſtwahrſcheinlich erſt in Meſſina und zwar auf Grund ſehr ausführlicher Tagebuchnotizen, ſowie ſeiner damaligen politiſchen Korreſpondenz entſtanden.*) Weshalb 1873 Schneegans die Ge-

*) Man beachte beſonders die Stelle p. 157, wo er in Bezug auf die Annahme der Direktorſtelle des Journal de Lyon ausruft: „Ach, du vertrauensſelige, von Edelmut erfüllte Jugend! . . . . Ich wundere mich heute, wo ich alle dieſe Erinnerungen in mir aufſteigen laſſe . . . " So hätte er ſich 2½ Jahre nach den Ereigniſſen gewiß nicht ausgedrückt.

ſchichte ſeiner drei Kampfjahre nicht vollendete, dürfte wohl darin ſeine Erklärung finden, daß er bereits um die Wende des Jahres 1873/74 ſich wieder in die aktive Politik ſtürzte (ſ. p. 229) und nunmehr keine Zeit mehr hatte, an die Vergangenheit zu denken.

Aber auch in Meſſina wird er wohl nur die Fortſetzung ſeiner Memoiren bis zur Rückkehr ins Elſaß verfaßt haben. Erſt 1890 in Genua begann er die Erzählung ſeines Lebens von ſeiner Kindheit an. Die erſten Kapitel tragen dieſes Datum. Wir geben ſie jedoch ſtark gekürzt wieder, weil ſie für ein weiteres Publikum zu detaillierte und für die ganze Anlage des Buches zu lange Ausführungen über intimere oder Familienverhältniſſe enthielten. Aber auch jetzt ging Schneegans nicht planmäßig chronologiſch vor, ſondern behandelte bald dieſe, bald jene Zeit oder gruppierte die Ereigniſſe um dieſe oder jene Perſon. Unter den am ſorgfältigſten ausgearbeiteten unter dieſen Kapiteln gehört dasjenige, welches ſeine erſte Reiſe nach Berlin, die zugleich einen bedeutſamen Wendepunkt in ſeiner Entwicklung bezeichnet, betrifft.*) Zu andren lagen nur Notizen vor. Dieſe mußten, um eine fortlaufende Erzählung zu bieten, vielfach ineinander verarbeitet werden. Deutſch waren nur diejenigen Teile abgefaßt, welche die Berliner Erlebniſſe, inſoweit ſie im Zuſammenhang mit den Verhandlungen mit Bismarck ſtanden, behandelten. Sie ſind aus einer Publikation hervorgegangen, die Schneegans 1894 für Poſchingers Werk „Bismarck und die Parlamentarier“ verfaßte. Am wenigſten ausgearbeitet war die Periode von 1874 bis Ende 1876, alſo die Zeit, wo Schneegans nach ſeiner Rückkehr aus Lyon elſäſſiſcher Partikulariſt war und ſich innerlich noch nicht ganz mit der Tatſache abfinden konnte, daß eine Autonomie des Elſaſſes nur bei völligem Anſchluß an Deutſchland möglich war. So gut es eben ging, habe ich hier ausführliche Tagebuchnotizen,

*) Im Anhang geben wir im Original die Briefe aus Berlin, die er damals im Elſaſſer Journal abdruckte und die ungeheures Aufſehen erregten. Die Briefe an ſeinen Freund Klein p. 267 ff. geben wir aber, da ſie einen integrierenden Beſtandteil der Erzählung bilden, in deutſcher Überſetzung.

Briefe Schneegans' an seine Frau (namentlich während der Bitscher Festungshaft) und die von ihm sorgfältig kommentierte und mustergültig geordnete politische Korrespondenz mit dem Wenigen, was die Memoiren boten, verarbeitet, um das Kapitel 11, „die Anfänge der Autonomistenbewegung", einheitlich und fortlaufend zu gestalten. Auch sonst habe ich häufig größere Lücken durch Verwendung von Briefen, namentlich von Klein, Bischoff, Chauffour, Kablé, Löwe-Calbe u. a. auszufüllen versucht. Um die Stimmung im Elsaß zu charakterisieren, habe ich es sogar nicht verschmäht, einige bei aller Schändlichkeit doch historisch oder kulturell interessante anonyme Briefe in Anmerkung anzuführen. — So sind die Memoiren nur in einigen Teilen ein Werk aus einem Guß. Möge es mir gelungen sein, auch in den übrigen Kapiteln, die sich so treu und so peinlich als möglich — das kann ich mit gutem Gewissen sagen — an die von meinem Vater hinterlassenen Notizen halten, im Geiste des Verstorbenen gearbeitet zu haben.

Über den Zweck der Herausgabe der Memoiren brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. Wir wollten nur, wie der Titel es übrigens andeutet, einen Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit darbieten. Schneegans stand während der für die Entwicklung des Elsasses interessantesten Ereignisse im Vordergrund des politischen Kampfes. Was er damals erlebte und aufzeichnete, dürfte zu den wertvollsten Quellen der Geschichte jener Zeit zählen. In Schneegans' wechselvollem Leben spiegelt sich zugleich ein Stück der Entwicklung seiner Heimat selbst ab. Er ist zwar den meisten seiner Zeitgenossen im Elsaß vorausgeeilt, — das war auch der Grund, weshalb er so oft mißverstanden, ja sogar in der schnödesten Weise verhöhnt wurde, — daß aber nur ideale Beweggründe ihn dabei leiteten, daß seine Wandlung sich nur nach den furchtbarsten inneren Kämpfen vollzog, das wird für jeden Leser aus den Memoiren hervorgehen.

Wie tragisch aber auch sein Bemühen gewesen ist, von seinen trüben Erfahrungen hat er sich nur zeitweise beherrschen lassen. Sein sonniger Humor hat doch immer wieder den Sieg davon-

getragen. Die literariſche Tätigkeit, die er in Meſſina und Genua entfaltet hat, zeigt es; ein ſo ſchalkhaft gutmütiger Geiſt durchzieht ſeine Novellen und Erzählungen, eine ſo ſchelmiſche Heiterkeit ſchwebt über den Geſtalten, die er ſchuf, daß man ſofort den Eindruck erhält, trotz allem und allem verbittert war der Mann, der ſolches ſchrieb, gewiß nicht. Um von ſeiner Perſönlichkeit auch nach dieſer Hinſicht ein vollſtändiges Bild zu geben, haben wir im Anhang einige Worte über ſeine literariſche Wirkſamkeit hinzuzufügen uns erlaubt. Der Grund, daß er die ſchwere Zeit ſeiner Kämpfe ſo gut überſtand, dürfte außer in ſeinem glücklichen Temperament, das bis in die letzten Jahre eine beneidenswerte Friſche und jugendliche Elaſtizität bewahrte, in den ſelten glücklichen Familienverhältniſſen zu ſuchen ſein, in denen er lebte. Es wäre nicht im Sinne Derjenigen, die ohne je hervorzutreten, durch ruhige, verſtändnisvolle Hingebung ihn in ſeinem Wirken ſtetig unterſtützte, wenn wir uns darüber noch verbreiteten. Ihr ſei deshalb ohne weitere Worte, die das, was wir empfinden, nur abſchwächen würden, das Buch ihres Lebensgefährten gewidmet. Das Gedicht, das ihr der Gatte zur ſilbernen Hochzeit überreichte (ſ. Anhang p. 476) ſei die einzige Andeutung an das Glück, das ſie ihm beſchieden.

So trete denn das Werk hinaus in die Öffentlichkeit! Möge es in ſeiner geraden, rückhaltloſen Offenheit das Andenken an einen ehrlichen Kämpfer erhalten, der zwar vielleicht manchmal geirrt, — welcher Menſch täte es nicht, beſonders in ſo ſchweren Zeiten, und der Verfaſſer ſah es ſelber ein und hat es oft in den Memoiren ausgeſprochen, — der aber ſtets mutig, mit jugendlichem Feuer ſeine ganze Perſönlichkeit ohne Hintergedanken eingeſetzt hat für das, was er als das Wohl ſeiner engeren Heimat anſah.

Würzburg, den 10. März 1904.

Heinrich Schneegans.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort VII

Kapitel 1: Kindheit und Jugend 1

Meine Großeltern. — Tod meines Vaters. — Im protestantischen Gymnasium. — Auf der Faculté des lettres. — Reise nach Galatz. — Abenteuerliches Leben im Orient. — Franzosen und Deutsche.

Kapitel 2: Die Lehrjahre in Paris und Straßburg 20

Schriftstellerische Versuche in Paris. — Rückkehr nach Straßburg. — Tätigkeit im Courrier du Bas-Rhin. — Die Anfänge der liberalen Bewegung. — Die Stimmung während des 66er Krieges und vor 70.

Kapitel 3: Während der Belagerung Straßburgs 33

Die Haltung der Liberalen in Straßburg beim Ausbruch des Krieges. — Weder Heroismus noch Feigheit; resignierte Stimmung der Bevölkerung. — Demoralisation des französischen Heeres. — Partikularistische Neigungen. — Gegensatz zwischen „Welschen" und Altstraßburgern. — Protestanten und Katholiken in Straßburg. — Umschwung der Stimmung nach Öffnung der Tore. — Abreise in die Schweiz.

Kapitel 4: In der Schweiz 69

Die Franzosen in der Schweiz. — Gründung der Helvétie. — Der Vormarsch Bourbakis. — Verblendung der Franzosen. — Einzug des Bourbakischen Heeres. — Meine Wahl zum Abgeordneten in der Nationalversammlung. — Abreise nach Bordeaux.

Kapitel 5: Die Nationalversammlung in Bordeaux 91

Die konservative Mehrheit und das Friedensbedürfnis. — Gambetta und sein Einfluß auf die Elsässer. — Die Protesterklärung — Verletzende Haltung der Franzosen. — Victor Hugo. — Tiefe Entmutigung. — Die Preisgabe Elsaß-Lothringens. — Entrüstung der elsässischen Abgeordneten.

Seite

Kapitel 6: Der Tod des Bürgermeiſters Küß 125

Die wahre Geſinnung des Bürgermeiſters Küß, des Hauptes der Gemäßigten. — Sein Tod, ein Ereignis von verhängnisvollrr Tragweite für das Elſaß. — Die Totenfeier in Bordeaux. — Theatraliſche Kundgebungen und ſchmähliche Komödie an Küß' Sarge. — Die Haltung der Verſammlung den Elſäſſern gegenüber. — Verzweifelte Stimmung.

Kapitel 7: Auswanderung 148

Verſuche mich zu beſtimmen, nach Frankreich auszuwandern. — Die Kommune und ihre Rückwirkung auf die Schweiz. — Lyoner Anerbietungen. — Appell an mein Pflichtgefühl als Elſäſſer. — Annahme, wenn auch ſchweren Herzens. — Ankunft in Lyon mitten im Kommunardenaufſtand.

Kapitel 8: Das Journal de Lyon 168

Die Millionäre des Verwaltungsrats. — Prunkvolle Ausſtattung der Bureaus. — Die Einmiſchung der Bankiers in die Redaktionsgeſchäfte. — Die Mitarbeiter. — Die Stellung der Zeitung in der Lyoner Preſſe.

Kapitel 9: Elſaß und Frankreich nach dem Krieg 187

Die Elſäſſer und das Verhalten der Franzoſen ihnen gegenüber. — Ultramontaner Geiſt der Lyoner Bevölkerung. — Wachſen des Chauvinismus. — Der „Anti-Prussien". — Die „Elſäſſer Liga" und ihre maßloſen Angriffe auf die elſäſſer Gemäßigten.

Kapitel 10: Rückkehr in die Heimat 210

Reiſe nach Straßburg 1872, und die dort erhaltenen Eindrücke. — Die klerikale Bewegung in Lyon. — Man ſucht mich zu „liquidieren". — Aufforderung Kleins und Biſchoffs zurückzukommen. — Bruch mit Herrn Aynard. — Abreiſe. — Mein Abſagebrief an Frankreich

Kapitel 11: Die Anfänge der Autonomiſtenbewegung 228

Zurückziehen meiner Option. — Die Richstagswahlen. — Mißlingen des Verſuchs, alle liberalen gemäßigten Elſäſſer um das Elſäſſer Journal zu gruppieren. — Korreſpondenzen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und im Industriel alsacien. — Wirkung dieſer Artikel bei Proteſtlern und Altdeutſchen. — Übernahme der Direktion des Elſäſſer Journals nach Entfernung des bisherigen Einfluſſes der Regierung auf das Blatt. — Umtriebe der Möllerſchen Kamarilla. — Feſtungshaft in Bitſch. — Vorbereitung der Reichstagswahlen. — Beſchluß der Partei, mich zur Orientierung nach Berlin zu ſchicken.

Digitized by Google

Seite

Kapitel 12: Als Kundſchafter in Berlin 256

Beſuch beim Oberpräſidenten von Patow in Merſeburg. — Die erſten Eindrücke des deutſchen politiſchen Lebens auf mich. — Ankunft in Berlin. — Verſuche, Verbindungen mit der liberalen Preſſe, den liberalen Parteien und der Regierung anzuknüpfen. — Beſuch bei Herzog und Hofmann. — Gründe, die eine Zuſammenkunft mit Bismarck zeitweilig inopportun erſcheinen laſſen. — Reſultate der Orientierungsreiſe.

Kapitel 13: Sieg der Autonomiſtenpartei 289

Wirkung der „Briefe aus Berlin“. — Meine Kandidatur im Kreiſe Zabern. — Die Haltung der Altdeutſchen den Autonomiſten gegenüber. — Antiklerikale Haltung der Autonomiſten. — Sieg der Partei. — Verſuche der Annäherung von ſeiten der Proteſtler. — Beſchluß der Partei, um eine Audienz bei Bismarck einzugehen.

Kapitel 14: Die Reichstagsſeſſion des Winters 1877 305

Ankunft in Berlin. — Bismarck. — Erſte Audienz beim Reichskanzler. — Die parlamentariſchen Abende beim Fürſten. — Die Berliner Geſellſchaft. — Einladung auf den Hofopernball. — Entſcheidung der Optantenfrage. — Vorbereitungen zum parlamentariſchen Kampf. — Erſtes Auftreten im Reichstag. — Der Angriff Grads. — Gerüchte über die Regelung der Verfaſſungsfrage.

Kapitel 15: Kämpfe um die Verfaſſung des Reichslandes 333

Unzufriedenheit im Elſaß. — Kablés Haltung. — Das Stellvertretungsgeſetz vor dem Reichstag. — Audienz bei Bismarck am 2. April 1878. — Das Kronprinzenprojekt, die Attentate und die Auflöſung des Reichstages. — Kleins Gedanken über die Verfaſſung. — Als Delegierter in Kiel.

Kapitel 16: Die Niederlage des Sommers 1878 358

Die neuen Reichstagswahlen. — Kablés Kandidatur in Straßburg-Stadt. — Seine giftige Polemik. — Die Zaberner Wahl. — Abreiſe nach Berlin in gedrückteſter Stimmung. — Entmutigung der Freunde.

Kapitel 17: Der Sieg — doch errungen 377

Einladung zum Palais, Unterredung mit der Kaiſerin. — Beim Kronprinzen. — Audienz bei Bismarck. — Antrag auf Errichtung einer ſelbſtändigen, im Lande befindlichen Regierung. — Eindruck auf Elſaß-Lothringen. — Verſuche Kablés, ſich zu verſöhnen. — Zuſammenkünfte mit dem Reichskanzler. — Die Reichstagsdebatte. — Eingreifen Bismarcks. — Angriff Schorlemer-Alſts. — Meine Verteidiger im Reichstag und Verkleinerer im Landesausſchuß.

Seite

Kapitel 18: Umſchwung 405

Die Wirkung der Reichstagsverhandlungen auf das Elſaß. — Die dritte Leſung. — Perſonalfragen. — Haltung der Klerikalen. — Verſuche meiner „Freunde", mich aus dem Elſaß zu entfernen. — Delegierter im Bundesrat oder Konſul? — Ablehnung Kleins ins Miniſterium einzutreten. — Ernennung zum Miniſterialrat. — Das Aufkommen der Klerikalen und ihre Verſöhnung mit Klein. — Unhaltbare Stellung. — Eintritt ins Auswärtige Amt. — Ernennung zum Konſul in Meſſina. — Abſchiedsfeſt. — Schluß.

Anhang 433

I. Lettres de Berlin 433

II. Auguſt Schneegans' ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit 465

III. Auszüge aus dem „Alsaticus" 472

IV. Noces d'argent 476

Druckfehlerverbeſſerung 480

Kapitel 1.

Kindheit und Jugend.*)

Meine älteſten Erinnerungen gehen auf das Straßburger Waiſenhaus zurück, deſſen Direktor mein Großvater war. Ich ſehe noch den großen Hof in der Mitte, — er erſchien mir damals ungeheuer, unendlich — mit ſeinem blumenbepflanzten Rondell; das Pförtnerhäuschen neben dem Eingangstor, wo ſich der alte Papa Schweikardt befand, der dem kleinen Buben ſo ſchöne, intereſſante Sachen zu zeigen hatte, ſeltſame Muſikinſtrumente, z. B. eine Hoboe in gelbem Holz, in welche ich blaſen durfte, und aus welcher ich regelmäßig ganze Staubwolken aufwirbeln ließ, die mich blendeten; Raritäten, wie einen Miniaturkarren, von Mäuſen gezogen, der aus Apfelkernen gemacht war. Ich ſehe noch den langen Gang, längs der Magdalenenkirche, welcher in die Hintergebäude führte, und aus dem ſich einige ſpitzbogige Fenſter öffneten auf die inneren, unbekannten, geheimnisvollen Höfe mit ihrem Brunnen in der Mitte und den barmherzigen Schweſtern, welche langſam längs der Mauer auf und ab gingen, die warme Sonne aufſuchend; dann die Höfe, wo die Waiſenkinder ſpielten, und wo ich mit ihnen ſpielte. Ich brachte ihnen meine Soldaten, Kanonen, Lanzen, Säbel; man erlaubte mir, manchmal in die Schule zu gehen und einen oder zwei Kameraden mitzunehmen, die, welche am bravſten geweſen waren

*) Auguſt Schneegans iſt in Straßburg am 8. März 1835 geboren.

(unter dieſen Tubach, der ſpäter Pfarrer in der Wilhelmerkirche wurde), dann ſpielten wir miteinander; zu uns geſellte ſich die Tochter des Vaters Schweikardt; ich erinnere mich noch, wie wir zuſammen eines Tages einen Kanarienvogel des Pförtners beerdigten; wir veranſtalteten ein prunkvolles Leichenbegängnis und weinten alle Tränen unſerer Augen.

In dem Gebäude rechts war die Wohnung des Direktors; ein viereckiges Vorzimmer im Erdgeſchoß vor dem Treppenhaus mit einem großen aus Rohr geflochtenem Sofa; das Eßzimmer, d. h. die Wohnſtube, mit einem großen Tiſch aus weißem Holz in der Mitte; eine hohe Wanduhr in einer Ecke, in die ich hineinkriechen konnte; Strohſtühle, zwiſchen den zwei Fenſtern ein Nähtiſchchen. Hier ſpielte ich, und hier aßen wir zu Mittag. Welche Einfachheit damals! Zinnteller, nur am Sonntag Teller, die am Rande etwas mehr geſchmückt waren; Stahlbeſtecke; am Tiſch nahmen meine Großeltern Platz, meine Tante Henriette, die Köchin und ich.

Im erſten Stock befand ſich der „Salon" mit ſchönen inkruſtierten Möbeln, den einzigen Reſten der früheren Wohlhabenheit der Familie. Man kam nicht häufig hinein; es war der Ort, wo die Familie ſich am Sonntag und an den Feſttagen verſammelte. Daneben befand ſich das Arbeitszimmer meines Großvaters; ich kam nur ſelten hinein; es flößte mir die größte Ehrfurcht ein. Dort ſpielte mein Großvater Schach oder Kriegsſpiel mit meinem Vater. Es waren dies die einzigen Spiele, die er ſpielte.

Mein Großvater war nicht immer Direktor des Waiſenhauſes geweſen. Sein Vater war Metzger und zwang ihn, obgleich er zum Studieren ſehr große Luſt hatte, dasſelbe Handwerk zu ergreifen. Nach dem Tode ſeines Vaters hatte er aber den Metzgerberuf aufgegeben. Er kaufte eine Mühle am krummen Rhein, nicht weit vom Polygon. Da er aber für die Theorien J. J. Rouſſeaus leidenſchaftlich eingenommen war, ſuchte er deſſen humanitäre Lehren ins Praktiſche zu übertragen; er führte bei ſich eine Art Arbeitergenoſſenſchaftsſyſtem nebſt Verteilung des

Gewinns ein. Die andern Müller ahmten ihm natürlich nicht nach, und er machte ſchlechte Geſchäfte. Er unternahm dann etwas Anderes, aber auch hier ohne Erfolg. Er kam immer in größere Verlegenheiten, bis er ſchließlich ruiniert war. Die Schulden wurden aber alle getilgt. Das ganze Vermögen meiner Großmutter ging freilich darauf.

Meine Großeltern hatten vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Die beiden älteſten ſind als junge Leute kurz hinter einander am Typhus geſtorben. Mein Vater war der jüngſte. Er beſuchte das Gymnaſium, als die oben erwähnte Kataſtrophe eintrat. Man mußte ihn aus Sparſamkeitsrückſichten aus der Schule ziehen und ließ ihn als Laufburſchen, ſpäter als Kommis in ein Geſchäft eintreten. Er litt ſehr unter dieſer Veränderung ſeines Geſchickes; er hätte ſo gern ſtudieren wollen; ſpäter, bis vor ſeinem Tode, ſuchte er noch die verlorene Zeit nachzuholen und das zu lernen, was er in der Schule nicht hatte lernen können; ſo abonnierte er ſich 1840 an eine „Encyclopédie des gens du monde“, und jeden Augenblick, den er frei hatte, benutzte er, um in dieſen dicken Büchern zu leſen; ich ſehe ihn noch in unſerm Comptoir, unter den Gewerbslauben, ſein weißes, mit Tinte befleckes Papiermeſſer in der Hand, wie er die Seiten dieſes weichen Papieres aufſchnitt; ich ſpielte auf ſeinem Schoße. Glückliche Erinnerungen! Ich fühle mich beim Schreiben dieſer Zeilen ganz bewegt; ich liebte meinen Vater außerordentlich. Sein Tod ließ dieſe Liebe nicht erkalten; vor vierzig Jahren habe ich ihn verloren, und ich empfinde noch den Schmerz ſeines Todes, wie wenn es geſtern geweſen wäre.

Mein Großvater, welcher Freunde in der ganzen Stadt hatte, erhielt kurze Zeit nach ſeinem Ruin einen Poſten in der Stadtverwaltung. Er wurde zum Direktor des Waiſenhauſes ernannt. Mein Vater wurde Kaufmann.

Mein Großvater blieb lange Jahre hindurch Direktor des Waiſenhauſes. Als die Katholiken in Straßburg an Einfluß zu gewinnen begannen, ſetzte man gegen dieſen ausgezeichneten Mann eine Intrige ins Werk, deren Opfer er wurde. Die

barmherzigen Schweſtern, für welche mein Großvater ſtets die Freundlichkeit ſelbſt geweſen war, ſpielten in dieſer Intrige eine wenig ehrbare Rolle; anſtatt den Direktor zu ſtützen und ihn auf die — ſcheint es von untergeordneten Beamten — begangenen Betrügereien aufmerkſam zu machen, verbargen ſie ihm dieſe Unredlichkeiten und ſetzten die Kommiſſion des Waiſenhauſes davon in Kenntnis, wie wenn der Direktor ſelbſt daran teilgenommen hätte. Mein Großvater, dem es ſeinem hochherzigen Charakter gemäß widerſtrebte, an die Wirklichkeit von Unterſchleifen zu glauben, und welcher dieſe Anklagen für ungerecht und ſchlecht begründet hielt, wollte ſeine Untergebenen decken und verteidigen — und fiel als Opfer ſeines Edelmutes.

Er wurde durch einen der katholiſchen Partei ergebenen Mann erſetzt. Die Herren waren glücklich, einen der ihrigen an die Spitze des Waiſenhauſes zu ſtellen.

Die allgemeine Achtung ſeiner proteſtantiſchen Mitbürger folgte ihm in ſeinen Fall, konnte aber nicht die dieſer geraden und gefühlvollen Seele geſchlagene Wunde heilen. Nachdem er ſich mit meiner Großmutter und meiner Tante Henriette in ein Nebengebäude des Pfarrhauſes der Thomaskirche bei meinem Onkel Pfarrer Braunwald zurückgezogen hatte, ſtarb er daſelbſt aus Kummer kurze Zeit nachher.

Die Szene ſeines Begräbniſſes iſt mir noch in lebhafter Erinnerung. Der Sarg war zwiſchen zwei Akazien im Hofe des Pfarrhauſes aufgeſtellt worden; die Kinder des Waiſenhauſes umgaben ihn weinend; weder die barmherzigen Schweſtern noch der Direktor befanden ſich im Geleite. Ich folgte dem Leichenwagen an der Hand meines Vaters. Es war das erſte Begräbnis, an dem ich teilnahm. Man ließ mich in das Haus wieder eintreten, als das Geleite das Pfarrhaus verlaſſen hatte. Ich verſtand nichts von dem, was um mich vorging, und begann im Zimmer des Onkels Braunwald zu ſpielen und die Bilder in ſeinen Büchern anzuſehen.

Meine Großmutter folgte ihrem Manne ſehr bald ins Grab nach.

Digitized by Google

Von meinen Großeltern mütterlicherſeits weiß ich weniger zu erzählen. Mein Vater hatte die Tochter eines Kaufmanns Kramp geheiratet, der unter den Gewerbslauben einen Laden hatte. Er war „Knopfmacher“, und ich erinnere mich, daß man von ihm als einem ſolchen redete. Als ich 1877 zum Abgeordneten gewählt wurde, machten mich meine Gegner in den Bierlokalen herunter, indem ſie ſagten: „Was will denn der Schneegans? Sin Großvatter iſch jo numme=n e Knopfmacher gſin.“ Im Speicher unſers Hauſes unter den Gewerbslauben waren zwei Arbeiter den ganzen Tag damit beſchäftigt, wie Seiler Garn zu drehen; am Ende eines langen Flures befand ſich eine Maſchine mit Rädern, und die Arbeiter gingen rückwärts, den Garn drehend, während ein Junge das Rad drehte. Der Laden vergrößerte ſich allmählich und wurde bald ein ſehr gut eingerichtetes und gut gehendes Poſamentierwarengeſchäft.

Eine der Schweſtern meiner Mutter war an einen Pfarrer Brion, einen Neffen der Frederike Brion, verheiratet. Ich verbrachte häufig meine Ferien bei dieſem würdigen, von Allen geliebten Landpfarrer in Goxweiler, am Fuße des Odilienberges. Ich begleitete ihn oft auf ſeinen Spaziergängen; ſehr viel verkehrte er mit dem katholiſchen Pfarrer des benachbarten Dorfes. Zu dieſer Zeit betrachteten ſich die Pfarrer beider Konfeſſionen als Kollegen. Seitdem hat es ſich ſehr geändert. Dort war es auch, daß ich eines Tages, wie ich es in der „Gegenwart“ erzählt habe, in der Bibliothek meines Onkels ein Manuſkript von Goethes „Mitſchuldigen“ entdeckte.

Leider ſollte ich meinen Vater nicht lange haben. Er erkrankte infolge einer Unvorſichtigkeit. An einem heißen Sommerabend, als er ſich auf dem Landhauſe eines Onkels von mir in Schiltigheim befand, zog er ſeinen Rock aus, und obgleich er ſtark ſchwitzte, legte er ſich ins Gras, um zu ſchlafen. Er erkältete ſich und bekam eine Lungenentzündung. Sein Leben war in Gefahr. Er genas jedoch — aber er trug in ſich den Keim des Todes; die Lungenentzündung verurſachte allmählich eine langſame Schwindſucht. 1847 wurde er nach Gais in die

Schweiz geschickt, wo ich zu ihm mit meiner Mutter stieß. Im Herbst starb er.

Ich glaube in meinem Leben keinen größeren Schmerz erlitten zu haben. Ich blieb allein mit meiner Mutter und wurde von ihr und meiner Tante Henriette erzogen. Es war eine stille, einsame Frauenerziehung, die ich genoß. Von Natur war ich schweigsam und schüchtern. Der Verkehr mit andern Buben auf der Schule bewirkte aber, daß ich aus mir herauskam und allmählich ein munterer Junge wurde, der sich auch sehr rege an allen dummen Schulstreichen beteiligte. Ich hatte zuerst eine Privatschule besucht und trat dann ins protestantische Gymnasium ein. Der Unterricht wurde halb französisch, halb deutsch erteilt, in der 7. Klasse noch ganz deutsch. Lateinisch lernte ich zuerst nach deutscher Art aussprechen. Ich erinnere mich noch des Tages, wo unser Lehrer ankündigte, es sei der Befehl gekommen, von nun an nach französischer Art auszusprechen. Er sagte es uns in gereiztem, geringschätzigem Tone und machte sich selbst lustig über das tü, das sich so lächerlich anhörte. Natürlich lachten wir auch aus vollem Halse darüber. Nichtsdestoweniger mußten wir uns daran gewöhnen.

Das Studieren machte mir große Freude. Namentlich zog mich Geschichte, Geographie und Literatur an. Ich las auch sehr viel zu Hause. So kannte ich die Geschichte, bevor ich sie auf der Schule lernte. Das Aufsatzschreiben machte mir auch sehr viel Spaß und zwar sowohl in deutscher wie in französischer Sprache. Drei Lehrer waren es, die auf mich den größten Einfluß ausübten: Herr Roissac, der Lehrer des Französischen, von dem ich lernte, diese Sprache ordentlich zu schreiben und zu sprechen; die Herren Riff und Baum, meine Lehrer in der deutschen Sprache und Religion. Wenn ich noch im Alter von vierzig Jahren wieder anfing, deutsch zu schreiben und deutsche Reden zu halten, verdanke ich es dem gründlichen deutschen Unterricht, den sie mir auf der Schule gaben. Übrigens war deutsch eigentlich meine Muttersprache gewesen. Mit meinen Eltern hatte ich mich stets dieser Sprache bedient. Das Vater-

unſer, die Kirchenlieder kannte ich in deutſcher, nicht in franzöſiſcher Sprache. Ein franzöſiſcher Gottesdienſt iſt mir immer wie etwas Fremdes, Ungewöhnliches vorgekommen.

Ich war in der 4. Klaſſe, als, infolge der von Paris kommenden Befehle, der Gebrauch des Franzöſiſchen ſich in den Familien wie in den Schulen einbürgerte. Mein Onkel Schweighäuſer, der Lehrer am Gymnaſium war, kam eines Tages zu meiner Mutter, um ihr zu ſagen, daß die Befehle der Regierung ſehr ſtreng wären und daß man mit den Kindern nicht mehr franzöſiſch reden dürfe. Meine Mutter jammerte; ſie erklärte, ſie würde es nie fertig bringen. Sie mußte es doch und gewöhnte ſich daran. Nur meine Tante Henriette fuhr bis zu ihrem Tode — lange nach der deutſchen Eroberung — fort, deutſch zu ſchreiben. Sie war das Patenkind des Dichters Hebel geweſen, der viel im Hauſe meiner Großeltern verkehrt hatte und bewahrte ihm zeitlebens die größte Bewunderung. Die Revolution des Jahres 1848 brach aus, während ich in der 4. Klaſſe ſaß. Es war ein furchtbares Durcheinander! Unſer Geſchichtslehrer, der „Vater Engelhardt," war ein alter Republikaner; er glaubte die Geſchichte des Mittelalters unterbrechen zu müſſen, um uns eine Vorleſung über den Republikanismus zu halten, von dem wir abſolut nichts verſtanden, — das einzige, was uns imponierte, war, daß man am Ende der Stunde die Marſeillaiſe ſang und von Zeit zu Zeit die Stunde unterbrach, um ſo laut als möglich zu rufen: Es lebe die Republik! Das ſchmeichelte außerordentlich unſerem guten Lehrer. Jeden Augenblick bekam man frei. Einmal war es das Verfaſſungsfeſt, das Föderationsfeſt oder das Feſt der Vereinigung des Elſaſſes mit Frankreich, der Pflanzung der Freiheitsbäume, der Verbrüderung mit den polniſchen Flüchtlingen oder mit den badiſchen Freiſchärlern. Dann kam die Nationalgarde! Alle unſere Verwandten, unſere Lehrer, die ganze Welt gehörte zur Nationalgarde. Warum wären wir nicht ſelber Nationalgardiſten geworden? In der vierten Klaſſe begann dieſe Bewegung. Wir bildeten eine Kompagnie. Mein Onkel gab uns eine Trommel. Ich wurde zum Hauptmann ernannt;

ein Freund von mir, Pont, zum Leutnant; der Sohn eines Gendarmen, der ſchlechteſte Schüler und größte Taugenichts, wurde Tambour und Trompeter zu gleicher Zeit; er beſaß ein Klapphorn und konnte ihm verzweifelte Töne entlocken; dieſes Talent mußte man doch ausnutzen! Die anderen Klaſſen folgten; bald gab es ein halbes Dutzend Kompagnien; es wurde ein Bataillon daraus: und ich wurde zum Bataillonschef ernannt.

Am Donnerstag veranſtaltete man ein großartiges Manöver im Hofe des Gymnaſiums; ich ſollte kommandieren, aber da ich, wohlverſtanden, nicht einmal das ABC des Handwerks verſtand, ſo ging alles durcheinander; und einige Tage darauf brach eine großartige Revolution aus, infolge deren alle Offiziere, ich an der Spitze, ſchmählich abgeſetzt und durch die größten erſetzt wurden und diejenigen, welche die lauteſten Stimmen hatten; in der vierten Klaſſe war es ein gewiſſer Hagemann, welcher mir nachfolgte. Ich habe es ihm nie verziehen, dieſem biederen Hagemann; alle abgeſetzten Offiziere begannen natürlich ſofort Oppoſition zu treiben und ſich über ihre Nachfolger luſtig zu machen, ganz beſonders, als dieſe ſtatt der hölzernen Flinten, welche uns das Gymnaſium gegeben hatte, Pionierkarabiner verlangten, und dieſe uns — natürlich — verweigert wurden. Die Lehrer nahmen dann die Sache ſelbſt in die Hand; unſere Offiziere wurden durch „instructeurs“ erſetzt, wirkliche Sergeanten und Korporäle; man ließ uns ernſthafte Übungen mit unſeren hölzernen Flinten ausführen, aber die Säbel, die Schärpen, die Tambours und Trompeten wurden abgeſchafft. Wir hatten aber doch unſere ſchönen Tage der Unabhängigkeit, der „Autonomie“ gehabt.

Eines Tages, am Feſte der Freiheitsbäume, wenn ich nicht irre, wurde uns geſtattet, mit der Armee und der Nationalgarde vor den Behörden vorbeizumarſchieren. Die Lehrer kommandierten, mein Onkel Schweighäuſer marſchierte an der Spitze; er trug ſeinen Schirm wie einen Säbel ſtramm an die Seite gedrückt; wir marſchierten in Kompagniefront, und unſere Offiziere kommandierten. Hagemann hatte ſeinen Ehrentag. Pont und

Digitized by Google

ich waren wütend. Ach! dieſer elende Hagemann, der Offizier war und ſich ſo aufſpielen durfte, bloß weil er einen Kopf größer war als wir und eine Stentorſtimme hatte!

Als die Stürme der Revolution ſich legten, begann man wieder auf der Schule ruhig zu arbeiten. Ich abſolvierte das Gymnaſium, ohne daß ſich noch irgend etwas Merkwürdiges ereignet hätte. Verwandte von mir wollten mich Theologie ſtudieren laſſen, aber ich ſträubte mich energiſch dagegen. Es ſchwebte mir dunkel eine Literatenzukunft vor, und ſo ſtudierte ich denn am „Seminar“ und in der Faculté des lettres zunächſt klaſſiſche Philologie.

Am „Seminar“ waren die Studien viel ernſter wie an der Faculté. Die Profeſſoren, die an dieſer Anſtalt lehrten, waren nichts anderes als Rhetoren, Phraſenhelden, bei denen man nur die Kunſt lernen konnte, abgedroſchenes Zeug in ein ſchillerndes Gewand zu ſtecken. Nur die Herren Janet und Fuſtel de Coulanges nehme ich von dieſem Urteil aus. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, in welcher Art man lehrte. Es war gerade damals der Krimkrieg ausgebrochen. Herr Colin, der über griechiſche Literatur las, wollte beweiſen, wie ſehr das griechiſche Altertum auf die moderne Welt Einfluß ausübte. In einer glänzenden peroratio, die er durch fortwährende wuchtige Fußtritte in ſein Katheder ſtützte, rief er aus: „Wie nennt man die Kriegsſchiffe, welche Frankreich nach Sebaſtopol ſchickt? Sehen Sie nur den Jupiter, z. B. der ebenſoſehr ſeinen Donner über die Meereswogen dahinrollen läßt, wie ehemals der Vater der Götter, der olympiſche Zeus!“ In ſeinen Vorleſungen polemiſierte Herr Colin auch fortwährend gegen ſeinen Kollegen der lateiniſchen Literatur, Herrn Laſſitte, der ſein Todfeind war. Eine wiſſenſchaftliche Größe war auch dieſer keineswegs. Er verdankte ſeine Ernennung der 48er Revolution. Er war zum Profeſſor ernannt worden, obgleich er die nötigen Univerſitätsgrade nicht beſaß, und bloß wegen ſeines Republikanismus. Über unſeren Kopf ſchleuderten ſie einander die beißendſten Epigramme.

Nur in den „Conférences“, einer Art Seminarien, arbeitete

man ernſthaft. Man las die Autoren, man ſchrieb Aufſätze in franzöſiſcher, lateiniſcher Sprache, man machte Überſetzungen aus der fremden und in die fremde Sprache. Mit einem Worte, das war die wirkliche Vorbereitung auf das Examen. In den Übungen des Herrn Janet lernte ich ſchreiben und denken. Ein ganzes Semeſter ſtudierten wir den Discours de la Méthode von Descartes. Ich konnte nicht genug die Methode des Herrn Janet bewundern, ſein großes Wiſſen, die Feinheit ſeiner Bemerkungen, die Klarheit ſeines Unterrichts. Ich hatte die klare Empfindung, daß ich vor dieſen Stunden zu denken nicht gelernt hatte. Er vollendete für mich den Unterricht im Franzöſiſchen, den Herr Roiſſac mir gegeben hatte. Ich habe ihm die größte und ehrfurchtvollſte Dankbarkeit bewahrt.

Ich habe mir ſeitdem häufig geſagt, daß dieſe Unterrichtsart den Deutſchen fehlt. Man lehrt die Studenten ſehr viele Dinge, welche wir nicht wußten; die Studien ſind viel höher, wenn man will; aber es ſcheint mir, als ob die Deutſchen nicht lernen, den rechten Ausdruck für ihre Gedanken im Stile zu finden. Herr Janet hatte uns gelehrt, vor allem in Gedanken und Ausdruck einfach zu ſein, nur das zu ſagen, was nötig war, aber es auf die klarſte und korrekteſte Weiſe zu ſagen; er wiederholte häufig, daß wir lernen müßten, unſere Gedanken in ſo wenig Worten als möglich auszudrücken, und nur die Dinge zu ſagen, die in einem beſtimmten Augenblick geſagt werden mußten. Seine Unterrichtsart ſchien hauptſächlich dieſes Ziel zu verfolgen: aus unſerem Gehirn alles Geſtrüppe zu entfernen, welches in Gehirnen von zwanzig Jahren ſo häufig die erſten Schößlinge erſtickt. Er ſchnitt alles Unnötige, Überflüſſige weg — was übrig blieb, war nutzbar und ſchön gewachſen.

Als ich meine Studienzeit beendigt, fragte es ſich, was ſollte ich jetzt tun? Ich dachte nicht daran, in die Schulkarriere einzutreten. Ich fragte mich nur, wie ich es anfangen könnte, um in die Literatenlaufbahn einzulenken.

Der Zufall — oder die Vorſehung — denn wer würde wagen, zu behaupten, daß die Vorſehung es nicht darauf abſähe,

uns zu führen, uns Wege und Pfade zu öffnen, und uns die Mittel zu geben, unſere Zukunft ſelbſt zu machen? — kam mir zu Hilfe und führte mich plötzlich in ganz neue Bahnen.

Kurze Zeit nach meinem Examen befand ich mich mit einem meiner Freunde im Finkweilerbade. Während wir hin- und herſchwammen, ſagte er mir auf einmal lachend: „Hätteſt du Luſt, Büffel in der Donau ſchwimmen zu ſehen?“ — Ich antwortete ihm auch lachend: „Gewiß, das wäre recht intereſſant.“ — Als wir aus dem Waſſer geſtiegen waren, begann er wieder: „Weißt du, es iſt ernſt. Wenn du in die Moldau gehen willſt, ſo hätteſt du Gelegenheit dazu. Der Notar Pouſin iſt beauftragt, für die Donaukommiſſion einen Sekretär zu ſuchen, der franzöſiſch und deutſch kann.“ — Wir begaben uns zum Notar in der Münſtergaſſe. Er beſtätigte mir, was mein Freund mir geſagt hatte; man bot 6000 Franken Gehalt an und als Koſten für die Hin- und Rückfahrt jedesmal 900 Franken. Ich erklärte ihm, daß ich entſchloſſen ſei, anzunehmen, und er ſchrieb ſofort nach Galatz.

Der Vertreter Frankreichs in der europäiſchen Donaukommiſſion war ein Elſäſſer. So erklärte ſich die Vermittelung des Straßburger Notars. Die Reiſe, die ich nunmehr antrat, war für mich wie eine Offenbarung. Ich war bis dahin niemals aus unſerer rheiniſchen Gegend herausgekommen. Außer dem Elſaß kannte ich nur einige Teile der Schweiz und des Großherzogtums Baden. Und nun öffnete ſich plötzlich die Welt vor mir.

Ich reiſte zunächſt über Frankfurt nach Thüringen. Ich ſah die Wartburg, ich ſah Weimar und ſchwelgte in hiſtoriſchen Erinnerungen. Ich hatte die größte Bewunderung für Goethe, einen wahren Kultus für ihn. Und nun betrat ich die Stätte, die er betreten, ich ſah den Garten, wo er gewandelt, leider konnte ich das Haus nicht ſehen, das er bewohnt. In Dresden war es die Kunſt, die mich feſſelte. Zum erſtenmal ſah ich die Bilder großer Meiſter. Stundenlang blieb ich vor der Madonna Siſtina. Ich konnte mich von dem herrlichen Werke nicht

trennen. Von dort ging es nach Prag. Schon da hatte ich die Empfindung, mich in einer neuen, bis dahin unbekannten, ſlawiſchen Welt zu befinden. Im Gaſthof, wo ich abſtieg, muſizierte eine Zigeunerkapelle; eine ergreifende, wilde Muſik mit fieberhaften, unbekannten Rhythmen und Harmonien. Über Wien fuhr ich nach Budapeſt und ſchiffte mich am Tage darauf an Bord eines Dampfers ein, der mich nach Galatz bringen ſollte.

Es war eine merkwürdige Reiſe. Ich hatte den Eindruck, von der Ziviliſation in die orientaliſche Welt überzugehen. In Belgrad zeigte man uns von weitem die Reſte von Briganten, welche die Türken gepfählt hatten. Ich konnte nur undeutlich Fetzen erkennen, die an Pfählen hingen. Dann kam das Eiſerne Tor. — Der Dampfer tanzte auf den Fluten; große Vögel kreuzten hoch in der Luft über unſeren Häuptern; man ſagte uns, daß es Adler ſeien. Am Strand entlang zeigte man uns in den Felſen eingehauen die Reſte einer alten römiſchen Straße. In Turn Severin erblickten wir die Pfeiler der Brücke Trajans. Es ſtieg vor mir ein neues Altertum auf, das ich noch nicht kannte; die klaſſiſche Welt wurde für mich wieder lebendig. Trajan, die Dacier, Ovid! — es war ein merkwürdiges Gefühl, das ich empfand, als ich ſo die Vergangenheit vor mir aufſteigen ſah. Das klaſſiſche Altertum ſchüttelte für mich den Staub der Bibliothek ab, und wurde etwas Greifbares, etwas Lebendiges. An Bord des Dampfers befand ſich eine bunt gemiſchte, höchſt originelle Geſellſchaft: ein ſlawiſcher „Fürſt“, der mit jedermann Karten ſpielte und ſtets gewann, eine ruſſiſche Familie aus Odeſſa, — der Vater, ein alter Griesgram, den Kopf in allerhand Tücher eingewickelt, der den ganzen Tag über ſeine entſetzlichen Zahnſchmerzen ſeufzte, während die zwei jungen Damen, die ihn begleiteten, eine braune und eine blonde, alle zwei hübſch und luſtig, lachend und rauchend, die Huldigungen aller jungen Leute, in den Salons und Kajüten entgegennahmen, dann ein franzöſiſcher Kaufmann, der rechte Typus eines genußſüchtigen Lebemannes, der ſich gerne auch in verdächtige Geſchäfte einläßt, welcher ſich ſeiner Bekanntſchaft mit allen mög-

Digitized by Google

lichen walachiſchen und moldauiſchen Fürſten rühmte, ferner ein preußiſcher Beamter der Donaukommiſſion, ein kleiner Mann von gedrungener Geſtalt, ſteif und ſtramm in ſeinen Bewegungen, auf dem Kopfe immer eine Ordonnanzmütze mit preußiſcher Kokarde, endlich Ungarn, Walachen, Ruſſen, Türken, für mich eine ganz neue Welt. Hier hatte ich zum erſtenmal ſo recht die Empfindung der Enge unſeres elſäſſiſchen Horizonts, zugleich mit einem anderen Gefühl. Bis dahin hatte ich mein ganzes Leben mit Leſen, Studieren verbracht; ich wußte eine Menge von Dingen, ich war licencié ès lettres — und doch auf der Donau, dort im Süden, ſagte ich mir, daß ich eigentlich von den Menſchen und von der wirklichen Welt gar nichts wußte, und daß alles, was ich gelernt hatte, im Vergleich zu dem, was ich noch kennen zu lernen hatte, gar nichts war.

Der Dampfer landete in Galatz gegen Abend. Ich war überraſcht beim Anblick dieſer Stadt. Es war eine Art großes Dorf, die Häuſer ſahen wie Meßbuden aus, niedrig, mit ſchmutzigen, wurmſtichigen Brettern bedeckt; das Ganze machte einen wackeligen, proviſoriſchen Eindruck; dort wo man bei uns die Straße ſucht, gewahrte man nur einen unendlichen Schlamm; Büffel oder Ochſen mit langen gekrümmten Hörnern zogen ſchwere und primitive Karren durch dieſen Moraſt; man ſah auch merkwürdige ländliche Wagen, in denen der Bock, der Sitz, die Lehne und der Boden von einem Teppich unordentlich zuſammen geworfenen Heus bedeckt waren, die Kutſcher trugen Mäntel aus Schafpelz und hatten auch mit Schafpelz gefütterte Mützen. Zunächſt kam es darauf an zu landen; eine heulende, brüllende, aufgeregte Menſchenmenge erwartete den Dampfer und ſtürzte ſich auf ihn. Es waren die Träger, die ſich unſeres Gepäcks und unſerer Perſonen bemächtigten, eine unſaubere, ſchmutzige Schar, die einen unausſtehlichen Geruch ausſtrömte und die eher wie Räuber ausſahen als wie Dienſtmänner. Kaum hatte ich das Schiff verlaſſen, als ſchon mein Koffer im Heu einer carouza verſchwand; ich mußte mich gegen eine Legion Träger verteidigen, die alle behaupteten, meinen Koffer getragen zu

haben, die Droſchke flog im Galopp von einer lahmen Roſinante geſchleppt, durch die ſchlammigen Straßen nach dem Hotel, welches ich angegeben hatte. Eine lange Viertelſtunde wurde ich durch ein Labyrinth ſchmutziger Gaſſen, durch weit ausgedehnte, menſchenleere Straßen, zwiſchen Bretterhäuſern und Bauernbaracken geführt, bis ich ſchließlich vor dem Hôtel de Paris ankam. Ich fand dort den Generalſekretär der Donaukommiſſion, Herrn Mohler, der mich erwartete und mich gleich zum Eſſen mit den Kommiſſären Frankreichs und Rußlands einlud.

Ich verbrachte in Galatz ein volles Jahr und hatte Zeit, die Eindrücke dieſes ſo neuen Lebens, dieſes ſo ſeltſamen Landes, dieſer ſo merkwürdigen Geſellſchaft auf mich wirken zu laſſen.

Die Moldau und Walachei waren damals noch nicht geeinigt; ſie bildeten zwei der Türkei als Vaſallenſtaaten unterworfene Provinzen. Sie wurden von Fürſten regiert, denen man den Titel Kâïmakâm gab und von denen man die erſtaunlichſten Dinge erzählte, Geldgeſchichten, Weibergeſchichten, namentlich Weibergeſchichten. Niemand ſchien für dieſe Fürſten irgendwelche Ehrfurcht zu hegen, niemand ſchien ſie ernſt zu nehmen. Zu Gunſten der Vereinigung der beiden Fürſtentümer wurde zwar agitiert, aber man merkte es kaum. Das Volk ſchien ſich um dieſe Dinge nicht zu bekümmern. Die Moldauer machten mir im allgemeinen den Eindruck einer halb wilden, verdummten, trägen, unempfindlichen, an blindes Gehorchen gewohnten Bevölkerung. Alles ſchien die Moldauer zu verachten, die Griechen, Polen, Öſterreicher, Engländer, die alle in Galatz ziemlich große Kolonien hatten, namentlich die Griechen.

Beim erſten Mittageſſen machte ich die Bekanntſchaft einiger Mitglieder jener europäiſchen Kommiſſion, deren Sekretär ich werden ſollte. Es dauerte nicht lange, da kannte ich auch ſchon die übrigen. Die Kommiſſare waren faſt alle Mitglieder des Konſularkorps ihres Landes; es traf ſich, daß die meiſten ſpäter Karriere machten, und daß dieſes entſetzliche Loch Galatz für ſie der Durchgangspoſten wurde für eine glänzende, ſpätere Zukunft.

Der Generalſekretär war Herr Mohler, ein Elſäſſer aus

Oberehnheim. Er ſtammte aus einer ſehr katholiſchen Familie. Er iſt der erſte Chef geweſen, den ich gehabt habe. Ich habe ihn immer ſehr liebenswürdig gefunden. Er hatte nichts Bureaukratiſches an ſich; er war ſehr feſt und ernſt in geſchäftlichen Angelegenheiten, außerhalb der Bureaux behandelte er aber die Beamten wie ſeinesgleichen. Das konnte man nicht von Herrn Bitter ſagen, dem preußiſchen Kommiſſar, welchem die Oberleitung der Bureaux anheimgegeben war. In der Ausübung ſeines Amtes zeigte er die bekannte Strammheit und Schneidigkeit der alten preußiſchen Bureaukratie. Wir Sekretäre ertrugen ſein Benehmen nur mit Widerſtreben und innerlicher Empörung. Manchmal kam es zu recht heiteren Szenen. Der preußiſche Kommiſſar zog aber am Ende immer den Kürzeren. Der arme Mann hatte außer mit zwei preußiſchen Sekretären, die ihn verſtanden und ihm gehorchten, mit Sekretären aller möglichen und unmöglichen Nationalitäten zu tun, deren bureaukratiſche Erziehung ſehr zu wünſchen übrig ließ. Ich rechne mich in erſter Linie zu dieſen unerzogenen und ungehorſamen; ich kam gerade von der Univerſität und kam mir wie ein Student in Ferien vor. Von Bureauarbeit verſtand ich abſolut nichts; ich war im Grunde nach Galatz gereiſt, nicht um eine Stellung zu finden, ſondern um die Welt zu ſehen, und aus dem engen Bereich meiner Heimat zu kommen. Die Bureauarbeit, welcher ich mich — wenn auch mit Widerſtreben — unterziehen mußte, nahm mich doch ganz in Anſpruch. Von 9 Uhr bis Mittag, von 2 bis 4 oder 5 ſaß ich an meinem Pult. Ich hatte Briefe an die Kâïmakâms, an den Präfekten, ich weiß nicht mehr an welche Behörden zu redigieren; dann mußte ich aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche Ingenieurberichte über die Donaumündungen überſetzen. Die Anfänge waren hart; ſtand ich doch einer mir ganz neuen Sprache gegenüber, mußte ich doch mit Ausdrücken umgehen lernen, die mir bisher unbekannt geweſen waren. Ich war im Franzöſiſchen, Deutſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen wohl bewandert, ich hatte bis dahin aber keine Ahnung gehabt von Baggermaſchinen und Schlammräumern, von Hafendämmen, von

Bohrarbeiten und Anſchwemmungen. Wir hatten ein ganzes Perſonal von Ingenieuren und Architekten, die einen Deutſche, die andern Engländer, welche maſſenhaft Berichte ſchrieben; natürlich fanden die Engländer die Deutſchen töricht und dieſe taten desgleichen. Ich überſetzte alſo die Berichte der Deutſchen, namentlich des Cheſingenieurs, Nobiling, eines Spezialiſten, der mit den Regulierungsarbeiten des Rheins in Coblenz beauftragt geweſen war und den man hatte kommen laſſen, um den ewigen Streitigkeiten zwiſchen dem engliſchen Ingenieur Hartley und ſeinem deutſchen Kollegen Richardt ein Ende zu machen. Endlich gelang es mir, das zu verſtehen, was ich zu überſetzen hatte, und dieſe neue Sprache zu beherrſchen.

In den Bureaux lernte ich eine ganz bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft kennen: neben wirklichen Beamten heruntergekommene Exiſtenzen, die eine mehr als fragwürdige Vergangenheit hinter ſich hatten, auch einige junge Leute, die gerade wie ich nach Galatz gekommen waren, um die Welt zu ſehen. Unter dieſen freundete ich mich ganz beſonders mit einem Hamburger, namens Schäfer, an, der in der Ingenieurabteilung war. Ich habe ſpäter die Beziehungen zu ihm wieder aufgefriſcht, als ich in den Reichstag gewählt wurde.

Meine Einrichtung in Galatz war ſehr merkwürdig. In den erſten Tagen bot mir ein Herr von der Donaukommiſſion Gaſtfreundſchaft in ſeinem Hauſe an, ein niedriges Haus, wie beinahe alle Häuſer dort, die nur ein Erdgeſchoß haben, nur einige Stufen über den Boden ſich erhebend, mit einer auf den erſten Anblick ſchönen griechiſchen Säulenhalle, ſonſt aber ein recht baufälliges Gemäuer.

Um eine Wohnung zu finden, mußte ich mich an einen Juden wenden. Die Juden waren damals die Vermittler für alles in Galatz. Dieſer Jude mietete für mich und einen andern Kollegen eine Baracke aus Holz und Kleiberlehm, welche auf dem ſteilabfallenden Lehmwall lag, der die untere Stadt von der oberen trennte. Eine hölzerne Veranda umgab das Häuschen, halb vermoderte Bretter dienten als Dach, ein Flur trennte

das Innere in zwei Hälften, von denen jede ein ziemlich großes Eckzimmer und einen kleinen Alkoven enthielt; hinten führte der Korridor zu einer Küche, zu einem Zimmer für die Dienstboten, Vorratskammer und anderen Nebenräumen, das alles in einem geradezu malerischen Zustande des Verfalls. Der Jude kaufte uns zu gleicher Zeit Möbel, ließ alles in die Baracke bringen, richtete sie ein, verschaffte uns Betttücher, Wäsche, Küchengeräte, bezahlte und legte uns dann seine Rechnung vor.

Es gab damals kein einziges möbliertes Zimmer in Galatz, und die Wohnungen im Hotel waren sehr teuer und sehr unsauber. Man mußte sich also auf diese Weise einrichten. Ich verstand jetzt, warum man einem einfachen Sekretär ein Gehalt von 6000 Francs gab.

Unser Essen nahm ich mit mehreren Kollegen zusammen in einer eigentümlichen, von einem österreichischen Wirt gehaltenen Herberge; auch das war eine merkwürdige Baracke. Aber wie gefiel uns dieses Barackenleben damals! Das war doch etwas neues, originelles, romanhaftes, halb wildes! „Auf der Schwelle der Zivilisation", sagten wir unter uns und wir freuten uns, vom Schicksal in dieses seltsame Milieu verschlagen worden zu sein.

Hier, in dieser Herberge gaben wir uns Rendezvous nach den Stunden der Arbeit; hier verübten wir alle möglichen Jugendtorheiten; wir ließen Drehorgelspieler von der Straße heraufkommen, Zigeuner, die uns Bären oder Affen vorführten; wir ließen uns vom Wirt und seiner Frau erzählen, auch sie heruntergekommene, gescheiterte Existenzen. Wir unterhielten uns mit Moldauern, Griechen, Russen, Österreichern; dann unternahmen wir große Forschungsreisen in den verschiedensten Stadtvierteln, eine merkwürdige Stadt aus Baracken und Blockhäusern, mit krummen, ungepflasterten, unerleuchteten, von keiner Behörde überwachten Straßen. Jeder von uns trug seinen Revolver, seine Blendlaterne und seinen Stockdegen. Diese Streifzüge waren nicht ohne wirkliche Gefahr. In der niederen Stadt namentlich wohnte eine zu allem fähige Griechenbevölkerung. Mord und

Todſchlag war dort an der Tagesordnung, für uns ein Grund mehr, an ſolchen abenteuerlichen Exkurſionen Gefallen zu finden.

Das Leben in Galatz iſt für meine ganze ſpätere Zukunft von großem Einfluß geweſen. Dort habe ich zuerſt gelernt, die einzelnen Nationalitäten zu ſtudieren und auch zu würdigen. Ich habe ſchon dort die Eigentümlichkeiten von Deutſchen und Franzoſen zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Schon zu dieſer Zeit fühlte ich mich merkwürdig hin- und hergezogen zwiſchen meinen franzöſiſchen und deutſchen Beziehungen. Ich kann wohl ſagen, daß bereits damals in mir der Kampf zwiſchen dieſen zwei Elementen begann; ich fühlte, daß ich dem einen ebenſo ſehr gehörte wie dem andern, aber doch mit einem gewiſſen Unterſchied. Ich fühlte mich Schäfer gegenüber behaglicher als z. B. den franzöſiſchen Marineoffizieren, die ich kennen lernte, als ein Kanonenboot im Hafen lag; mit einem namentlich, Herrn Férat, hatte ich Freundſchaft geſchloſſen. Ich hatte hauptſächlich dieſe Empfindung: die Franzoſen wollen, daß du dich ihnen hingibſt, ſie nehmen dich ſehr freundlich auf, ſie ſind in der Form außerordentlich liebenswürdig, laſſen ſich aber nicht leicht ſelber auch ins Herze ſchauen. Die Deutſchen dagegen geben Hingabe für Hingabe. — Daneben zog mich aber die Feinheit des Auftretens der Franzoſen, ihre guten Manieren, ihr Savoir vivre, ihre Eleganz viel mehr als die etwas rauhen, weniger abgeſchliffenen Formen der Deutſchen an — und in dieſem täglich ſich wiederholenden Kampfe komme ich immer wieder auf dieſe Empfindung zurück: die Beziehungen zu den Franzoſen ſind oberflächlicher, die zu den Deutſchen ſind tiefer und deshalb dauerhafter, weil ſie aufrichtiger ſind — und die Urſache dürfte vielleicht die ſein: Im Grunde findet meine innere Natur, meine Denkungsart, meine Auffaſſungsweiſe bei den Deutſchen ein treueres Echo, eine befriedigendere Antwort, die Antwort von Leuten, welche ebenſo denken und fühlen wie ich, — während dies nicht bei den Franzoſen der Fall iſt.

Wie oft habe ich mich nicht im Laufe meines Lebens demſelben Kampfe zwiſchen dieſen zwei Elementen gegenüber ge-

funden. Ich habe mich ſchließlich für das deutſche Element entſchloſſen, als für dasjenige, welches meinem innern Sein beſſer zuſagte, und ich habe es nie bedauert. Im Gegenteil, ſeit dem Tage, wo ich dieſen Rubikon überſchritten habe, empfinde ich eine wohltuende Beruhigung, die mir vorher abging. Es kommt mir vor, ich ſei ein Menſch, der ſeine Familie und ſein wahres Vaterland wiedergefunden habe; — das hindert mich freilich nicht, Frankreich das pietätvolle Gedenken zu bewahren, die Dankbarkeit, die ich ihm ſchulde, als dem Lande, in welchem ich zu leben und zu denken gelernt habe; das hindert mich nicht, wie ehemals die Feinheit, die Eleganz der Manieren, welche die Franzoſen auszeichnen, der oft etwas groben Rauheit der Deutſchen vorzuziehen.

Ich bedauere, daß die Situation gegenwärtig noch derartig iſt, daß die Franzoſen von ſeiten eines Elſäſſers ein ſolches Glaubensbekenntnis nicht gelten laſſen wollen; ſie antworten durch Beleidigungen denen unter uns, — denn ich bin nicht der Einzige, der ſo denkt — welche ſo reden; ſie ſtoßen die Hand zurück, welche wir ihnen entgegenſtrecken, denn ihre Eitelkeit erlaubt ihnen nicht, anzunehmen, daß jemand, der Franzoſe geweſen iſt, ſich in Deutſchland als Deutſcher wohl fühlen kann.

Digitized by Google

Kapitel 2.

Die Lehrjahre in Paris und Straßburg.

Ich verließ Galatz nach Ablauf eines Jahres und kehrte über Konstantinopel, Griechenland und Italien nach Straßburg zurück. Aber ich blieb nicht in der Heimat; ich hatte die Welt gesehen und sehnte mich nach einem größeren Wirkungskreis. Deshalb siedelte ich Ende 1858 nach Paris über und blieb dort bis zum Mai des Jahres 1862. Die zwei ersten Jahre, die ich in der französischen Hauptstadt verbrachte, waren Jahre des Suchens und Tastens. Ich hatte Mühe mich zu orientieren; ich arbeitete wenig; ich war noch ganz unter dem Eindruck eines Liebesromans, den ich in Galatz erlebt hatte, und der mein ganzes Sinnen und Trachten erfüllte. Ich schrieb noch Gedichte*),

*) Die ersten Gedichte A. Schneegans' sind deutsch gewesen. Es sind kurze, in einem nur für die Familie und engere Freunde, Primavera betitelten Band, veröffentlichte Gedichte, aus den Jahren 1853—56, die von warmer Liebe für die Natur erfüllt, die Orte besingen, die Sch. als Jüngling auf seinen Bergtouren durchwanderte (Alpenglühen am Thuner See, Sonntagsfrühe, Junkers Waldlied, Waldtraum, Gewitter im Anzug). In den Jahren 1855—56 schwankt er zwischen der französischen und der deutschen Sprache. Während er den Mummelsee deutsch besingt und das Märchen von Goldner in deutschen Versen erzählt, übersetzt er in französische Verse ein Gedicht des Anakreon und die Abschiedsszene von „Romeo und Julie" oder dichtet ganz im Sinne Victor Hugos' und Théophile Gautiers phantasievolle Balladen, die Merlin und das Feenreich oder das von den französischen Romantikern so sehr gefeierte Spanien zum Gegenstande haben. Nur noch einmal, 1857, schreibt er bei seiner Durchfahrt durch Thüringen ein Gedicht „Luther auf der Wartburg" in deutscher Sprache. Interessant

und es ſind dies vielleicht die beſten, die ich jemals geſchrieben habe, aber alle großen Pläne von Romanen, Theaterſtücken, welche ich bis dahin gehabt hatte, ließ ich wieder fallen; ſobald ich arbeitete, verfiel ich wieder in dumpfe Träumerei; ich verſuchte den Roman meines Lebens zu ſchreiben, aber ich war noch zu

---

iſt es aber — und ich habe darauf in einem Artikel der Erwinia VI 3 1898, dem ich dieſe Bemerkungen entnehme, beſonders aufmerkſam gemacht —, daß, wenn die Form der Gedichte auch ganz franzöſiſch iſt, aus den Alexandrinern doch oft eine, nicht gerade deutſch zu nennende, aber doch ſpeziell elſäſſiſche, an das ſpätere Sehnen des Politikers nach ſelbſtändiger Autonomie bereits mahnende, recht bemerkenswerte partikulariſtiſche Stimmung herausklingt. In einem vom 15. Auguſt 1857, dem Geburtstage Napoleons III., datierten Gedichte an den Rhein beſingt Sch. mit Wehmut die ſchöne Zeit, wo die Straßburger noch frei waren, wo ſie ihren eigenen Magiſtrat und ihre eigenen Sänger hatten; jetzt ſei es leider anders geworden:

„Sur nos remparts nouveaux de nouvelles bannières
Flottent! fières aussi — mais si soudain nos pères
Revenaient — nul d'entre eux ne les reconnaîtrait
Et de ces étendards nul d'entre eux ne voudrait."

Und er wendet ſich an den Rhein, deſſen Murmeln die in ſeinen Wellen noch lebende Vergangenheit zu beklagen ſcheine. Wie glänzend ſei ſie doch geweſen jene Zeit, wo Straßburg das Aſyl der Freiheit war, wo die großen Könige mit dem Magiſtrat wie mit ihresgleichen verkehrten:

„Toi, de ce grand passé, fleuve, tu te souviens!
Mais nous! — Ah, voilez-vous, nos souvenirs anciens!
Nous oublions Strasbourg pour regarder la France,
Nous nous glorifions de notre obéissance,
Il nous faut approuver ce que la France a dit,
Et nous sentir heureux quand Paris applaudit.
Humbles, nous inclinons le front devant le maître,
Pour faire notre cour, nous laissons disparaître
Dans l'éternel oubli nos fastes glorieux
D'autrefois, notre histoire et les noms des aïeux.
On a mis le harnais à la libre cavale,
On a nommé chef-lieu Strasbourg, la capitale,
On gratte l'écusson de nos anciens palais,
On brode à nos collets, les galons des laquais,
Et tu te laisses faire, ô Strasbourg, ma patrie,
Et docile, tu bois ton Léthé, tu renie
Ton passé — de ta main tu fermes son cercueil
Et des pères les fils ne portent plus le deuil."

Dann fordert er Straßburg auf, ſich zu erinnern an die Zeit, wo ſein Name wie eine leuchtende Fackel über Deutſchland ſtrahlte, wo ſeine Dichter

ſehr in ihm befangen, als daß ich mich über den Stoff hätte erheben können. Andererſeits fand ich auch nicht in Paris den Wirkungskreis und das Milieu, welche mich dieſer Stimmung hätten entreißen können und die mir die Kraft gegeben hätten, mich voll und ganz der Literatur zu widmen. Ich hatte den Fehler begangen — den viele Elſäſſer begehen — in Paris den Verkehr mit meinen Landsleuten aufzuſuchen; wir wohnten zuſammen, mehrere Schüler der Ingenieurſchule und ich, in einem kleinen Hotel der rue des Beaux arts, wir aßen zuſammen, wir verbrachten die Abende gemeinſam, wir verließen einander nicht — es war wie wenn ein Stück des Elſaſſes nach Paris hinübergetragen worden ſei; wir kannten uns alle mehr oder weniger ſeit unſerer Kindheit, wir ſchloſſen uns immer mehr an einander an und zwar mit großer Ausſchließlichkeit gegen alle andern Elemente. Es war ein Unglück für mich ſpeziell, daß

ſich mit Königen an den Tiſch ſetzten; jetzt ſei die Zeit dahin; kein Dichter wage es mehr, Straßburg zu beſingen, und doch lebe im Elſaß ein ſtarker Volksſtamm „dure l'écorce, le cœur d'or"; er möge ſich ermannen, daß man ihn nicht vergeſſe. Der Einfluß deutſcher Vergangenheit auf den elſäſſiſchen Dichter läßt ſich noch in andern Gedichten wahrnehmen. Von der größten Begeiſterung iſt Sch. für Goethe erfüllt, den er in einem ſchwungvollen franzöſiſchen Gedichte 1857 als ſeinen Meiſter beſingt. In einem andern läßt er ſich von einem deutſchen Sänger erzählen, Napoleon habe den ſchlafenden Barbaroſſa im Kyffhäuſer beſucht, wo ihm der greiſe Kaiſer prophezeit habe, daß Deutſchland ſich erheben und ſeine ehrgeizigen Pläne zu Schanden machen würde. — Zahlreiche Gedichte von Goethe, auch einige von Heine, Geibel und Tieck übertrug er in franzöſiſche Verſe. Sonſt weilt ſeine Muſe am liebſten in der franzöſiſchen Romantik, mit der ſie den Haß gegen den Klaſſizismus und die Begeiſterung für das Mittelalter und ſeine wunderbare Feenwelt teilt. In den Gedichten, die er während ſeines Galatzer Aufenthalts und nachher ſchreibt, macht ſich eine große Wandlung bemerkbar. Jetzt iſt es nicht mehr das Mittelalter mit ſeinen zinnengekrönten Burgen und ſtahlbepanzerten Rittern, es iſt nicht mehr die idealiſtiſch-ſchüchterne Troubadourliebe, die ihn begeiſtert; des Orients ſtets ſtrahlende Sonne entflammt ihn für die Farbenpracht des Südens und gibt ihm zugleich den Sinn für die klaſſiſche Schönheit der Linie ein; tief empfundene Leidenſchaft durchglüht ſeine Liebesgedichte; in ſeiner Weltanſchauung verdrängt ein unleugbarer, wenn auch ſtets ſeiner Epikureismus den früheren frommen Kinderglauben, deſſen Schwinden er in manchen Gedichten beweint, deſſen Engherzigkeit er in andern dagegen verſpottet.

ich mich nicht dieſem Milieu zu entreißen vermochte, daß ich nicht einen weiteren Wirkungskreis und weiteren Verkehr finden konnte, daß ich nicht in die Pariſer Geſellſchaft einzudringen vermochte, welche dasſelbe Zukunftsideal verfolgte als ich, die Geſellſchaft von Dichtern, Schriftſtellern, Künſtlern. Erſt gegen Ende meines Pariſer Aufenthaltes lernte ich allmählich einen Teil dieſer Welt kennen, nachdem ich die rue des Beaux arts verlaſſen hatte, nachdem ich Redakteur des Nord geworden und in dem deutſchen Inſtitut Kornemann Stunden zu geben anfing. Ich machte damals die Bekanntſchaft Théophile Gautiers und ſeines Sohnes, Alexandre Weills, Hippolyte Caſtilles von der Revue Européenne, Calonnes, Charpentiers, Arnoulds.

Meine erſten „praktiſchen" literariſchen Verſuche waren aber wenig ermutigend geweſen. Ich hatte einige Erinnerungen an meine Reiſe im Orient aufgeſchrieben*); ich brachte ſie Herrn Ubicini, dem Verfaſſer ſehr geſchätzter Werke über die Donaufürſtentümer; er fand ſie gut und ſtellte mich einem Herrn vor, welcher damals Direktor der Revue d'Orient war. Meine Artikel wurden aufgenommen und veröffentlicht. Einige Zeit nachher bot mir dieſer Direktor an, die Chefredaktion dieſer Revue zu übernehmen, mit einigen tauſend Franken Gehalt, Teilnahme am Benefiz u. ſ. w. — ich mußte mich freilich anheiſchig machen, zuerſt ſelber ungefähr 20 000 Francs in das Unternehmen zu

*) Viel ſpäter, als Sch. in Meſſina Konſul war, hat er einzelne Eindrücke, die er an den Ufern der Donau, in Galatz, erhalten hatte, in einer in Nord und Süd zuerſt, ſpäter auch in Buchform: Aus fernen Landen, Breslau, Schottländer 1886, veröffentlichten Novelle literariſch verwertet. Dieſe Novelle Eurikleia verſetzt uns in die Ebene der Dobrudſcha und führt uns in dem Rahmen einer anmutigen Liebesgeſchichte und eines Jagdabenteuers die merkwürdigſten Typen jener gemiſchten Bevölkerung vor, die rückſichtslos tyranniſchen, aber doch den Fremden gegenüber klugen und vorſichtigen Türken, die ſchlaffen zu einer energiſchen Handlung nur ſchwer ſich aufraffenden Bulgaren, in der Geſtalt der ſchönen und anmutigen Eurikleia das den Türken als Erbfeind betrachtende und haſſende Griechenvolk. Und unter dieſen ſich gegenſeitig bekämpfenden Raſſen, die aus allen Gegenden Europas zuſammengeſtrömten Fremden, den ſchwärmeriſchen Rheinländer, den ironiſchen Preußen, den mit den militäriſchen Türken ſympathiſierenden ehemaligen franzöſiſchen Soldaten.

ſtecken. Ich fragte ſofort Herrn Ubicini um Rat. Er zeigte ſich — zu meiner großen Überraſchung — ſehr entrüſtet über das, was er eine „ſchlechte Handlung“ dieſes Direktors nannte; er ſchrieb ihm in meiner Gegenwart einen ſehr ſcharfen Brief; darauf entſchuldigte ſich der Direktor einige Tage nachher; es ſeien Mißverſtändniſſe geweſen, ſagte er, meine Artikel würden immer hochwillkommen ſein u. ſ. w. Ich erfuhr, daß dieſe Revue nur von ſolchem Schwindel lebte; naive junge Leute ließen ſich fangen und zahlten von Zeit zu Zeit einige tauſend Franken, ſie wurden Chefredakteure und entdeckten dann, daß ſie beſtohlen waren.

Mein zweites Abenteuer trug ſich in einem andern Milieu zu. Unſerm Kreis der rue des Beaux arts hatte ſich ein junger Mann angeſchloſſen, der mit einem unſerer Freunde verwandt und befreundet war, Adrien Marx, ein Nanziger Jude, ein ſehr kluger, witziger, kecker Mann, der an nichts zweifelte, wie die meiſten ſeiner Raſſe. Er hatte ſich dem damaligen Direktor des Figaro vorgeſtellt und hatte in ſeine Zeitung Eingang gefunden. Er bot mir eines Tages an, mich als Theaterkritiker für eine literariſche Zeitung, den Monde théâtral oder Moniteur des théâtres zu empfehlen. Ich ging mit ihm zum Direktor, der mich ſehr gut empfing und mir vorſchlug, die Kritik der Theater des linken Ufers — abgeſehen vom Odéon — zu übernehmen. Es waren lauter kleine Theater; ich nahm nichtsdeſtoweniger an, denn ich dachte mir, daß man wohl von unten anfangen müſſe. Ich erhielt Eintrittskarten für alle dieſe kleinen Bühnen und machte mich wacker an die Arbeit. Den Tag, nachdem mein erſter Artikel erſchienen war, ließ mich der Direktor zu ſich kommen und empfing mich mit den Worten: „Man hat vergeſſen, Ihnen das wichtigſte mitzuteilen; Ihr Artikel iſt ganz hübſch, aber es iſt durchaus nicht, was ich wünſche. Hier iſt die Liſte der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche ſich an meine Zeitung abonniert haben. Von ihnen ſagen Sie nur Gutes. Hier iſt die Liſte der andern! Dieſe reißen Sie mir immer herunter, bis ſie ſich abonniert haben.“ Ich traute meinen

Ohren nicht und ſchlug dieſes Anerbieten natürlich ab. Der Herr Direktor lachte mir darauf ins Geſicht und ſchimpfte mich einen naiven Toren. Ich nahm meinen Hut und ging.

Adrien Marx trat in die Redaktion des Figaro ein; er machte Karriere; hatte er doch alles, was für dieſe Zeitung nötig war, — ich hatte dagegen das Gefühl, daß ich es hier nicht zu etwas bringen würde. Er ſchlug mir vor, mich dem Direktor vorzuſtellen; ich weigerte mich. Dieſe Art Literatur ſagte mir nicht zu. Ich war zu ſehr Elſäſſer, zu ſchwerfällig — oder zu ernſthaft, um hier Erfolge erzielen zu können.

Da es mit der Literatur nicht ging — auch märchenhafte Erzählungen, die ich ſchrieb, hatten keinen Erfolg — tat ich — auf den Rat des von mir hochgeſchätzten Prof. Bruch in Straßburg, mit deſſen Familie ich ſehr befreundet war — Schritte, um einen Platz in der Konſularkarriere zu erhalten. Herr Prof. Bruch war der Meinung, daß das Jahr, welches ich in Galatz zugebracht hatte, mir dieſe Laufbahn öffnen würde. Er gab mir einen Empfehlungsbrief für den Staatsrat, Herrn Léon de Buſſière; ich wurde auch dem Direktor des Konſulatsweſens, Herrn von Leſſeps, dem Bruder des berühmten Leſſeps, vorgeſtellt. Dieſe Herren empfingen mich ſehr gut, aber ich erfuhr doch bald, daß für mich keine Hoffnung beſtand, in dieſe Laufbahn einzutreten, da ich keine regelmäßigen Vorſtudien gemacht hatte. So verſuchte ich es denn nochmals mit der Preſſe. Durch die Herren Ubicini und Grün ließ ich mich dem Direktor des Nord, Herrn von Poggenpohl, vorſtellen. Ich beabſichtigte, literariſche Artikel in ſeiner Zeitung zu veröffentlichen. Herr von Poggenpohl überließ mir das Feuilleton und bat mich, politiſche Artikel über die Donauſtaaten zu ſchreiben, die ich — mehr oder weniger — kannte. Ich wurde mit allem beauftragt, was die Moldau, Walachei, Serbien u. ſ. w. betraf, und ergriff dieſe Gelegenheit, um jene Länder eingehender zu ſtudieren, als ich es bisher getan hatte. Außer den Artikeln im Nord, veröffentlichte ich noch eine Studie über die Bulgarei im Courrier français von Hippolyte Caſtille. Im Nord war auch

Théophile Gautier Sohn tätig, der zu gleicher Zeit in der Redaktion der Revue Nationale Charpentiers mitarbeitete. So kam ich dazu, dieſe Revue zu leſen. Laboulaye ſchrieb darin Artikel, welche meinen Geſinnungen entſprachen. Ich hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmte politiſche Meinung. Ich war der Anſicht, daß die Form der Regierungen eigentlich Nebenſache, das Weſen Hauptſache ſei. Ich war jung, alſo liberal, und fand, daß die Revue Nationale meinen Gedanken am beſten entſprach. Ich wurde liberal nach Art Laboulayes; ich las Benjamin Conſtant, Tocqueville und eignete mir ihre Anſichten an. Ich war vor allen Dingen überzeugt, daß der Feind der Ultramontanismus ſei; die katholiſche Kirche mit ihrer Sucht, die Geiſter beherrſchen zu wollen, erſchien mir als der Erbfeind der Gewiſſensfreiheit, der jeden geiſtigen Fortſchritt hemmte. Das war meine Anſicht damals und iſt es noch heutzutage.

Neben den politiſchen Artikeln über den Orient, die ich im Nord ſchrieb, verfaßte ich auch literariſche Eſſais, von denen einige, ſo der über Michelet, Aufſehen erregten. Auch in der Revue Contemporaine war ich tätig; ich trat ebenfalls in Beziehungen zum Temps und zu deſſen Chefredakteur, meinem Landsmann Neffzer.

Ich wäre wahrſcheinlich in Paris geblieben und hätte auch dort meinen Weg gefunden, wenn ich nicht die Abſicht gehabt hätte, mich bald zu verheiraten.*) Da aber meine pekuniäre Lage eine ſehr prekäre war, mußte ich mich nach einer feſten, ausreichenden und dauernden Lebensſtellung umſehen. Durch meine

*) Die Braut, ſpätere Frau von Aug. Schneegans, Frl. Anna Bruch, war die Tochter des Straßburger Theologieprofeſſors und Predigers in St. Nicolai, Friedrich Bruch, des ſpäteren erſten Rektors der Straßburger Univerſität. Die Memoiren ſprechen nicht von den Familienverhältniſſen meines Vaters. Wie glücklich dieſelben waren, möchte ich aber nicht verſchweigen, und verweiſe deshalb auf das im Anhang abgedruckte franzöſiſche Gedicht, welches Schneegans zu ſeiner ſilbernen Hochzeit verfaßte. Es möge als ſchönes Zeugnis eines ſeltenen Familienglückes und zugleich auch als Specimen ſeines franzöſiſchen Stiles ſeinen Platz in den Memoiren finden. — Aus der Ehe A. Schneegans' ſind vier Söhne und eine Tochter entſproſſen.

Digitized by Google

Verwandten in Straßburg erfuhr ich, daß an der von Herrn Boerſch geleiteten dortigen liberalen Zeitung, dem Courrier du Bas Rhin, eine Redakteurſtelle frei war. Ich bewarb mich darum und erhielt ſie. Dieſe Stellung hielt ich zwar damals nur für eine proviſoriſche, gewiſſermaßen als Sprungbrett, um zu einer Pariſer Zeitung mich aufzuſchwingen. Ich war ſehr überraſcht, als der Direktor des Temps, Neffzer, mir dies energiſch widerriet; ich würde mich viel glücklicher in Straßburg fühlen, meinte er, und er fügte nicht ohne Bitterkeit hinzu, uns Elſäſſern könne es doch niemals gelingen, uns an das Leben und die Menſchen in Paris zu gewöhnen. Unſer Vaterland ſei und bleibe das Elſaß. — Solche Empfindungen entſprachen damals den meinigen nicht.

Mein Chefredakteur, Herr Boerſch, war ein Mann von großem Wiſſen und klarem, methodiſchem Verſtand; er durchſchaute die politiſchen Situationen richtig und wußte die Wendungen in der Politik gut vorauszuſehen. Aber von Charakter war er herriſch und mißtrauiſch, im höchſten Grade egoiſtiſch und empfindlich; es war außerordentlich ſchwer, mit ihm auszukommen. Namentlich am Anfang behandelte er mich ſehr ſchlecht. Ich, der ich ſchon im Nord, in der Revue d'Orient, im Courrier français geſchrieben hatte, mußte mich nun zuerſt damit zufrieden geben, den lokalen Teil zu übernehmen und über Feuerwehr- und Geſangvereinsfeſtlichkeiten zu ſchreiben. Ich tat es ohne Murren, da ich mein Handwerk von Grund auf lernen wollte. Ich entſchädigte mich dadurch, daß ich literariſche Feuilletons ſchrieb, die in Paris Beifall fanden, in Straßburg freilich wenig geleſen wurden. Zugleich begann ich die Verwaltungsfragen, die finanziellen und politiſchen Verhältniſſe, wie ſie ſich gerade boten, eingehend zu ſtudieren und bildete mir auf dieſe Weiſe mein Journaliſtenrüſtzeug.

Im Laufe der Zeit kam ich aber doch dazu, auch den politiſchen Teil der Zeitung zu redigieren. In den Ferien, während der Abweſenheit Boerſchs, und wenn er an den Sitzungen des Generalrats teilnahm, mußte ich ihn vertreten. Es fand ſich,

daß die Artikel, die ich ſchrieb, dem Publikum gefielen; als Boerſch ſah, daß ich ihm nützlich ſein konnte, öffnete er mir immer mehr die Spalten der Zeitung. Ich fuhr daneben fort, für den Temps und den Courrier français zu ſchreiben, freilich ohne Boerſch davon zu ſprechen. Lange Jahre hindurch bin ich Berichterſtatter für die rumäniſchen und bulgariſchen Fragen, dann für die Schweiz und für Deutſchland geweſen. Dieſe Artikel wurden bemerkt und häufig zitiert, ja ſogar abgedruckt. Ich hatte die innerliche Genugtuung, zu ſehen, daß Boerſch auf meine Artikel aufmerkſam wurde, daß er ſie lobte, im Courrier du Bas-Rhin zitierte, ohne zu wiſſen, aus welcher Feder ſie ſtammten, ja ſogar, daß er durch ſie angeregt wurde. Ich ſchrieb zu gleicher Zeit unter verſchiedenen Pſeudonymen Feuilletons für den Temps.*) Ich bin einer der erſten geweſen, der im Temps die Frage der Notwendigkeit, die Nationalökonomie in das Programm der Schulen und Akademien aufzunehmen, beſprochen hatte. Dieſes Feuilleton wurde damals in der franzöſiſchen Preſſe ſehr viel kommentiert.

Herr Boerſch war jedoch von einer ganz merkwürdigen Antipathie gegen alles erfüllt, was pariſeriſch war, überhaupt gegen alles, was von jenſeits der Vogeſen kam. Er wiederholte ſtets in ſeinen Unterhaltungen mit mir, daß die Elſäſſer eine Raſſe für ſich ſeien, daß wir mit den „Welſchen" nichts gemein hätten. Er hatte auch keine weder literariſche noch politiſche Beziehungen zu den Pariſer Literaten oder Politikern. Er haßte ſie, und ſie taten desgleichen ihm gegenüber. Als Edmond About ſich in Zabern niederließ, ſuchte ich ihn auf. — Herr Boerſch zeigte ſich ſehr entrüſtet darüber; er riet mir, in Straßburg zu bleiben und den Verkehr mit ihm abzubrechen. Als ich den Beſuch von Chatrian, von Hippolyte Caſtille, von Reffzer, von

*) So unter dem Pſeudonym A. S. Bruière: Une saison en Allemagne, auch in Buchform erſchienen. Es iſt dies eine ironiſierende Beſchreibung des Lebens und Treibens in den deutſchen Bädern, wie Baden-Baden, Karlsbad und anderen. Deutſchland wird als krähwinkliger, in kleinlichen Partikularismus verſinkender Staat dargeſtellt.

Digitized by Google

Th. Gautier Sohn, von vielen anderen noch erhielt, weigerte er ſich, ſie zu ſehen, und jedesmal, wenn ich von ihnen ſprach, antwortete er damit, daß er ſie herunterriß. Weshalb? Er duldete wohl meine literariſche Mitarbeiterſchaft unter Pſeudonymen*) in den Pariſer Zeitungen, er ſprach mir aber niemals von dieſen Artikeln, tat ſo, als ob er ſie ignorierte, zuckte die Achſeln und redete höchſtens ironiſch lächelnd von meinen literariſchen Anwandlungen. Ich hatte alſo recht, ihm nicht von meiner eifrigen Mitarbeiterſchaft in Pariſer Zeitungen zu ſprechen. Man wird verſtehen, daß ich mich merkwürdig geſchmeichelt fühlen mußte, wenn er meine eigenen Artikel, deren Verfaſſer er nicht kannte, zitierte und ſie mir als Muſter bezeichnete, denen ich nachſtreben ſollte. Wenn er den Verfaſſer gekannt hätte, würde er nicht ſo geredet haben.

Die liberale Bewegung begann zu dieſer Zeit (1863) in Paris und in der Provinz ſtärker hervorzutreten. Ich ſtudierte mit großer Vorliebe die Werke Ed. Laboulayes, Benjamin Conſtants, Tocquevilles; ich trat in perſönliche Beziehungen zu Herrn Laboulaye. Dieſes Studium wurde für mich von großem Nutzen. Meine Artikel im Courrier du Bas-Rhin ließen dieſen Einfluß verſpüren. Ich fand, daß die Anſichten Laboulayes den meinen genau entſprachen.

*) Preußenfeindliche Tendenzen verfolgte Schneegans auch in einem Conte „Étonnements d'un pèlerin", welches er mit andern Märchen zuſammen in Buchform veröffentlichte. Preußen wird in dieſer Erzählung als das Land dargeſtellt, das ſich rühmt „de marcher à la tête de la civilisation", obgleich es die Städte und Dörfer verbrennt und die übrigen deutſchen Länder mit eiſerner Rückſichtsloſigkeit zum Anſchluß an ſich zwingt. — Andere Contes von Schneegans halten ſich von der Politik fern und ſind ganz romantiſch-phantaſtiſch. Fortwährend führt uns der Dichter, ohne daß wir es recht gewahr werden, von der Welt des Wirklichen in die Welt des Wunderbaren hinein, ſo z. B. in der Geſchichte des Chevalier Pygmalion, wo ein in düſterer Kapelle verwahrtes Bild zugleich eine wirkliche Landſchaft iſt, in der man einen Ritter und eine Edeldame wandeln ſieht, oder die Geſchichte des Meiſters Antonio Carca, in der man ſtets im Zweifel iſt, ob man es mit einem Traum oder dem wirklichen Leben zu tun hat; ebenſo die greuliche Histoire mystérieuse, in der von unbekannter Hand aus unbekannten Gründen an Unſchuldigen grauenhafte Morde verübt werden.

Ich war damals 27 bis 28 Jahre alt. Zur Zeit des Staatsſtreiches war ich noch beinahe ein Kind geweſen; ich hatte nicht mit Bewußtſein erlebt, was damals vorgegangen war, und nahm die Situation an, wie ſie einmal war; ich hätte mir nur etwas mehr Freiheit und Ehrlichkeit gewünſcht. Zufällig ſah ich auf ihrer Durchreiſe in Straßburg einige Vertreter der republikaniſchen Partei, ſo die Herren Scheurer-Keſtner aus Thann; ihr Auftreten mißfiel mir im höchſten Grade, ſtieß mich geradezu ab und ich machte nie den Verſuch, mich ihnen zu nähern. Sie wurden ſpäter meine erbittertſten Feinde. Sie fühlten wohl, daß ſie mir antipathiſch waren und gaben es mir wieder zurück.

Ich begann, mich immer intenſiver mit Politik zu beſchäftigen; mit einigen Freunden, die alle älter waren als ich, mit Küß, Klein, Kablé, E. Lauth ſtürzte ich mich in die Genoſſenſchaftsbewegung, die damals hervorzutreten begann. Ich war gewöhnlich Schriftführer aller Stiftungen zum Wohle des Volkes, die wir gründeten, Volksbibliotheken, Konſumvereine, Volksküchen, Mietsvereine. Ich war auch in die Freimaurerloge eingetreten und fand dort — neben ſehr wenig ernſthaften Elementen — Männer, die ſich für das Volkswohl aufzuopfern bereit waren, Zopff, den Präſidenten Schaller, Wolff. Durch dieſe Beziehungen kam ich immer mehr in das öffentliche Leben hinein; ich war Mitglied der Wahlvereine und ſaß im Vorſtand.

Im Laufe der Zeit wurde unſere Aufmerkſamkeit immer mehr auf die äußere Politik gerichtet. Der Krieg des Jahres 1866 war für uns Elſäſſer von größter Bedeutung. Boerſch und ich waren in der Haltung, die wir befolgen ſollten, nicht einig. Er wollte Preußen als proteſtantiſche Nation unterſtützen; er meinte, zwiſchen Napoleon und Preußen müſſe ein Einvernehmen beſtehen, Frankreich würde nach dem Siege Preußens als Entſchädigung das linke Rheinufer erhalten. Ich befolgte einen anderen Gedankengang. Abgeſehen von ethiſchen Gründen, die mich Preußen als den Angreifer, der bekämpft werden müßte, erſcheinen ließ, dachte ich, daß ich, wenn ich das Intereſſe Frankreichs und des Elſaſſes ins Auge faſſen ſollte — und das war doch meine

Pflicht —, einen Sieg Preußens nach Kräften verhindern müßte. Ein ſolcher würde gewiß nicht bloß eine Verminderung von Frankreichs Anſehen bedeuten, ſondern den Krieg herbeiführen, d. h. die Niederlage Frankreichs und die Eroberung des Elſaſſes. Ich konnte damals das Hin- und Herwogen der öffentlichen Meinung ſehr wohl beobachten. Wie die Anſichten überhaupt von 1866 bis 1870 wechſelten, war recht ergötzlich mit anzuſehen. 1866 waren die meiſten unſerer Freunde für Preußen, und man machte mir heftige Vorwürfe, Öſterreicher zu ſein und zur „Partei der Kaiſerin" zu halten. Als im Jahre 1867 die Gefahr, die ich 1866 vorhergeſagt, ſich näherte, als der von mir gefürchtete Konflikt bedrohlich wurde, ſchlug ich Lärm. Da warf man mir vor, ein kriegsluſtiger Chauviniſt zu ſein. Als im Jahre 1870 der Krieg vor der Türe ſtand, blies ich in die Alarmtrompete: Gebt Acht! Ganz Deutſchland wird ſich wie ein Mann erheben und mit Preußen gegen uns marſchieren, und wir werden zermalmt werden — da empörten ſich dieſelben Leute gegen mich und warfen mir vor — ein Preuße zu ſein.

Wie in Diplomatenkreiſen die Ereigniſſe zwiſchen 1866 und 1870 beurteilt wurden, möge folgender Vorfall beleuchten. Zur Zeit der luxemburger Affäre kam der Geſandte Herr Rothan auf das Bureau des Courrier du Bas-Rhin und las uns einen Bericht vor, den er an die franzöſiſche Regierung über die Lage Deutſchlands richten wollte. Er ſagte uns mit großer Höflichkeit, daß er unſere Anſicht hören wollte, bevor er ſeinen Bericht abſchickte. In dieſer Arbeit ſprach er ſich in einem Sinne aus, der uns überraſchte, und der ſeine geringe Kenntnis der Lage in Deutſchland offenbarte. Er ſagte, daß im Falle eines Krieges gegen Frankreich Süddeutſchland ſich vom Norden losſagen, daß Bayern und Württemberg niemals mit Preußen marſchieren würden, und Frankreich auf ihre Mitwirkung oder wenigſtens gewiß auf ihre Neutralität würde rechnen können. Herr Boerſch bekämpfte dieſe Anſichten aufs eifrigſte, und ich ſekundierte ihn nach Kräften. Herr Rothan hörte uns mit großer Aufmerkſamkeit zu, ohne jedoch überzeugt zu ſcheinen; er glaubte feſt an die Möglichkeit,

daß der Süden ſich vom Norden loslöſen würde. Nach meinen damaligen Eindrücken zu urteilen, glaube ich nicht, daß er das Falſche habe plädieren wollen, um das Wahre zu erfahren, oder daß er zu einem anderen Zwecke unſere eigentliche Anſicht habe ergründen wollen. Als er das Zimmer verlaſſen hatte, ſchlug Herr Boerſch die Hände über den Kopf und rief: „Und das ſind die Diplomaten, die wir in Deutſchland haben! So unterrichtet man die Regierung über das, was jenſeits des Rheines vor ſich geht! Sie wiſſen alſo nicht, daß beim erſten Trompetenſtoß am franzöſiſchen Ufer alle Deutſchen, groß und klein, Männer und Frauen, ſich alle gegen uns einigen werden — und daß es ein Krieg bis aufs Meſſer ſein wird.“ Herr Rothan kam ſpäter noch einmal auf die Zeitung, um uns einen Bericht zu leſen. Dieſer ſtand im direkten Gegenſatz zum erſten. Herr Boerſch ſagte mir dann: „Er hat ſeinen zweiten Bericht auf Grund unſerer Unterhaltung von neulich gemacht und wird ſich nun damit auf den Tuilerien aufſpielen. Und das ſind unſere Diplomaten!“

Ich traf Herrn Rothan ein drittesmal auf der Eiſenbahn an, als ich mich nach Heidelberg zu einem Freunde begab. Er ſtieg in den Wagen zweiter Klaſſe ein, in welchem ich ſaß; wir blieben allein, und wiederum ſprach er die ganze Zeit über die Lage in Deutſchland. Er kam immer wieder auf ſeine erſten Eindrücke zurück und ſagte mir, daß er nicht ſo ſicher ſei wie wir, daß der Süden und Norden zuſammen marſchieren würden; er glaube vielmehr, daß im Falle eines Krieges das ganze Gerüſt des Jahres 1866 zuſammenſtürzen würde.

Ich erwähne dies alles beſonders aus dem Grunde, weil Herr Rothan in ſeinen Büchern von ſeinen Berichten über Deutſchland geſprochen hat, die ihn als einen der erſten erſcheinen ließen, welche den Mut gehabt hätten, dem Kaiſer Napoleon zu ſagen, daß Süddeutſchland mit Preußen marſchieren würde u. ſ. w. Wenn dieſe Berichte in dieſem Sinne geſchrieben worden ſind, ſo iſt es gewiß nicht vor dem Beſuche geſchehen, den er uns in Straßburg abſtattete.

Digitized by Google

Die acht Jahre, die ich im Courrier du Bas-Rhin zugebracht habe, ſind Jahre der Vorbereitung geweſen, in denen ich außerordentlich viel gearbeitet und gelernt habe. Die Technik des Journalismus, die Politik, die Menſchen lernte ich von Grund aus kennen. Es ſollten Zeiten kommen, ernſte, ſchwere Zeiten, in denen ich die Erfahrungen, die ich geſammelt, oft unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, unter fortwährenden Kämpfen, verwerten ſollte.

Kapitel 3.

Während der Belagerung Straßburgs.

In meiner „Geſchichte des Krieges im Elſaß“ habe ich verſucht, ein Bild der Stimmung in Straßburg vor und während der Belagerung zu entwerfen. In dieſem Buche habe ich jedoch meine Beobachtungen nicht vollſtändig wiedergegeben. Politiſche Erwägungen haben mich daran gehindert. Dieſe Geſchichte erſchien als Feuilleton in der „Helvétie“ noch während des Krieges. Ich durfte nicht, der ich damals Franzoſe war, Deutſchland dadurch Waffen gegen Frankreich liefern, daß ich alles berichtete, was ich geſehen hatte. Heute fallen dieſe Rückſichten weg. Die Geſchichte verlangt ihr Recht. Und es iſt auch gut, daß man die ganze Wahrheit erfahre. Wenn man immer die Geſchichte allein von dieſem Geſichtspunkte aus geſchrieben hätte, würde unſer Urteil nicht durch die unſinnigen Legenden gefälſcht worden ſein, welche die Parteiverblendung aufeinander gehäuft hat, und unter denen der geſunde Menſchenverſtand des franzöſiſchen Volkes erſtickt worden iſt.

Als die deutſchen Zeitungen bei Beginn des Krieges von einer „deutſchen Partei“ in Straßburg ſprachen, verkannten ſie die Sachlage im Innern der Stadt vollſtändig. Es gab wohl in Straßburg einige Männer, drei oder vier, die zu jeder Zeit ihre Vorliebe für Deutſchland kundgegeben hatten, aber ſie ſpielten keine politiſche Rolle bei uns, ſie übten keinen Einfluß aus und traten während der Belagerung nicht hervor. Dagegen brach ſich

Digitized by Google

ſeit den erſten Tagen der Belagerung — wie ich des näheren noch ausführen werde — der ſpeziell elſäſſiſch-partikulariſtiſche Geiſt Bahn, der in vollem Gegenſatze ſtand zum „welſchen Geiſt“, d. h. zum Geiſt der franzöſiſchen Behörden und der „Kolonie“.

Wenn die Deutſchen nicht den Fehler begangen hätten, unſere Stadt zu beſchießen, und auf die ſpeziell elſäſſiſchen Anſchauungen gleich von vorn herein mehr Rückſicht genommen hätten, würde dieſe partikulariſtiſche Stimmung bei uns ſehr bald vorgeherrſcht haben; denn die Elemente derſelben lagen alle vor und harrten nur der Entfaltung.

Die letzten Jahre des Kaiſerreiches hatten unſere Anhänglichkeit an Frankreich ſehr geſchwächt; ſie hatten in unſeren Herzen alte elſäſſiſche Klänge, die lang verſtummt waren, wieder zum Leben erweckt. Schon im Jahre 1865 konnte man Straßburger Politiker ſich bereits die Frage vorlegen hören, ob nicht die Zukunft dem Elſaß eine internationale Neutralität bringen werde, ähnlich derjenigen der helvetiſchen Republik. Als nach der Schlacht bei Wörth eine franzöſiſche Zeitung die Nachricht brachte, daß der König von Preußen die Niederlegung der Feſtung und Neutraliſierung des Elſaſſes verlangte, ſtieß dieſe Meldung nicht auf Gleichgültigkeit bei der Bevölkerung, noch weniger auf feindlichen Widerſtand — ich meine natürlich die eingeborene Bevölkerung, nicht die franzöſiſchen Eingewanderten. — Später, als am Tage nach der Kapitulation dasſelbe Gerücht ſich verbreitete, nahm es die Bevölkerung mit derſelben Freude entgegen wie Schiffbrüchige, die am Horizonte ein Segel auftauchen ſehen.

Das betrübende Schauſpiel, welches uns ſeit dem Anfang des Krieges das franzöſiſche Heer geboten hatte, war weit entfernt, in uns die erloſchene Begeiſterung wieder zum Aufflammen zu bringen. Wir waren entſchloſſen, unſere Pflicht als Franzoſen zu erfüllen, aber erfüllten ſie reſignierten Herzens. Das Heer ſahen wir heranrücken ohne Ordnung, ohne Disziplin, alles deſſen beraubt, was den Sieg vorbereitet oder zu ihm berechtigt. Die Offiziere frivol, unwiſſend, prahleriſch — die Soldaten in kleid-

ſamer Uniform, luſtig, ſtets zum Lachen aufgelegt, reizend anzuſchauen — aber es waren andere Tugenden nötig, um ein Volk zu beſiegen, das man auf ſo gehäſſige Weiſe herausgefordert und welches ſich einmütig erhoben hatte, um Haus und Herd gegen die Invaſion zu ſchützen. Wer aufrichtig war, mußte bei Beginn dieſes Krieges die Empfindung der Ungerechtigkeit unſerer Sache haben.

Der „Courrier du Bas-Rhin“ hatte ſich auf meine Initiative gegen die zum Kriege hetzende Politik ausgeſprochen. Ich hatte ſchon ſeit Jahren den Gang der Politik auf beiden Ufern des Rheins aufmerkſam verfolgt. Ich hatte beſonders bei Anlaß des Lutherfeſtes in Worms Gelegenheit gehabt, die Stimmung in Deutſchland zu beobachten. Ich war außer mir über die franzöſiſche Politik, dieſe infame, perfide Politik von Schülern Loyolas. Ich ſagte mir immer wieder und glaube es auch in meiner Zeitung ausgeſprochen zu haben, daß, wenn es einen Gott im Himmel gibt, Frankreich aus dieſem Kriege geſchlagen und zerſchmettert hervorgehen würde. Bei dieſem Widerſtand gegen den Krieg blieb der „Courrier“ bis zum letzten Augenblick, d. h. bis zum Tage nach der Erklärung des Krieges.

Es fehlte nicht an Manifeſtationen der „jeunesse dorée“ gegen mich; eine Schar junger Herren, die aus dem Café du Broglie, dem Rendezvous der jungen „haute volée“, kamen, begab ſich eines Abends unter meine Fenſter und ſchrie: „Es lebe Frankreich! Nieder mit Preußen!“ Wir erhielten Drohbriefe auf der Redaktion, welche uns fragten, ob wir denn nicht mit ganz Frankreich zur „Eroberung unſerer natürlichen Grenzen“ marſchieren wollten. Allmählich hatte ſich die Kriegswut aller Köpfe bemächtigt, oder vielmehr — es begannen allmählich die einen nach den andern zu fürchten, nicht „patriotiſch“ genug zu ſein, und die einen lauter als die andern ins Kriegshorn zu ſtoßen.

Es iſt falſch, zu ſagen, daß die „Imperialiſten“ allein den Krieg mit Begeiſterung begrüßten! Nein! eine große, ſehr große Anzahl von Liberalen hatte ſich mitreißen laſſen; und, was noch

Digitized by Google

ſeltſamer iſt, die trotzigſten Radikalen und Republikaner wurden plötzlich die wütendſten „Patrioten“. — „Patriotiſch“ wurde identiſch mit „kriegeriſch“. Die einen ließen ſich zu einer unbedachten, inſtinktmäßigen Heftigkeit hinreißen; andre hofften geradezu, daß das franzöſiſche Heer geſchlagen werden würde, daß das Kaiſerreich geſtürzt, und die Republik, ihr einziges Ideal, aus dem nationalen Ruin hervorgehen würde. Ebenſo logiſch wie wenig ſkrupulös und patriotiſch im ernſten und heiligen Sinne des Wortes verweigerten ſie dem Kaiſerreich die Mittel zur Führung des Krieges, zu dem ſie, wie ſie nur konnten, hetzten. Sie hüteten ſich wohl, ſich in die Reihen der Nationalgarde aufnehmen zu laſſen, ſie ſchrieen gegen die Bildung der Franktireurkorps — ſolange das Kaiſerreich beſtand. Am Tage nach ſeinem Sturze dagegen ſtellten ſie ſich an die Spitze einer neuen militäriſchen Bewegung.

Ich bin Zeuge der recht ſeltſamen Bewegung geweſen, die ſich in der Maſſe der Bürgerſchaft am Anfang des Krieges vollzog. Zuerſt billigte uns alles in unſerem antikriegeriſchen Feldzug; dann fielen die einen nach den andern ab; man begann im Kaſino oder auf der Straße weniger laut über dergleichen Dinge zu reden; man ſchaute um ſich, bevor man darüber ſprach; man flüſterte, man ſchwieg — um plötzlich wieder ſehr laut — aber im entgegengeſetzten Sinne zu reden.

Man hat in Frankreich um Straßburgs Haupt den Lorbeerkranz des Heroismus gewunden, wie man gewiſſe Perſönlichkeiten an den Pranger des Verrats geſtellt hat. Das iſt ebenſo unberechtigt als ungerecht. Ich habe die ganze Periode der Belagerung in meiner Heimatſtadt verbracht; mein Amt als Beigeordneter des Bürgermeiſters ebenſo wie meine Tätigkeit als Journaliſt haben mich in die Möglichkeit verſetzt, von etwas höherm Standpunkte als viele andern alles, was man während dieſer ſechs Wochen in Straßburg gedacht und getan hat, zu überſchauen. Nun, ich kann mit gutem Gewiſſen ſagen, daß ich in der Bevölkerung weder Heldentum noch Verrat entdeckt habe; die Art, wie der Krieg erklärt worden war, und wie er geführt

wurde, war nicht geeignet, Heldentum hervorzurufen, und niemand hat anderſeits jemals daran gedacht, das Vaterland, das uns im Stiche gelaſſen, zu verraten. Man hatte den Krieg leichten Herzens erklärt, und leichten Herzens hatte man das Elſaß preisgegeben — die Elſäſſer fühlten ſich (damals waren ſie alle darüber einig) tief gekränkt durch dieſe Handlungsweiſe, aber ſie haben nichtsdeſtoweniger ihre Pflicht als Franzoſen, ehrlich und brav, ohne Prahlerei und Heroismus, aber vor allem ohne verräteriſche Hintergedanken, erfüllt. Dagegen haben ſich einige Eingewanderte (aus der „welſchen Kolonie", wie man ſie nannte) ihren Pflichten durch die Flucht während der erſten Tage der Belagerung entzogen.

Am Anfang, als die Beſchießung begann, war die Bevölkerung wie von Schrecken gelähmt. Der erſte Gedanke aller war, ſich im Keller zu verſtecken; die Straßen, Plätze waren öde und leer. Nach einigen Tagen begann man aber wieder auszugehen; man gewöhnte ſich; gegen Ende der Belagerung ſcherzte man; man lief von Tür zu Tür und lachte über die Schornſteine, die von den Dächern fielen. Heroismus war es aber nicht; man war in ſein Schickſal ergeben und fügte ſich ins Unabänderliche.

Der Gemeinderat, dem ich angehörte, hielt ſeine Sitzungen anfangs im Rathaus ab, auf dem Broglieplatz. Man verſammelte ſich im gewöhnlichen Sitzungsſaale des Gemeinderates im Erdgeſchoß. Als die Beſchießung begann, fielen die Granaten auf den Platz, auf den ſich unſere Fenſter öffneten. Eines Morgens war eine Granate gerade oberhalb vom Sitzungsſaale gegen die Wand geplatzt. Ein Gemeinderatsmitglied ſchlug vor, ſich in einen andern Saal zu begeben, nach der Straßenſeite. Der Bürgermeiſter, Herr Hümann, antwortete ihm: „Haben Sie Angſt, zu ſterben? Laßt uns auf unſeren kuruliſchen Stühlen den Tod erwarten!" Er hatte es in dem ihm eigenen ſcherzhaften Tone geſagt. In dieſem Augenblick krachte eine Granate auf dem Platz. Alles ſtand auf und räumte den Saal. Einige Minuten darauf drang eine andre Granate in den Saal, den wir eben verlaſſen, und vernichtete die Möbel, die ſich darin be-

Digitized by Google

fanden. Wir hielten von der Zeit ab unſere Sitzungen in einem Zimmerchen ab, das man mit Weizenſäcken ausgepolſtert hatte, nach der Straßenſeite. Um ins Rathaus zu gehen, mußte ich über den Thomasplatz, durch die Schloſſergaſſe, den Gutenbergplatz, über den fortwährend die Granaten hin und her flogen, durch die Spießgaſſe und endlich die Zimmerleutgaſſe. Ich traf auf dem Wege die Gemeinderäte Küß, Klein, manchmal Clog-Martian. Der Gutenbergplatz war ganz beſonders gefährlich. Fortwährend pfiff es über unſeren Köpfen; ein Mann wurde eines Tages getötet, während ich über den Platz eilte. In der Spießgaſſe war man geſchützt wie in einem Laufgraben. Deſto größer war dann die Gefahr in der Zimmerleutgaſſe. Dort liefen wir von einem Tor zum andern, zwiſchen dem einen und dem andern Schuß und ſchützten uns gegen die Schornſteine und Ziegelſteine, welche von den Dächern herunterſtürzten. In der Spießgaſſe wartete gewöhnlich ein mir bekannter, biederer Notar unter ſeiner Haustür auf mich; er hielt mich an und ſprach in den ſchärfſten Ausdrücken ſeine Entrüſtung über die Feigheit (sic) des Gemeinderates aus, weil er vom General nicht verlange, ſo ſchnell als möglich zu kapitulieren. Nach der Kapitulation war derſelbe Notar einer der wütendſten Chauviniſten, der überall Verräter witterte. Er wanderte nach Frankreich aus.

Heroiſch waren unſere biedern Spießbürger nicht. Und wenn der eine oder andre es ſein wollte, entbehrte es nicht eines komiſchen Beigeſchmacks. So will ich nicht verfehlen, auf folgende „heroiſche“ Demonſtration aufmerkſam zu machen, zu der am Tage nach dem Brande der Bibliothek der Schneider B. die Initiative ergriff. Er verſammelte auf dem Broglie etwa hundert ſeiner Mitbürger um ſich und bat mich, der ich gerade des Weges vorbeikam, mit ihm an der Spitze des Zuges einherzugehen, welcher ſich aufs Generalkommando begeben ſollte, um Waffen zu einem Ausfall zu verlangen. Ich tat ihm den Gefallen; im Innern meines Herzens ſagte ich mir aber: „Welch törichter Gedanke! Und wenn der General uns Waffen gibt, was werden wir damit anfangen?“ Als wir auf dem Generalkommando in

der Brandgaſſe ankamen, waren wir von hundert, die wir auf dem Broglie geweſen, gewiß noch über zwanzig; als wir die Treppe zum General aufſtiegen, vielleicht noch fünfzehn. — Der General dankte uns für unſere gute Abſicht und ſchickte uns nach Hauſe, mit der Bemerkung, er habe ſeine Soldaten und wolle uns nicht unnützerweiſe der Gefahr der Verkrüppelung ausſetzen. Ich denke, daß beim Verlaſſen des Generalkommandos alle dieſe fünfzehn braven Spießbürger ſich recht erleichtert gefühlt haben werden. Am Tage darauf rühmten ſich aber alle Hundert vom Broglie und noch etliche andre mehr, daß ſie den General um Waffen angegangen ſeien, und überſchütteten ihn mit Schimpfreden, weil er ſie ihnen verweigert hatte.

Der Geiſt, der im Heere herrſchte, ſcheint auch nicht enthuſiaſtiſcher geweſen zu ſein als der unſrige. Ich entnehme es einigen Vorfällen, deren Zeuge ich geweſen bin. Zunächſt am Anfang des Krieges die Reden der Soldaten und ihrer Unteroffiziere: „Man führt uns ins Schlachthaus (on nous mène à la boucherie!),“ ſagte mir auf dem Walle des Spitaltores ein Sergeant der Vincennesjäger vor ſeiner ganzen Kompagnie mit lauter Stimme, mit drohender und zugleich wütender Gebärde.

Ein bei Wörth verwundeter Hauptmann Caillard vom 2. Zuavenregiment, den wir in unſer Haus aufgenommen hatten, ſagte mir eines Morgens: „Wir ſind verloren! Unſere Soldaten wollen ſich nicht ſchlagen.“ — Und er erzählte mir die Haltung ſeiner Zuaven bei Fröſchweiler. Ein Drittel nur marſchierte vor, als die Trompete das Signal „Schützen vor!“ gab. Die andern verkrochen ſich hinter die Hecken, in die Löcher. Der Hauptmann mußte zu Pferd hinter ihnen hereilen und ſtieß ſie, um ſie zum Vormarſchieren anzutreiben.

Wenige Tage vor dem Schluſſe der Belagerung begegnete mein Schwiegervater unter ſeiner Haustür zwei Infanteriſten, die Pakete unter dem Arme trugen: „Was tut Ihr hier?“ fragte er ſie. — „Wir kennen eines Ihrer Dienſtmädchen, das in Ihrem Keller iſt, und möchten Zivilkleider bei Ihnen nieder-

Digitized by Google

legen.“ — „Wozu das?“ — „Nun, wenn dieſer Tage wird geſtürmt werden, dann kommen wir hierher, um unſere Zivilkleider anzuziehen.“ Mein Schwiegervater wies ihnen entrüſtet die Tür, indem er ihnen ſagte: „Wenn Ihr Zivilkleider anziehen wollt, ſtatt Euch zu ſchlagen, tut es, wo Ihr wollt, das iſt Eure Sache, aber niemals bei mir!“

Ich will damit nun durchaus nicht ſagen, daß das franzöſiſche Heer ſich im allgemeinen ſchlecht geſchlagen habe. Es ſind ja glorreiche Taten auch ausgeführt worden. Aber der Geiſt war im allgemeinen nicht der, welcher zum Siege führt. Man wird begreifen, daß wir, die wir von Anfang an derartige Dinge ſahen und hörten, kein Vertrauen in das Endreſultat hatten.

Es brach ſich allmählich eine ganz eigentümliche Stimmung Bahn im Gemeinderat und in der Bürgerſchaft — ich meine dabei ganz beſonders die proteſtantiſche Bürgerſchaft — die Welſchen und alle die, welche ſie umgaben, alle katholiſch, zeigten dieſe Empfindungen nicht; ſie waren denen eigentümlich, welche die alte proteſtantiſche freie Reichsſtadt repräſentierten. Wir ſagten unter uns in unſern Verſammlungen im Hôtel du Commerce und im Bierhaus, in der Schuhmachergaſſe: „Frankreich hat uns vollſtändig im Stich gelaſſen; es liegt gar keine Hoffnung vor, daß man uns zu Hilfe komme; alle Gerüchte, die der Präfekt umlaufen läßt über heranrückende Verſtärkungen, über Heere, die uns aus der Not befreien werden, ſind nichts als Schwindel; wir können nur auf uns allein bauen. Wir, der Gemeinderat, ſind unter dieſen Umſtänden die einzige Behörde, welche die Stadt vertritt; wir ſind die ‚ſouveräne Macht‘ in Straßburg. Iſt doch dieſe Stadt von dem Lande, dem ſie angehörte, abgeſchnitten; iſt ſie doch preisgegeben, wie zur ‚unabhängigen Monade‘ geworden. Nun wohl, als ſouveräne Macht dieſer im Stich gelaſſenen Stadt haben wir die Pflicht, ſie aus dem vollſtändigen Ruin zu erretten!“

Wir waren — ich erkenne es jetzt — auf dem beſten Wege, die Kommüne in Straßburg zu konſtituieren, wie Paris ſich

ſpäter als Kommüne konſtituierte. Zur ſelben Zeit träumte der Süden Frankreichs von autonomen Föderationen. Es machte ſich eine recht ſeltſame Bewegung geltend, die ſich im Norden, im Zentrum, im Süden kundgab. Ein Verwittern, ein Zerbröckeln! Später wurde ich durch die Übereinſtimmung dieſer verſchiedenen Bewegungen ſehr überraſcht; eine ganz ſymptomatiſche Übereinſtimmung, denn es beſtand natürlich gar kein Einvernehmen irgend welcher Art zwiſchen dem blockierten Straßburg und den andern Teilen Frankreichs, in denen ſich dieſelbe Erſcheinung zeigte.

Der Unterſchied zwiſchen der alteingeborenen proteſtantiſchen Bevölkerung und den Eingewanderten und Katholiken, die ſtets mit ihnen gingen, zeigte ſich deutlich bei all dieſen ſpeziell elſäſſiſchen Bewegungen. Das erſtemal, wo ſich der Unterſchied dieſer Auffaſſung in dieſen verſchiedenen Schichten der Bevölkerung bemerkbar machte, war der Tag, an dem beim Herannahen des Feindes der letzte Eiſenbahnzug Straßburg verließ, in dem die Flüchtlinge Platz nahmen. Dieſer Zug beſtand aus etwa vierzig Wagen. Er wurde förmlich geſtürmt. Beamte, Offiziere außer Dienſt, Advokaten, Juſtizbeamte, Profeſſoren drängten ſich in den Zug hinein. Als er ſich in Bewegung ſetzte, erhoben ſich halb freudige, halb ſchüchterne Rufe aus den gefüllten Wagen, wie von Leuten, die im Begriffe ſind, einer großen Gefahr zu entrinnen. „Lebe wohl, Straßburg!“ riefen dieſe ſpöttiſchen Stimmen. Wir aber, die wir dieſe Rufe hörten, waren entrüſtet. „Das ſind die Welſchen, die uns im Stiche laſſen!“ ſagte man abends in den Bierhäuſern, im Kaſino, und wo man ſich ſonſt traf. Von wenigen Ausnahmen abgeſehen, gehörten alle dieſe Flüchtlinge in der Tat zur Kolonie. — „Wie,“ ſagten ſich die alteingeſeſſenen Straßburger, „iſt das die Anhänglichkeit, die man unſerer Stadt bewahrt? Beim erſten Anzeichen nahender Gefahr verläßt man uns. Und wir, die wir uns nicht retten können, gibt man allein mit Frau und Kind preis, und man hat nichts eiligeres zu tun, als ſich ein Plätzchen im Trocknen zu ſuchen!“ An dieſem Abend fühlte ſich die autochthone Be-

völkerung erſt recht auf ſich allein angewieſen, ſie ſchloß ſich enger zuſammen, ſie fühlte beſſer ihre Zuſammengehörigkeit; es brach ſich plötzlich eine Strömung elſäſſiſchen Geiſtes Bahn, deren Möglichkeit noch am Tage vorher gar mancher nicht geahnt hatte. Die zurückbleibenden Beamten taten nichts, um den beklagenswerten Eindruck zu verwiſchen, den die Haltung dieſer ihrer Kollegen und Landsleute auf die Bevölkerung ausübte.

Ich habe in meiner „Geſchichte des Krieges im Elſaß" vom Lug- und Trugſyſtem geſprochen, das vom erſten Tage der Belagerung an als Regierungsprinzip angenommen wurde. Die Verwaltung log bewußt, log mit Abſicht, log mit Frechheit, und wenn ſie der Lüge überführt wurde, fühlte ſie deshalb nicht etwa, daß ſie etwas von ihrer Ehrbarkeit eingebüßt habe. In den erſten Wochen hatten wir der kaiſerlichen Verwaltung das ekelhafte Monopol dieſes Verfahrens zugeſchrieben; indem ſie ſich gegen den Präfekten erhob, wandte ſich die Gemeindevertretung vor allem gegen den Beamten, der angeklagt war, durch Lügen den Geiſt der Öffentlichkeit zu vergiften; der Zentralkommiſſar mußte infolge dieſer Anklage vor der Entrüſtung der ganzen Stadt zurücktreten. Später entdeckten wir mit Schmerz, daß das Syſtem, deſſen wir das Kaiſerreich für ſchuldig erachteten, Frankreich ſelbſt aufs Konto geſchrieben werden mußte. Als Valentin, der republikaniſche Präfekt, in die Stadt gedrungen war, ſchlug die oberſte Verwaltungsbehörde ihren früheren Weg wieder ein. Während einiger Tage hatten wir ein normales Leben geführt; wir erhielten die Nachrichten, die der General ſich verſchaffte; wir konnten uns über unſere Lage klar werden, und aus dieſer Kenntnis ſchöpften wir ein männliches Vertrauen zu uns; wir handelten wie Männer, die klar ſehen, und die den Horizont beherrſchen. Plötzlich ſchlug das Dunkel wieder über uns zuſammen; man teilte uns nur ſorgſam ausgeſuchte Nachrichten mit; man fabrizierte ſolche; man ſchlug groteske Telegramme aus Schlettſtadt an, die ankündigten, daß ein „energiſcher General" in Belfort erwartet werde, daß Trochu in Paris eine Parade über 500 000 Mann abgenommen, und daß jedermann wieder

Hoffnung ſchöpfte. Es iſt möglich, daß dieſe Art und Weiſe, wieder Mut einzuflößen, in Marſeille oder Bordeaux zum Ziele führen kann; ſicher iſt aber, daß ſie nicht in Straßburg von Erfolg gekrönt ſein kann. Unſer Temperament verträgt dieſe Prahlereien und derartige Behandlung nicht. In dieſem Punkte unterſcheidet ſich der Elſäſſer vom Franzoſen ſofort; und bei dieſen Gelegenheiten konnte der Elſäſſer ganz deutlich den Unterſchied fühlen, der ihn moraliſch von ſeinen Landsleuten jenſeits der Vogeſen trennte. Dieſe brauchen vor allen Dingen Hoffnung; jene müſſen klar ſehen können. Ein Franzoſe, der die Hoffnung verloren hat, iſt ein fertiger, toter Mann; er wird ſich nie in ſein Schickſal ergeben. In ſeinen Augen iſt die Ergebung eine Feigheit und der Beginn des Verrats. Der Elſäſſer wird dagegen nicht mehr Mühe empfinden, für eine Sache zu kämpfen, die er verloren weiß, als für eine andre; er wird ſeine Pflicht bis zuletzt erfüllen, ohne Prahlerei, ohne Großtuerei, einfach, weil es ſeine Pflicht iſt; und wenn er ſehen wird, daß alles verloren iſt, ſo wird er die Waffen ſtrecken und ſich in das Schickſal fügen, das er nicht hat verhindern können.

Während der Belagerung wurden bald von den einen, bald von den andern die verſchiedenſten Vorſchläge gemacht, um das Ende der Beſchießung herbeizuführen. Eines Tages fand im Hôtel „Zum roten Haus“ eine Verſammlung ſtatt, die Herr Boerſch einberufen hatte. Man ſprach davon, dem General v. Werder eine Art Löſegeld anzubieten; man wollte ſich verpflichten, mehrere Millionen zu zahlen, damit das Belagerungsheer die Beſchießung in eine gewöhnliche Blockade verwandle, bis das Schickſal Frankreichs anderwärts entſchieden ſei. „Wir im Elſaß ſind der Preis des Kampfes; wir können uns für den Sieger aufſparen; Deutſchland hat alles Intereſſe daran, uns intakt zu erhalten.“ Dieſe Phantaſien führten natürlich zu keinem praktiſchen Ergebnis.

Ein andrer Vorſchlag wurde von Kablé vorbereitet. Es war dies während der letzten vierzehn Tage der Belagerung. In jeder Sitzung des Gemeinderates kündigte mir Kablé an, daß

er ſich vorbehalte, „ſeinen“ Vorſchlag zur Sprache zu bringen; er formulierte ihn niemals öffentlich, aber er teilte ihn mir perſönlich mit, und ich bat ihn, er möge ihn — in ſeinem Intereſſe — für ſich behalten, da er die ſchwerſten Folgen für ihn hätte haben können. Er hatte im Sinne gehabt, ganz einfach zu verlangen, daß Straßburg, durch die Vermittlung ſeines Gemeinderates, ſeine Loslöſung von Frankreich proklamiere und ſich wieder als freie Stadt, wie vor der Einverleibung durch Frankreich im Jahre 1681, konſtituiere; auf dieſer Baſis ſollte die Stadt mit Deutſchland in Verhandlungen eintreten, um ſich eine Art neutraler Autonomie zu gründen. Kablé, wie gar viele in dieſer Zeit, war der Anſicht, daß Straßburg, da es von Frankreich preisgegeben worden war, in der Tat ſeine Unabhängigkeit wieder erlangt hatte, daß wir uns als Staat für ſich betrachten durften, daß unſere einzige legitime Behörde der „ſouveräne“ Gemeinderat ſei. Dieſes Wort „ſouverän“ wurde ſehr häufig gebraucht. Der Gemeinderat war in ſeiner großen Mehrheit dieſer Anſicht. Eines Tages fand eine heftige Diskuſſion zwiſchen Herrn Flach — der ſpäter ein wütender Chauviniſt wurde — und einem andern, der welſchen Partei angehörenden Gemeinderatsmitgliede, ich glaube, Herrn Saglio, ſtatt. Als derſelbe geſagt hatte, man möge auf die Verſtärkungen Frankreichs warten, rief Herr Flach aus: „Was wollt ihr denn mit eurem Frankreich? Es exiſtiert nicht mehr; es liegt zerſchmettert am Boden, und wir müſſen vor allem an uns denken.“ Er fuhr in dieſem Tone fort, mit ſehr ſtarken Ausdrücken, wie es ſeine Gewohnheit war, indem er ſagte, Frankreich habe uns nur Niederlagen, Schande und ſchließlich Granaten ins Haus gebracht. Einige andre Gemeinderatsmitglieder, ſo Herr Mallarmé, widerſprachen ihm ſehr heftig.

In dieſer Zeit teilte ſich der Gemeinderat in zwei ſehr ſcharf von einander getrennte Lager: die eingewanderten „Welſchen“ und die Katholiken auf der einen Seite und die Vertreter der alten, elſäſſiſchen, proteſtantiſchen Bevölkerung auf der andern. Die erſtren hielten vor allen Dingen an Frankreich, die andren dachten zunächſt an Straßburg. Man kümmerte ſich in dieſem

zweiten Lager nicht mehr um die franzöſiſchen Behörden; es gab ſeit dem 4. September keinen Präfekten mehr, und man wußte, daß der General Mittel und Wege ſuchte, um zu kapitulieren, da die Stadt ſich nicht mehr halten konnte. Die Ankunft des neuen republikaniſchen Präfekten Valentin änderte die Sachlage nur oberflächlich. Man hatte die ganz deutliche Empfindung, daß das Elſaß preisgegeben und für Frankreich verloren war, und daß der Gemeinderat ſich eigentlich um die Zukunft Straßburgs bekümmern müſſe. In der Tat gab es zwei Mächte in Straßburg, den General und den Gemeinderat; beide hielten ſich für ebenbürtig. Das Heer und die Offiziere nahm man nicht mehr ernſt; man zuckte die Achſeln, wenn man von ihnen ſprach. Niemand, abſolut niemand hatte mehr Vertrauen zu ihnen; die einen ſuchten ihre Zukunft in Paris, in Frankreich, wohin ſie auszuwandern gedachten, die andern erblickten ſie in Straßburg, ſie wollten die alten Traditionen von der Zeit vor der franzöſiſchen Eroberung wieder aufleben laſſen. Auch der Chefredakteur des „Courrier du Bas-Rhin", Boerſch, wie der Buchdruckereibeſitzer Silbermann hatten dieſe Anſicht. Boerſch wollte ſogar ſpäter, in Bordeaux, auf der Nationalverſammlung, eine Rede in dieſem Sinne halten; er tat es aber nicht, weil er die Wirkung, die ſie auf die Majorität ausgeübt hätte, fürchtete.

In dieſen Gedankengang reiht ſich auch folgende charakteriſtiſche Epiſode, die ich nicht verſchweigen möchte. Zwei Tage nach der Kapitulation befand ich mich mit Herrn Gelly, dem Direktor einer induſtriellen Anſtalt, bei Kablé; wir frühſtückten zuſammen. Auf einmal hörten wir, wie draußen auf der Straße, in der Meiſengaſſe, Reiter vorbeizogen. Wir ſchauten zum Fenſter hinaus. Es war der Großherzog von Baden, der an der Spitze ſeines Generalſtabes vorbeikam. In dieſem Augenblick ſagte mir Kablé: „Wenn wir im Elſaß etwas werden könnten, das dem Großherzogtum Baden gliche! Das wäre ein Glück, in jeder Hinſicht." — Wir waren ganz ſeiner Anſicht, und während die Generäle und Offiziere auf der Straße vorbeizogen, tranken wir auf die künftige Autonomie des Elſaſſes. Es war das erſte-

mal, denke ich, daß dieſes Wort Autonomie ausgeſprochen wurde, und Kablé ſprach es aus, und zwar, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, in einem ganz deutſchen Sinne; wir fügten uns in die neue Sachlage, die alle voraussahen, und die keinem Angſt machte. Ich kann, ohne irgendwie zu fürchten, mich zu irren, behaupten, daß dieſe Empfindungen damals in der Straßburger Bürgerſchaft außerordentlich verbreitet waren; nur die Eingewanderten, die Welſchen, Männer wie Mallarmé, Saglio und andre, alle Söhne von Franzoſen aus dem Innern, teilten ſie nicht.

Die Lage änderte ſich erſt, als Paris wieder ſeine Tore öffnete und uns ſeine Sendlinge ſchickte. Da vollzog ſich eine Reaktion; man wurde ängſtlich; die, welche autonomiſtiſche Ideen hatten, und die es für das natürlichſte gehalten hatten, ſolche zu haben, ſahen ſich plötzlich als Verräter, als Renegaten gebrandmarkt. Da tauchten all die großen rauſchenden Worte der Revolution wieder auf. In Paris druckte man Pamphlete gegen uns; man begann das Elſaß zu terroriſieren. An der Spitze dieſer Bewegung ſtanden ausgewanderte Elſäſſer, Flüchtlinge, wie Engelhardt, oder ſolche, die zu dem Pariſer Leben viel engere Beziehungen hatten als zum elſäſſiſchen, wie Scheurer-Keſtner.

Die Beſtrebungen und Stimmungen innerhalb des Gemeinderates, die ich vorhin ſkizzierte, führten zu keinem praktiſchen Ergebnis. Sie hatten höchſtens zur Folge, daß wir in direkte Beziehungen zum General traten, um ihn zur Kapitulation zu bringen. Wir ſagten uns damals — und ich war es, der in Gegenwart des Generals das Wort führte —, daß wir ihn durch unſere Abſtimmung decken mußten. „Wenn der General kapituliert“ — das war der Gedanke, den ich ausführte —, „ſo wird er dem Kriegsgericht überwieſen werden; da wir aber nun ſeine Meinung, daß eine Kapitulation unausbleiblich iſt, teilen, ſo müſſen wir irgend eine Manifeſtation veranſtalten, die ihn gegebenenfalls decken kann.“ Der General ging nach der Sitzung auf mich zu und drückte mir dankend die Hand.

Die Manifeſtation fand ſtatt, aber zu unſerer großen Über-

raſchung antwortete der General durch die Weigerung, zu kapitulieren. Unſere Abſtimmung war alſo unnütz geweſen; ja, der General konnte ſich ihrer gegebenenfalls ſogar bedienen, nicht mehr um ſich zu decken, wohl aber, um uns zu verderben. Er tat es aber nicht. Er war zu loyal dazu. Er hatte im Gegenteil nach der Belagerung die ſehr ungerechten Angriffe des ehemaligen kaiſerlichen Bürgermeiſters, Herrn Hümann, zu erdulden, der ihn auf dem Grabe des ſpäteren Bürgermeiſters Küß anklagte, kapituliert zu haben, — und dies, trotzdem er, Hümann, wie wir alle, überzeugt war, daß der General kapitulieren mußte.

Ich habe im Vorhergehenden ſchon öfters auf den Unterſchied in der Auffaſſung der Lage bei den Eingeborenen und bei den Eingewanderten hingewieſen, — ein Unterſchied, der außerordentlich wichtig iſt für die Beurteilung der Verhältniſſe zwiſchen Elſäſſern und Franzoſen. Dieſer Unterſchied im Charakter und Temperament trat mir beſonders entgegen am Tage, wo die Schweizer Abordnung, welche die Frauen und Kinder aus der belagerten Stadt führen wollte, in Straßburg eindrang. Dieſer Tag war für mich eine wahre Offenbarung, die ich nie vergeſſen werde.

Der Gemeinderat hatte ſich in corpore, von einer Menge von Bürgern begleitet, zum Weißturmtor begeben. Abgeſehen von den Soldaten der Wache waren wir unter uns, nur Elſäſſer. Als der Zug mit den Schweizern in die Weißturmſtraße einbog, erhob ſich von allen Seiten lauter, begeiſterter Zuruf. Mir kam es vor, als ob das alte Straßburg ſeine frühern Alliierten von der helvetiſchen Republik begrüßte; die alte Reichsſtadt ſtreckte den Schweſterrepubliken von Baſel, Zürich, Bern die Arme entgegen. Wir alle, Männer, Frauen, Kinder, weinten. Es ſchien, als ob über die Jahrhunderte hinweg die Stimme der alten Reichsſtadt zu uns dränge, um den Nachkommen der Stettmeiſter und Ammeiſter zu ſagen, daß in ihren Adern noch dasſelbe Blut ihrer Väter flöſſe.

Die Schweizer Abgeordneten erzählten uns die Niederlage unſerer Heere, die Gefangennahme des Kaiſers, die Vernichtung

Frankreichs, die Ausrufung der Republik. Wir begaben uns ins Rathaus, um mit den Herren die endgiltigen Beſtimmungen hinſichtlich der Abreiſe unſerer Frauen und Kinder zu treffen. Eine aufgeregte Menge füllte den Hof. Es waren Beamte, Offiziere, Militärärzte; der Präfekt in Galauniform hielt große Reden. Man ſchien eifrig über wichtige Dinge zu diſputieren. Die Geſichter flammten in leidenſchaftlicher Erregung auf. Wie groß war aber unſer Staunen, als wir merkten, worum es ſich handelte! Die Nachrichten, welche die Abgeordneten gebracht hatten, riefen dieſe Erregung hervor; ſie wirkten aber ganz anders auf die Herzen der Beamten als auf die der eingeborenen Bevölkerung. Dieſe Nachrichten waren ſchlimm für Frankreich; ſie waren alſo falſch, und die, welche ſie gebracht hatten, konnten nur Verräter, nur Spione ſein. Die Gemeinderäte wurden ſofort von den Beamten in die Diskuſſion hineingezogen. Wie durch einen Zauberſchlag traten deutlich die zwei Lager, in die ſich die Bevölkerung teilte, hervor. Küß ſtritt ſich mit dem Präfekten, dem Baron Pron; der Profeſſor der Chemie und Kommandant der Franktireurs Lees Bodard mit dem Bierbrauer Schott; der Militärarzt Bouchard mit dem Schloſſermeiſter Lichtenfelder; der Direktor des Zollamtes, Mascotte, mit mir. Sie alle, die Franzoſen, behaupteten, daß die Abgeordneten falſche Delegierte ſeien, daß wir es mit Spionen von Werder zu tun hätten, daß ihre Nachrichten falſch ſeien. Der Streit wurde immer heftiger. — „Wer ſind Sie," rief der Präfekt Herrn Küß an, „wer ſind Sie, der Sie wagen, mit mir in dieſem Tone zu reden?" Küß hatte gerade behauptet, daß, wenn Frankreich verloren ſei, wenn das Elſaß deutſch würde, das Kaiſerreich und ſeine Agenten verantwortlich gemacht werden müßten für dieſe Kataſtrophen. „Wer ich bin?" antwortete Küß: „ich bin, was Sie nicht ſind, Herr Präfekt, ein Ehrenmann!" — Bouchard forderte Lichtenfelder: Lees Bodard nannte Schott einen Verräter. Mascotte ſtürzte ſich auf mich, — ich ſollte, wenn ich es wagte, beweiſen, daß dieſe Delegierten keine Spione ſeien. Ich antwortete ihm, daß Herr von Büren ein perſönlicher Bekannter von mir ſei,

ein Freund meiner Berner Verwandten. Erſt bei dieſer ganz kategoriſchen Verſicherung gab er ſich für überzeugt und verſuchte, die übrigen zu beruhigen.

Ich ſtand auf dem Vorplatz vor dem Bureau des Zentralkommiſſariats, neben der Portierwohnung. Ich überſchaute die wogende Menge. Traurige Gedanken beſtürmten mich. Ich fragte mich, was aus uns werden, was die nächſten Tage bringen würden. Zu deutlich trat mir vor die Augen die doppelte Strömung, der Ausbruch dieſer entgegengeſetzten Tendenzen, der Zuſammenſtoß der Straßburger und der welſchen Empfindung, und ich ſagte mir, daß, mochten wir wollen oder nicht, der Augenblick ſicher kommen würde, wo wir Straßburger, die wir ebenſo gute Franzoſen waren als die anderen, unſere Pflichten anders auffaſſen würden, wo wir uns um unſere ſpeziell elſäſſiſchen Intereſſen würden bekümmern müſſen, und wo die Kolonie, welche dieſe Empfindungen nicht kannte und dieſe Pflichten nicht verſtehen konnte, uns Verräter und ſchlechte Franzoſen nennen würde.

All das Leiden, durch welches die Elſäſſer ſeitdem hindurchgegangen ſind, ſah ich in dieſem Augenblick voraus. Ich fühlte, daß der Tag nicht weit war, wo Frankreich uns als ſeine Feinde oder wenigſtens als wenig zuverläſſige Freunde anſehen würde. Frankreich hat ſeit der großen Revolution und beſonders ſeit dem zweiten Kaiſerreich dieſen partikulariſtiſchen Zug, die Liebe zur engeren Heimat und Gemeinde verloren, welche den Herzen der Elſäſſer noch innewohnt. Es verſteht nur noch den franzöſiſchen Patriotismus. Die Nivellierungsſucht der Jakobiner hat die kleinen Wurzeln, die früher jeden Franzoſen mit ſeiner engeren Heimat, mit ſeiner Provinz, mit ſeiner Vaterſtadt verbanden, herausgeriſſen. Es hat den provinziellen Geiſt vernichtet, ohne ſich zu vergegenwärtigen, daß es einem Volke nicht möglich iſt zu leben auf der Grundlage des allgemeinen Patriotismus allein. Benjamin Conſtant verſtand den Fehler, der damals begangen wurde und nicht wieder gutzumachen iſt, als er ſagte: „Der Patriotismus kann nicht beſtehen ohne die Anhäng-

lichkeit an die Sitten, an die Intereſſen, an die Gewohnheiten der engeren Heimat — alles Dinge, die allein edle und uneigennützige Empfindungen hervorzurufen im ſtande ſind.“ Einer meiner Landsleute, Laurent Rapp, Redakteur des „Siècle“, zitierte einſt dieſe Worte, indem er hinzufügte: „Die Liebe zum kleinen Vaterlande beweiſt nur beſſer, wie ſehr man das große Vaterland liebt, und wer die Seinen liebt, den Namen ſeines Vaters und den Ruhm ſeiner Provinz, der iſt ſchon ein guter Bürger.“ Nach der Kapitulation hatte ich noch klarere Einſicht in dieſen Grundunterſchied zwiſchen uns und den Franzoſen jenſeits der Vogeſen. So ſchrieb ich denn in meiner Zeitung unter dem Datum des 26. Oktobers 1870 die Worte:

Die Straßburger werden ſich an Deutſchland gewöhnen. Man hindert ſie Franzoſen zu ſein. Das empört ſie, aber ſie bleiben Straßburger. Sie werden ſich gewiſſermaßen in ihre „Schale“ zurückziehen. Dieſe wird allmählich ganz deutſch werden, und eines ſchönen Tages werden die Straßburger ſelbſt Deutſche ſein, durch ihre „Schale“. Die im Elſaß angeſiedelten Welſchen ſind nicht ſo geartet. Nimmt man ihnen den Franzoſen weg, ſo entzieht man ihnen alles. Sie haben keinerlei Anhänglichkeit an ihre Stadt, an ihre Gemeinde. Das unterſcheidet ſie von den Deutſchen. Darin liegt auch der Hauptberührungspunkt zwiſchen Deutſchland und dem Elſaß. Die eingewanderte franzöſiſche Bevölkerung wird das Land verlaſſen, weil ſie durch den Verluſt Frankreichs alles, ihr eigenes Selbſt verlieren würde, während der autochthone Elſäſſer im Lande bleiben wird.

Ich habe ſeitdem häufig an dieſe Worte zurückgedacht. Ich werde ſpäter erzählen, wie es kam, daß ich gegen meine beſſere Einſicht nicht als Elſäſſer, ſondern als Franzoſe handelte, als ich nach Frankreich auswanderte. Es war dies ein ſchwerer Fehler, und ich beging ihn mehr aus Schwäche denn aus Patriotismus. Ich bebte plötzlich zurück vor den Anklagen des Verrates, die ſich allerorten gegen die Elſäſſer erhoben, und ich glaubte, es ſei meine Pflicht, den Beweis zu liefern, daß die elſäſſiſchen Proteſtanten ebenſo gute Franzoſen ſeien als die andern. Ich berückſichtigte die Verblendung und die mala fides meiner Feinde aus Frankreich nicht und ſah erſt ſpäter ein, daß es unnütz ſei, den Leuten Beweiſe zu liefern, die keine haben wollen. Ich hätte nichts als mein Gewiſſen befragen und da-

nach handeln ſollen. Das tat ich ſpäter, als ich einige Jahre darauf nach dem Elſaß zurückkehrte. Ich wußte zum voraus, daß dieſer Schritt mir viele Feinde zuziehen würde, daß man mich nicht würde verſtehen wollen, daß man mich mit Beſchimpfungen überſchütten würde. Aber ich wußte auch, daß es die gebieteriſche Pflicht der Elſäſſer iſt, ins Elſaß zurückzukehren, wenn ſie ſich in Frankreich unnütz und ohnmächtig fühlen, und ich kehrte zurück, um dieſer meiner Pflicht zu genügen.

Dieſe ganze Zukunft voll banger Sorgen und Befürchtungen zog an mir vorüber an dieſem denkwürdigen Nachmittag des 13. September, als im Hofe des Rathauſes ſich Drohungen auf Drohungen gegen uns erhoben. Die Schweizer Delegierten hatten uns noch mehr gebracht als Nachrichten aus Frankreich; ihre Ankunft hatte plötzlich die verſchiedenen Elemente, aus denen unſere Bevölkerung beſtand, geſchieden; es hatte ſich wie ein chemiſcher Prozeß vollzogen, der die einzelnen, in der Auflöſung begriffenen Elemente teils trennte, teils vereinigte, je nachdem ſie innerlich zuſammenhingen oder nicht. Ich weiß nicht, ob dieſe Tatſache vielen in Straßburg auffiel, aber Küß, Klein, Kablé wurden, wie ich, davon überraſcht. Sollten Franzoſen dieſe Zeilen leſen, ſo werden ſie ſagen, daß es eben die deutſche Partei war, die im Entſtehen begriffen war; ſie würden ſich aber täuſchen. Meines Erachtens ſind ſie nicht fähig, die Lage, die ich beſchreibe, zu verſtehen. Wir, denen ſich die Exiſtenz unſerer engeren Straßburger Heimat wie durch einen elektriſchen Schlag geoffenbart hatte, waren ebenſo gute Franzoſen wie die anderen, und wir ſollten es zur Genüge beweiſen. Aber wir waren zugleich auch Straßburger und Elſäſſer, und durch das Dunkel der Zukunft ſahen wir ſchon den Tag heraufſteigen, an dem uns das Schickſal, das ſtärker war als wir alle, von Frankreich losreißen und uns zwingen würde, uns vorläufig auf unſere engere Heimat zu beſinnen.

Es iſt aber ſehr eigentümlich, daß dieſe ſpeziell elſäſſiſche partikulariſtiſche Tendenz ſich namentlich, ja faſt ausſchließlich in der proteſtantiſchen Bevölkerung kundgab. Es wird dies wohl

dadurch zu erklären ſein, daß das Frankreich des Kaiſerreichs in den letzten Jahren immer mehr die Proteſtanten vor den Kopf geſtoßen hatte. Die kaiſerlichen Behörden beargwöhnten alles, was nicht katholiſch war. Der Präfekt Baron Pron ebenſowohl als der Marſchall Mac Mahon ließen ſehr wohl durchblicken, daß ſie die Proteſtanten der Konnivenz mit dem Feinde für fähig hielten. Ich wurde eines Tages ins Schloß gerufen, um nähere Angaben über einen Herrn zu machen, der als Spion verhaftet worden war, und der behauptete, er ſei mir bekannt. Es war der ſchon lange in Straßburg anſäſſige deutſche Profeſſor Grün. Ein Ordonnanzoffizier empfing mich und fragte mich, ob ich Herrn Grün kenne. Er ſei ein Deutſcher, und als ſolcher verhandle er mit dem Feind. Ich erwiderte, daß ich ihn ſehr wohl kenne; er ſei zwar ein Deutſcher, aber ſicher kein Spion. „Aber er iſt Proteſtant, — und Sie ſind auch Proteſtant," fügte der Offizier hinzu. — „Gewiß, aber ich ſehe nicht ein, was Sie damit ſagen wollen!" — „O, gar nichts," — und er drehte mir den Rücken. Es war dies das erſte Mal, wo ich dieſen auf franzöſiſcher Seite ſo ſehr verbreiteten Argwohn gegen die Proteſtanten kennen lernte. Dieſe Seite des ſiebziger Krieges iſt wenig bekannt und doch von großer Wichtigkeit geweſen. Deshalb will ich näher darauf eingehen.

Bei ihrer Ankunft am Bahnhof erhielten unſere Soldaten geweihte Roſenkränze, Medaillen mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, Münzen, die ſie vor den Kugeln ſchützen ſollten. Der General hatte im Blockhaus am Kleinen Rhein oberhalb des Tores ein Standbild der heiligen Jungfrau aufſtellen laſſen, in Gips, ein merkwürdiger Schmuck für eine Redoute. Der Präfekt ſchickte der Kaiſerin Telegramme, welche die Proteſtanten anklagten, den Preußen die Hand zu reichen. Später, während der Belagerung, führte die Behörde genau Buch über die proteſtantiſchen Gebäude, welche die Granaten nicht erreichten, und ſchloß daraus auf Einverſtändnis der Proteſtanten mit dem Feinde. Das Buch, das der frühere Generalſekretär des Niederrheins, Herr von Malartic, über die Beſchießung Straß-

burgs veröffentlichte, wirft auf die Hintergedanken der Regierung und der Verwaltung hinsichtlich der Protestanten ein seltsames Licht. Aber auch wenn wir dieses Buch nicht hätten, könnten uns doch unsere eigenen Erfahrungen belehren, daß religiöse Motive eine sehr ausschlaggebende Rolle in diesem verhängnisvollen Kriege spielten. Es war nicht bloß Frankreich, das Deutschland den Krieg erklärte, — es war der Katholizismus, der eine Ära neuer blutiger Kämpfe gegen den Protestantismus eröffnete.

In den ersten Tagen des Krieges erhielt der Generalrat Kratz, der frühere Bürgermeister von Straßburg und Mitglied des Direktoriums der Augsburger Konfession, Briefe von mehreren Pfarrern, die ihm ankündigten, daß die Priester den heiligen Krieg gegen die elsässischen Protestanten kündigten. Er begab sich zum Präfekten, um ihn davon in Kenntnis zu setzen. Der Präfekt lachte ihn aus. Am selben Tage telegraphierte er aber der Kaiserin, daß die Protestanten mit den Preußen gemeinsame Sache machten.

Auch während der Belagerung machten sich deutliche Anzeichen geltend, daß unsere katholischen Mitbürger in scharfer Opposition gegen uns verharrten. Es schwirrten allerhand Gerüchte durch die Luft, die das Schlimmste befürchten ließen.

Nach der Aufhebung der Belagerung begab sich Herr Hümann nach Basel. Dort besuchte er meinen Freund, den Staatsrat Bischoff, einen der drei Schweizer Delegierten in Straßburg. Sie unterhielten sich über die politische Lage und das Unglück, welches das Elsaß treffen würde. Herr Hümann bemerkte dann zu Bischoff: „Was wollen Sie? Unter allen Umständen wäre das Elsaß unglücklich geworden. Denn wenn Mac Mahon bei Wörth gesiegt hätte, würden alle Protestanten aus dem Lande vertrieben worden sein.“ Und er fügte hinzu, daß, wenn die Belagerung noch zwei Tage länger gedauert hätte, es zu einer Erhebung der Katholiken gegen die Protestanten gekommen wäre. Bischoff traute seinen Ohren nicht, als er diesen alten kaiserlichen Beamten, den ersten Mann der Stadt, einen der Chefs der

katholiſchen Partei in Straßburg, ſo reden hörte. Er ließ ihn ſeine Worte wiederholen und hörte ihn geradezu verblüfft an. Er zeigte mir nachher in Baſel den Ort, wo ſie ſich befanden, als Hümann ihm dies offenbarte, und ermächtigte mich zu ſagen und zu ſchreiben, daß er, Biſchoff, Staatsrat in Baſel, aus dem Munde Hümanns, des früheren Straßburger Bürgermeiſters, wenige Tage nach der Kapitulation der Stadt derartige Äußerungen gehört habe.

So war alſo unter dem Einfluß des Jeſuitismus, der das ganze Land verderbt hatte, der Patriotismus in Frankreich erloſchen; ſo war jeder Sinn für die Gemeinſchaft der Intereſſen verſchwunden, um dafür dem Haß der Parteien Tür und Tor zu öffnen. Man ging dieſem Kriege entgegen, indem man ſich im Innern zerſplitterte; man verabſcheute ebenſoſehr die Proteſtanten als die Preußen und bereitete ſich vor, die Siege, die man ſich rühmte über die Deutſchen davon tragen zu wollen, gegen uns Franzoſen auszubeuten. Mochte Frankreich ſiegen oder beſiegt werden, — wir Proteſtanten waren jedenfalls Beſiegte, und am Tage, wo wir uns über einen Erfolg der franzöſiſchen Waffen gefreut haben würden, hätte uns Frankreich ſelbſt den Mund zugehalten, indem es uns denen, deren Niederlage wir feierten, gleichgeſtellt und uns in das Lager der Feinde getrieben hätte.

Doch kehren wir zur Belagerung zurück! Man hat zu verſchiedenen Malen in den radikalen franzöſiſchen Zeitungen die Behauptung ausgeſprochen, daß die Ankunft des republikaniſchen Präfekten Valentin in Straßburg die Kapitulation um acht Tage verſchoben habe. Die Stadt hätte ſich am Abend des Tages ergeben ſollen, an welchem es dem neuen Präfekten gelang, in ſie einzudringen. Darüber hat freilich Sicheres nicht verlautet. Was ich weiß, was wir wiſſen, iſt, daß der General Uhrich, als er ſich in direkte Beziehungen zur Gemeinderatskommiſſion ſetzte, es in der offenbaren Abſicht tat, ſich gegebenenfalls zu decken.

Der General, der durch die Ereigniſſe überraſcht worden war, hatte ſeit dem erſten Tage eingeſehen, daß Straßburg keine lange Belagerung aushalten würde. Seine Gegner klagen ihn

an, er habe bereits im Auguſt die Tore öffnen wollen; ſie fügen hinzu, daß der Oberſt Blot mit dem Konteradmiral Excelmans ihn hinderten, dieſen Plan auszuführen. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß dieſe Behauptungen zuerſt ausgeſprochen und in Umlauf geſetzt wurden durch den Präfekten, den Baron Pron, durch Herrn Hümann und den Konteradmiral, die alle drei nach perſönlichem Ruhme und Auszeichnungen irgend welcher Art ſtrebten. Der größte Vorwurf aller kaiſerlichen Beamten gegen General Uhrich war deſſen ſtillſchweigende Zuſtimmung zur Ausrufung der Republik. Er handelte bei dieſer Gelegenheit als Soldat, der nur ſein Land kennt; man verzieh ihm aber nicht, daß er nicht als Parteimann gehandelt hatte, und wenn der Kriegsrat ihn allein von allen Generälen, die während des Krieges eine Belagerung ausgeſtanden, tadelte, ſo iſt die Urſache dieſer Handlungsweiſe in dieſem Motive zu ſuchen. Aus demſelben Grund ſchleuderte der Kriegsrat gegen unſere Bevölkerung jene Anklage der Feigheit, die für mich den erſten Schlag bedeutete, den Frankreich meiner Anhänglichkeit zu ihm zufügte. Ein Land, das im ſtande iſt, durch den Mund einer ſeiner höchſten Behörden eine Bevölkerung, die ſich für ſein Wohl aufgeopfert hat, ſo zu behandeln, iſt nicht würdig, daß man ſich dafür hingäbe; Frankreich gab ſich aber keine Rechenſchaft darüber, daß es durch ſein fortwährendes Tadeln, Beargwöhnen, Anklagen mit eigenen Händen die Bande lockerte, welche uns noch an unſer früheres Vaterland knüpften.

Wir wußten in Straßburg, daß der General und der Präfekt ſeit den erſten vierzehn Tagen der Einſchließung nicht in gutem Einverſtändnis lebten. Der General, welcher von Verwaltungsdingen nichts verſtand, hatte es vernachläſſigt, die durch die Beſtimmungen über den Belagerungszuſtand vorgeſchriebenen Maßregeln zu ergreifen. Er hatte den Präfekten handeln laſſen. Dieſer machte ſich dieſe Untätigkeit zu nutze. Als der General zu reagieren verſuchte, war es zu ſpät. Er konnte nicht mehr die Maſchen des Netzes, das die kaiſerliche Polizei um ihn geworfen, durchreißen. Die Ankunft der Schweizer Abgeordneten

war für ihn wie für uns eine Befreiung. Wie kommt es, daß man die merkwürdige Unregelmäßigkeit beim Empfang der Schweizer Delegierten nicht weiter beachtet hat? Sie drangen in eine belagerte Stadt ein; sie hatten den Gouverneur um Einlaß gebeten; er kannte sie aber nicht; ihre Beglaubigungsschreiben konnten falsch sein; nichts hinderte, daß sie in der Tat, wie die Behörden argwöhnten, wirklich deutsche Spione seien. Es wäre angezeigt gewesen, daß der General sie zuerst vor sich hätte erscheinen lassen, bevor er sie zu der Bevölkerung in Beziehungen treten ließ; er hätte sich mit ihnen verständigen müssen über das, was sie erzählen würden; er mußte ihnen, wenn er es für notwendig hielt, absolutes Stillschweigen auferlegen. Nichts dergleichen geschah. Die Delegierten wurden vom Gemeinderat empfangen und durften mit ihm verhandeln, ehe sie den Gouverneur überhaupt noch gesehen hatten. Diesem war es sicher nicht unrecht, daß die Nachrichten über die Niederlage von Sedan sich in der Bevölkerung verbreiteten; er hoffte gewiß auf die Wirkung, die sie hervorrufen und deren Folgen sich bald fühlbar machen würden, auf die Ausrufung der Republik und den Rücktritt der kaiserlichen Verwaltungsbehörden. Der General hatte übrigens nicht auf die Ankunft der Schweizer gewartet, um uns, zwar sehr indirekt, in Kenntnis der Nachrichten zu setzen. Einer seiner Adjutanten, mein Vetter Schneegans, Hauptmann im Generalstabe, brachte mir eines Tages einen Stoß deutscher Zeitungen, in denen die Ereignisse erzählt wurden; diese Zeitungen wurden uns von den Parlamentärs von den Vorposten hergebracht. Ich hätte dem „Impartial", der Zeitung der Präfektur und Polizei, die uns anklagte, alarmierende Nachrichten zu bringen, siegreich den Mund schließen können, und ich weiß nicht, was er geantwortet, wenn ich ihm gesagt hätte, daß ich diese Nachrichten vom Generalstab erhielt. Ich tat es nicht, da ich der Ansicht war, es sei jetzt nicht der Moment, Politik zu treiben. Die Verleumdungen des „Impartial" machten aber Glück; gar viele verschrieen uns als Preußen. Ich sah später in Bern einen aus Rastatt entsprungenen Kürassieroffizier, der

ſich in dieſem Sinne äußerte und, da er mich nicht kannte, offen von dieſen Angriffen ſprach. Er war ſehr überraſcht, in ſeinem Unterredner gerade einen der „Verräter“ zu finden, von denen es in ſeiner Einbildungskraft ſpukte, — und brachte mir, ziemlich verlegen, ſo daß ich merkte, daß er keineswegs überzeugt war, ſeine Entſchuldigungen entgegen. Die Wahrheit ſagen oder ſie auch nur als ſolche annehmen, wenn ſie unangenehm iſt, das iſt der erſte Schritt zum Verrat.

In den letzten acht Tagen, als die Züge der Auswanderer die Stadt verließen, war die Haltung des Generals noch deutlicher. Eines Tages wohnte ich der Rückkehr der am Tage vorher abgefahrenen Kutſcher bei; einer von ihnen, der ein verkleideter Bürger war, erzählte mir, was er die Deutſchen hatte ſagen hören: Frankreich habe keine Regierung mehr; Lyon pflanze die rote Fahne auf und weigere ſich, der Regierung der nationalen Verteidigung zu gehorchen; der ganze Süden ſei in einer Bewegung begriffen, welche föderative Regierungsform anſtrebe: Frankreich gehe einer merkwürdigen Zerbröckelung entgegen. Der Platzkommandant, Oberſt Ducaſſe, ging gerade vor der Metzgertorkaſerne auf und ab; ich ging auf ihn zu, brachte ihm dieſe Worte wieder und fragte ihn, ob man etwas Derartiges im Generalſtab erfahren habe. Er antwortete mir im bejahenden Sinne, — alles ſei verloren. Am Abend hatte der Gemeinderat Sitzung. Der General ſollte ihr beiwohnen. Ich erhob mich und fragte ihn, ob unſere Lage wirklich ſo verzweifelt ſei. Er antwortete, die Nachrichten ſeien unglücklicherweiſe nur zu wahr. Und infolgedeſſen begann man über die Kapitulation zu verhandeln. Der General forderte uns gewiſſermaßen auf, einen Beſchluß zu faſſen, der ihn decken ſollte, oder in dem wir wenigſtens die Verantwortung der folgenſchweren Entſcheidung mit ihm teilen würden. War der General damals über den Geiſt der Garniſon und über gewiſſe Bewegungen unterrichtet, die ſich in ihrem Schoße kundgaben? Ich weiß es nicht: ich ſprach ihm ſpäter davon, in einer unſerer Unterredungen. In der Garniſon machte ſich ein ſonderbarer Geiſt geltend; ich habe nicht erfahren können, woher die

Provokationen kamen; ich habe den Konteradmiral in Verdacht gehabt, den Präfekten, — aber ich habe keine Beweiſe. Tatſache iſt aber, daß eines Tages Kablé mich aufſuchte und mir ſagte, daß man ihn gefragt habe, ob er ſich mit mir an die Spitze einer Bewegung ſtellen würde, die den General ſeines Amtes entheben wolle. Zu welchem Zweck? habe er gefragt. Man hätte ihm geantwortet, man habe kein Vertrauen, man wolle das Kommando dem Oberſten Blot übertragen; in ſeinem Regimente ſeien bereits alle Unteroffiziere gewonnen; die Gemeinen würden ſchon folgen. Kablé weigerte ſich, ebenſo wie ich ſelber; wir fragten uns aber, was ſich unter dieſem ſeltſamen Vorſchlag verbarg, und ob wir es nicht mit einem Manöver der Polizei zu tun hätten. Indeſſen ließ der Geiſt, der in unſeren Truppen herrſchte, einen ſolchen Plan nicht unmöglich erſcheinen. Die Demoraliſation war vollſtändig. Dieſe Garniſon hätte niemals einer Beſtürmung der Stadt ſtandhalten können; man hätte auch nicht an eine Verteidigung innerhalb der Stadt denken können.

Auch die Bevölkerung war raſch demoraliſiert. Die, welche ſpäter behauptet haben, ſie hätten nie die Hoffnung auf Frankreich verloren, und welche ſagten, man müſſe immer noch weiter hoffen, waren die erſten damals, die ſich zu der größten Entmutigung hinreißen ließen. Gar viele von ihnen hielten Reden, die ſie heute als Verräterworte brandmarken würden. Später, als die Tore geöffnet wurden, änderte ſich ihre Haltung unter dem Einfluß, der von Paris ausging. Sie wurden die wütendſten Chauviniſten und ſuchten überall ſelber nach Verrätern. Allmählich bin ich dazu gekommen, zu lächeln, wenn ich jemanden des Verrats anklagen höre, denn ich denke mir ſofort, daß der Ankläger ſelber irgend eine Schwäche zu verbergen hat, die ihn eben dazu bringt, ſich zum Ankläger aufzuwerfen.

Schon als die feindlichen Kanonen zu donnern aufhörten, machte ſich innerhalb der Bevölkerung eine Bewegung in dem eben geſchilderten Sinne geltend. Jeder verſtand, daß das Schweigen der Geſchütze die Kapitulation bedeutete, aber wehe dem, der es bekannt hätte! Diejenigen, welche Adreſſen zu

Gunſten der Kapitulation unterſchrieben hatten, liefen durch die Straßen und predigten den Krieg bis aufs Äußerſte. Als einige von uns Gemeinderäten verſuchten, die Stadt über unſere Lage aufzuklären, liefen ſie ernſtlich Gefahr, mißhandelt zu werden. So wurde Küß in der Nähe des Hôtel du Commerce bedroht; wir kehrten nach Hauſe zurück, um unſere Revolver mitzunehmen. Man hätte dieſe plötzlichen Schreier in große Verlegenheit gebracht, wenn man ſie beim Worte genommen, wenn die Beſchießung wieder begonnen und der General für die Nacht die Beſtürmung angekündigt hätte. Aber in dieſem Augenblicke offenbarte ſich jene merkwürdige Heuchelei der Leute ſich ſelber gegenüber, welche Frankreich ſo ſehr ſchadete und im Elſaß das politiſche Leben vergiftete. Heute noch hört man nicht wenig Leute, die, wenn man ſie im Verlauf einer Diskuſſion über Frankreich und über unſere Zukunft in die Enge treibt, ſchließlich ſagen: „Sie haben recht; ich bin im Grunde Ihrer Anſicht. Wir ſind für Frankreich verloren, wir müſſen uns ins Unvermeidliche ſchicken, — aber wir dürfen es nicht ſagen.“ Und ſie ſagen es nicht, ſie geſtehen es nicht offen ein; im Gegenteil, ſie erfüllen den Geiſt der Bevölkerung mit Lügen, dieſe Lügen verbreiten ſich, und ſie wiſſen, daß es Lügen ſind, aber ſie haben nicht den Mut, dagegen zu reagieren. Je älter ich werde, deſto mehr wundere ich mich, zu ſehen, wie dünn geſät die Leute ſind, die den Mut einer perſönlichen, eigenen Meinung haben, die ſie verfechten, und die ſich ſtark genug fühlen, um ſich über die Anklagen und Beſchimpfungen ihrer Mitbürger zu erheben.

Dieſe Feigheit zeigte ſich auch anläßlich der Vorgänge bei der Kapitulation, namentlich hinſichtlich der Haltung der Truppen beim Verlaſſen der Stadt. Ganz Straßburg war Zeuge der geradezu ſchändlichen Szenen geweſen, zu denen die Garniſon Anlaß gab, als ſie Straßburg verließ. Finis Poloniae, ſagte ſich ganz Straßburg, als es dieſen furchtbaren Zuſammenbruch mit anſah, — und am Tage darauf hatte ganz Straßburg vergeſſen, was es geſehen hatte, und nannte die Verräter, die es daran erinnerten.

Der Abgang der Garniſon aus Straßburg war ein Skandal. Ich verſtehe nur zu gut, daß Empfindungen tiefer Trauer ſich der Männer bemächtigen, die ſich dem Feinde ergeben müſſen; aber das Unglück hat ſeine Würde, und beſonders dann, wenn es nicht unverdient iſt; dann trägt man es mit ſtoiſcher Ergebung. Was aber Straßburg verließ, das war kein Heer. Es war eine in Auflöſung begriffene Bande von Landsknechten; trunken, in zerlumpten Uniformen, ihre Offiziere, ihre Fahne, den Sieger beſchimpfend zogen ſie einher. Zuſammenbrechende Nationen haben derartige Heere. In dieſem Augenblicke wurden wir deſſen gewahr, daß nicht das Kaiſerreich allein, ſondern ganz Frankreich vor unſern Augen zuſammenſtürzte. Das Frankreich, welches uns ſo verließ, war nicht das Frankreich, welches wir zu lieben und zu achten gelernt hatten. Mögen meine Landsleute in ſich gehen! Mögen ſie ſich erinnern an das, was ſie damals empfanden! Auch die, welche die übertriebenſten Verteidiger Frankreichs geworden ſind, ſprachen damals laut dieſe Gefühle aus.

Wo waren aber die Offiziere während des Abgangs der Truppen? Man ſah ſie nirgends. Die Soldaten waren ſich ſelber überlaſſen, ohne Führung, ohne Zügel! Später, als ich die Armee Bourbakis in die Schweiz einrücken ſah, bot ſich mir dasſelbe Schauſpiel. Die Soldaten wankten trunken durch die Straßen, in langen Zügen, ihre Waffen zerbrechend, auf ihre abweſenden Führer ſchimpfend, der Regierung Verrat vorwerfend. Als ich, von einem unüberwindlichen Ekel erfaßt, mich abwandte und in eine entlegene Gaſſe einbog, um nichts mehr zu ſehen und zu hören, gewahrte ich am Fenſter einiger öffentlicher Häuſer Zuavenunteroffiziere mit Dirnen im Arme. Ihre Leute lieferten ſich gefangen dem Feinde aus, die Preußen hielten die Wälle beſetzt, und ſie vertrieben ſich mit Dirnen die Zeit; ich rief ihnen zu, daß die Preußen einrückten; ſie lachten mir höhniſch ins Geſicht.

Am ſelben Abend, als ein Bataillon Preußen den Finkweiler beſetzte, wurde ich von den Offizieren gerufen, um ihnen über dies und jenes Aufſchluß zu geben. Zwei Soldaten führten mich über die Brücke; während ich mit den deutſchen Offizieren ſprach, trat

ein Zuave auf ſie zu, ſeinen Fez in der Hand und bat die deutſchen Soldaten um ein Almoſen. Man warf ihm einige Sous, die er vom Boden auflas, zu. Die Offiziere aber wandten ſich nach mir um, und ein hochmütiges Lächeln auf den Lippen ſagte mir der eine: „Wir hielten das franzöſiſche Heer für ſtolzer.“ Ich konnte nicht antworten. Ich erſtickte.

Einer meiner alten Freunde, Piton, der Verfaſſer des „Strasbourg illustré“, der kurze Zeit darauf ſtarb, war Zeuge ähnlicher Szenen geweſen. Er weinte eines Tages darüber und ſagte mir: „Das iſt nicht mehr unſer Frankreich! Wenn wir wieder Franzoſen werden ſollen, muß ſich dieſes Land bis ins Mark verjüngen. Von einem ſolchen Frankreich will ich aber nichts mehr wiſſen.“

Nach Öffnung der Tore war aber die Stimmung in Straßburg eine ganz ſonderbare. Zuerſt hatte man nach dem Ende der Beſchießung erleichtert aufgeatmet. Dann hatte aber der Anblick der deutſchen Uniformen und ganz beſonders die Überflutung der Stadt durch die deutſche Zivilbevölkerung die durch eine ſechswöchentliche Belagerung geſchwächten Geiſter ganz außer ſich gebracht. Man begann dann, ſich den merkwürdigſten und törichtſten Chimären hinzugeben. Es machte ſich eine der ſeltſamſten pathologiſchen Erſcheinungen geltend; während der Belagerung hatte das fiebernde Hirn der Bevölkerung nur einen Gedanken erfaßt: den Schrecken der Beſchießung und die Hoffnung auf Befreiung. Nach Aufhebung der Belagerung dauerte die Krankheit fort; der Traum oder vielmehr der Alp, der auf der ganzen Bevölkerung gelaſtet, hielt ſie noch weiter umfangen, nachdem der Schlaf aufgehört hatte. So konnte man zu verſchiedenen Malen die ſeltſame Tatſache konſtatieren, daß ſonſt ganz vernünftige Leute einem im Vertrauen mitteilten, der General Dumont ſei mit 50 000 Mann vor Schlettſtadt, gerade wie während der Belagerung; eines Tages lief das Gerücht um, daß Garibaldi auf Schiltigheim marſchiere, und man ſah Familien, die ſich eiligſt in ihre Keller flüchteten, indem ſie die Befürchtung

aussprachen, nun würden wohl die Franzosen die Stadt bombardieren.

Um diese Zeit, d. h. in den ersten Tagen des November, begann die öffentliche Meinung vollständig zu verwildern. Bis dahin hatten wir unter uns gelebt; die Eindrücke, die wir am Anfang des Krieges empfangen hatten, waren wach geblieben. Wir hegten die souveränste Verachtung für unsere Generäle, wir mißtrauten allem, was uns befehlen, regieren, retten sollte oder wollte; wir hatten die Empfindung, daß wir verloren seien, daß wir uns mit dieser Tatsache abfinden und wenigstens versuchen mußten, unsere elsässische Individualität zu retten. Diese Stimmung war so lange die maßgebende geblieben, als wir uns dem Einfluß der Nachrichten und der Gerüchte aus dem Innern Frankreichs entziehen konnten. Allmählich kamen aber Reisende durch das Großherzogtum Baden oder auf einem langen Umwege zu uns; sie brachten Zeitungen mit, und, was noch viel mehr sagen will, sie waren alle vom heißen Fieber erfaßt, das damals in Frankreich wütete. Man möge sich den Eindruck vergegenwärtigen, den diese Epidemie auf die durch die Beschießung geschwächten Geister ausüben mußte. Der sehr gediegene und würdige Patriotismus unserer Bevölkerung wurde plötzlich zu einem ganz wahnsinnigen Chauvinismus. Es war verboten, nur zu vermuten, daß ein Gamaschenknopf unseren republikanischen Heeren fehlte; es war verboten, die Ansicht auszusprechen, daß Frankreich verloren sein könnte, und daß der Krieg bis aufs Messer eine verbrecherische Tollheit sei; wollte man nicht als Verräter gelten, so mußte man proklamieren, daß unsere Niederlagen nur durch Verrat verursacht seien, daß wir 200 000 Mann ausgezeichneter Soldaten an der Loire hätten, daß der Untergang des Feindes mathematisch sicher sei, daß Gambetta der Retter Frankreichs sein und bis Ende des Jahres die Preußen auf die rechte Seite des Rheines zurückgeworfen werden würden. Die öffentliche Meinung war vollständig tyrannisiert. Küß, Kablé, Klein, Eissen und einige andre Gemeinderäte und Beigeordnete versuchten mit mir, diesen Torheiten entgegenzutreten. Wir wurden sofort als Preußen ver-

ſchrieen. Damals geſchah es, daß der „Siècle“ gegen Küß einen Schmähartikel veröffentlichte unter dem Titel „Un cas de forfaiture“ (ein Fall von Pflichtvergeſſenheit). Ganze Stöße von Zeitungen mit dieſem Artikel wurden nach Straßburg geſandt und in der Stadt verbreitet. Küß litt ſehr unter dieſem vergifteten Angriff, wenn er ihn auch verachtete, wie ſein großer Charakter ſich auch ſtets über derartige Gemeinheiten zu erheben wußte. Das war alſo der Dank Frankreichs! Unſere Häuſer waren verbrannt, unſer Hab und Gut dahin. In unſeren Wohnungen waren preußiſche Soldaten einquartiert, während dort drüben in Frankreich die Bürger ſich ganz ruhig am Kamin wärmten. Wir hatten unſere Pflicht als wackere Franzoſen erfüllt, wir ſtritten dem Feinde jeden Fuß elſäſſiſchen Bodens ab, — und das war der Dank. So wurde unſer Bürgermeiſter Küß von ſeinen Landsleuten jenſeits der Vogeſen behandelt.

Meines Wiſſens war dies das erſte Mal, wo Frankreich gegen die Elſäſſer eine jener Anklagen ſchleuderte, die ſich ſpäter in ſo großer Anzahl wiederholen ſollten. Ich gab mir damals noch nicht Rechenſchaft über das Motiv dieſes Angriffs; ich ſchrieb es dem perſönlichen Haſſe Engelhardts gegen Küß zu. Ich ſah ſpäter ein, daß der nervöſen Haltung Frankreichs uns gegenüber noch etwas anderes zu Grunde lag. Frankreich war durch den Verluſt des Elſaſſes viel mehr in ſeiner Eigenliebe als in ſeinem Herzen verletzt. Es empfand die Annexion als ein ſeiner Würde zugefügtes bitteres Unrecht; zugleich hatte es wohl das Gefühl, uns gegenüber ſeine Pflicht nicht ganz erfüllt zu haben; und die Gewiſſensbiſſe ließen ihm keine Ruhe. Nun liegt es aber in der menſchlichen Natur, ſich gegen die Gewiſſensbiſſe aufzulehnen und namentlich gegen das, was die Gewiſſensbiſſe verurſacht. Wie viel ſchöner, mochte Frankreich denken, würde ſein Ruf ſein, wenn es die Fiktion aufrechterhielt, daß es verraten ſei! Da konnte es ſeine Hände in Unſchuld waſchen. Gerade ſo wie in Metz Bazaine die ganze Schuld zugeſchoben wurde, konnte man ja auch in Straßburg Verräter ſuchen; es gibt nichts Bequemeres als einen Sündenbock.

Die krankhafte Stimmung Straßburgs im Spätherbſt wurde nur noch ſchlimmer in den folgenden Monaten. Die ganze Politik löſte ſich in ſentimentalen oder leidenſchaftlichen Anſwallungen auf. Man liebte Frankreich, man haßte die Annexion; alſo waren die, welche ſie für unvermeidlich hielten, Preußen. Wer den Glauben an Frankreichs Unbeſiegbarkeit nicht hatte, war verloren. Und wenn wir von den Pflichten unſerem kleinen Elſaß gegenüber ſprachen, hieß es ſofort: Es gibt kein Elſaß! Es gibt nur Frankreich! — Nun wohl! Aber wenn nun Frankreich verloren iſt? — Es kann nicht verloren ſein! — Und wenn wir annektiert werden? — Wir werden es nicht! — So leugnete man friſchweg alles Unangenehme, ſo wahrſcheinlich es auch war.

Ich verſuchte zu verſchiedenen Malen, gegen dieſe Strömung anzukämpfen. Ich tat es namentlich in den Feuilletons, die ich an den „Nord“ ſchickte, und in denen der „elſäſſiſche“ Gedanke, die Notwendigkeit, für unſere elſäſſiſche Zukunft zu ſorgen, beſonders ſcharf zum Ausdruck kam. Küß, Kablé, Klein und noch viele andere teilten meine Anſicht. Als dieſe Feuilletons nach Straßburg gelangten, verurſachten ſie einen Sturm der Entrüſtung unter allen denen, die ſpäter die chauviniſtiſche Partei bildeten. Auch ich wurde ein Verräter genannt; und der Sturm wurde ſo heftig, daß ich an mir zu zweifeln begann und mir vornahm, mich für einige Zeit dieſer Wahnſinnsatmoſphäre zu entziehen. Ich fühlte, daß ich den Kopf verlieren würde, wenn ich da bliebe. Ich wandte mich nach Baſel und nach Neuchâtel. Ich ſuchte meinen Freund Jean Macé auf, der ſich nach Neuveville am Bieler See zurückgezogen hatte. Wir ſprachen von unſeren Pflichten. Er ſagte mir, ihm ſchiene es, daß ich unter allen Umſtänden im Elſaß bleiben müſſe. Ich antwortete ihm, daß wir dann auf unſere Pariſer Freunde würden rechnen müſſen, um uns gegen die zu verteidigen, die uns Verräter nennen würden. Er ſchwieg. Er fühlte inſtinktiv, wie ſchwer die Sache ſei, und wie ſehr die Verteidiger der „Renegaten“ Gefahr laufen würden, ſelbſt als Verräter zu gelten. Wir ſtiegen gerade den Abhang des Jura hinunter. Die untergehende Sonne vergoldete in der Ferne die

Alpen, die Glocken läuteten im Tale. Macé war ſtehen geblieben und ſchaute auf die Ebene hinunter. Ich dachte an die Zukunft und ſagte mir, daß ſie voller Schmerzen ſein würde. — „Das alles iſt ſehr ſchwer," ſagte Macé, indem er ſich umdrehte; „man muß aber der Stimme des Gewiſſens folgen — und in ſeiner Heimat, dem Elſaß, bleiben."

In Bern trat mir dieſelbe Empfindung entgegen. Mein alter Freund vom „Bund", Tſcharner, hatte in mir den Verfaſſer der Feuilletons des „Nord" erkannt. Er beglückwünſchte mich deshalb. „Vergeſſen Sie aber niemals," ſagte er, „daß Sie den Ausgang der Truppen aus Straßburg geſchildert und geſagt haben, das Frankreich, welches Sie verließ, ſei nicht mehr das Frankreich, welches Sie einſt zu lieben gelernt hätten. Das wird Ihnen nie verziehen werden."

Als ich nach Straßburg zurückkehrte, war ich entſchloſſen, da zu bleiben. Ich hatte Zeit gehabt, mich zu ſammeln. Ich ſah klar meine Pflicht vor mir. Ich ſchrieb dann in mein Tagebuch die Zeilen, die ich ſpäter törichterweiſe vergaß: „Ich kehre beruhigt zurück. Macé iſt vollſtändig meiner Anſicht. Unſere Pflicht iſt in Straßburg. Wir müſſen kämpfen pro aris et focis. Wir dürfen nicht unſere Mitbürger verlaſſen. Es iſt zu bequem, zu fliehen und ſich ins Trockene zu ſetzen, während die andren, die es nicht können, den Preußen anheimgegeben ſind. Ich bleibe!"

O hätte ich dieſe Worte nie, nie vergeſſen! — Aber in Straßburg fand ich leider wieder dieſelbe Wahnſinnsatmoſphäre, die mich aus der Stadt getrieben hatte. Der Unverſtand hielt die Geiſter vollſtändig umfangen. Man erzählte ſich die törichtſten Dinge und glaubte feſt daran. Wer darüber lächelte, wurde exkommuniziert. Man ſprach von den großartigen Ausfällen Trochus, von der Gefangennahme des Königs von Preußen, gerade wie ehedem von der Gefangennahme des Kronprinzen bei Wörth im Hagenauer Forſt. Es waren dieſelben Märchen, die wieder auftauchten; nur die Perſonen hatten gewechſelt. Man hätte denken ſollen, daß die Armſeligkeit der Erfindung ſchon allein hätte imſtande ſein können, den Leuten die Augen zu öffnen. Nein,

ſie glaubten daran, wie am Anfang des Krieges. Die ernſte Lehre, welche die Beſchießung mit ſich gebracht, war dahin, ohne irgend welche Wirkung hinter ſich gelaſſen zu haben. Man hörte am 15. November den Kanonendonner einer Schlacht bei Dorlisheim, wie man während der Belagerung die Geſchütze des Generals Dumont bei Erſtein hatte hören wollen. Man erzählte ſich, die Preußen ſeien des Kampfes müde, die Truppen verlangten zurückzukehren, der König Wilhelm würde froh ſein können, wenn er noch mit heiler Haut nach Berlin entkäme; wir würden Franzoſen bleiben. Die Bierpolitik mit ihren Räubergeſchichten, die man ſich am Stammtiſch mit gewichtiger Miene zuflüſterte, nahm in erſchreckender Weiſe überhand. Man war wie trunken. Und wer nicht mittrinken wollte, der war verfemt.

Ich beging die Torheit, mich durch dieſen wachſenden Chauvinismus einſchüchtern zu laſſen. Küß mahnte mich, ein Lächeln auf den Lippen, auszuharren und dieſen Stürmen Trotz zu bieten. Wenn ich ſo alt geweſen wäre wie er, hätte ich der Stimme der Vernunft gehorcht; aber ich war jung. Der Gedanke, ich könnte als Verräter an meinem Vaterlande gelten, wurde mir unerträglich. Und doch fühlte ich, daß Küß recht hatte. Um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, entſchloß ich mich, in die Schweiz auszuwandern und für immer den großen, militäriſchen Nationen den Rücken zu kehren. Ich träumte von einer Neutraliſierung meiner Tätigkeit, meiner Intelligenz, meiner Feder. Im Grunde folgte ich dem Triebe eines latenten Egoismus; ich opferte meine Pflichten Straßburg und dem Elſaß gegenüber meiner perſönlichen Sicherheit und Ruhe. — Ich ſollte im Jahre 1873 den Fehler, den ich 1870 begangen, ſchwer büßen. Solange noch der Krieg wütete, während der ſtürmiſchen Tage in Bordeaux auf der Nationalverſammlung, in die ich dann gewählt wurde, während der erſten Zeit, die ich als Journaliſt in Lyon verbrachte — denn von der Schweiz war ich nach Frankreich zurückgerufen worden —, konnte ich den ſtillen Vorwurf, der mir am Herzen nagte, überhören. Aber als die Ruhe wiederkehrte, wurde die Stimme meines Gewiſſens immer lauter; ſie ließ mir keine Ruhe, bis ich endlich in

meine Heimatſtadt zurückkehrte, zu meinen Verwandten, zu meinen Freunden, zur heiligen Stätte meiner Erinnerungen, zur Heimat, in der ich doch ſo feſt wurzelte, wo ich allein leben konnte und leben mußte, und an welche mich die wirkliche Pflicht feſſelte. Es waren ſchwere Jahre, die ich da durchmachte, Jahre furchtbarer innerer Kämpfe, aber auch heilſamer Lehren. Hätte ich mich nicht ſo ſchwer durchgerungen, würde ich nicht ſo ruhigen Gewiſſens und ſo ſicher meiner ſelbſt und meiner Pflicht in meine Heimat zurückgekehrt ſein.

Digitized by Google

Kapitel 4.

In der Schweiz.

Im Anfang des Jahres 1871 bot die Schweiz einen seltsamen Anblick. Das Land war überfüllt. Es schien, als ob die Auswanderer von überall her dort zusammengeströmt wären. Die aus Paris vertriebenen Deutschen trafen sich hier mit den aus Straßburg flüchtenden Elsässern, die früheren Matadore des Bonapartismus, welche die Regierung der nationalen Verteidigung flohen, mit den Bürgern, welche ihr Geld ins Trockene setzten, und ihren Söhnen, welche ihre Person in Sicherheit brachten.

Im allgemeinen war in der Schweiz die öffentliche Meinung zu Gunsten Frankreichs, d. h. zu Gunsten der französischen Republik sehr eingenommen. Mit Freuden hatte man zwar die Niederlagen der kaiserlichen Heere gesehen; das Wort Republik hatte aber dann wie eine Zauberformel gewirkt; eine große Anzahl Schweizer kämpfte gegen die Deutschen in den Juratälern: es war, so sagte man, das republikanische Prinzip, das mit dem feudalen Prinzip rang; so war es denn Pflicht, in den Kampf einzugreifen. So urteilten die jungen Leute; die Politiker freilich führten eine andere Sprache; sie beurteilten diesen Krieg von einem höheren Standpunkte aus. Der Katholizismus, so dachten sie, wagte einen letzten Angriff gegen den aufsteigenden Protestantismus; die Zukunft gehörte den protestantischen Ländern, Deutschland, England, Amerika; die katholischen Nationen

waren dem Untergang geweiht. Bei allen ſchweizeriſchen Staatsmännern, zu denen ich in Beziehung trat, traf ich dieſe Anſicht, ſo bei Schenk, dem Präſidenten des Bundesrats, bei Welti, Dubs, Weber, Biſchoff, Naeff u. a. Die franzöſiſchen Schweizer aus Lauſanne und Neuchâtel freilich urteilten anders; ſie waren vor allem Republikaner. Einige von ihnen wogen die leidenſchaftlichſten Chauviniſten auf, ſo der Herr Delarageaz, der Deputierte aus Lauſanne, den ich häufig im Bundesratspalais ſah, und der mit Ungeſtüm forderte, die Pariſer ſollten die in der Schlacht gefallenen Preußen aufeſſen; das würde die Deutſchen zur Vernunft bringen, ſagte er, und ſie würden die Belagerung aufheben. Als ich dieſe Worte wiedererzählte, lächelte man und ſagte, der Herr Delarageaz (de la rage) habe ſeinen Namen immer ſehr wohl verdient.

Die Franzoſen, die ſich in die Schweiz geflüchtet hatten, waren meiſtens Bonapartiſten. In Neuchâtel ſah ich merkwürdig viele Präfekten, Staatsräte und andre hohe Verwaltungsbeamte der früheren Regierung. Sie warfen auf die Oppoſition die Schuld aller unſerer Niederlagen und trugen den Kopf hoch. Beſonders intereſſant war mir das Zuſammentreffen mit dem früheren Präfekten des Niederrheins, Herrn Migneret. Ich traf ihn in Kehl, als ich den Zug beſtieg. Er war abgemagert und gealtert, er trug abgetragene Kleider und einen Hut, der ſchon manche Stürme durchgemacht zu haben ſchien. Man dachte unwillkürlich an Robert Macaire, wenn man ihn ſah. Ich grüßte ihn. Er erkannte mich und ſagte mir, daß er ſich auf der Suche nach einem ſeiner Söhne befand, der kriegsgefangen war; den älteren habe er bei Sedan verloren. Die Zeitungen hätten von ſeinem Unglück geſprochen; er wollte Straßburg nicht betreten, wo er einſt ſo glücklich geweſen ſei. In ſeinem Auftreten verband ſich, ſeltſam genug, ehrbare, würdevolle Traurigkeit mit marktſchreieriſchem Weſen. Und ſo mußte ich mich denn öfters fragen, ob ich vor mir eher den unglücklichen Vater hätte, der ſein Kind verloren hatte, oder den kaiſerlichen Beamten, der entrüſtet war über die Niederlage ſeines Herrn und ſich auf-

bäumte vor der Offenbarung der Ohnmacht der durch ihn vertretenen Regierungsform. Wir plauderten. Er beteuerte mir mit der größten Bestimmtheit, daß die Ursache unseres Unglücks die Opposition war, die Zeitung der Temps, vor allem. Der Temps hätte Artikel veröffentlicht, die alle Mängel unserer militärischen Einrichtungen aufzählten und die Disziplinlosigkeit verbreiteten; sie wären die letzte Ursache der Niederlagen von Wörth und Sedan gewesen. Derselben Ignoranz der tatsächlichen Verhältnisse begegnete ich in Bern auf der französischen Botschaft. Herr von Châteaurenard war als Gesandter oder Botschafter auf verschiedenen Posten gewesen. In letzter Zeit hatte er den Münchener Posten innegehabt und hatte nicht wenig dazu beigetragen, in Frankreich die törichten Illusionen der Regierung bezüglich der Gesinnung Süddeutschlands aufrecht zu erhalten. In Bern war er durchaus eine Null. Während der preußische Botschafter, der General von Röder, dadurch, daß er jeden Abend am Biertisch mit den Bundesräten zusammenkam, sich über die Ansichten und Gesinnungen der maßgebenden Kreise der Schweiz vorzüglich unterrichten konnte, ging Herr Marquis von Châteaurenard nicht aus, er verkehrte mit niemandem und zog sich in eine Art majestätischer Einsamkeit zurück, die er gewiß für eines großen Staates wie Frankreich würdiger hielt. Ich sah bei Herrn von Châteaurenard das ganze Personal der Botschaft, Herrn von Reinach, einen jovialen Lebemann, bei dem das „von" die Fähigkeiten ersetzte, Herrn von Molitor, der nicht den Ruf eines großen Arbeiters genoß, endlich den Kanzler Herrn Kuhlmann, ein kleines zimperliches Männchen, der in den heftigsten Ausdrücken auf die Preußen schimpfte, und während er sich am Kamin wärmte, den Krieg bis aufs Messer anpries. Der „Krieg bis zum Äußersten", das war überhaupt die Losung der Botschaft. Die Regierung in Tours hatte jedenfalls in dieser Hinsicht ihre Instruktionen erlassen, und man befolgte sie, wenn man sie auch im Grunde genommen für die entsetzlichste Torheit ansah. Mich überkam ein undefinierbares Gefühl, als ich sah, wie diese Männer von ihrem trockenen

Plätzchen aus kaltlächelnd die Komödie des Krieges bis aufs Äußerſte ſpielten. Ich fand in Bern manchmal Gelegenheit mit den Botſchaftern andrer Länder, Öſterreichs, Amerikas darüber zu ſprechen und ſtieß bei ihnen jedesmal auf den Ausdruck größter Verwunderung in dieſer Beziehung. Ebenſowenig wie die Schweizer Staatsmänner, verſtanden ſie dieſen unſinnigen Kampf, welcher ergebnislos verlaufen mußte und das Land zu einer Art Selbſtmord verdammte.

Ich war in die Schweiz gezogen in der ausdrücklichſten Abſicht, dort eine Zeitung zu gründen, die mangels jeden elſäſſiſchen Organs die Rechte und die Zukunft des Elſaſſes verteidigte. So trat ich in Beziehungen zu dem eidgenöſſiſchen Sekretär und Überſetzer, Herrn Ducommun, der Mitglied des großen Kantonalrats war. Ducommun hatte an ſich etwas vom Tribunen und demokratiſchen Geſchäftsagenten; der gewiſſen Ideologen ſo ſympathiſche Gedanke einer Gründung Vereinigter Staaten Europas und der Friedensliga hatte einige Zeit ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Er war Redakteur einer radikalen Zeitung in Delémont geweſen und ging jetzt mit dem Gedanken um, in Bern ein franzöſiſches Organ ins Leben zu rufen, das dem Journal de Genève Konkurrenz machen ſollte. Ich bekümmerte mich wenig um die Pläne dieſes meines künftigen Aſſocié. Mir kam es darauf an, vom Elſaß zu ſprechen. Ducommun nahm für ſich die Schweizer Fragen, ich die andren. So verfolgte denn von vornherein die Zeitung zwei verſchiedene Richtungen, und das ſollte ſich rächen. Die Zeitung wurde l'Helvétie getauft.

Meine Geſinnung, als ich Straßburg verließ, war ausgeſprochen elſäſſiſch; ich hatte das klare Bewußtſein, daß der Patriotismus bis zum Äußerſten uns in eine bedauernswerte Lage bringen würde; ich dachte in der Schweiz mehr Ruhe zu finden und hoffte nun zur Beſinnung zu kommen. Leider wurden meine Erwartungen getäuſcht. Auf dieſem neutralen Boden, über den alle Stürme und Winde hinraſten, gab es keinen Raum für nüancierte Empfindungen. Mehr als anderswo war

man hier Franzoſe oder deutſch. In meinem Innern ſpielte ſich ein furchtbarer Kampf ab. Ich fragte mich einerſeits, ob es nicht meine Pflicht ſei, meine elſäſſiſch-partikulariſtiſchen Träume aufzugeben, um nur an Frankreich zu denken, andrerſeits konnte ich mich nicht dazu entſchließen, dieſes Frankreich zu achten, das uns ſo ſchmählich verlaſſen hatte; ich hatte kein Vertrauen in die Republik Gambettas; was die Andern das Aufflammen einer großen nationalen Bewegung nannten, ſchien mir nur ein Chaos zu ſein, aus dem ich keine Rettung wußte. Und doch beunruhigte mich immer wieder die Wirkung eines Artikels, den ich im Nord veröffentlicht und in dem ich Frankreich die Wahrheit ins Geſicht geſagt hatte. Man hatte mich einen Renegaten, einen Verräter genannt. Und je mehr, je länger konnte ich dieſen Gedanken nicht ertragen. Ich meinte, ich müßte Beweiſe meiner echt franzöſiſchen Geſinnung geben und zeigen, daß ein guter Elſäſſer, auch ein guter Franzoſe ſein konnte So ließ ich mich denn durch meine Umgebung, ja durch meine Furcht hinreißen. Gegen mein beſſeres Wiſſen und Empfinden, meinem Temperamente zum Trotz wurde ich Chauviniſt; ich ſtieß in die Lärmtrompete wie die übrigen, und die Helvétie, die als elſäſſiſches Blatt gedacht worden war, wurde zur chauviniſtiſchen Zeitung. Freilich ging ich niemals ſo weit, den Krieg bis zum Äußerſten anzupreiſen, mein Chauvinismus beſtand eher in einem wütenden Haß gegen Deutſchland und einer blinden Bewunderung Frankreichs; die Fortſetzung des Krieges dagegen galt mir ſtets als eine verbrecheriſche Torheit. Das Erſcheinen der Helvétie wurde im Elſaß wie ein Ereignis erſten Ranges begrüßt. Man hörte auf mich damals wie auf ein Orakel. Im Verlaufe von acht Tagen abonnierten ſich im Elſaß 2000 Perſonen. Ich erhielt Briefe von Bauern aus ganz kleinen, im Gebirge verlorenen Ortſchaften, die ſich abonnierten. Auch dieſer äußere Erfolg, die Freude, den Leuten zu bieten, was ſie in meiner Zeitung ſuchten, riß mich hin. Ich blies ins Horn des Chauvinismus! Mochte man auch meine Zeitung von deutſcher Seite aus verfolgen, mir war es recht. Ich dürſtete nach Mär-

tyrertum! — Welche Torheit aber, ſich einzubilden, auf dieſe Weiſe Märtyrer werden zu können! Man zieht ſich in die Fremde zurück, man ſetzt ſich ins Trockene, läßt ſich dann ausweiſen, und drapiert ſich in den Mantel des Ruhms! Das Märtyrertum, unter dieſen Bedingungen, iſt theatraliſche Poſe, weiter nichts.

Wir alle, die wir auf dieſe Weiſe gefehlt haben, müſſen, wenn wir aufrichtig ſein wollen, an unſere Bruſt ſchlagen und unſer Mea culpa ausrufen. Wir haben zu nicht geringem Teil die Tollheit unſerer Zeitgenoſſen mitverſchuldet; wir haben ſie ermutigt, im eingeſchlagenen Wege weiter zu wandeln; wir haben dieſen Wahnſinn auf dem Gewiſſen. Die einzige Entſchuldigung, die wir vorbringen können, — wenn es eine iſt — wäre, daß dieſer Wahnſinn — eben wie eine anſteckende Krankheit wirkte, gegen die man zu reagieren nicht die Kraft hatte.

Was geſchah unterdeſſen in Frankreich? Man organiſierte die „levée en masse“. Die gefälſchten Traditionen der erſten Republik wurden zum militäriſchen Prinzip erhoben. Ermöglichten aber die Armeen, die man ſo in Paris und in der Provinz aus dem Boden ſtampfte, einen Erfolg? Ein Heer ſetzt ſich doch nicht bloß aus einer Menge von Menſchen zuſammen, die man in Bataillone einreiht. Man braucht Cadres, Generäle, Offiziere, Unteroffiziere hauptſächlich. Wo waren dieſe aber? Entweder gefangen oder belagert. Wo war die Artillerie? wo die Intendantur? Verſchwunden! Wo der General, der fähig geweſen wäre, in dieſes Chaos Ordnung zu bringen? Selbſt ein Napoleon der Erſte, ein Friedrich der Große wären einer ſolchen Aufgabe nicht gewachſen geweſen. Was kümmerten ſich aber die franzöſiſchen Machthaber darum? Sie dachten nur an die Wirkung, die ſie auf Europa ausüben würden und behandelten Frankreich, wie ein dramatiſcher Dichter einen Stoff, der ihm zufällig in die Hände fällt.

Zu der militäriſchen Desorganiſation kam aber noch die politiſche hinzu. Der dieſe Zeilen ſchreibt, kann gewiß nicht einer beſondern Neigung für das Kaiſerreich verdächtigt werden,

aber der Augenblick, wo der Feind das Land überfiel, war nicht geeignet, das ganze Volk in die Revolution zu treiben. Die Verwaltung hätte in den Händen derer verharren müſſen, die ſie gerade inne hatten. Statt deſſen warf man alles über den Haufen. Während die Preußen auf Paris marſchierten, dachten die Republikaner nur daran, ihre Revanche für den 2. Dezember zu nehmen. Dieſes Gebahren war aber eigentlich der großen Maſſe des Volkes zuwider. Die meiſten ſehnten ſich einfach nach Frieden, wenn ſie es auch nicht offen auszuſprechen wagten. Sie bewieſen es aber durch ihr Handeln. Den Franctireurs verweigerten ſie Brot und Feuer; die Mobilen gingen nicht vor. Auf den Landſtraßen lagen überall Waffen, Kleidungsſtücke, Gerätſchaften aller Art, welche die Deſerteure hatten liegen laſſen; im Zentrum Frankreichs und im Süden war keiner zum Marſchieren zu bewegen; man verfluchte die, welche Frankreich zwangen, den Kampf fortzuſetzen, und dieſen Verfluchungen waren auch die Elſäſſer ausgeſetzt, welche, ſo ſagte man, die Grenzen beſſer hätten verteidigen ſollen — und die übrigens Deutſche wären. Die radikale Partei, die in der Provinz die Macht an ſich geriſſen hatte, hielt es aber für gut, das Lügenſyſtem des Kaiſerreichs wieder fortzuſetzen. Man mußte das Land durch die Erzählung von Siegen betrügen, und man betrog es. Bald ſchwindelte man dem Volke etwas von Bündniſſen mit anderen Staaten vor, bald flunkerte man von europäiſcher Intervention, und doch wußte man, daß das eine ebenſo falſch war wie das andre. Durch alle möglichen künſtlichen Mittel nährte man die Wut des Volkes, man trieb die Nation auf jene verhängnisvolle Bahn, die alle extremen Parteien betreten, die ultramontane ſowohl als die radikale. Die päpſtlichen Zuaven und ihre Führer erwarteten alles von einem Wunder der h. Jungfrau; die Republikaner vertrauten auf ein republikaniſches Wunder. Aberglaube, Torheit, Unfähigkeit überall! Ich war kaum nach Bern gekommen, als ich zur Agentur Havas in Beziehung trat, um Nachrichten aus Frankreich zu erhalten. Im Nachrichtendienſt der Preſſe hatte ſich in der da-

maligen Zeit ein vollständiger Umſturz vollzogen. Die Agentur Havas hatte in Bordeaux ihr Lager aufgeſchlagen. Zu meiner großen Verwunderung forderte mich ihr Agent, Herr Emard auf, ihm telegraphiſche Nachrichten aus dem Kriegsſchauplatz und aus Deutſchland zu ſchicken. Sie wußten nicht, was vorging und wandten ſich an einen Ankömmling, um Erkundigungen einzuziehen. Ich ſchickte ihnen bis ſechs Telegramme pro Tag, indem ich ihnen die deutſchen Zeitungen reſümierte und ihnen die Kriegsnachrichten überbrachte, die ich vom Bundesrat erhielt. Man machte aber, wie ich ſpäter hörte, gar ſeltſamen Gebrauch von meinen Nachrichten. Es iſt dies ein merkwürdiger Abſchnitt aus der Geſchichte der Regierung der nationalen Verteidigung.

Bourbakis Heer ſammelte ſich in Lyon. Man telegraphierte mir, um mich zu bitten, alle erreichbaren Karten aus der Gegend zwiſchen Lyon und Belfort anzukaufen und fortzuſchicken. Ich wandte mich an alle großen Buchhandlungen der Schweiz. Sie antworteten mir alle, daß ſie keine mehr hätten; Preußen hatte alles angekauft. Das war an ſich nicht zum Verwundern. Jedes Kind konnte in der Schweiz und in Deutſchland wiſſen, daß ein Heer ſich in Lyon bildete. Ich befand mich eines Tages bei der Table d'hôte neben einem Lyoner; er hörte mich franzöſiſch ſprechen und als der Nachtiſch ſerviert wurde, flüſterte er mir mit geheimnisvoller Miene zu: „Wiſſen Sie, was vorgeht? Wir ſind im Begriff mit 200000 Mann auf Belfort zu marſchieren. Das Heer iſt in kleinen Abteilungen von Marſeille an aufgeſtellt. Beim erſten Signal wird es aufbrechen.“ — Ich hielt ihn zurück: „Aber, mein Herr“, ſagte ich ihm, „woher wiſſen Sie das alles?“ — „Ich bin Armeelieferant,“ antwortete er mir, „ich liefere Decken und Pelze“. — „Wie können Sie aber dann“, erwiderte ich, „dies alles dem erſten Beſten mitteilen? Sie kennen mich nicht. Ich könnte ja ein preußiſcher Spion ſein, und Sie verraten Staatsgeheimniſſe!“ — Er fand keine Antwort und zog ſich ganz beſchämt zurück.

Auf dieſe Weiſe bereitete man den Marſch Bourbakis vor. Die deutſche Preſſe ſprach jeden Tag davon; Werder traf Vor-

ſichtsmaßregeln, und was noch ſchlimmer war, Manteuffel ſchickte ſich an, unſer Heer von ſeiner Operationsbaſis abzuſchneiden. Als letztrer ſich in Bewegung ſetzte, wurde ich ſofort davon durch den Generalſtab des Generals Hertzog, bei dem Ducommun das Amt eines Sekretärs bekleidete, in Kenntnis geſetzt. Ich beeilte mich, die Nachricht nach Bordeaux zu telegraphieren. Am Tage darauf neue, noch eiligere Depeſche. Dann Tag für Tag noch dringendere Telegramme, um der Agentur Havas den Vormarſch von Manteuffels Heer anzukündigen. Als das franzöſiſche Heer ſeinen Rückzug nach der Schweiz begann, telegraphierte ich noch einmal; dann wiederum als Bourbaki ſich vor den Kopf ſchoß; ferner, als Clinchant ſeinen Einzug in die Schweiz meldete; ſchließlich als 80 000 Franzoſen die Waffen niederlegten.

Wie wurden dieſe Nachrichten in Bordeaux aufgenommen? Ich erfuhr es auf einem ganz merkwürdigen Umwege.

Als ich als Abgeordneter — wie ich gewählt wurde, erzähle ich im nächſten Kapitel — in Bordeaux ankam, fand ich dort einen meiner älteſten Freunde, den Ingenieur Th. Levy; er war dem Bureau Freycinets beigeordnet. Wir aßen zuſammen — „Ich habe Gelegenheit gehabt, Dich zu verteidigen," ſagte er plötzlich lächelnd. „Mich zu verteidigen? und gegen wen? und weshalb?" — „Es kam eines Tages eine Depeſche an, die ankündigte, daß Manteuffel Bourbaki abzuſchneiden im Begriffe war; dann eine andre, daß unſer Heer ſich nach der Schweiz zurückzog. Man rief aus, daß es das Telegramm eines Verräters ſei. Zufällig ſah ich die Unterſchrift. Es war die Deine. Ich erklärte, daß ich den Verfaſſer kannte, daß man Vertrauen haben könne; aber man wartete trotzdem: zwei Tage nachher kündigteſt Du den Einzug unſeres Heeres in die Schweiz an: man ſchrie noch ſtärker, und Du wurdeſt noch zum größeren Verräter!" — „Wie", rief ich aus, „man zog keinen Nutzen aus dieſen Nachrichten? Man ſetzte Bourbaki vom Marſche Manteuffels nicht in Kenntnis? Es war damals noch Zeit, Maßregeln zu treffen!" — „Nein, man traute dieſen Depeſchen nicht, weil ſie ſchlechte Nachrichten brachten!"

Der Einzug von Bourbakis Heer in die Schweiz ist vielleicht das traurigste Ereignis gewesen, das ich miterlebt habe. Die ersten französischen Soldaten, die nach Bern kamen, zogen durch das Aarberger Tor ein. Es war eine Abteilung Infanteristen. Sie wankten einher, die Füße in Lumpen eingehüllt, mit gekrümmtem Rücken, die Augen zu Boden gesenkt, abgezehrt, elend, zu Tode erschöpft. Man ging auf sie zu. Man drückte ihnen die Hand; man brachte ihnen Nahrungsmittel. Eine arme alte Frau stand da, einen Topf mit rauchendem Milchkaffee in der Hand; das einzige, was sie zu ihrem Mittagessen hatte; sie reichte ihn einem Infanteristen hin; er trank ihn aus auf einen Zug, und dankte ihr, Tränen in den Augen. Eidgenössische Soldaten begleiteten den Zug. Wo waren aber die französischen Offiziere?

Sie kamen später. Sie hatten ihre Mannschaften an der Grenze im Stich gelassen. Schweizerische Offiziere, die dem Einzug des Heeres bei Verrières beigewohnt hatten, erzählten mir später mit Entrüstung, wie die französischen Offiziere und Ärzte die Truppen im Stich ließen, sobald sie die Waffen abgegeben hatten. Seit dieser Zeit machte man zwischen unsern Offizieren und unsern Soldaten einen Unterschied. Für diese hatte man nur ehrfurchtsvolle Zuvorkommenheit, für jene nur Verachtung. Und sie verdienten sie. Ich war selber, im Hotel Boulevard, Zeuge einer Szene, die mir das Blut ins Herz zurücktrieb: Offiziere der Mobilgarde aßen im Speisesaal, sie zechten Champagner; einer von ihnen hatte neben seinem Teller einen Stoß Banknoten; er reichte einen Hundertfrankenschein dem Kellner, einem kleinen Badenser hin, und sagte ihm, er möchte ihn anzünden, um ihm Feuer für seine Zigarre zu geben. Unterdessen defilierte, unten auf der Straße, die zersprengte Armee ohne Schuhe, im geschmolzenen Schnee. Der kleine Badenser versuchte dem Offizier begreiflich zu machen, daß er sich wahrscheinlich täuschte, da riß er ihm die Banknote aus der Hand, zündete sie selber an und rauchte.

Der Diener der französischen Botschaft, ein Franzose, sagte

mir den Tag darauf, daß die erſten Offiziere, die unter den Arkaden der Botſchaft abgeſtiegen waren, fragten, wo ſie Mädchen finden könnten. In Neuchâtel machten einige Offiziere Einkäufe in einem Parfümerieladen; das Fräulein, das ſie bediente, war jung und hübſch; ſie baten es, mit ihnen einen Militärball zu organiſieren! „Mit Vergnügen“, antwortete ſie ihnen, „ſobald der letzte Ihrer Soldaten Schuhe an den Füßen haben wird.“

Auf dieſe Weiſe lehrte uns die Schweiz, was Anſtand war, und wir verdienten es; denn das Schauſpiel, das wir boten, war verächtlich. O, Ihr brave, arme Soldaten, wackere Herzen, welchen Chefs waret Ihr preisgegeben! wie erbärmlich war die leitende Klaſſe, der Ihr gehorchen mußtet!

In der Armee ſelbſt gab ſich eine geringe Anzahl Offiziere von dieſer Situation Rechenſchaft. Ich lud eines Tages einen Freund meines Schwagers, den Hauptmann Couard, zu Tiſch. Er hatte freiwillig Dienſt im Heere angenommen und alles verlaſſen, um Frankreich zu Hilfe zu eilen. Wir ſprachen vom Heere und von den Offizieren: „Monsieur“, ſagte mir Couard, „la nation française est plongée jusqu'au cou dans un bain de lâcheté. Unſere Mannſchaften wollen ſich nicht ſchlagen; unſere Offiziere ſind froh, in der Schweiz zu ſein.“ — Sein Bataillonschef, der mit uns aß, pflichtete dieſer Anſicht bei. „Aber“, fügte er hinzu, „es ſind nur wenige unter uns, die ſich dieſe Dinge eingeſtehen. Die andern ſind, was ſie vor dem Kriege waren, geblieben; ſie halten ſich immer noch für ſtärker als die Preußen.“

Ich konnte mich öfters der Wahrheit dieſes Ausſpruchs vergewiſſern, Offiziere, mit denen ich mich in meinem Hotel unterhielt, ſchlugen zum größten Teil die Lehren der Erfahrung in den Wind; ſie anerkannten nur den Verrat oder den Zufall. Das war nicht das Frankreich von 1792, wie die Rhetoren von Tours auszuſprechen beliebten. Das war das Frankreich des Direktoriums.

Wenn ich eine Geſchichte dieſer letzten Phaſe des Krieges ſchriebe, würde ich nicht verfehlen, großen Nachdruck auf alles

das zu legen, was die Schweiz damals für unſer Heer tat; zugleich dürfte ich aber nicht verhehlen, zu betonen, wie Frankreich ſchon vierzehn Tage nachher begann, die Pflichten der Dankbarkeit läſtig zu finden, den „Anſpruch auf Dankbarkeit", wie manche Offiziere ſagten. Man hätte wirklich meinen ſollen, die Schweiz ſchulde uns, was ſie uns verſchwenderiſch und mit einer Großherzigkeit bot, die ich nie vergeſſen werde. Was mich betrifft, ſo werde ich die Dankbarkeit, die ich dieſem Volke ſchulde, nie verleugnen und möchte dieſe Geſinnung als teures Vermächtnis meinen Kindern ans Herz legen.

Es waren nicht bloß Unterſtützungen an Geld und Kleidern, welche die Schweizer damals unſern Soldaten gaben. Sie ließen ſich auch die Zukunft unſerer jungen Republik angelegen ſein, und ſagten ſich, daß ſich ihnen eine Möglichkeit bot, uns wahre und große republikaniſche Prinzipien einzuprägen. 80000 Franzoſen ſollten ihr Land mehrere Monate lang bewohnen; man mußte die Zeit ausnutzen, um ihnen republikaniſchen Sinn einzuflößen, damit ein jeder unſerer Soldaten nach ſeiner Rückkehr ein Apoſtel dieſer Gedanken ſein könnte. Geſellſchaften bildeten ſich ſofort, um Mittel und Wege dazu zu finden. Man verbreitete unter den Soldaten Bücher, Broſchüren, Zeitungen, namentlich die Helvétie. Man organiſierte auch Vorträge und Leſeabende. Wie viel ſchöner und einſichtsvoller waren aber dieſe als jene andern, die unſere Soldaten über ſich ergehen laſſen mußten, die einige umherreiſende Pariſer und Vortragende beiderlei Geſchlechts, veranſtalteten und die aus dem Patriotismus für ſich Kapital zu ſchlagen wußten. Gar viele ſuchten etwaige verwandtſchaftliche Beziehungen, die ſie zum Elſaß gehabt hatten und die ſie bis dahin wie eine Art Schande verleugnet hatten, für ſich auszubeuten, ſie durchzogen die Städte Frankreichs, Gedichte über das Elſaß deklamierend. Armes Elſaß! Schon damals fiel es dieſer ſchamloſen Schar Troubadours neuer Sorte zur Beute, für welche das Unglück eines Volkes zum Gegenſtand wohlbezahlter Verſe wurde.

— „Sind wir denn ſchon Polen?" ſagte mir einer meiner

Freunde, als er mit mir nach einem dieſer Vorträge nach Hauſe ging.

Das Vorrücken von Bourbakis Heer gegen Werder hatte die einige Zeit erloſchenen Hoffnungen der Straßburger Bevölkerung wieder mächtig angefacht. Die Schlachten im Tale des Doubs hatten gewaltiges Aufſehen im Elſaß gemacht. Während in der Schweiz niemand, auch der wärmſte Freund Frankreichs, an ein günſtiges Ergebnis glaubte, ſpekulierte man bereits im Elſaß auf deſſen Folgen. Man ſprach von deutſchen Regimentern, die durch die Vogeſentäler flohen; man hielt einige zerſprengte Banden für die Vorläufer der Niederlagen Werders; man erwartete Bourbaki und Garibaldi in Mülhauſen, in Colmar, in Straßburg. Mein Freund Klein, der dem neuerwählten Bürgermeiſter von Straßburg, Küß, in ſeinem ſchwierigen Amte tatkräftig zur Seite ſtand, konſtatierte, daß die deutſchen Behörden beim Anblick der unverhohlenen Freude der Bevölkerung von einer Art Panik ergriffen wurden, die ſie nicht zu verhehlen ſuchten. „Wer weiß, ob wir in Straßburg bleiben werden?“ ſagte ihm eines Tages ein hoher preußiſcher Beamter.

Trotzdem auch dieſe Hoffnungen plötzlich und raſch vereitelt wurden, glaubte man in Straßburg doch noch gern an eine endliche günſtige Wendung der Dinge. Es bildete ſich die Partei, die man ſpäter die chauviniſtiſche genannt hat, und die ſich namentlich aus den Reſten der radikalen Partei zuſammenſetzte, die im Jahre 1869 eine furchtbare Niederlage bei den Wahlen erlitten hatte. Als Paris ſeine Tore öffnete, ſandte es uns eine Menge von Delegierten, die im radikalen Sinne die bevorſtehenden Wahlen beeinfluſſen ſollten. Es handelte ſich hauptſächlich darum, die Oppoſition gegen Küß und ſeine Freunde im Gemeinderat in Szene zu ſetzen. Wir, die wir während der Belagerung und der Beſetzung der Stadt durch die Deutſchen die Angelegenheiten der Stadt geleitet hatten, ſollten durch dieſe Pariſer Phraſenhelden an die Wand gedrückt werden. Den Republikanern von der Färbung Gambettas waren wir nicht

patriotiſch genug. Der Bürgermeiſter von Straßburg, der zugleich das Amt eines Präfekten des Niederrheins bekleidete, hatte die Wähler zuſammenberufen. Die Zeit drängte. Wir hatten nur einige Tage vor uns, um die Wahlen vorzubereiten. Der in außerordentlicher Sitzung berufene Gemeinderat ſtellte eine Liſte von Kandidaten auf. Einem hochpolitiſchen Gedanken folgend, ſetzte er nur die Namen von Elſäſſern auf die Liſte. Waren die Abgeordneten nach der Abſtimmung über eine etwaige Annexion nicht überhaupt dazu berufen, ſich mit der Zukunft des Landes zu beſchäftigen? Und war es deshalb nicht dringend notwendig, daß dieſe Abgeordneten Elſäſſer ſeien?

Dieſe Geſichtspunkte wurden aber nicht von der radikalen Partei begriffen, noch weniger von den Pariſern. Eine Abordnung begab ſich auf das Rathaus und bat den Bürgermeiſter, dieſe Liſte zurückzuziehen; ſie proteſtierte gegen Kandidaturen, die ſie in törichtem Mißverſtändnis offizielle Kandidaturen nannte; ſie forderte den erſten Beamten der Stadt auf, die „Freiheit der Wahl“ zu reſpektieren. Küß hörte ſie bis zu Ende an, dann erhob er ſich, ging auf ſie zu und rief aus, er werde niemals geſtatten, daß man in das Straßburger Rathaus die Sitten der Pariſer Vorſtadt Belleville verpflanze; er habe getan, was er als ſeine Pflicht anſehe; es ſei lächerlich, von offiziellen Kandidaturen angeſichts der Beſetzung durch die Deutſchen zu reden; es wäre ein großer politiſcher Fehler, in dieſem Augenblick ſich im Elſaß zu zerſplittern. Übrigens, wenn die Herren für ſich eine Liſte aufſtellen wollten, würde er es ihnen natürlich nicht verwehren können oder wollen. Sie möchten tun, was ihnen gut dünke, wenn ſie ſeinen Rat zu befolgen nicht die Abſicht hätten. Freilich ſeine Liſte würde er nicht zurückziehen.

Die Radikalen verſammelten ſich darauf und ſtellten eine neue Liſte auf, die neben einigen elſäſſiſchen Namen diejenigen von Gambetta, von Jules Favre und von andern, weniger berühmten Männern trug, die aber der ſpeziell elſäſſiſchen Sache doch ebenſo unnütz waren. Es waren Männer, die zwar im Elſaß geboren, ihre Heimat aber doch ſchon ſeit Jahren verlaſſen

hatten und nicht mehr daran dachten, zurückzukehren, ſo Chatrian, Siebecker, Ratisbonne, Singrelet.

Zur ſelben Zeit ſtellte auch die klerikale Partei ihre Liſte auf, mit Monſeigneur Freppel und General Ducrot an der Spitze. Das Elſaß, das angeſichts der gemeinſamen Gefahr Frankreich und Deutſchland das Schauſpiel der abſoluteſten Einmütigkeit hätte geben, das alle Zwietracht in dieſem Augenblick hätte vergeſſen ſollen, ſtürzte ſich in Gegenwart des Feindes in innere Kämpfe. Vergeblich beſchworen die bedeutendſten Politiker des Elſaſſes, Küß, Ignace Chauffour, Auguſt Dollfuß, Kablé, Hartmann, Ch. Boerſch, ihre Mitbürger, ſie möchten doch ihre inneren Streitigkeiten vergeſſen, ſie möchten an die Zukunft des Elſaſſes denken, ſie möchten doch Männer wählen, die fähig wären, unſere Intereſſen und unſere Rechte zu verteidigen, nicht bloß in Bordeaux allein, wo unſere Sache doch von vornherein verloren ſei, ſondern auch an der Stätte der ſpäteren Friedenskongreſſe, in Brüſſel, Frankfurt oder ſogar in Berlin. Aber bereits damals konnte man die Erfahrung machen, wie wenig das Anſehen eines Namens gegen die Volksleidenſchaften ausrichten kann. Die Männer, auf deren Wort man geſtern noch hörte, wurden heute verſchrieen, verdammt, an den Pranger geſtellt. Sie predigten in der Wüſte, und das Volk drehte ihnen den Rücken.

In Straßburg trug die radikale Liſte mit erdrückender Mehrheit den Sieg davon. Die geſetztere, ruhige Landbevölkerung glich das Reſultat aus. Die Wahlen waren in der größten Ordnung vor ſich gegangen, ohne daß die deutſchen Behörden ſie im mindeſten verhindert hätten, und ohne daß irgend ein Druck ausgeübt worden wäre.

Ich hatte nicht im entfernteſten daran gedacht, meine Kandidatur aufzuſtellen. Das Schauſpiel, das mir Frankreich bot, hatte mir den intenſivſten Wunſch nahegelegt, meine Kinder dereinſt der Notwendigkeit zu entziehen, einem Lande zu dienen, in dem nur die äußerſten Extreme zu Worte kommen. Ich trug mich mit dem Gedanken, Schweizer zu werden und den großen militäriſchen Nationen auf ewig Lebewohl zu ſagen. Was hätte ich

in der Nationalverſammlung tun ſollen? Hätte ich für den Krieg bis aufs Äußerſte ſtimmen können? Hätte ich anderſeits für den Frieden ſtimmen ſollen, für den Frieden, der das Elſaß an Deutſchland auslieferte? Ganz ohne mein Zutun wurde aber mein Name auf die Liſte geſetzt, und eines Tages erfuhr ich, daß ich als einer der erſten im Niederrhein gewählt worden war. Trotz der großen Ehre, die mir dadurch zu teil wurde, konnte ich über dieſe Wahl keine Freude empfinden. Ich ſchwankte, ob ich annehmen ſollte, und nur folgende Erwägungen beſtimmten mich, das Mandat, das mir meine Mitbürger übertragen hatten, nicht zurückzuweiſen.

Man hatte die Proteſtanten angeklagt, die Freunde Deutſchlands zu ſein. Ich dachte mir, daß es meine Pflicht ſei, mit Küß, Kablé und den andern gegen dieſe Anklage energiſch zu proteſtieren. Ich mußte Frankreich beweiſen, daß die Proteſtanten ebenſo gute Patrioten ſeien als die Katholiken. Ich mußte das Elſaß Frankreich gegenüber decken, und in der Zukunft, wenn meine Heimat ſich vor der Notwendigkeit der Annexion beugen würde, mußte ich für ſie gewiſſermaßen ein Schild ſein gegen die Anklagen des Verrats, die Frankreich ihr gewiß nicht erſparen würde.

Leider hatte ich ohne die Stimmung Frankreichs gerechnet. Ich ahnte damals nicht, daß alle dieſe Demonſtrationen unnütz ſein würden, daß die Verleumdungen nicht aufhören würden, und daß ich ſelber ein Opfer derſelben werden würde. Am Tage, wo ich gewahr wurde, daß alle meine Anſtrengungen eitel waren, kehrte ich nach dem Elſaß zurück und ſchüttelte den Staub von meinen Füßen.

Die Wahl von Küß an der Spitze aller Liſten war eine beredte Huldigung für den, der das Elſaß damals am beſten perſonifizierte; ſie war aber leider zugleich auch ein großes Unglück, denn Küß ſollte unter der Laſt ſeiner Miſſion zuſammenbrechen, und niemand in Straßburg hatte die Fähigkeiten, die Stadt und das Land zu leiten, wie er es getan hätte. Er zögerte anfangs, abzureiſen. Er fühlte, wie notwendig ſeine

Gegenwart im Rathaus war. Seine Freunde — und Feinde drängten ihn dazu, ſein Mandat als Abgeordneter zu erfüllen, ſo krank er war, und er gehorchte.

Als ich ihn auf ſeiner Durchreiſe in Bern ſah, war ich auf das ſchmerzlichſte überraſcht durch die Änderung, die in ſeinem Ausſehen vor ſich gegangen. Er war weiß geworden, er ſah gealtert aus und ging gebückt einher. „Mein lieber Schneegans," ſagte er, indem er mich umarmte, „ich werde in einem Sarge von Bordeaux zurückkehren." Am Tage darauf kamen Hartmann, Grosjean, Renker, Titot durch Bern. Ich reiſte mit ihnen ab. Wir ſaßen kaum in der Eiſenbahn, als wir vom Elſaß, von Frankreich und von der Rolle, die wir dort ſpielen würden, zu ſprechen anfingen. Der Präfekt von Maine-et-Loire, Engelhardt, hatte gegen mich ein Pamphlet veröffentlicht, in dem er mich aus Anlaß meiner Broſchüre über die Belagerung als Preußen verklagte. Ich hatte in dieſem Büchlein den Gedanken ausgeſprochen, das Elſaß möge aus ſeiner neuen Situation möglichſt Nutzen ziehen, um vom ſiegreichen Deutſchland die Gewährung gewiſſer Freiheiten zu erlangen, die wir in Frankreich niemals hatten durchſetzen können. Hartmann, mit dem ich mich darüber ausſprach, erwiderte: „Ihre Gedanken ſind durchaus die meinigen; wir können nur das eine tun: wir müſſen uns zwar vor der Annexion beugen, aber Elſäſſer bleiben und unſer Möglichſtes tun, um unter den neuen Verhältniſſen, die wir nicht herbeigeführt haben, liberale Inſtitutionen und ein self-government zu erlangen, das uns Frankreich immer verweigert hat."

Die andern Abgeordneten beteiligten ſich an der Unterhaltung, und keiner dachte auch nur daran, gegen dieſe Anſichten zu proteſtieren. Man ſprach darauf von der Haltung, welche die Abordnung in Bordeaux innehmen würde. Ich ſchlug meinen Kollegen vor, wir ſollten uns der Abſtimmung enthalten. Sie waren mit mir alle einig. Nur Grosjean zeigte ſich unentſchieden. Er wünſchte für die Abgeordneten des Elſaſſes einen möglichſt theatraliſchen Abgang. „Wir müſſen alle", ſagte er, „nacheinander auf der Rednerbühne erſcheinen, und jeder muß

in einem kurzen Satze von Frankreich Abſchied nehmen.“ Er fügte hinzu, daß, was ihn beträfe, er ſeinen Satz ſchon bereit habe. Er würde ſich darauf beſchränken, auszurufen: „Morituri te salutant!“

Der leitende Gedanke in allen dieſen Unterhaltungen war die Überzeugung, daß Frankreich verloren ſei, nicht nur in der Gegenwart, ſondern auch in der Zukunft, verloren als Nation, zum Untergang reif wie ein zweites Spanien. Wir waren alle außerordentlich gereizt gegen dieſe Nation, die uns ſeit den erſten Tagen im Stich gelaſſen hatte, und die uns leichten Herzens preisgeben ſollte. Was mich im Jahre 1873 veranlaßte, Frankreich zu verlaſſen, das empfanden wir damals alle. Küß ſprach einige Tage vor ſeinem Tode in Bordeaux denſelben Gedanken aus, als er ſagte: „Frankreich verdient die Anhänglichkeit des Elſaſſes nicht. Wir ſind beſſer als jene Leute.“

Das war die Stimmung, in der die Abgeordneten des Elſaſſes Frankreich betraten. Die erſten Eindrücke, die wir an der Grenze empfingen, waren nicht geeignet, unſere Stimmung zu ändern. Unſer Zug hielt ungefähr zwanzig Minuten in Culoz. Neben uns ſtand ein Zug mit Soldaten. Sie kamen aus Savoyen und ſollten, ſcheint es, zu einem in Lyon in Formation begriffenen Korps ſtoßen. Die Soldaten lehnten ſich zu den Coupéfenſtern hinaus, brüllend und heftig geſtikulierend. Und was waren — großer Gott! — die Worte, welche dieſe Vaterlandsverteidiger den Abgeordneten des Elſaſſes ins Geſicht ſchleuderten? „Vive la Prusse! A bas la France! Vive Berlin, à bas Paris! Et que la République soit f . . .!“ Wir waren entſetzt. Grosjean, der an der Tür ſaß, lehnte ſich hinaus und fuhr die Soldaten an: „Was für ein Regiment iſt das? — „Le troisième légion Haute Savoie!“ wurde ihm geantwortet. — „Wo ſind eure Offiziere?“ — „Nous nous f . . . de nos officiers!“ — „Ihr ſeid Elende!“ — „Nieder mit Frankreich! Gebt uns Brot!“

„Finis Poloniae!“ murmelte Renker und bedeckte ſich weinend das Geſicht mit den Händen.

Unſer Zug fuhr ab. Wir ſtiegen in Maximieux aus, um eine Taſſe Bouillon zu trinken. Der Bahnſteig, der Reſtaurationsſaal, alle Warteſäle ſtrotzten von Uniformen. Überall Offiziere, Generale, Intendanten, Militär von allen Gattungen; überall Treſſen und Litzen, auf den Ärmeln, am Kragen, auf dem Käppi! Sie führten das große Wort, ſie umringten die Mädchen, ſie lachten, ſpielten Karten und tranken Abſinth. „Los coronels de las Españas!“ ſagte Renker, der ſeinen ſarkaſtiſchen Witz mit düſterer Ironie an dieſen ſeltſamen Dingen gern ausließ und lachte —, um nicht zu viel zu weinen. Wehe! das war alſo das franzöſiſche Heer, und mit ſolchen Elementen wagte man von einem Krieg bis aufs Meſſer zu ſprechen.

Als wir nach Lyon kamen, war es noch viel ſchlimmer. Im Bahnhof die fürchterlichſte Unordnung. Man ſah Gruppen von Arbeitern, von Frauen, von Nationalgardiſten, viele Offiziere, aber ſtets mit Phantaſieuniformen, eine Menge von Franctireurs und Garibaldianern, Leute, die ſo ausſahen wie Griechen und Italiener und ſich als Herren des Weltalls gebärdeten. Es waren merkwürdige Geſtalten, mit den merkwürdigſten Kopfbedeckungen, mit Flinten und Säbeln, welche die Hölle ſelbſt hätten in Schrecken verſetzen können. Keine eigentlichen Soldaten, keine Rothoſen! Nicht Frankreich trafen wir hier, nur die Republik; doch was ſage ich? Die Lyoner Kommüne, die Föderation, den Kosmopolitismus, ein Unnennbares und Unbekanntes, zugleich großmütig und töricht. Auch Damen, die in Lazaretts tätig zu ſein ſchienen, erblickte man, aber keine Schweſtern. In einer Ecke verteilte man Suppe und Brot unter Elende, die riefen: „Es lebe die Republik!“ Redner ſprachen von Zeit zu Zeit die Menge an. Ich habe nie ſo häufig „Hoch die Republik!“ ausrufen hören als während der Viertelſtunde, die wir in dieſem Bahnhof verbrachten. Den Namen Frankreich freilich habe ich da nicht ausſprechen hören. Wir wußten nicht recht, wo wir uns hinwenden ſollten. Ein Offizier der Nationalgarde kam auf uns zu und fragte uns, ob wir die elſäſſiſchen Abgeordneten ſeien; er ſtellte uns ſofort unter den Schutz eines Milizſoldaten, der,

die Flinte auf dem Rücken, auf und ab ging. „Mit dieſem Jungen haben Sie nichts zu fürchten," ſagte er; „er iſt ein gutmütiger Kerl!" — „Wie?" fragte ich, „und die übrigen?" — „O, die!" antwortete der Offizier, „ſprechen wir nicht davon! Nichts als Geſindel!" — „Was, alle?" — „Und noch viele andre!" Der Milizſoldat ſtellte ſich uns zur Verfügung und half uns, unſere Koffer mitten in dem unbeſchreiblichen Durcheinander dieſes Bahnhofes zu finden. Rings um uns her ſchrie man gegen die Bonapartiſten, gegen die Jeſuiten, gegen die Reaktionären, gegen die Verſammlung; niemand ſprach von den Preußen.

Wir kamen im Grand Hôtel von Lyon an, wo Hartmann ein Logis für uns beſtellt hatte. Unter der Tür ſtanden einige Perſonen. Es ſchienen angeſehene Leute zu ſein, Notabeln. Als wir dem Hotelomnibus entſtiegen, begannen dieſe Herren untereinander zu flüſtern, dann kamen ſie auf uns zu und einer von ihnen nahm mich beiſeite: „Ach, mein Herr," ſagte er, „Sie ſind alle Abgeordnete, nicht wahr? Wir beſchwören Sie, ſtimmen Sie für den Frieden! Sehen Sie: Lyon iſt bedroht! Lyon wird belagert werden! Wir können uns aber nicht verteidigen. Man muß um jeden Preis Frieden ſchließen!" — „Mein Herr!" ſagte ich ihm, „wir ſind Abgeordnete des Elſaſſes!" Und damit ging ich weiter. Wenn ich in dieſem Augenblicke meinen Stimmzettel hätte abgeben müſſen, würde ich gewiß für den Krieg bis aufs Äußerſte geſtimmt haben, nur um dieſe „mercantili" Patriotismus zu lehren.

Am Tage darauf reiſten wir nach Bordeaux weiter. Ach, die wunderbare Reiſe, die wir da machten! Wir kamen aus dem Winter. Bei uns ſtarrte noch alles von Schnee und Eis. Ein weißer Mantel hielt in Bern die Berge noch umfangen. In Lyon machte uns ein feiner, eiskalter Regen bis aufs Mark erſtarren. Schwarze Nebel ſtiegen zwiſchen den zwei Flüſſen auf. In Valence dagegen wölbte ſich bereits ein tiefblauer Himmel über uns. Die Sonne ſtrahlte. Im Hintergrunde blitzten die ſilbernen Spitzen der Alpen; die Cevennen erhoben ſich auf der

Digitized by Google

andern Seite, jenſeits der Rhone, in der glühenden Sonne des Südens errötend. Eine laue, weiche, Nerven und Willen erſchlaffende Luſt umfing uns.

„Welcher Friede in dieſen Dörfern! Welch ſüßes far niente! Wie köſtlich, ſich gehen zu laſſen in der Sonne des Südens! Und dieſem verweichlichten Volke der Provence ſollten wir in den Falten unſerer Toga den Krieg bis aufs Meſſer bringen? Invaſion, Brand und Plünderung? Bei Gott! Das waren doch nicht die Leute, die mit Flintenſchüſſen die Männer des Nordens empfangen würden. Sie würden ihnen die Tore ihrer Häuſer weit öffnen, ſie würden für ſie die beſten Flaſchen alten Weines aus dem Keller holen, ſie würden alle möglichen Kriegsſteuern zahlen, wenn man ſie nur ungeſchoren ließe, und wenn die Deutſchen ihnen von Elſaß-Lothringen ſprächen, würde man ſie ausrufen hören: „Ach, was gehen uns dieſe Leute an? Wir kennen ſie nicht. Sie ſind ſchon lange Preußen. Wenn man uns nur in Ruhe läßt, wenn wir nur unſern Wein und unſere Oliven verkaufen! — wir kümmern uns den Kuckuck um das übrige.“

Zur Linken des Eiſenbahndammes ſahen wir ein Lager, das Lager der Alpinen. Eine kleine, blauweißrote Fahne flatterte auf einer Baracke. Mobilgardiſten rauchten im Schatten. Keiner exerzierte. Es lagen da 20000 Mann, erzählte man uns. Sie waren ſehr ruhig in ihrem Lager.

In Bordeaux ſetzte ſich die traurige Komödie, deren Zuſchauer wir ſeit Culoz waren, weiter fort. Der Zug, der uns brachte, beſtand aus etwa vierzig Wagen. Von überall her ſtrömte man zur Verſammlung herbei. Staatsmänner außer Dienſt, Beamte auf der Suche nach einer neuen Stelle, Frauen aus jeder möglichen Geſellſchaftsſphäre. Ich dachte lebhaft an das Konzil von Konſtanz und an das Volk, das ſich dort traf. Im Nu waren alle Omnibuſſe und Droſchken voll. Wir blieben auf dem Perron und warteten. Zugleich mit uns wartete ein merkwürdig ausſehender Herr, ein Abgeordneter, ſchien es, denn er führte das große Wort, ſprach mit gewaltigem Pathos

von ſeinem Mandat. Auf dem Kopf ein weitkrempiger Hut, über den Schultern ein weiter Überrock, in den er ſich maleriſch drapierte, ſo ging er ſtolz auf dem Trottoir auf und ab, von Zeit zu Zeit heftig geſtikulierend. In unverfälſcht provençaliſchem Accent hörten wir ihn auf einmal ausrufen: „Wie? meine Wähler haben mich hierher geſchickt, um für den Krieg bis aufs Äußerſte zu ſtimmen, — und ich finde nicht einmal einen Omnibus!“ (Eh quoi! mes électeurs m'ont envoyé ici pour voter pour la guerre à outrance, — et je ne trouve pas même d'omnibus!) Mit welch ſüdlicher Glut ſprach er nicht das Wort „outrance“ aus, in dem die gewöhnlichen Naſallaute einen energiſch gutturalen Klang annahmen! Aber einen Omnibus brauchte dieſer Eiſenfreſſer unbedingt. — Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, kam endlich das erſehnte Fuhrwerk herangeraſſelt; wir brachten einſtweilen unſer Gepäck in einem befreundeten Hauſe unter und ſuchten zunächſt nach einer Wohnung und einer Reſtauration.

Unſer Cicerone, ein biederer, alter Spießbürger von Bordeaux, der ſich aber auch, wie jedermann in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, als Nationalgardiſt verkleidet hatte, ſetzte uns, die wir todmüde waren nach all den Strapazen und aufregenden Erlebniſſen, in einem Café gegenüber dem großen Theater ab. Nur mit Mühe konnten wir einen Tiſch finden. Neben uns ſaß eine Gruppe von Offizieren, unter ihnen der wunderbarſte aller Francs-tireurs; ein herrlicher Filzhut mit blauweißroten Federn; ein Anzug von blauem Sammet, ganz funkelnagelneu; tadelloſe Gamaſchen, ein prachtvoller Karabiner! Mit laut erhobener Stimme deklamierte er gegen die Feiglinge, die noch nicht zu den Truppen geſtoßen waren. Einer von uns drehte ſich um und machte ihn darauf aufmerkſam, daß er doch ſelber auch noch in Bordeaux ſei. — „Té!“ erwiderte lachend der Franctireur, „es mußte doch einer zurückbleiben, um die andern zum Abmarſch anzufeuern!“ (il fallait bien qu'il reste quelqu'un pour dire aux autres de partir!) — Dieſer Franctireur perſonifizierte den Süden, das „ignoble midi“, wie Gambetta ſagte.

Kapitel 5.

Die Nationalverſammlung in Bordeaux.

Die Nationalverſammlung hielt ihre Sitzungen im großen Theater ab; ſpäter ſollte ſie im Theater von Verſailles zuſammenkommen. Ein Theater war der geeignete Verſammlungsort für dieſe Vereinigung von Schauſpielern. In andern Ländern, in der Schweiz z. B., ſind die Abgeordneten Bürger, deren Ehrgeiz allein darauf ausgeht, die Angelegenheiten des Landes zu beſorgen; in Frankreich richtet ſich ihr Ehrgeiz zuerſt auf ihre Perſon. Sie verlangen, daß jedermann wiſſe, daß ſie die Vertreter des Volkes ſind, daß ſich in ihnen die Nation perſonifiziert, daß ihre Stimme die feierliche und ſouveräne Stimme des Landes iſt. Sie bekleiden ein prieſterliches Amt. Sie bilden die Oberkaſte. Die Stimmen ihrer Mitbürger haben ihnen beſondere Tugenden und eine beſondere Weisheit verliehen. Ein franzöſiſcher Abgeordneter nimmt ſein Frühſtück mit feierlicher Würde ein; ein Glorienſchein umgibt ſein Haupt und er ſtolziert einher, um ihn zu zeigen. Unſere Kollegen in Bordeaux gefielen ſich darin, in der Säulenhalle des Theaters auf und ab zu gehen; Zigaretten rauchend lehnten ſie ſich an die Säulen und betrachteten hinter der Truppenkette, welche das Theater umgab, die Volksmenge, die ſie anſtarrte. „Da ſind Leute, die uns anſchauen," ſchienen ſie einander zuzuflüſtern, „und die mit Fingern auf uns zeigen, indem ſie einander zuraunen: Seht, das ſind die Abgeordneten!" Die Zuſchauer ſahen ſie von weitem auf und ab gehen, die Hände auf dem Rücken, ſtolz er-

hobenen Hauptes, den Hut feierlichſt auf den Kopf gedrückt. Und ſie dachten ſich, daß dieſe ernſten Männer auf ernſte Weiſe ernſte Intereſſen erörterten, und daß ihre Kompetenz alle Kompetenzen der kompetenteſten Leute überſchritte. Und die Abgeordneten hatten ihre beſondere ſtolze Freude daran, die Neugierde des Volkes zu ſich hinüberſtrahlen zu laſſen.

Dieſe Verſammlung, in die wir hineintraten, war wirklich die treue Vertreterin Frankreichs. Die Liſtenwahl, welche man eingeführt hatte, und von der die republikaniſche Partei ſchon ſeit Jahren behauptete, daß ſie allein eine Kammer ins Leben rufen könne, die das aufrichtige Bild der Wählerſchaft darſtelle, hatte ins Theater von Bordeaux jene Majorität ruhiger, konſervativer, katholiſcher, ängſtlicher, nach Frieden, Ruhe und Genuß eifrigſt trachtender Männer geſchickt, die ohne Zaudern die fünf Milliarden und das Preisgeben Elſaß-Lothringens durch ihre Abſtimmung genehmigen ſollte.

Das Reſultat der Wahlen hatte uns überraſcht, und wir teilten es mehreren unſerer republikaniſchen Kollegen mit. „Ja,“ ſagten ſie, „ſo iſt Frankreich. Das iſt das Frankreich des Plebiszits unter den Bonapartes; das iſt das konſervative Frankreich vor allem; die Leute werden alles ſein, was man will, Imperialiſten, Legitimiſten, Orleaniſten, Republikaner ſelbſt, wenn ſie nur zu gleicher Zeit konſervativ ſein können. Was in den Februarwahlen den Sieg davongetragen hat, das iſt nicht dieſe oder jene ſpezielle Partei, das iſt die große, konſervative Maſſe, die entſchiedenſte Gegnerin der Revolution, der Demokratie, der Traditionen von 1789.“ So ſprachen die Republikaner. Ihre Sprache änderte ſich nachher. Aber im erſten Momente kann man die Gedanken der Männer und der Parteien erkennen; ſie verſtellen ſich dann noch nicht; ſie handeln nicht nach einer Parole; ſie zeigen ihr Antlitz ohne Maske und ohne Schminke. Bevor man das Reſultat der Wahlen kannte, gab es keinen republikaniſchen Abgeordneten, der nicht offen und ausdrücklich dieſer künftigen Verſammlung die Eigenſchaft einer konſtituierenden Kammer zuerkannt hätte. Es war ganz im Sinne der Par-

teihäupter, im Sinne der Regierung von Tours und Bordeaux, daß die Nation dazu berufen ſei, eine konſtituierende Verſammlung zu wählen. Ich ſelbſt konnte es in Bern gewahr werden. Als ich mich in die Botſchaft begab, um meinen Paß entgegenzunehmen, traf ich dort den Herrn Griffe, den früheren Redakteur des „Avenir national“, der damals Militärbevollmächtigter Frankreichs bei der Helvetiſchen Republik war. Was tat dieſer biedere Herr Griffe in ſeiner Eigenſchaft als Militärbevollmächtigter? Er wird es wohl ebenſowenig gewußt haben als ich. Er führte ſeinen prächtigen Pelzmantel vom Bundespalaſt zum Hotel, in dem er wohnte, ſpazieren; er redete viel, er rauchte Zigaretten und ſpielte den Botſchafter. An dieſem Tage freilich ſprach er von Geſchäften; er gab mir Auskunft über verſchiedene Männer, die ich in Bordeaux beſuchen ſollte, über Gambetta, über Laurier und über ihre Beziehungen zu Jules Favre, zu Thiers. „Sie wiſſen,“ ſagte er mir, „Sie werden die Republik konſtituieren.“ — „Aber,“ antwortete ich ihm, „ſind wir denn eine konſtituierende Verſammlung?“ — „Gewiß,“ erwiderte er, „und Sie müſſen ſogar auf Ihren Paß den Titel eintragen laſſen: Mitglied der konſtituierenden Verſammlung.“ — Sie waren alle dieſelben. Ein Titel genügte ihnen; ein Wort bedeutete alles und wog eine Tat auf.

Während die Republikaner im voraus in ihrer gewohnten Ungeſchicklichkeit das konſtituierende Recht einer Verſammlung ankündigten, die ſie republikaniſch erhofften, beſtritten ihr die Monarchiſten, die ebenfalls ein republikaniſches Reſultat erwarteten, dieſes Recht. Man durchblättere nur die royaliſtiſche Preſſe dieſer Zeit! Man wird überall die kategoriſche Behauptung finden, daß die Verſammlung keine andre Aufgabe habe, als den Frieden zu ſchließen. Am Tage aber, wo man in das Reſultat klaren Einblick hatte und erkannte, daß die Majorität antirepublikaniſch war, kehrte ſich alles um. Nun erklärte ebenſo kategoriſch das republikaniſche Orakel, daß dieſe Verſammlung niemals eine konſtituierende Aufgabe zu löſen gehabt habe, als die royaliſtiſche behauptete, ſie ſei ſtets in dem Sinne einbe-

rufen worden. Und die Hohenprieſter beider Parteien exkommunizierten alle die Ketzer, die in ihrem Glauben vom Tage vorher noch verharrten und die durch den Hohen Rat ausgegebene Parole noch weiter gaben. So ſind die Parteien in Frankreich — und auch noch anderswo.

Wie kam es aber, daß die Wahlen eine konſervative Mehrheit in die Kammer ſchickten? Wie konnten ſich fünf Monate nach Sedan die Republikaner ſchon in der Minderheit befinden? Die Urſache iſt in der Politik der „raſenden Tollwut“ zu erblicken, jener Politik „de fou furieux“, wie Thiers ſagte, die Gambetta in Tours und Bordeaux verfolgt hatte. Das Land wollte keinen Krieg bis aufs Äußerſte, es verlangte den Frieden, nur den Frieden. Wenn die Wahlen gleich nach Sedan vorgenommen worden wären, würde die Verſammlung in ungeheurer Mehrheit Abgeordnete der gemäßigten republikaniſchen Linken gewählt haben; die vorherrſchende Empfindung war damals noch der Haß des Kaiſerreichs. Der Sündenbock war Napoleon III.; die Plebiszitmänner und Leute, die nach Berlin hatten marſchieren wollen, hätten ihren Fetiſch damals vernichtet, wie die Wilden mit den ihrigen nach dem Sturme tun. Es war von der Regierung der nationalen Verteidigung ein großer politiſcher Fehler geweſen, daß ſie ſich damals weigerte, die Wahlen vorzunehmen. So hatte das Land Zeit, die Stimmung zu wechſeln. Und wie geſchah das?

Die weiſen und ernſten Elemente der Regierung blieben in Paris; man beging die Torheit, die Regierung in einer belagerten Stadt einzuſchließen, in der nur ein General mit diktatoriſcher Vollmacht hätte befehlen ſollen. Die wirkliche Regierung Frankreichs führte aber in der Provinz Gambetta, jener großartige Rhetor, jener geſchickte Parteiführer, jener ausgezeichnete Stratege im parlamentariſchen Leben, jener genueſiſche Tribun, mehr Politiker als Staatsmann, dabei aber ein Republikaner, der ein geradezu blindes Vertrauen in die Traditionen des Jahres 1793 hatte, in die „levée en masse“, und der von einer Vaterlandsliebe beſeelt war, die — bei Republikanern

eine Seltenheit — die Schwelle der Republik noch um einige Fuß überschreiten konnte. Gambetta herrschte von Tours aus über ganz Frankreich. Paris hatte die furchtbarsten Kämpfe zu bestehen und schlug sich tapfer. Die Departements sahen aber die Invasion immer mehr an die Loire und Rhone heranrücken; sie hatten kein Vertrauen in die Proklamationen Gambettas, sie sagten sich, wie die Soldaten bei Wörth, daß man sie ins Schlachthaus führe; und um den Schrecken der Situation noch zu erhöhen, sahen die Bürger der Provinz, die Bauern und ihre Frauen noch zu ihnen jene seltsamen und fremden Bundesgenossen ankommen, die Gambetta in der ganzen internationalen Demokratie aufgeboten hatte; sie sahen Polen, deren Kommandant damit angefangen hatte, mit der Kasse durchzubrennen, sie sahen Pallikaren, die von wunderbaren Mänteln bedeckt waren, deren Uniformen von goldenen Litzen und Tressen strotzten, sie sahen Amerikaner, Garibaldianer, Vengeurs de la Mort, Eclaireurs, Voltigeurs, Chasseurs jeder möglichen Art, — und diese Phantasiesoldaten wurden von Phantasiegeneralen befehligt, sie hatten Phantasieuniformen, eine Phantasiebewaffnung, einen Phantasiepatriotismus und besonders eine Moral, die ganz ausnehmend phantastisch war. Diese Leute überfluteten den Süden, während die Preußen den Norden überschwemmten. Die republikanischen Präfekten ließen sie vor sich defilieren, in Marseille, Lyon, wie wenn sie ernsthaft zu nehmen gewesen wären. Man zahlte ihnen die Kosten der Reise bis zu den Truppenkorps, denen sie sich angliedern sollten, aber sie marschierten nicht ab; sie beschimpften die Landpfarrer im Namen der Republik, sie tranken alten Wein in den Dörfern im Namen der Republik, sie umarmten die Töchter der Bauern im Namen der Republik, und so brachten sie in unseren Städten und Dörfern die Staatsform, die das Kaiserreich ersetzt hatte, in Verruf. Noch ein andrer Umstand schadete der Republik. Die Präfekten, die aus der radikalen Partei entnommen worden waren, setzten ihre Allmacht an Stelle der kaiserlichen „préfets à poigne“ ein; sie kommandierten, wie ihre Vorgänger kommandiert hatten, mit eben-

ſoviel Hochmut, aber mit weniger Kompetenz; ſie nötigten den Bürgern den Ruf „Hoch die Republik!“ auf, wie die andern den Ruf „Es lebe der Kaiſer!“ aufgenötigt hatten; ſie hatten bald überall in der Bevölkerung Haß und Groll geſäet; der Klerus mußte unter dieſem fünfmonatlichen Regime die unverdiente Gunſt büßen, mit der ihn das Kaiſerreich bedacht hatte; die Präfekten behandelten die Biſchöfe wie Schulbuben; die Prieſter wurden auf der Straße beſchimpft und fanden bei keiner Behörde Schutz; die Kongregationiſten wurden aus ihren Wohnſtätten verjagt, ſie wurden ausgeplündert, beraubt, und ihre Häuſer wurden in Brand geſteckt. Die Präfekten ſelber waren nur dann Meiſter, wenn ſie gewiſſen geheimen Komitees gehorchten, deren Mitglieder ſich aus ſehr zweifelhaften Elementen zuſammenſetzten. Der Druck, den dieſe Komitees auf die Präfekten ausübten, wirkte dann weiter auf Tours und auf Bordeaux. Dort, in den „Vorzimmern des Diktators“, herrſchten verſchiedene recht merkwürdige Perſönlichkeiten; ſie zogen um Gambetta einen magiſchen Kreis, den niemand ohne ihre Erlaubnis überſchreiten durfte; ſie überbrachten dem Diktator die Eindrücke von außen, die ſie nach ihren perſönlichen Wünſchen und Geſichtspunkten zurechtſtutzten; ſie beeinflußten auf dieſe Weiſe ſeine Geſinnungen und Entſchließungen.

Die Folge aller dieſer Tatſachen war aber, daß allmählich die anfangs ſo populäre Regierungsform an Volkstümlichkeit immer mehr verlor. Die des Krieges müde Nation ſah ſich in einen Krieg bis aufs Äußerſte gedrängt. Ein großer Fehler war auch die Aufhebung der Generalräte. Gambetta und ſeine Partei haben vielleicht nie geahnt, einen wie verhängnisvollen Streich ſie durch dieſe Maßregel der Republik beigebracht haben. Man hat ſie durch Motive allgemein patriotiſcher Politik rechtfertigen wollen, welche nach außen imponierten. Die preußiſchen Zeitungen ſprachen die Anſicht aus, daß dieſe Generalräte die einzige legale Macht ſeien, die vom Kaiſerreich her noch beſtünde, und daß man mit dieſer zu einer Verſammlung vereinigten Körperſchaft eventuell über den Frieden würde verhandeln können.

Wollte vielleicht Gambetta durch die Aufhebung dem Feinde die Möglichkeit nehmen, eine gesetzliche beratende Körperschaft seiner Diktatur entgegenzusetzen? Man hat es im Ausland geglaubt und hat in Anbetracht der patriotischen Motive, die sie veranlaßt haben, dieser Maßregel die Billigung nicht versagt. In Frankreich ist man freilich andrer Ansicht gewesen; man hat in dieser Maßregel nur die Beseitigung des letzten Restes des Repräsentativsystems erblickt; man hat sich gedacht, daß dadurch die Republik, das sogenannte Regiment der Freiheit sich jeder Kontrolle entledigen wollte, um sich immer mehr zur persönlichen Diktatur zu entwickeln. Auch dies erbitterte die Gemüter gegen Gambetta. Und alle diese Umstände zusammen bewirkten, daß bei den Wahlen die Opposition den Sieg davontrug.

„Friede! Friede!" das war der Ruf, der sich überall in Frankreich erhob. Das Friedensbedürfnis war so allgemein, daß man z. B. bei der Wahl entdeckte, daß auf drei Vierteln der Stimmzettel der elsaß-lothringischen Legionen Lyons statt der Namen der Kandidaten nur die zwei Worte zu lesen waren: „La paix!" Niemals hat irgend jemand diese Tatsache auch nur zu erwähnen gewagt; man wird sie leugnen, wenn diese Seiten veröffentlicht werden, weil Frankreich nicht will, daß man seine Legenden vernichte, und weil es schmeichelhafte Unwahrheit einer verletzenden Wahrheit vorzieht. Aber diese Tatsache bleibt nichtsdestoweniger wahr. Die früheren Mitglieder der alten elsaß-lothringischen Komitees in Lyon werden sie nicht leugnen können, denn sie sind es, die sie mir ausdrücklich bestätigt haben.

Schon dieses ungeheure Friedensbedürfnis machte auf uns Elsässer, die wir in die Versammlung eintraten, einen recht merkwürdigen Eindruck. Geradezu empörte uns aber die vollständige Gleichgültigkeit, die wir bei der großen Majorität der Abgeordneten hinsichtlich des künftigen Schicksals der elsässischen Bevölkerung trafen. Die Sprache und Haltung der Abgeordneten ließ uns gar keinen Zweifel in dieser Beziehung. Gewiß, wir begegneten einigen vereinzelten Bezeugungen von Sympathie, aber für die

große Maſſe dieſer Abgeordneten waren wir nur ein Gegenſtand der Verlegenheit. „Ach was!“ ſagten ſie untereinander, um ihre inſtinktiven Gewiſſensbiſſe einzuſchläfern, „dieſe Elſäſſer ſind immer Deutſche geweſen; ſchließlich nimmt Preußen ſein Eigentum nur wieder zurück.“ Gar mancher fügte hinzu: „Dieſe Proteſtanten des Nordoſtens werden ſich einfach in dem ihnen zuſagenden Milieu wiederfinden, wenn ſie an das proteſtantiſche Preußen annektiert werden.“ Man konnte derartige Äußerungen in den Wandelgängen der Kammer hören. Das Echo dieſer Gedanken drang zu uns, wo wir uns nur befanden, in den Reſtaurationen, an der Table d'hôte, in den Penſionen, auf den Straßen. Wir hatten immer mehr das Gefühl, daß man uns möglichſt ſchnell loswerden wollte, und daß man wünſchte, dieſe Operation ſo kurz und bündig als möglich vorzunehmen. Wie oft ſprachen wir nicht davon, wenn wir unter uns waren, Küß, Kablé und ich! Wie oft machte ſich nicht die Bitterkeit unſerer Gedanken Luft über dieſes ſo frivole Volk! „Wenn wir an eurem Platze wären und ihr an unſerem,“ rief Küß eines Tages aus, „würden wir noch Männer und Geld finden, um euch zu verteidigen!“ Doch hatten die Abgeordneten für derartige Empfindungen kein Verſtändnis; ſie ließen ſich ihr Frühſtück gut ſchmecken, ſie rauchten ausgezeichnete Zigarren, ſie ſprachen von ihrem „Roy“, von ihren Prinzen und von der Republik, die man begraben müſſe; vom Elſaß und von Lothringen ſprachen ſie kaum; dieſe paar Millionen Seelen konnte man billig hergeben.

Mitten in dieſer Verwirrung hatte nur ein Mann den Kopf oben behalten, Herr Thiers. Er kannte beſſer als irgend jemand die materielle Lage und moraliſche Stimmung Frankreichs; er wußte, was man von den Prahlereien eines Krieges bis aufs Meſſer halten ſollte; er wußte auch, daß die Verſammlung, die das getreueſte Echo des ganzen Landes war, für den Frieden um jeden Preis ſtimmen würde. Er, dem ſeit den erſten Tagen die oberſte Gewalt übertragen worden, war der Überzeugung, daß ein einziger Gedanke alle ſeine Handlungen beherrſchen und leiten ſollte, der Gedanke an die Rettung Frankreichs, nicht der

Republik oder der Monarchie, ſondern Frankreichs. Wenn wir, die Abgeordneten des Elſaſſes, nicht vom erſten Augenblick an in den Kreis Gambettas hineingezogen worden wären, und wenn wir uns alle in corpore zu ihm begeben hätten, um ſeinen Rat über die Haltung, die wir einnehmen ſollten, einzuholen, ſo würde uns Thiers dasſelbe geſagt haben, was er zwei von unſeren Kollegen, Saglio und Boerſch, geſagt hatte: „Ich kann und darf nur Frankreich im Auge haben; das Elſaß wird von Frankreich losgelöſt werden; wir können nichts mehr für euch tun! Wenn ihr beſondere Bedingungen für euer Land erreichen wollt, ſo iſt es nicht in Bordeaux, ſondern in Brüſſel und in Berlin, daß ihr handeln müßt.“ Dieſe Sprache hätte uns hart angemutet, wie ſie Saglio und Boerſch hart vorkam; aber der Chef der exekutiven Gewalt in Frankreich konnte und durfte keine andre Sprache führen. Gewiß wird es ihm ſelber ſchwer genug geworden ſein, ſo zu reden; er tat ſich aber Gewalt an, um ruhig und ſeiner ſicher, wie ein wirklicher Staatsmann, zu bleiben. Möglicherweiſe hatte es ihn auch erbittert, daß wir uns in den Kreis Gambettas hatten ziehen laſſen. Aber die Majorität der Abgeordneten des Oberrheins, die radikal geſinnt war, hatte dies veranlaßt. Außerdem war unſer Führer, Bürgermeiſter Küß, krank geworden. Einige andre Gleichgeſinnte, die Einfluß hätten ausüben können, ſo vor allen Boerſch, nahmen an unſeren Sitzungen nicht teil oder ſchwiegen, wenn ſie kamen.

Dieſer Einfluß Gambettas iſt höchſt verhängnisvoll geweſen; er hat uns mit vollen Segeln in eine reine Gefühls- und Manifeſtationspolitik hineinſteuern laſſen und hat unſere Gedanken von den Pflichten abgewendet, die wir dem Elſaß gegenüber zu erfüllen gehabt hätten. Dieſe Politik gab ſich den Anſchein, nur auf die Vergangenheit Rückſicht nehmen und an die Zukunft nicht denken zu wollen. Sie führte zu den Theatercoups, die man kennt; aber dieſe Theatercoups, die auf Frankreich und auf das Elſaß die Wirkung eines recht gelungenen Feuerwerks ausübten, haben für unſer armes, aufgeopfertes Land kein andres Ergebnis gehabt, als uns der Vertretung zu berauben, im Momente, wo ſie gerade

die größten Dienſte hätte leiſten können, und die Einmiſchung des Elſaſſes in die Friedensverhandlungen unmöglich zu machen. Daß Gambetta, der ſelbſt niemals nähere Beziehungen zum Elſaß gehabt hatte, dieſes Verfahren für beſſer hielt als jedes andre, das wird wohl niemanden überraſchen; aber wir, die wir gerade an das Elſaß hätten denken ſollen, im Moment, wo Frankreich es im Stiche ließ, wir handelten, indem wir ſeiner Direktive folgten, nicht als Staatsmänner.

Ich ſah Gambetta zum erſten Male am Tage nach unſerer Ankunft in Bordeaux, am 15. Februar. Wir hatten uns auf der Quäſtur einſchreiben laſſen; wir hatten der Sitzung der Verſammlung beigewohnt; wir waren durch dieſe Entfaltung von Orleanismus erſchreckt worden. „Das ſind die Generalräte!“ ſagte einer von uns. „Das ſind die landwirtſchaftlichen Vereine,“ erwiderte ein andrer. „Los diputados de las Españas,“ fügte Renker hinzu. Man beſchäftigte ſich mit der Unterſuchung der Gültigkeit der Wahlen; ein Abgeordneter erſtattete Bericht über Garibaldis Wahl, den er mit Abſicht Herr Garibaldi nannte; ein andrer hielt es für zeitgemäß, die Wahl Grosjeans zu beanſtanden, weil Grosjean Präfekt geweſen war. Wie berechtigt es auch vom allgemeinen Standpunkte iſt, die Wahl von Beamten zu verhindern, in dieſem ſpeziellen Falle war es doch recht verkehrt, da es ſich um ein Departement handelte, das die Verſammlung preisgeben ſollte, weil es ſich um den Präfekten handelte, der Belfort verteidigt hatte; — daran hätte man denken ſollen, und es wäre ein Gebot des Patriotismus geweſen, dem Elſaß am Vorabend ſeiner Trennung von Frankreich die Abgeordneten, die es ſich angeſichts des Feindes gegeben hatte, nicht ſtreitig zu machen.

Nach Schluß der Sitzung begab ich mich zu Gambetta. Der Exdiktator bewohnte ein kleines Haus in einer der Straßen, die auf die Allés de Tourny mündeten. Ich wurde im Erdgeſchoß durch einen Herrn empfangen, welcher der Sekretär Gambettas zu ſein ſchien, und dem wohl die Weiſung erteilt worden war, die Beſucher fernzuhalten. Es gelang mir erſt nach dringenden Vorſtellungen, Einlaß zu erhalten. Ich wurde in den erſten Stock

hinaufgeführt, wo mich Gambetta empfing. Nur mit sehr gemischten Gefühlen trat ich vor meinen Kollegen des Niederrheins. Seine herrschsüchtige Natur hatte mich nie angezogen; ich konnte nicht die Art und Weise vergessen, wie dieser Vertreter der Republik Straßburg einen nicht von der Bürgerschaft gewählten Bürgermeister hatte aufnötigen wollen. Anderseits bewunderte ich aber die Energie, die er in Tours und Bordeaux entfaltet hatte, ohne freilich die Kundgebungen seiner eigenmächtigen Kraftnatur billigen zu können. Ich fürchtete immer, daß er sich plötzlich als Fanatiker, als Diktator entpuppen könnte, dem es nicht darauf ankäme, im Namen der Republik einen Staatsstreich zu machen. Die letzten Ereignisse nach der Einnahme von Paris, der Widerstand Gambettas gegen die Regierung, die Proklamationen, die er in diesem Augenblick erlassen hatte, und die Frankreich bis an den Rand des Bürgerkrieges gebracht hatten, der Ausbruch jener persönlichen Politik, die sich im äußersten Moment nicht beherrschen konnte und beinahe die Vaterlandsliebe dem Interesse der radikalen Partei und derjenigen seiner Führer geopfert hätte, — alle diese ganz frischen Erinnerungen flößten mir eine Art Mißtrauen diesem Manne gegenüber ein. Ich trat nur mit Reserve an ihn heran, indem ich ihn als Kollegen des Niederrheins begrüßte, der von denselben Wählern in die Versammlung geschickt worden sei als ich. Die Aufnahme, die ich bei ihm fand, war offener, als ich erwartet hatte. Er kam meinen Gedanken zuvor, indem er mir von Küß sprach, vom Straßburger Gemeinderat und von den Verleumdungen, mit denen wir überschüttet worden waren. „In so stürmischen Zeiten wie die jetzigen," sagte er, „müssen gerade die Besten gewärtig sein, verleumdet zu werden." Übrigens ein Wort, das gerade die radikale Partei später nicht genügend beachtete, als ihre Zeitungen sich mit dem annektierten Elsaß beschäftigten. Während ich mich mit Gambetta unterhielt, trat ein neuer Besucher ins Zimmer ein; es war ein noch junger Mann, dessen Aussehen mehr an einen Studenten der Rechte oder einen angehenden Advokaten erinnerte als einen Politiker; er hatte ein sehr freies, zwangloses Auftreten; durch seine Gewohnheit, sich

ſelber nicht ernſt zu nehmen, machte er es einem ſehr leicht, mit ihm umzugehen; ich ſah ihn ſpäter in der Verſammlung öfters wieder, wo er demſelben Bureau angehörte wie ich. Es war Herr Bethmont. Er trat in den Salon Gambettas ein, wie man zu einem Jugendfreund eintritt. Seine erſten Worte fielen mir auf. „Du weißt," ſagte er, beinahe bevor er ihn begrüßt hatte, „ich bin nicht deiner Meinung. Jules Favre iſt ein großer Bürger; ja, du kannſt ſagen, was du willſt, er iſt ein großer Bürger!" Gambetta ſchüttelte den Kopf. Ich ſtand auf, um nicht läſtig zu fallen, und nahm vom Exdiktator Abſchied.

Der Eindruck, den ich von dieſem erſten Beſuch heimbrachte, war ungefähr derſelbe, mit dem ich den Beſuch angetreten hatte. Gambetta machte mir den Eindruck eines Tribunen, leidenſchaftlich, perſönlich, — aber zu gleicher Zeit einer Wandlung zum Staatsmann nicht unfähig, wenn die Elemente der Klugheit und des Nachdenkens, die in ihm offenbar ſchlummerten, über die andren den Sieg davonzutragen vermöchten; ein ſehr vielſeitiger Charakter, im Grunde geſchmeidiger, als es zuerſt den Anſchein hatte, und der ſich ſehr wohl eines Tages die Mäßigung ebenſogut würde zu nutze machen können wie bisher die Heftigkeit.

Ich ſah Gambetta außerhalb der Verſammlung, wo er zwiſchen Hartmann und mir ſaß, noch zwei- oder dreimal. Eines Abends, als wir aus der Kammer kamen, begleitete ich ihn bis zum Jardin des Plantes. Wir ſprachen von Frankreich. Er war wütend, daß das Volk zum Ausharren im Kampfe ſo weich und ſo ſchlaff war. Ich ſprach ihm von dem Eindruck, den wir ſeit den erſten Tagen im Elſaß gehabt hatten; ich fügte hinzu, daß das, was wir in Bordeaux ſahen, nicht geeignet ſei, uns Vertrauen einzuflößen; ich endete, indem ich hinzufügte, daß gar manche von uns — und ich unter den erſten — da wir einerſeits ſähen, daß das Elſaß von unſerem Vaterlande losgelöſt würde, anderſeits Frankreich mit vollen Segeln dem Klerikalismus, der Reaktion und Reſtauration entgegentreibe, ſich gefragt hätten, ob wir nicht nach der Schweiz auswandern ſollten. Gambetta unterbrach mich. „Nein, nein!" fuhr er auf, „das

werden Sie, das dürfen Sie nicht tun!" — „Ich bin noch nicht ganz entschieden," antwortete ich ihm, „ich werde es vielleicht nicht tun, weil ich Frankreich zu unglücklich sehe, weil ich ihm vielleicht noch einige Dienste werde leisten können und ihm helfen, die Republik zu gründen. Ich will auch denen beweisen, die uns mit so viel mala fides angreifen, daß wir Protestanten und Republikaner von Anfang an ebenso gute Patrioten gewesen sind wie die andren. Am Tage, wo meine Landsleute mich gegen meinen Willen zum Abgeordneten gewählt haben, habe ich mir gesagt, daß ich diese Mission erfüllen werde, und ich werde sie erfüllen, solange Frankreich es mir erlauben wird." Als ich dies sagte, war ich weit entfernt, zu denken, daß ein Tag kommen könnte, an dem ich, von fortwährenden Beschimpfungen angewidert, unaufhörlich von Klerikalen und Radikalen zugleich als schlechter Franzose verschrieen, mich gezwungen sehen würde, dieses Land zu verlassen, an dem ich in meine Heimat zurückkehren würde, erschöpft und abgemattet, mit der bitteren Überzeugung, daß der Geist der Aufopferung, den ich ihm entgegengebracht hatte, nicht den mindesten Erfolg gehabt habe für die Sache, die ich verteidigen wollte.

Am Tage nach meinem ersten Besuche bei Gambetta konstituierte sich die Gruppe der elsaß-lothringischen Abgeordneten. Herr Louis Chaussour wurde zum Präsidenten ernannt; man erwies mir die Ehre, mich zum Sekretär zu wählen. Es handelte sich nun darum, eine Kommission einzusetzen, die unsere Protestation redigieren sollte. Die Stimmen der siebzehn Wählenden verteilten sich, wie folgt: Gambetta 17, Keller 16, Louis Chauffour 14, Küß 12, Schneegans 11. Diese fünf Abgeordneten bildeten die Kommission. Die Herren Keller und Küß begaben sich sofort zu Gambetta, der unserer Sitzung nicht beigewohnt hatte, und er war es mit Keller, der das bekannte Schriftstück aufsetzte.

Unser Protest zog, wie es nicht anders sein konnte, da er von den Vertretern der radikalen und ultramontanen Partei verfaßt worden war, einzig und allein unsere gegenwärtige Lage in

Betracht; er berückſichtigte durchaus nicht die künftigen Intereſſen des Elſaſſes. Wir handelten einzig und allein als franzöſiſche Abgeordnete, nicht als Vertreter einer Provinz, die ſchon halb von Frankreich losgelöſt war, und für die wir in dieſem entſcheidenden Augenblick mit unſerer Perſon, unſerer Stimme, unſerer Autorität hätten eintreten ſollen, um für ſie die mildeſten Bedingungen zu erlangen, ſo z. B. die Befreiung vom Militärdienſt für einige Jahre, die Verpflichtung Deutſchlands, keinen politiſchen Eid zu fordern, die Beibehaltung der franzöſiſchen Sprache und unſerer Geſetze während einer näher zu beſtimmenden Periode. Mancher von uns, ganz beſonders Herr Hartmann, der Bürgermeiſter von Münſter, vertraten energiſch dieſe Richtung, die Majorität war aber nicht dafür zu gewinnen, und die, welche ſolche Gedanken ausſprachen, galten bald bei einigen ihrer Kollegen für verkappte Preußen; in dieſem Sinne ſpottete man über Hartmann; man ſah ihn ſchon als Kandidaten einer künftigen höheren in Berlin tagenden Kammer; die, welche ſpäter die ligue d'Alsace, jenes verdammungswürdige Pamphlet, ins Leben rufen und die erſten Streiche gegen Hartmann und Tachard führen ſollten, begannen damit bereits in Bordeaux und übten ſich darin, den Ruf ihrer mit größerer Vorausſicht begabten Kollegen zu untergraben. Für die Zukunft ſorgen? Hieß denn das nicht ebenſoviel, als die Annexion annehmen? Hatten die Elſäſſer denn nicht alle die Pflicht, auszuwandern und dem Sieger ihre Städte, ihre Häuſer, die Gräber ihrer Väter preiszugeben? Wer es in dieſem Augenblicke wagte, derartige Ausſprüche von Patriotismus in Frage zu ſtellen, wurde ſofort verfemt; man ſuchte ohne ihn zu verhandeln; man floh ihn. Dieſe Stimmung, die ſich bereits in den erſten Tagen kundgab, beunruhigte Küß und einige ſeiner Freunde, die ganz die entgegengeſetzten Anſichten hegten, außerordentlich. Wenn Küß nicht krank geworden, wenn er am Leben geblieben wäre, würden ſein Name und das Anſehen, das er genoß, vielleicht vermocht haben, das Aufwallen des Wahnſinns, der ſich immer mehr der Geiſter bemächtigte, zu dämpfen — oder er wäre das erſte und größte Opfer der Liga geworden.

Auch Boerſch konnte dieſe Haltung der Gruppe nicht billigen. Er hatte ſich zuerſt geweigert, die Proteſterklärung zu unterſchreiben. In der Vorhalle des Theaters hatte er laut zu Kablé geäußert: „Ich werde nie unterſchreiben! Es iſt albern!“ Als aber Scheurer-Keſtner, die Feder in der Hand, auf ihn zukam, unterſchrieb er doch ohne Zaudern. So groß war die Macht der Einſchüchterung, die von der äußerſten Linken der Partei, der „protestation pure et simple“, ausging und uns alle beherrſchte.

Frankreich und das Elſaß haben dieſe Proteſterklärung mit Enthuſiasmus aufgenommen. Die Geſchichte hat ſie in ihre Annalen eingetragen. Und dann? Von welchem Nutzen iſt ſie, ſei es für Frankreich, ſei es für das Elſaß, geworden? Sie iſt der beredte Ausdruck unſerer Empfindungen geweſen. Aber wie? Nach allem, was das Elſaß gelitten hatte, konnte man denn über ſeine Empfindungen im Zweifel ſein? Und wäre es nicht wichtiger und weiſer geweſen, in einem ſo wichtigen Aktenſtücke nicht bloß die Gefühlspolitik zu Worte kommen zu laſſen?

Aber die Gefühlspolitik machte ſich überall geltend. Jeder ließ ſich von ſeinen Empfindungen fortreißen. Nur Thiers und ſeine nächſten Freunde handelten als Staatsmänner. Wie ſeltſam iſt aber uns gegenüber ſelbſt die Haltung der gemäßigten Linken geweſen, die ſich im Saale des Jeu de Paume verſammelte, und in die einige von uns, Küß, Kablé, Tachard, Hartmann und ich, eingeführt wurden. Gewiß! ich bin der letzte, der ſich beklagen wird über die Sympathiebezeugungen dieſer unſerer Kollegen, als wir eintraten. Noch mit Rührung denke ich daran. Aber wie wenig politiſch war die Haltung dieſer Abgeordneten, die uns eben, Tränen in den Augen, begrüßt hatten, einige Momente ſpäter. Tachard hatte ſich erhoben, um in unſerem Namen einige Worte zu ſprechen. Er ſchloß ſeine Rede mit dem Hinweis darauf, daß wir nur vorübergehende Gäſte in dieſer Verſammlung ſeien, da wir bald nicht mehr die Kollegen, ja ſogar nicht mehr die Landsleute unſerer jetzigen Kollegen ſein würden. Was war vernünftiger, natürlicher als dieſe Worte? Aber man

proteſtierte dagegen, alles proteſtierte. „Nein, nein!“ rief man von allen Seiten, „ihr werdet Franzoſen bleiben!“ — Man hatte alſo die Hoffnung, daß die Annektierung nicht würde beſchloſſen werden? Man dachte alſo vielleicht, daß es möglich ſein werde, Bismarck zu beſtimmen, ſich mit einigen Milliarden zu begnügen? — Nein! man erhoffte nichts Derartiges. Man wußte, daß die Annexion unvermeidlich war; aber man wollte die Folgen nicht auf ſich nehmen. Und ſeltſames Verfahren! Von uns, die wir als Löſegeld dem Feinde überlaſſen wurden, von uns, die man aufopferte, um das Land zu retten, von uns ſchickte man ſich an, noch ein andres Opfer zu verlangen und ſogar Beweiſe von Patriotismus. Ja, man ging noch weiter. „Wenn ihr die Annexion annehmt, die wir euch auferlegen, ſo werdet ihr ſchlechte Patrioten ſein,“ ſo dachte, ſo ſagte man. „Wenn ihr euch vor unſerem Beſchluß beugt, ſo werden wir euch vorwerfen, ihn herbeigewünſcht zu haben.“ Frankreich hätte uns gegenüber eine ganz andre Sprache führen ſollen. Seine Worte hätten ungefähr ſo lauten müſſen: „Blutenden Herzens bringen wir dieſes Opfer. Ertragt die Trennung mutig, als Männer und Politiker! Verſucht, aus eurem Unglück wenigſtens für euch Vorteile zu ziehen! Niemals — ſeid deſſen überzeugt — niemals wird irgend ein Wort des Vorwurfs von unſerer Seite euch in eurem Rettungswerke ſtören. Wir haben keine Rechte, wir haben nur noch Pflichten euch gegenüber. Wenn einer das Recht hat, dem andren etwas vorzuwerfen, ſo habt ihr uns gegenüber das Recht; denn ihr ſeid unſer Opfer, und euer Land, das wir preisgeben, muß das übrige Frankreich retten. Wir dagegen haben nur noch ein einziges Recht euch gegenüber, wir müſſen euch um Verzeihung bitten, daß wir euch preisgeben, — um das Vaterland zu retten.“

Unſere Proteſterklärung wurde in der Sitzung des 17. Februar 1871 auf der Rednerbühne von Herrn Keller verleſen. Er verlangte die Dringlichkeit. Der Präſident, Herr Grévy, richtete an die Verſammlung die Frage, ob nicht zunächſt in den einzelnen Bureaus über die Sache verhandelt werden ſollte. Die Linke war der Anſicht, daß man es auf den folgenden Tag ver-

ſchieben könnte. Thiers erhob ſich. „Wir müſſen uns klar und deutlich ausſprechen," ſagte er mit vor Erregung bebender Stimme. „Krieg oder Friede! Hier iſt alles feierlich. Es handelt ſich um das Los ſehr intereſſanter (sic!) Provinzen und um das Schickſal Frankreichs. Gehen wir alſo ſofort in unſere Bureaus und ſprechen wir uns dort klar und deutlich über eine ſo wichtige Frage aus! Verbergen wir uns nicht hinter einen Aufſchub von vierundzwanzig Stunden!" Thiers ſprach als Staatsmann. Wir verſtanden es freilich damals nicht. Unſer Herz bäumte ſich auf. Aber konnte der Chef der exekutiven Gewalt Frankreichs eine andre Sprache führen? Wenn das Haus brennt, muß man manchmal mit eigenen Händen die Teile niederreißen, die ſowieſo verloren ſind, um den Brand aufzuhalten und das übrige zu retten.

Die Nationalverſammlung hatte ſich ſeit den erſten Tagen in fünfzehn Bureaus geteilt. Ich gehörte mit Grosjean und Titot dem elften an. Unſer Bureau befand ſich in einem kleinen, niedrigen, weißgetünchten, durch zwei kleine Fenſter, die nach dem Cours de Tourny und den Quinconces hinausgingen, erhellten Zimmerchen, direkt unter dem Dach des Theaters. Ein großer Tiſch nahm die Mitte ein. Die Abgeordneten ſaßen oder ſtanden um denſelben. Herr Bethmont, der zum Sekretär der Verſammlung ernannt worden war, die Herren Victor Hugo, Rochefort, Arnaud, Lucien Brun, Leſranc, Le Royer, Razoua, Duſaure, Vacherot waren auch Mitglieder des Bureaus. Unſer Präſident war Herr Duſaure.

Nachdem der Antrag Thiers angenommen worden war, begaben wir uns in unſer Bureau. Wir waren alle einig über die Haltung, die wir einnehmen ſollten. Da die Politik der Proteſtation bei uns den Sieg davongetragen, mußten wir die äußerſten Anſtrengungen machen, um die Kammer dazu zu bringen, die Friedenspräliminarien nicht anzunehmen, die auf der Möglichkeit einer Gebietsabtretung baſierten. In der verzweifelten Lage, in der ſich Frankreich befand, wäre es größer und patriotiſcher von uns geweſen, wenn wir uns gewiſſermaßen ſelbſt als

Opfer angeboten hätten, um das Vaterland zu retten; aber dieſen Patriotismus verſtehen die Franzoſen nicht, ſie nennen ihn Verrat und Feigheit. Ritter Curtius, der ſich in den Abgrund ſtürzt, um die Götter zu beſänftigen, iſt kein franzöſiſcher Held. Das moderne Frankreich ſucht eher ſeinen Ruhm darin, den Göttern zu trotzen und ganz zu grunde zu gehen, als die Exiſtenz einer Macht über ſich anzuerkennen.

Als die Diskuſſion im elſten Bureau eröffnet worden war, bat ich ums Wort. Im Namen der elſäſſiſchen Abgeordneten erinnerte ich unſere Kollegen an den Widerſpruch unſerer Bevölkerung gegen die Invaſion: „Wir haben bis zuletzt ausgeharrt,“ ſagte ich ihnen, „wir haben uns bombardieren, verbrennen, maſſakrieren laſſen; unſere Kinder haben trotz der Beſetzung des Landes durch die Feinde ihre Heimat verlaſſen, um auf dem Boden Frankreichs den Kampf wieder aufzunehmen.“ Ich fügte hinzu, daß die Abtretung des Elſaſſes Frankreich verhängnisvoll ſein würde, da es das Prinzip der nationalen Einheit und Unteilbarkeit gefährde; die, welche das Elſaß jetzt abtreten würden, könnten die Veranlaſſung zu noch weiterer Zerſtückelung des Vaterlandes bieten. Ich ſchloß, indem ich ſagte, daß wir unſere Pflicht getan hätten; wir erwarteten jetzt, daß Frankreich die ſeinige erfülle. Herr Rochefort erhob ſich nach mir. Ich hatte ihn einige Tage vorher ſchon in der Verſammlung ſprechen hören, als er gegen das ſeltſame Aufgebot von Truppen in Bordeaux, deſſen wir alle Zeugen geweſen waren, proteſtiert hatte. Seine Art, in kurz abgeriſſenen Sätzen und ironiſchen, haßerfüllten Worten zu ſprechen, war mir aufgefallen; ich war zugleich überraſcht worden durch den ſeltſamen Geiſt, der dieſen Pamphletiſten erfüllte. Was uns Elſäſſern bei dieſem Truppenaufgebot aufgefallen war, das war der Umſtand, ſo viele Soldaten aller Waffengattungen hier in Bordeaux vereinigt zu ſehen, während es doch immer zu wenig gab, um dem Feinde an der Loire entgegenzutreten. Rochefort dagegen ſchien an die Deutſchen nicht zu denken, ſondern an die Orleaniſten. Das Vaterland intereſſierte ihn weniger als die Parteien. In ſarkaſtiſcher Art, wie

er es in der „Lanterne“ getan hätte, fragte er, indem er ſich umſchaute: „Was geht vor? Die Verſammlung iſt von einer gewaltigen Anzahl Soldaten umgeben. Wir haben Infanteriſten, Zuaven, Marineſoldaten, Kavallerie, ja ſogar Kanoniere mit Kanonen geſehen. Sollte vielleicht die Regierung Maßregeln ergriffen haben, um uns gegen eine royaliſtiſche Verſchwörung zu ſchützen?“ Dieſe Rede, welche zu andren Zeiten ein Meiſterwerk geweſen wäre, hatte uns damals einen recht traurigen Eindruck gemacht. Man ſprach immer von Parteien und ſo wenig von Frankreich. Man beſchäftigte ſich immer mit Orleaniſten, Bonapartiſten, Republikanern; man bekümmerte ſich ſo wenig um die Deutſchen. — Im elſten Bureau bezeugte Rochefort auch denſelben Mangel an praktiſch politiſchem Blick. „Hören wir,“ ſo rief er aus, „was die Abgeordneten des Elſaſſes uns ſagen! Sie erklären uns im Namen ihrer Mitbürger, daß, wenn wir für den Friedensſchluß ſind und der Abtretung ihres Gebietes unſere Zuſtimmung geben, die Elſäſſer und Lothringer den Krieg auf eigene Rechnung fortführen werden, in ihren Schluchten, hinter jeder Scheune, hinter jeder Hecke, den Guerillakrieg bis aufs Meſſer. Haben wir das Recht, ſie preiszugeben, ſie allein zu laſſen im Kampfe, während wir uns zurückziehen?“ Solche Übertreibungen in Sprache und Gedanken durften nicht unbeantwortet bleiben. Ich ergriff wiederum das Wort, um zu ſagen, daß Rochefort unſer Land und unſere Bevölkerung ſchlecht kenne, daß wir nicht im Namen unſerer Mitbürger uns verbürgen könnten, den Krieg auf eigene Rechnung fortzuführen, daß die Geſtalt des Bodens ſelbſt bei uns ſich einem Guerillakriege widerſetze, und daß wir von einem andren Geſichtspunkte aus die Verſammlung bäten, die Annexion ſich nicht vollziehen zu laſſen: der heute abgeſchloſſene Friede würde nicht von kurzer Dauer ſein; lange Zeit würde vergehen, bis uns Frankreich befreien könnte. Anderſeits ſeien die Deutſchen ein geſchicktes Volk; ſie würden verſuchen, die Bevölkerungen zu gewinnen, indem ſie ihnen materielle Vorteile böten, vielleicht, indem ſie ihnen mehr Freiheit in Kommunal- und Provinzialangelegenheiten ließen;

man kenne die Bauernbevölkerung genügend, um zu wiſſen, daß ſie derartigen Vorteilen gegenüber nicht unempfindlich bleiben würde. Am Tage, an dem Frankreich ins Elſaß zurückkäme, um es wieder an ſich zu reißen, würde es riskieren, wenn es heute für eine endgültige Annexion ſtimmte, keine Franzoſen mehr bei uns zu finden. Das ſeien die Erwägungen, welche die Verſammlung beſtimmen müßten, einen Friedensſchluß zurückzuweiſen, der uns dem Feinde preisgäbe.

Auf dieſe Worte wurde mir eine Antwort zu teil, die ich weit entfernt war zu erwarten, und die mir bereits damals deutlich die Vorurteile und Hintergedanken gar mancher Kollegen uns gegenüber enthüllte. Der Präſident ſelbſt gab mir in dem Reſumé der Diskuſſion dieſe Antwort. „Wir wiſſen in der Tat," ſagte er, „daß ein ganz beträchtlicher Bruchteil des Elſaſſes leider preußiſche Sympathien hat. Es ſind die Proteſtanten!" Er führte dieſen Gedanken in einigen Sätzen aus, die für uns, die proteſtantiſchen Vertreter des Landes, äußerſt ſchmerzlich waren, für uns Proteſtanten, die wir ſeit Beginn des Krieges nicht aufgehört hatten, mit unſeren katholiſchen Mitbürgern an Patriotismus zu wetteifern, um allen und jedem die Torheit dieſer beleidigenden Anklagen zu beweiſen. Dieſe Anklagen hatte uns das Kaiſerreich nicht erſpart; wir konnten aber nicht darauf gefaßt ſein, ſie in dieſer Verſammlung wieder auftauchen zu ſehen, ſie formulieren zu hören durch einen ſo angeſehenen Mann, durch den Präſidenten unſeres Bureaus, und namentlich im Augenblick, wo wir unſere Kollegen anflehten, uns nicht dem Feinde preiszugeben. Ich fühlte, wie mein Herz ſich aufbäumte; das Blut ſchlug mir an die Schläfen, wie wenn ich eine Ohrfeige ins Geſicht erhalten hätte. Ich ſtand auf und bat abermals ums Wort. Mein Kollege Teutſch, der aus Verſehen ſich in unſer Bureau begeben hatte, bat mich, nicht auf meiner Forderung zu beſtehen; der Präſident zögerte, mir das Wort zu erteilen. Er ſchien meinen Einſpruch ignorieren zu wollen. Ich beſtand nichtsdeſtoweniger darauf und proteſtierte im Namen meiner Religionsgenoſſen gegen die Erklärung, die

man eben gehört hatte. Ich tat es mit Energie, in leidenſchaftlich-ſchmerzlicher Erregung. Ich betonte, daß es im Elſaß ſeit Beginn des Krieges weder Proteſtanten noch Katholiken, noch Juden gegeben habe, ſondern nur Franzoſen, daß jedermann ſeine Pflicht erfüllt habe, und daß wir nicht erwarten konnten, in dieſer Verſammlung unſeren Feinden gleichgeſtellt zu werden. Ich verlangte, daß mein Proteſt ins Protokoll aufgenommen werde und ſetzte mich.

Es war das erſte Mal, daß dieſe Beleidigung von mir in gewiſſermaßen offizieller Weiſe formuliert wurde. Ich empfand ſie, wie wenn ſie meinem ganzen Lande, deſſen Vertreter ich in dieſem Augenblicke war, zugefügt würde, und habe ſie nicht vergeſſen. Später noch und bei mancher Gelegenheit begegnete ich derſelben Geſinnungsweiſe, deren beleidigende Wiederholung mich ſchließlich aus Frankreich verjagte.

Andre meiner Kollegen ſind Zeugen ähnlicher Vorkommniſſe geweſen. Gar viele haben freilich ihre damaligen Eindrücke vergeſſen oder wollen ſich ihrer nicht erinnern. Der Zorn über die Eroberung läßt dieſe ſchmerzlichen Erinnerungen nicht mehr aufkommen. „Ich muß viel an die Preußen denken," ſagte mir einer von ihnen noch vor kurzem, „um an das Frankreich von 1871 nicht zu denken." Und ein andrer, Renker: „Ich will nicht zu ſehr an Bordeaux denken, damit meine Liebe zu Frankreich nicht darunter leide." Rablé diskutierte eines Tages in der Verſammlung mit einem Abgeordneten der Rechten. „Wir ſind alle Republikaner im Elſaß," ſagte er. „Nun wohl," antwortete der andre, „das wird euch die Trennung erleichtern."

Andre, ſo verſichert man mir, haben mit Abgeordneten zu tun gehabt, die eine ganz andere Sprache führten. Ich will es wohl glauben. Nicht jedermann kann ſolche Empfindungen gehegt haben. Was mich aber betrifft, ſo habe ich eben das Unglück gehabt, ſolchen Männern nicht begegnet zu ſein und nur ſolche Ausſprüche gehört zu haben, wie ich ſie erzählt habe.

Victor Hugo gehörte auch zum elſten Bureau. Ich habe ſtets für dieſen Dichter eine ſehr große Bewunderung gehegt.

Ich fühlte mich geehrt, an ſeiner Seite zu ſitzen. Ich ſehnte mich danach, ihn reden zu hören. Wie ſehr wurde ich enttäuſcht! Victor Hugo ſaß in einer Ecke des Zimmers; er ſchien ſich zu verbergen, damit ſein Ruhm ſeine Kollegen nicht blende. Als über die Friedenspräliminarien geredet wurde, verlangte er das Wort. Er erhob ſich langſam; langſam näherte er ſich dem Tiſche; er ſpielte den Propheten. Bethmont, der neben mir ſaß, neigte ſich zu mir hinüber und ſagte: „Es wird zwei Stunden dauern. Wollen Sie eine Zigarette rauchen?“ — „Verzeihen Sie,“ antwortete ich ihm, „ich habe Victor Hugo noch nie reden hören.“ — „Nun gut, bleiben Sie nur! Sie werden bald genug haben. In einer Viertelſtunde erwarte ich Sie!“ Und er ging hinaus. Er hatte recht. Es war furchtbar. Ich habe nie eine ſo leere und hochtrabende Phraſeologie gehört. Victor Hugo ſprach de omnibus rebus et quibusdam aliis. Es ſaß unter uns ein Admiral. Auf einmal wandte ſich der Dichter an ihn. „Admiral,“ rief er aus, „ich habe geſagt, daß Feigheiten begangen worden ſind. Nicht Ihretwegen habe ich aber das geſagt! Admiral, den ich liebe, Admiral, den ich verehre, Admiral, den ich mit Ruhm bedecke!“ Und dabei hielt er die Hände über den Kopf des armen Admirals und ſegnete ihn. In dieſem Tone ging es weiter. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach er ſich, um zu ſagen: „Ihr wollt nicht, daß ich weiter rede?“ Kein Menſch hatte ihn jedoch unterbrochen, man ſagte kein Wort, aber man ſchaute ſich an. „Nein, nein,“ ſagte der Präſident, „niemand will Sie am Sprechen verhindern.“ Und Victor Hugo ſetzte ſeine Litaneien weiter fort. Ich ging hinaus und rauchte die Zigarette Bethmonts. Victor Hugo ſprach zwei Stunden lang, und niemand wußte, was er geſagt hatte. Die andren Bureaus waren ſchon lange fertig. Die Abgeordneten kamen zu uns, um zu ſehen, was uns zurückhielt. Victor Hugo ſprach immer noch. Ach, der merkwürdige große Mann! Ich erinnerte mich eines Wortes, das mein Freund Neffzer, der Chefredakteur des „Temps“, einſt zu mir ſagte. Ich ſprach ihm mit Bewunderung von unſeren großen Zeitgenoſſen. Er lächelte dann

und ſagte mir: „Wenn Sie dieſe Männer in der Nähe ſähen, würden Sie nicht ſo reden.“ Ich weiß nicht, ob er für die andren recht hatte, aber was Victor Hugo betrifft, ſo hatte er gewiß nicht unrecht.

Nachdem unſere Arbeit in den Bureaus beendigt war, ſtiegen wir wieder in den Saal hinunter. Der Antrag Keller bezüglich unſerer Proteſterklärung hatte gelautet: „Die Nationalverſammlung möge die einſtimmige Erklärung der Abgeordneten des Niederrheins, des Oberrheins, der Moſel, der Meurthe und der Vogeſen in Erwägung ziehen“. An ſeine Stelle wurde ein folgendermaßen formulierter Antrag geſetzt: „Die Nationalverſammlung möge bei lebhafteſter Sympathie für den Antrag Keller und Genoſſen der Weisheit und dem Patriotismus der Friedensunterhändler volles Vertrauen ſchenken“! Eine ungeheure Mehrheit nahm dieſen Antrag an. Das Opfer war vollbracht.

Es mußte vollbracht werden, und die Verſammlung konnte nicht anders handeln. Aber es gibt einen Unterſchied zwiſchen einem feierlichen und patriotiſchen Beſchluß und der Empfindung, die ihm ſeine beſondere Farbe und ſeinen beſonderen Charakter verleiht.

Am Tage nach dieſer Sitzung ſchrieb ich unter dem friſchen Eindruck dieſer Ereigniſſe, die auf meine Kollegen ebenſo gewirkt hatten wie auf mich, folgendes aus Bordeaux an meine Zeitung, die „Helvétie“.

„Sie werden mich einen Peſſimiſten ſchelten. Ich bin es in der Tat und werde von hier mit großer Entmutigung im Herzen abreiſen.

Wenn das franzöſiſche Volk wollte, würde das nicht geſchehen. Aber dieſes Volk will nicht, es weiß nicht. Die Verſammlung iſt gewiß die treue Vertreterin dieſes Landes; wir dürfen uns in dieſer Hinſicht keinen Illuſionen hingeben. Dieſe Abgeordneten ſind die Abgeordneten Frankreichs, und Frankreich iſt nicht republikaniſch; es iſt konſervativ, es iſt erſchöpft, es ſehnt ſich nach Ruhe und will wieder ſeine Geſchäfte beſorgen. Und ſoll ich es hinzufügen? Es erkennt kaum, wie ſchwer in der Wage ſeiner Entſchlüſſe die Zerſtückelung des Vaterlandes, die es durch ſeine Unterſchrift endgültig beſtätigen wird, laſten ſollte. Es wird das Grab Elſaß-Lothringens mit oratoriſchen Blumen ſchmücken; es wird ihm ſein Beileid und ſeine Sympathie bezeugen, — und dann: möge man dieſe Brüder begraben, und möge ihnen die Erde leicht ſein!

Schmerzlich leicht geht dieſe Loslöſung vor ſich; man hat ſich darein gefunden. Ich will nicht ſagen, daß man beim Gedanken, die zwei Provinzen preiszugeben, nicht leide; man ſeufzt jedenfalls darüber, aber im Grunde genommen fühlt man nicht, welch tiefe Wunde die Zerſtückelung in die Idee der Einheit Frankreichs reißt . . .

Die Linke hatte ſich während der Lektüre des Manifeſtes von Gambetta und Keller erhoben; die Majorität ſaß ihr ſtumm gegenüber. Dann nahm Thiers das Wort. Wir ſtiegen in unſere Bureaus. Wir kamen zurück, und das Manifeſt war begraben. Wir werden es morgen auch ſein, und wenn ich meine Gedanken vollſtändig ausſprechen darf: ſeit dem Tage meiner Ankunft in Bordeaux, ſeit der erſten Kammerſitzung komme ich mir ſelber ebenſo wie meine Kollegen aus dem Elſaß wie Leute vor, die beauftragt wären, einen Sarg zum Friedhof zu geleiten, in dem wir ſelber liegen. Und ich hege nur den einen Wunſch: Frankreich möge im Augenblick, wo wir uns von ihm trennen, noch ſo ſchön, ſo groß, ſo edel ſein, daß wir, Tränen im Auge und das Herz von Trauer zuſammengepreßt, zugleich aber auch von der tiefen Liebe erfüllt, die wir dieſem unglücklichen Lande entgegengebracht haben, ihm noch, wie der ſterbende Fechter als letztes Wort der Liebe und der Ergebenheit zurufen können: „Salve, Gallia, te salutant morituri!“

Zu unſerem Schmerz geſellte ſich alſo ein gut Teil Bitterkeit. Und es war dies nicht bloß meine perſönliche Empfindung, ſondern die aller Vertreter des Elſaſſes. Es war dies ſo ſehr die Grundſtimmung, die uns beherrſchte, daß wir in den Sitzungen unſerer Gruppe vielfach die Frage erörterten, ob es nicht angebracht ſei, daß wir ein Manifeſt verfaßten, das nach der Abſtimmung über den Friedensvertrag vorgeleſen werden ſollte, und das mit Energie und Entrüſtung proteſtieren ſollte gegen die Haltung der Verſammlung. Mehrere Tage lang waren wir alle darin einig, daß unſere letzte parlamentariſche Handlung dieſen Charakter tragen ſollte. Dann machten aber einige von uns geltend, daß wir Frankreich im Momente des Abſchieds, und während der Feind noch das Land beſetzt hielt, nicht unſere Bitterkeit bezeugen dürften. Von dieſem erſten Plan blieb ſchließlich nur noch ein Wort, das Herr Grosjean in unſerem zweiten Manifeſt, auf das ich gleich zurückkommen werde, ganz beſonders zu betonen beauftragt wurde.

Dieſe unſere Stimmung fand ihren Widerhall in den Artikeln, die ich der „Helvétie“ einſandte. Ich ließ mir gewöhn-

lich eine große Anzahl Zeitungsnummern nach Bordeaux ſchicken; ich verteilte ſie unter meine Kollegen, die in der Reſtauration zum Chapon fin ihre Mahlzeiten einnahmen. Keiner von ihnen hat jemals gegen dieſe Artikel proteſtiert. Sie gaben eben unſere damalige Stimmung wieder. Später, als ich in die Schweiz zurückkehrte, wurde mir von ſeiten einiger unſerer Soldaten und Franctireurs in beredter und rührender Weiſe bezeugt, daß ſie mit mir in der Auffaſſung der Lage durchaus übereinſtimmten. In Genf kam ein Offizier der bretoniſchen Franctireurs, der elſäſſiſcher Abſtammung war, da er erfahren hatte, daß ich neben ihm frühſtückte, auf mich zu und ſprach mir im Namen ſeiner Kameraden ſeine Dankbarkeit aus für die Worte, die ich oben zitiert habe. Er warf ſich weinend mir in die Arme, indem er ausrief, das Elſaß ſei viel unglücklicher noch, von Frankreich preisgegeben, als vom Feinde erobert worden zu ſein. Remember!

Eine Kommiſſion von fünfzehn Mitgliedern war durch die Verſammlung gewählt worden, um Herrn Thiers nach Verſailles zu begleiten und um ihm in den Friedensverhandlungen mit ihrem Rate beizuſtehen. Sie verließ Bordeaux am 22. Februar.

In dieſen Tagen kam der Gedanke einer Neutraliſation des Elſaſſes merkwürdigerweiſe wieder auf. Die Agentur Havas machte ſich zum Fürſprech desſelben und plädierte dafür. Es war natürlich viel zu ſpät. Man hätte, ſolange es Zeit geweſen wäre, darauf kommen ſollen. Man hätte nicht diejenigen gleich als verkappte Preußen verdammen ſollen, die — ſcharfſichtiger als die andren — lange vorher dieſes Mittel als das einzig mögliche, um die Situation zu retten, bezeichnet hatten. In allem und überall ließ ſich aber Frankreich in dieſem verhängnisvollen Kriege durch die Ereigniſſe überholen.

Am 20. und 21. Februar machte ich in der „Helvétie“ auf die ſeltſamen Illuſionen aufmerkſam, die ſich damals der Geiſter bemächtigt hatten. Und es war nicht bloß in außerpolitiſchen Kreiſen, daß man den Ernſt der Forderungen Deutſchlands beſtritt. Auch die Abgeordneten, die mit der Situation doch einigermaßen hätten vertraut ſein und die Politik Bismarcks

hätten verfolgen können, dachten ſich, daß ſich ſchließlich Deutſchland damit begnügen würde, Elſaß-Lothringen zu neutraliſieren, oder daß man alles mit ſchweren Milliarden würde loskaufen können. Ein weiterer Gedanke, der damals auch häufig ausgeſprochen wurde, war der: „Schließen wir nur Frieden, ſo ſchnell als möglich und um jeden Preis. In zwei Jahren werden wir unſere Revanche nehmen und die verlorenen Provinzen wieder zurückerobern.“

„Ruunt in servitudinem,“ ſagte Tacitus von den Römern der Dekadenz. „Ruunt in pacem“, würde er heute von den Franzoſen geſagt haben. Es war nicht bloß ein Streben, ein Sehnen, ein Bedürfnis nach Ruhe und Frieden, — es war brennende Leidenſchaft, glühender Wahnſinn!

Am 26. Februar kündigte ein Telegramm in Bordeaux die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch die Vertreter Frankreichs und Deutſchlands an. Thiers wurde für den Tag darauf erwartet. Elſaß und Lothringen mit Metz ſollten deutſch werden. Belfort blieb dagegen franzöſiſch. Die Kriegsentſchädigung war auf fünf Milliarden beſtimmt worden.

Wie in Bordeaux die Dinge ſich nun entwickelten, habe ich unter dem Datum des 1. März 1871 in der „Helvétie“ folgendermaßen beſchrieben:

„Der letzte Kampfestag iſt angebrochen. Die Nationalverſammlung iſt in ihre Bureaus berufen worden. Der Chef der exekutiven Gewalt kehrt aus Paris zurück. Der Friedensvertrag wird den Vertretern des Landes unterbreitet werden. Nichts verlautet noch über die Bedingungen Preußens. Einige machen ſich noch Hoffnung darauf, daß Bismarck ſich mäßig zeigen wird. Eitle Illuſionen! Bismarck will Frankreich zerſchmettern: Deutſchland will es aus der Reihe der großen Nationen ſtreichen. Die härteſten Bedingungen wird Deutſchland auferlegen.

Herr Thiers kommt ſpät. Die in ihren Bureaus verſammelten Abgeordneten müſſen ſich bis drei Uhr nachmittags vertagen, um eine Mitteilung der Regierung entgegenzunehmen. Um drei Uhr erfolgt dieſe Mitteilung: Abtretung des Elſaſſes und eines Teils von Lothringen, Bezahlung von fünf Milliarden. Traurig, aber wahr! Mit abſoluteſtem Stillſchweigen hat man in den Bureaus und nachher in der Kammer die Nachricht der Abtretung der Departements entgegengenommen, aber lautes Stöhnen empfing die Nachricht der fünf Milliarden zu 5 %. Welch traurige Majorität hatte ſich Frankreich gegeben!

Nach der Zuſammenkunft in den Bureaus wird die Verſammlung zu einer öffentlichen Sitzung einberufen. Eine Truppenkette umgibt das Theater. Die Abgeordneten gehen in den Säulengängen auf und ab. Die Friedensbedingungen werden allmählich im Publikum bekannt. Beredte Demonſtrationen finden ſtatt. Ein Bataillon, Muſik an der Spitze, zieht an dem Boulevard, vor dem Theater vorbei; ſofort leeren ſich die Cafés. „Keine Muſik," ruft man, „die Muſik ſchweige!" Und die Muſik ſchweigt. Ein Trauerſchleier ſenkt ſich über die Stadt. Dieſer Friedensvertrag iſt der Ruin, iſt die Schmach Frankreichs.

Die Sitzung iſt eröffnet. Ich ſchicke Ihnen den genauen Bericht und den Text des Friedensvertrages. Schon bei der erſten Probe zählt man ſich. Eine feſte und fügſame Majorität erhebt ſich, um mit der Regierung zu ſtimmen. „Das ſind die, welche den Friedensvertrag unterſchreiben werden!" ruft eine Stimme auf der Linken. Es erhebt ſich eine Diskuſſion betreffs der Verweiſung an die Bureaus. Abgeſehen von den Mitgliedern der Regierung tritt die Verſammlung einſtimmig für die Einberufung der Bureaus für morgen um neun Uhr vormittags ein. Thiers erhebt ſich. Vor Erregung bebend, beſteigt er die Rednerbühne. Er ruft aus, daß, wenn man nicht ſofort begönne, die folgenſchwerſten Ereigniſſe ſich in Paris zutragen würden.

Es wird ſpäter den Abgeordneten ein Telegramm aus Paris mitgeteilt, welches verkündigt, daß die Pariſer Nationalgarde Kanonen auf die Wälle ſchleppt und die Preußen am Eintritt in die Stadt verhindern will. Die Majorität verliert den Kopf. Das Bureau bietet die Hand zu einem parlamentariſchen Handſtreich; die eben vorgenommene Probe, welche doch die Einſtimmigkeit ergeben hatte, wird plötzlich für zweifelhaft erklärt, und auf einmal, mitten unter dem Lärm, erfährt man, daß die Bureaus ſich um neun Uhr abends verſammeln und morgen um zwölf Hauptſitzung ſtattfinden wird. Die Majorität erhebt ſich mitten im Tumult. Die Sitzung wird durch einen geſchickten Handſtreich der Regierung geſchloſſen.

In den Bureaus wird abends bereits ſehr lebhaft hin und her geſtritten. Die Vertreter der Regierung verlangen, daß man ohne Diskuſſion ſchweigend abſtimme und ſo ſchnell als möglich. Die Abgeordneten von Elſaß und von Lothringen proteſtieren im Namen ihrer Wähler. Aber umſonſt. Die Majorität iſt feſt entſchloſſen und will die Sache ſchnell erledigen. Sie werden alle den Friedensvertrag annehmen."

Das war die Stimmung, in der wir elſaß-lothringiſche Abgeordnete damals die Ereigniſſe betrachteten. Ich habe von dieſen letzten Tagen eine ganz beſonders ſchmerzliche Erinnerung. Nichts als Trauriges rings um uns her! Küß rang mit dem Tode. Die Verſammlung gab uns ſchmachvoll leichten Herzens preis. Innerhalb unſerer Gruppe machten ſich die erſten Anzeichen von Uneinigkeit bereits geltend; man konnte die Liga

ſchon vorausſehen. Ich mußte mir Gewalt antun, um unſeren Sitzungen noch beizuwohnen. Die Phraſe triumphierte auf der ganzen Linie; unſer Chef lag im Sterben; die übrigen ſchwiegen; Hartmann, der allein redete, hatte durch ſeine Inkonſequenzen das Talent gehabt, ſeinem Worte das ihm gebührende Anſehen ſelbſt zu nehmen.

Was außerhalb der Verſammlung und unſerer Bureaus geſchah, mußte einen noch mehr anwidern. Bordeaux bekümmerte ſich nicht im geringſten um die Agonie des Elſaſſes. In den Theatern wurde geſpielt. An den Cafés hingen Fahnen zum Fenſter heraus; die friedliche Freude dieſes ſüdlichen Volkes erinnerte mich an die Unterhaltung der Totengräber Hamlets. Wir hatten einen Tag Pauſe benutzt, um uns die Umgegend von Bordeaux anzuſehen; wir hatten uns gewundert, daß in den Dörfern ſo viele junge Leute zu ſehen waren. Als einer von uns fragte, was ſie denn hier täten, warum ſie nicht mit dem Heere an der Loire ſeien, lachte man ihm ins Geſicht: „Glauben Sie denn," antwortete eine Frau, „daß wir unſere Kinder wollen totſchlagen laſſen? Denen, die weg ſind, haben wir weiße Taſchentücher mitgegeben." — „Weshalb das?" fragte Herr Chauffour. — „Tè," erwiderte die Frau, „um ſie an ihre Flinten anzubinden, wenn die Preußen kommen!" Und wir, wir hatten uns bombardieren laſſen! Zum Lohne machte man Preußen aus uns. Nein, nein, wer das nicht miterlebt hat, kennt den Schmerz nicht und kennt auch Frankreich nicht, dieſes leichtſinnige, vergeßliche, wenn auch durch ſeine Schönheit und Anmut ſo bezaubernde Volk! Vergeßlich! ja, ſo vergeßlich, daß es ſich ſeiner eigenen Vergeßlichkeit nicht mehr erinnert, daß es fähig iſt, ſich zu wundern, daß die Opfer dieſes Leichtſinnes ihm dieſen Fehler vorwerfen, daß es bereit iſt, gegen ſie ſelbſt dieſen Vorwurf umzukehren und ſie, die Verlaſſenen, die Preisgegebenen, anzuklagen, es verraten zu haben. O, dieſer verhängnisvolle Wahnſinn!

Als die Abgeordneten des Elſaſſes den Vorabend des letzten Tages heranrücken ſahen, verſammelten ſie ſich, um ein neues

Manifeſt zu redigieren. Die zwei Strömungen, die ſie trennten, zeigten ſich dabei ſehr klar und deutlich. Für die einen handelte es ſich darum, auf der Baſis der neuen Sachlage, die den Friedensvertrag ins Leben rufen ſollte, Fuß zu faſſen und zu reden wie Männer, die entſchloſſen waren, eine aktive Politik unter der deutſchen Regierung wieder aufzunehmen; die andren wollten von einer derartigen Reſolution nichts hören; ſie nannten ſie verbrecheriſch, ſie erhoben bereits damals die Enthaltung und Proteſtation zum Prinzip. Koechlin trat als erbittertſter Verteidiger dieſer Politik auf, die Gambetta beſonders empfahl. Hartmann dagegen erhob ſich energiſch gegen dieſes Syſtem, das, wie er ſagte, den Ruin des Elſaſſes herbeiführen würde. Er legte den Entwurf eines Manifeſtes vor, das ausgezeichnet war — es war von Neffzer, dem Chefredakteur des „Temps," redigiert worden —, und in dem die Abgeordneten des Elſaſſes Frankreich ein letztes Lebewohl zuriefen, Frankreich, für das ſie glücklich waren, ſich aufzuopfern; dann, den neuen Verhältniſſen mutig ins Geſicht ſchauend, wieſen ſie darauf hin, daß neue Pflichten ihr Eingreifen erheiſchten, daß, nachdem Frankreich aus dem Leben des Elſaſſes geſchwunden, dieſes ſich ſelber ſchuldig ſei, was von ſeinen Traditionen, ſeinen Sitten, ſeiner „Autonomie" übrig blieb, zu verteidigen. Wie anders würde das Schickſal des Elſaſſes geworden ſein, wenn dieſer Entwurf angenommen worden wäre! Er wäre es geworden, wenn Küß unter uns geweilt hätte, um mit der ganzen Autorität ſeiner Perſönlichkeit auf unſere Entſchlüſſe zu wirken. Aber Küß lag im Sterben. Niemals wird das Elſaß wiſſen, wie verhängnisvoll dieſer Tod für das Land geweſen iſt.

Ein andrer Entwurf wurde dem von Hartmann entgegengeſtellt. Er war ganz und gar franzöſiſch und nahm auf das Elſaß nicht mehr Rückſicht, als wenn es durch ſeine Annexion an Deutſchland vom Erdboden hätte verſchwinden ſollen. Nichtsdeſtoweniger gelang es Hartmann, eine Klauſel einzufügen, die das Lächeln Koechlins und Grosjeans hervorrief, aber ſehr politiſch gedacht war. „Die Zurückforderung unſerer Rechte bleibt

auf ewig offen," ſagte das Manifeſt. Hartmann fügte hinzu: „Für alle und jeden, in der Form und in dem Maße, die ſie mit ihrem Gewiſſen vereinbaren können."

Wenige Tage vor der Sitzung des 1. März wurde der Wortlaut des Manifeſtes endgültig angenommen. Freilich, die Dankbarkeit, die wir in demſelben Frankreich im Momente des Abſchieds bezeugten, war nicht im Sinne eines jeden. Gar mancher von uns empfand ſie nicht, als er Bordeaux betrat, und einige hatten ſie verloren, ſeitdem ſie in dieſer Stadt weilten. Nichtsdeſtoweniger mußte ſie ausgeſprochen werden, denn Gambetta war unſer Kollege, und einige unter uns waren ſeine Mitarbeiter in ſeiner Agitation für den Krieg bis aufs Äußerſte. Was uns aber betrifft, die wir ums um Küß gruppierten, wir erinnerten uns an das Wort unſeres Kollegen, das er ſprach an dem Tage, als er ſich hinlegte, um nicht wieder aufzuſtehen: „Wir ſind beſſer als dieſe Nation; Frankreich war nicht würdig, das Elſaß zu behalten." Gar mancher wird vielleicht dieſe Worte als hochmütige Überhebung bezeichnen. Dieſen Gedanken ſprach aber Küß aus, und wir wiederholten ihn, nicht im Tone der Herausforderung oder der törichten Bewunderung für uns ſelbſt. Wir legten einfach auf die eine Wagſchale, was das Elſaß alles gelitten hatte: die Beweiſe der Liebe, die es Frankreich in verſchwenderiſcher Weiſe gegeben, den Tod, die Verwüſtung, den Ruin, die es ſo freudig für das Vaterland erduldet, jenes tapfere Fieber der Aufopferung, das es bis zum letzten Augenblick erfüllt hatte, die Großmut, mit der es ſich in den Abgrund ſtürzte, um das Vaterland zu retten; und auf die andre legten wir jenes Sehnen, uns loszuwerden, jenes vorzeitige Vergeſſen der Aufgeopferten, jene Freude, befreit zu ſein, jene Heuchelei des Patriotismus — und wir wandten uns ſchaudernd ab und hätten gerne unſeren Kollegen jenes Wort entgegengeſchleudert, das Küß einem der Abgeordneten ſagte: „Wenn wir an eurem Platze geweſen wären, hätten wir noch Geld und Männer gefunden, um euch zu verteidigen."

Küß wurde auf ſeinem Sterbebette von Kablé unſer letztes Manifeſt gebracht. Er wandte ſein ſterbendes Auge zu ihm und fragte ihn: „Iſt doch wenigſtens diesmal kein Eidſchwur des Hannibal darin?“ — „Nein,“ ſagte ihm Kablé — und dann erſt ergriff Küß die Feder und unterzeichnete. Er ſah klar voraus, wohin uns dieſe Politik führte; er beſchwor ſeine Freunde, an die Zukunft zu denken. „Frankreich,“ ſchrieb er in ſeinem letzten Briefe, „Frankreich iſt für uns verloren! Denken wir daran, das Elſaß zu retten!“ Ein Glück war es für ihn, zu ſterben, bevor er ſah, in welches Labyrinth die Elſäſſer ſich hineinſtürzten, und wie ſie in ihrer Verblendung das Elſaß dem Verderben preisgaben.

Ich wußte, daß man mich beauftragen wollte, das Manifeſt nach der Annahme des Friedensvertrages vorzuleſen. Da ein Abgeordneter des Oberrheins, Herr Keller, unſere erſte Erklärung vorgeleſen hatte, ſollte jetzt dieſe durch einen Abgeordneten des Niederrheins verleſen werden. Ich wohnte der letzten Sitzung unſerer Kommiſſion nicht bei, um dieſer Ehre zu entgehen. Grosjean, der frühere Präfekt Belforts, wurde gewählt. Keiner von uns wird jemals vergeſſen, in welchem Tone Grosjean in dem Satze, in dem wir vom Vertrauen ſprachen, mit dem wir der Zukunft entgegenſahen, bis das verjüngte Frankreich den Weg ſeiner glorreichen Beſtimmung wieder einſchlage, wie er in dieſem Satze das Wort „verjüngtes Frankreich“ unterſtrich. In dieſem Ausdruck hatte ſich unſere ganze Bitterkeit dem gegenwärtigen Frankreich gegenüber gewiſſermaßen konzentriert. Gar mancher der früheren Abgeordneten des Elſaſſes würde, wenn er dieſe Zeilen läſe, ſich wie durch eine läſtige Erinnerung, die man nicht gerne auffriſcht, betroffen fühlen. Gar mancher von ihnen hat dieſe im Jahre 1871 ſo peinlichen Erinnerungen ſo ſehr vergeſſen, daß er vielleicht behaupten würde, ſie niemals empfunden zu haben. Ich habe ſie nicht vergeſſen und habe den Abgeordneten, die uns gegenüber das Werk vollendeten, das die Marſchälle und Generale begonnen hatten, nicht verziehen. Im Jahre 1871 iſt das Elſaß von Frankreich preisgegeben und auf-

geopfert worden, wie es 1648 durch das Deutſche Reich im Stiche gelaſſen worden iſt.

Ich habe hier den Verlauf der Sitzung, in der die Verſammlung den Friedensvertrag annahm, nicht zu erzählen. Der einzige bemerkenswerte Vorfall mitten in dieſer Überſchwemmung von Phraſen war das Auftreten des Herrn Conti auf der Rednerbühne und die Abſtimmung über die Abſetzung der Dynaſtie Bonaparte. Eine unbeſchreibliche Szene! Der Abgeordnete der Moſel, Herr Bamberger, hatte gerade in einigen Worten den gebrandmarkt, der den Krieg erklärt hatte, als ſich der lebhafteſte Proteſt auf den Bänken der Korſen erhob. Der Unterbrecher ſtürzte nun auf die Rednerbühne. Der frühere Sekretär Napoleons III. nahm den Fehdehandſchuh auf, den die verlorenen Provinzen dem Kaiſerreich entgegenwarfen. Der ganze Saal erhob ſich; eine unerhörte, furchtbare Erregung bemächtigte ſich aller. Drei Viertelſtunden lang blieb Herr Conti, leichenblaß, mit zuſammengeballten Fäuſten, auf der Rednerbühne und bot den beleidigenden Beſchimpfungen der Kammer Trotz. Er fand Worte, die wie glühendes Blei auf die Majorität herunterfielen: „Ihr, die ihr gegen den Kaiſer proteſtiert,“ rief er aus, „ich habe euch vor ſeinen Füßen kriechen ſehen!“ Der Präſident, der den Tumult nicht bändigen konnte, bedeckte ſich. Auf Vorſchlag des Herrn Bethmont wurde alsdann ein Antrag formuliert, welcher die Abſetzung der Familie Bonaparte auf immer beſtätigte. Nach Wiedereröffnung der Sitzung wurde er mit erdrückender Majorität angenommen.

Darauf wurde die Diskuſſion über den Friedensvertrag fortgeſetzt. Victor Hugo redete, darauf Louis Blanc, Edgar Quinet und andre. Der Dichter verlor ſich wieder in unendlichen Abſchweifungen und Antitheſen. Er verkündigte, daß der Tag der Revanche kommen werde, und daß dann Frankreich ſich nicht bloß damit begnügen würde, Metz und Straßburg zu nehmen, daß es das ganze linke Rheinufer, Mainz, Koblenz an ſich reißen und dann Deutſchland die Hand mit den Worten entgegenſtrecken würde: „Du haſt mich von meinem Kaiſer befreit; ich befreie

dich von dem deinen.“ Der Dichter ſtellte ſich nicht einen Augenblick die Frage, ob es denn Deutſchland daran gelegen ſei, von ſeinem Kaiſer befreit zu werden. Er nahm ganz einfach die alte Politik der erſten Republik wieder auf, die mit Hilfe von Kanonen den andren Völkern ihre Einrichtungen aufzwingen wollte. Es ſcheint wirklich, als ob es für gewiſſe Geiſter keine Geſchichte gäbe. Herr Tachard antwortete im Namen der Abgeordneten von Elſaß-Lothringen mit einigen Worten auf dieſe lächerlichen Theorien. „Wir proteſtieren gegen dieſe Worte,“ ſagte er ſehr vernünftig; „wir wollen nicht, daß man den andren tue, was wir nicht wollen, daß man uns antue.“ Dieſe Erklärung reizte, ſcheint es, den großen Poeten außerordentlich. Denn als wir die Verſammlung verließen und Tachard auf ihn zuging, um ihn zu begrüßen, ſtieß ihn Victor Hugo mit tragiſcher Gebärde zurück. „Dich, dich kenne ich,“ rief er aus, „du biſt Tachard, du verſtehſt nichts von der Solidarität der Völker! Gehe deines Wegs!“ Und da Tachard, der ſich wunderte, daß Victor Hugo ihn ohne weiteres duzte, einige Worte zu erwidern verſuchte, drückte Victor Hugo ſein Nationalgardiſtenkäppi, das er immer trug, energiſch auf die Stirne, drehte ihm den Rücken zu und wiederholte: „Gehe deines Wegs!“ Wir wußten nicht recht, wie wir dieſen Fieberanfall des großen Poeten auffaſſen ſollten.

Als es nun zur Abſtimmung kam, ſtimmten 546 Abgeordnete für den Friedensvertrag, 107 dagegen.

Das franzöſiſche Elſaß hatte aufgehört, zu exiſtieren. Unſer Kollege Grosjean betrat alsdann die Rednerbühne und las unſere Erklärung vor.

Als er fertig war, reichte er ſein Manuſkript dem Präſidenten hin, der es entgegennahm, ohne ein Wort zu ſagen.

Wir hatten uns alle erhoben; wir erwarteten ein Wort des Abſchieds. Keiner ſprach es.

Darauf verließen wir den Saal.

Ein Abgeordneter der Rechten rief aus: „Warum bleiben die elſäſſiſchen Abgeordneten nicht unter uns?“ Rablé, der mit mir hinausging, drehte ſich wütend um, und mit vor Zorn zitternder

Stimme rief er in den Saal hinein: „Weil ihr eben aus uns Preußen gemacht habt!“

Das Opfer war vollbracht.

Der Abſchied war ihnen leicht geworden. Als wir auf der Treppe einige Abgeordnete der Rechten antrafen, hörten wir einen, der ſich ſeinem Kollegen gegenüber glücklich ſchätzte, daß die Sitzung ſo gut geendet habe. „La chose s'est passée assez proprement“, — ſagte er, „et sans trop de grincements de dents.“ „La chose,“ das war die Preisgebung Elſaß-Lothringens! Teutſch, der hinter dieſem Abgeordneten herunterging, konnte ſich nicht mehr beherrſchen. In heftigen Worten fuhr er ihn an und ſchalt die Vertreter Frankreichs törichte Gecken. Als der andre ihn fordern wollte, ſagte er ihm: „Ich habe das Recht, ſo zu ſprechen, denn ich bin Abgeordneter des Elſaſſes.“

Heute ſind es dieſe Franzoſen, die von jenen Elſäſſern verlangen, daß ſie ihnen Beweiſe ihres Patriotismus geben.

Als wir auf dem Cours de Tourny angekommen waren, ſahen wir einige Häuſer beflaggt. Wir fragten verwundert, weshalb die Fahnen heraushingen. Man antwortete uns, daß in Bordeaux die Reſtaurationen, Cafés, Wirtshäuſer ſeit undenklichen Zeiten die Gewohnheit hätten, zu flaggen.

Uns ſchien es aber, als ob es Zeiten gäbe, wo es nicht bloß ein Recht, ſondern eine Pflicht iſt, auch von den älteſten Gewohnheiten einſtweilen abzuſtehen, und wir kehrten nach Hauſe zurück, indem wir uns ſeltſame Gedanken machten über die Solidarität des Patriotismus in Frankreich.

Kapitel 6.

Der Tod des Bürgermeiſters Küß.

Der Tod des Bürgermeiſters Küß iſt nicht bloß für die Freunde dieſes vortrefflichen Mannes Urſache namenloſer Trauer geworden, er iſt auch für das Elſaß ein furchtbares Unglück geweſen, und ich gebe dieſem Worte vielleicht eine andre Bedeutung als die, welche man ihm damals beigelegt hat: wenn meine Landsleute gewußt hätten, was unſere Trauer ganz beſonders veranlaßte, hätten ſie uns vielleicht nicht verſtanden, oder ſie hätten uns ſchlecht verſtanden, was noch bedauerlicher geworden wäre; denn die Erfahrungen, die ich gemacht habe, haben mich gelehrt, daß es noch beſſer iſt von dem Volke nicht verſtanden, als mißverſtanden zu werden.

Küß war das Haupt der gemäßigten Richtung der elſäſſiſchen Abgeordneten (ich ſage der elſäſſiſchen, denn die lothringiſchen kannten wir kaum); wir hatten keine Beziehungen zu ihnen, ſie verkehrten kaum mit uns, wir waren Fremde, die einen für die andren, die wir plötzlich und zufällig durch ein gemeinſames Unglück zuſammengebracht wurden. Während der Erörterungen über die Proteſtaktion warf uns die Abweſenheit unſeres Hauptes den Radikalen und Klerikalen, d. h. den Herren Gambetta und Keller in die Arme; der Tod von Küß hinderte uns dann, im Elſaß die Richtung einzunehmen, die wir hätten einnehmen ſollen: er ließ uns ohne Haupt, ohne Führer, ohne inneren Zuſammenhalt gerade im Augenblick, als die Zukunft unſeres Landes ſich

entſchied, wo wir, ſeine Abgeordneten, dazu berufen geweſen wären zu jeder Stunde, in jeder Minute einzugreifen, um zu verhindern, daß die öffentliche Meinung ſich von den extremen Parteien beeinfluſſen laſſe.

Küß war ſchon vor den Wahlen in Straßburg krank; er fürchtete die Reiſe nach Bordeaux; einige Zeit hatte er daran gedacht, ſie nicht zu unternehmen; ſein Pflichtgefühl trug aber den Sieg über ſeine perſönlichen Befürchtungen davon. Seine Freunde in Straßburg, Klein zuerſt, dann Erneſt Lauth, der ſpätere Bürgermeiſter, und andre ſahen ihn unter großer Beſorgnis die Reiſe antreten. In einem Brief, den mir Erneſt Lauth den 3. April 1871 ſchrieb, beklagte er ſich ausdrücklich darüber, daß man den unglücklichen Küß gegen ſeinen Willen nach Bordeaux zu ſchicken die Grauſamkeit gehabt habe, er habe ſich dort für ſeine Heimat und ſeine Vaterſtadt aufgeopfert: „denn ohne die Mühen und die Aufregungen, die wir ihm auferlegt haben, würde er vielleicht noch unter den Lebenden weilen.“ Auf der Reiſe hatte ſich ſeine Krankheit infolge von Quarantänemaßregeln der deutſchen Behörden in Kehl, denen er ſich auch hatte unterziehen müſſen, verſchlimmert; er hatte durch einen langen mit Chlor und Karbol erfüllten Gang hindurchgehen müſſen. „Als ich eintrat,“ ſchrieb er, „hatte ich eine leichte Bronchitis; als ich herauskam, eine ganz furchtbare. Mir wäre eine Granate im eigenen Hauſe lieber geweſen.“ Als die franzöſiſchen Zeitungen den Tod des Straßburger Bürgermeiſters in Bordeaux erfuhren, gaben ſie ſich nicht die Mühe, Erkundigungen einzuziehen; ſie nahmen ohne weiteres und mit wunderbarem Enſemble an, daß der Straßburger Bürgermeiſter nur aus Verzweiflung geſtorben ſein konnte; ſein Tod, der gerade am Tage der definitiven Abſtimmung der Verſammlung erfolgte, wurde unter ihren Händen zu einer Parteiwaffe, die alle Lobpreiſer des Krieges bis aufs Meſſer mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit gegen Thiers und die Majorität zu gebrauchen wußten. Eine Krankheit? Davon konnte keine Rede ſein! Eine Bronchitis? Gott bewahre! Sie brauchten ihre Legende, und ſo kam die Sage vom Schlag-

anfall auf, vom gebrochenen Herzen, aus Schmerz über die Annexion! Und an dieſe Legende durfte man nicht rühren; denn ſie gehörte ſofort zu dem patriotiſchen Glaubensbekenntnis jedes guten Elſäſſers. Wehe dem, der ihre Echtheit bezweifelt hätte! Er war ein Verräter, ja noch mehr, ein Spion des Herrn von Bismarck! Unglücklicher Küß! Er, der Feind der Phraſe, der Legende, der politiſchen Lüge, er mußte gerade auf ſeinem Grabe dieſe Beſchimpfung erleiden, er mußte der Phraſe preisgegeben werden; ſein geachteter Name mußte von einer in jedem Punkte und nach jeder Hinſicht lügenhaften Legende ausgebeutet werden.

Am 19. Februar fühlte Küß, wie ſeine Krankheit ſich verſchlimmerte. „Seit zwei Tagen," ſo ſchrieb er ſeinem Bruder am 21., „erſticke ich bei jeder Bewegung, die ich mache, ſchon wenn ich mich in meinem Bett umdrehe; ich habe keinen Appetit mehr, und da ich ſeit einem Jahre ſehr viel magerer geworden bin, ſo führt der Mangel an Nahrung ſofort auch größere Schwäche mit ſich. Ich glaube ſelbſt, daß ich dieſe Nacht etwas phantaſiert habe. Heute habe ich mich in eine Art Privatheilanſtalt aufnehmen laſſen; es iſt das aber wohl das geräuſchvollſte Haus, das ich je bewohnt habe. Freilich glaube ich wohl, daß es unmöglich wäre, hier ein ruhigeres Haus zu finden, denn dieſes Volk ſchwätzt und lacht, ſo ſcheint es mir, über die Entehrung und die Verſtümmelung des Vaterlandes!" Er fügte hinzu — und das waren die wirklichen Gefühle dieſes Sterbenden, und unſere zugleich. „Nicht bloß die Bürger von Bordeaux, ſondern die große Mehrheit der Verſammlung iſt ſo geſtimmt. Unſere Abordnung iſt entrüſtet. Viele werden, wenn ſie nach dem Elſaß zurückkehren, den Staub von ihren Schuhen abſchütteln." Kablé, der ihn von Straßburg nach Bordeaux begleitete, und ihn pflegte wie ein Sohn ſeinen Vater, hatte in einem Zimmer neben dem ſeinigen ſein Bett aufgeſchlagen; ich verbrachte die ganze Zeit, die mir die Arbeit in der Verſammlung übrig ließ, bei ihnen. Kablé und ich nahmen während dieſer Tage unſere Mahlzeiten an der Table d'hôte ein, wo wir eine merkwürdige Geſellſchaft von Marquis und adligen Damen vom alten Régime

trafen. Wie durch einen Zauberſchlag fühlte man ſich dreißig oder vierzig Jahre zurückverſetzt, mitten unter die Regierung Ludwig Philipps, oder mitten in die Reſtauration. Die ehrwürdigen Damen in weißem Haar, mit feingeſchnittenem Geſicht, mit eleganter Sprache, erinnerten mich an die Porträts der Madame Adelaide, die man mir in meiner Kindheit gezeigt hatte; oder an die in ihrer ernſten, oft etwas impertinenten, zugleich anziehenden Vornehmheit ſo anmutigen, ariſtokratiſchen Figuren, deren Bilder man in den von Bertall und Gavarni illuſtrierten Romanen ſah. Ihre Männer trugen hohe weiße, um den Hals geſchlungene Krawatten; ſie ſtützten ſich auf Krückſtöcke. Dieſe ganze Geſellſchaft hatte etwas altertümlich royaliſtiſches, etwas bourboniſches, das an die große Zeit des Grand siècle und des Grand Roy erinnerte. Ich hätte beinahe Luſt gehabt, unter den Tiſch zu ſchauen, um zu ſehen, ob dieſe Herren nicht zufällig kurze Hoſen und Schnallenſchuhe trugen. Wenn wir zu Küß zurückkehrten und, um ihn zu zerſtreuen, von unſeren Eindrücken ſprachen, lächelte er und ſagte: „Ja, das iſt Frankreich!“ Er konnte nicht mehr ſprechen, ohne ſofort von Huſtenanfällen unterbrochen zu werden; aber, was er hätte ſagen wollen, wußten wir, Rablé und ich, und dachten es, wie er es dachte: „Ja, das war Frankreich: — anmutig, leichtſinnig, ariſtokratiſch und impertinent, dieſes Frankreich, für das man es ganz natürlich fand, daß wir, ſchwerfällige Elſäſſer, uns bombardieren und verbrennen ließen, dieſes Frankreich, das uns mit ungenierter Leichtfertigkeit aufgeben und von uns trotzdem nachher verlangen ſollte, daß wir ihm treu bleiben und zu ſeinem Troſte recht unglücklich ſein möchten. Rablé empfand das, gerade ſo wie Küß, wie ich, wie alle unter uns, die den Einfluß Gambettas nicht erlitten hatten. „Rablé“, ſo ſchrieb mir E. Lauth am 3. April 1871, „hat mir einige Einzelheiten über Eure Arbeiten in der Verſammlung mitgeteilt; er iſt ſehr wenig erbaut von den Franzoſen, die er geſehen hat . . . und trotzdem lieben wir ſie, und es ſind unſere Landsleute, an denen wir hangen.“ — E. Lauth ſprach wie ein Mann, der mit dieſen Landsleuten nicht zuſammen

zu wohnen brauchte, der nicht in ihrer Geſellſchaft aufzugehen, ſich ihren Sitten, ihren Anſchauungen, ihren Willensäußerungen nicht anzubequemen hatte; im letzten Satze ſeines Briefes lag ſchon wie ein Proteſt gegen die Empfindungsweiſe Kablés, die doch Lauth beleidigte, und deren Berechtigung er deshalb zu leugnen verſuchte. „Wenig erbaut von den Franzoſen", in der Tat, wir waren es alle, und was mich betrifft, ſo wurde ich es immer weniger, je länger ich inmitten dieſes Volkes lebte. „Mein lieber Freund," ſagte mir Küß in den letzten Tagen, „ich weiß, was ich von den Franzoſen zu halten habe, vom politiſchen Standpunkte; es ſind Poſſenreißer, und ich fange an zu glauben, daß 1789 ein einfacher „Glücksſtoß" geweſen iſt, „ce sont des farceurs et je commence à croire que 1789 a été un simple raccroc." Er liebte es, ſeine Bilder dem Billardſpiel zu entnehmen, das er früher ſpielte; der Sinn dieſes Bildes ließ keinen Zweifel über die Bedeutung, die er dieſem Gedanken beilegte.

Küß hatte, wie wir alle, während des Krieges ſeine Pflicht als guter Franzoſe erfüllt; die Annexion war für ihn wie für uns alle ein Schmerz, ein Unglück; aber für ihn noch mehr als für uns, — denn er war unſer Haupt und unſer Führer — lag die politiſche Pflicht jetzt in andren Erwägungen als in denen, die Gambetta unter „Patriotismus" verſtand. Für Küß wie für uns auch gab es einen Grundſatz, der dem nationalen Prinzip unſtreitig überlegen war; es war das liberale Prinzip, und zwar das liberale Prinzip als Antipode des Klerikalismus, unter welcher Form er ſich auch zeigen mochte.

Küß war ſo ſehr von dieſen Gedanken erfüllt, daß, als er Bürgermeiſter von Straßburg war und ich einer ſeiner Beigeordneten, er mir eines Tages ſagte: „Wir müſſen uns mit dem Gedanken vertraut machen, mit der preußiſchen Regierung zuſammen zu marſchieren; denn Preußen iſt der Feind unſeres Feindes, des Klerikalismus." Er ſprach ſich in demſelben Sinne Klein gegenüber aus, der ihn als Bürgermeiſter, während ſeiner Reiſe in Bordeaux, vertreten ſollte, und der nach ſeinem Tode ſein Nachfolger wurde. Es ſind auch dieſe Grundſätze ſpäter

die leitenden Grundſätze der autonomiſtiſchen Partei geworden. Der Klerikalismus hatte Frankreich zu Grunde gerichtet; wir waren es unſern Kindern ſchuldig, das Elſaß vor dieſem Todfeind zu bewahren.

Dieſes Mannes ſuchte ſich die franzöſiſche Legende nach ſeinem Tode zu bedienen, um ihn nach ihren Parteibedürfniſſen zu travestieren. Küß entſchlief ſanft in der Nacht des 2. März. Einer ſeiner Söhne hatte noch Zeit gehabt zu ihm zu eilen. Kablé übernahm die Veranſtaltung der Beiſetzungsfeierlichkeiten. Er ſchrieb ſofort am Tage nach dem Tode dem Präſidenten der Nationalverſammlung, Herrn Grévy. Das Begräbnis fand bereits am 3. März, um 9 Uhr morgens, ſtatt. Eine große Anzahl Abgeordneter nahm daran teil. Das Bureau der Verſammlung ließ ſich aber nicht vertreten; Herr Grévy behauptete ſpäter, er ſei nicht zur rechten Zeit benachrichtigt worden. Die Abgeordneten, die beiwohnten, gehörten faſt alle zur Minorität, die gegen den Frieden geſtimmt hatte; die Majorität hatte ſich der Mühe zu überheben geglaubt, unſerm Bürgermeiſter die letzte Ehre zu erweiſen. Im Hofe der Heilanſtalt verſammelten ſich die Leidtragenden. Dieſe Geſellſchaft bot einen merkwürdigen Anblick. Anweſend waren alle „outranciers“, die unter Gambettas Führung den Krieg bis aufs Äußerſte verlangt hatten; dann einige wenige Abgeordnete gemäßigterer Richtung; Delegierte der Gruppe Jean Jacques Boll, zu der wir gehörten, Nationalgardiſten, republikaniſche Vereine. Die Marquis und adligen Damen der Table d'hôte zeigten ſich nicht. Das alles war viel zu plebejiſch für ſie. Ein proteſtantiſcher Pfarrer, Herr Périſſier, redete; er ſtand auf der Freitreppe, die zum Hofe führte, und konnte ſo die ganze Verſammlung überſchauen. Der Pfarrer ſchien den Radikalen von Bordeaux überflüſſig; dieſe Bürger waren antiklerikal nach ihrer Art; für ſie bedeutete der Proteſtantismus nicht mehr als der Katholizismus; ſie verfolgten mit demſelben Haß alle Religionen. Ich fand ihr Benehmen während der Zeremonie ſehr unangebracht; ſie drehten dem armen Pfarrer oſtentativ den Rücken, gingen laut ſprechend im Hofe herum,

und nahmen an der Feier erſt nach der Einſegnung teil. Die Worte des Pfarrers machten auf uns Elſäſſer tiefen Eindruck. Ich erinnere mich beſonders der folgenden mit großem Schwung vorgetragenen Stelle, wo er vom Elſaß ſprach, das dieſen großen Toten für ſich beanſpruchte, von der elſäſſer Erde, die ihn in ihrem Schoße aufnehmen würde, und er fügte hinzu: „Er wird in franzöſiſcher Erde ruhen, wenn Frankreich wieder ein ſiegreiches Schwert ſchwingen wird.“ Ein Arm neben mir erhob ſich, ich ſah, wie eine Fauſt ſich ballte, ich ſchaute mich um und erblickte den Hiſtoriker Henri Martin, der neben mir ſtand, bleich, das Geſicht verzerrt, die Augen voller Tränen. Welch furchtbarer Zuſammenbruch mußte ſich nicht in dieſem Augenblicke im Geiſte dieſes Schriftſtellers vollziehen! Hatten doch die Ereigniſſe das ganze Prinzip, nach dem er ſeine Geſchichte Frankreichs aufgebaut hatte, umgeſtürzt! Welch kläglichen Ausgang hatte nicht ſein Epos der gloire française gefunden und wie brutal hatte nicht das Schickſal den ſchönen Wahn eines neuen Volkes Gottes zerriſſen, das durch die Vorſehung dazu auserſehen wäre, der Träger der Kultur und der ausſchließliche Vertreter der Menſchlichkeit zu ſein. Gesta Dei per Francos, was war aus Euch in der großen Schmach dieſes Krieges geworden!

Ich wurde dazu beſtimmt, einen Zipfel der Sargbedeckung zu halten. Eigentlich hätte Kablé dieſen Platz einnehmen ſollen. Er wollte es nicht, aus Beſcheidenheit; er war der letzte auf der Liſte der vom Niederrhein gewählten Abgeordneten, während ich eine der erſten Stellen einnahm. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, ohne große Ordnung; die Artillerie der Nationalgarde begleitete ihn. Die Vorübergehenden ſchauten dem Sarge nach und fragten ſich, wen man denn begrabe. In der Nähe des großen Theaters traf uns Herr Bethmont, einer der Quäſtoren der Verſammlung, er kam auf uns zu und fragte, wer denn geſtorben ſei. Als er hörte, daß es einer unſerer Kollegen ſei, ſchloß er ſich uns an; man überließ ihm einen der Zipfel der Sargbedeckung, als dem Vertreter des Bureaus der National-

verſammlung. Es war wieder ein „Glückſtoß", ein „raccroc", wie Küß ſagte. In den Allées de Tourny ging Ch. Boerſch auf und ab, er hatte es nicht über ſich nehmen können, der Beiſetzung von Küß beizuwohnen, deſſen Popularität die ſeinige verdunkelte. Ich ging gerade hinter Gambetta; ich beobachtete ihn unterwegs. Er ging ſchweren, aber ungleichen Schrittes einher; von Zeit zu Zeit ſchlug er energiſch mit dem Fuß auf den Boden, dann ging er wieder langſam, nachdenklich einher, den Kopf auf die Bruſt geneigt; ſeine Hand ſpielte mit dem Zipfel der Sargbedeckung und ſchwang ihn von Zeit zu Zeit heftig hin und her. So kamen wir zum Orleansbahnhof. Dort ſollte der Sarg in einen mit Blei verſiegelten Eiſenbahnwagen gebracht werden, um ihn nach Straßburg zu verſenden. Wir hielten in einem Hofe, inmitten der Schuppen und Wagen. Meine Kollegen hatten mich gebeten, in ihrem Namen das Wort zu ergreifen; ich hatte ihnen meine Rede unterbreitet und ſie hatten ſie gebilligt. Im Augenblick, wo ich mich zum Sprechen anſchickte, drängte ſich plötzlich eine Gruppe von Abgeordneten, die einen mageren und bleichen Herrn umgab, der ein Papier in der Hand hielt, in den Raum zwiſchen dem Sarge und uns; der magere Herr ſchien es mit dem Reden ſehr eilig zu haben; er nahm ſich nicht einmal die Zeit Atem zu ſchöpfen und las uns eine Rede vor, die uns etwas lang vorkam. Wir erfuhren, daß es Herr Leblond war, der Präſident einer parlamentariſchen Gruppe. Seine Rede war, ſcheint es, die Frucht einer Art von Parteiverſchwörung. Herr Leblond und ſeine Freunde hatten für den Frieden geſtimmt; ſie wollten nicht, daß ihre Anſicht vor dieſem Sarge ſtumm bleibe. Während Herr Leblond noch ſprach, nahm mich Tachard beiſeite. — „Gambetta wird antworten," ſagte er, „Sie können nicht reden, man muß Gambetta reden laſſen." — Es war klar, daß man ſchweigen mußte, wenn Gambetta reden wollte, und ſo ſteckte ich denn mein Manuſkript mit meiner armen Rede wieder in die Taſche. Aber, wird man mir grollen, wenn ich hier die Empfindungen ausſpreche, die mich in dieſem Augenblick beſtürmten? Wir, die Elſäſſer, wir, die Freunde, wir, die Ver-

wandten, wir trugen unſern Freund, unſern Bürgermeiſter, unſern Mitbürger zu Grabe — und wir kamen vor dieſem Sarge nicht zu Worte, während andere, Unbekannte, ſich auf dieſer teuren Leiche bekämpften. Ein Herr Leblond drängte ſich im Parteiintereſſe vor, um zu reden, und Gambetta ſollte im entgegengeſetzten Parteiintereſſe antworten. — Und wir — wir verloren uns im Volksgewühle, wir wurden durch dieſe Matadors vom Norden und Süden Frankreichs zurückgedrängt, mußten die Rolle ſtummer Statiſten oder des Chors in der griechiſchen Tragödie ſpielen.

Gambetta redete! Ich hörte ihn zum erſten Male — und ich habe ihn ſeitdem nie wieder gehört. Er ließ ſich auf ein Brett hinaufhiſſen, das aus der Türe eines halbgeſchloſſenen Schuppens hervorragte; ich ſehe ihn noch, wie er ſich von etwa zwanzig Armen hinaufziehen ließ, wie er ſich an einen Torflügel anklammerte, wie er mit majeſtätiſchem Selbſtbewußtſein von dieſer improviſierten Rednerbühne Beſitz ergriff, ſein mächtiges Haupt zurückwarf, das Geſicht vom Ausſchlag rot, von perlendem Schweiße bedeckt; ich ſehe ihn noch, wie er ſich umdrehte, mit heiſerer gebieteriſcher Stimme befahl, die Türe hinter ihm zu ſchließen; ſeine ganze Geſtalt ſchien ſich wie zu einem Kampfe energiſch zuſammen zu ballen, und er fing an zu reden, — zu reden. Bis zu dem Tage wußte ich nicht, was Beredſamkeit war, ich habe es vor dieſem Schuppen erfahren. Gambetta redete lange; wie lange? Ich weiß es nicht, — würde er noch reden, — ich hörte ihm noch zu. Sein Wort wirkte wie ein Zauber; es ergriff einen, es riß einen mit ſich, es entrückte einen der Gegenwart. Ich hörte zu und vergaß, daß ich exiſtierte, ich vergaß, wo wir waren, ich vergaß, was wir hier taten, ich hörte zu. — Was ſagte er? Was hatte er geſagt? Ich verſuchte mir davon Rechenſchaft abzulegen, als ich nach Hauſe ging; ich konnte es nicht; ich wäre unfähig geweſen, den Gedankengang ſeiner Rede niederzuſchreiben! Und doch hatte ich geweint, wie wir alle; ich hatte wirkliche Tränen vergoſſen, und hielt es für ſelbſtverſtändlich, daß alle weinten wie ich. Ein einziges Wort war mir

im Gedächtnis geblieben, und dieſes Wort, ich höre es noch jetzt in meiner Seele widerhallen, mit dieſem Tone wilder Verachtung, der wie die Sturmglocke über die ſchweigende Menge dahinbrauſte, und für unſere Ohren noch ſeltſamer klang, die nicht gewohnt waren an das Pathos ſüdlichen Redeſchwalls: „Aus der Tiefe des Abgrundes der Schmach, in den Frankreich verſenkt worden iſt!“ Dieſe Worte, aus ihrem Zuſammenhang, von allem was ſie vorbereitete, was aus ihnen entſprang, losgelöſt, haben ſich in mein Gedächtnis eingegraben, und mit ihnen die Gebärde, die ſie begleitete, der Blick, der ihnen beſonderen Nachdruck verlieh, die Geſte eines mächtigen Tribunen, der Blick eines plebejiſchen Cäſars, der heute noch durch ſein Wort, morgen vielleicht durch die Gewalt herrſchen würde. Ich könnte dieſes Bild malen, ſo ſehr wurde ich davon ergriffen, und zugleich ſagte ich mir in meinem Innern, daß in dieſem Momente Gambetta poſierte, wie man die Redner nach ihrem Tode, auf den Denkmälern, die man ihnen errichtet, poſieren läßt. Seine Geſte war die klaſſiſche, theatraliſche Geſte, — theatraliſch ganz beſonders, denn das Theater iſt wohl die Wiege und das Grab des franzöſiſchen Geiſtes. In Deutſchland, England, in der Schweiz würde man dieſe Poſe, dieſe Geſte nicht verſtehen, in Frankreich verſteht man die eine ſowie die andre, da ſie dem Geiſte des Volkes ſelbſt entſprechen. Und ich, der ich mich doch für einen Franzoſen hielt, ich verſtand ſie nicht!

Wir kehrten nach Hauſe zurück. Der Sarg von Küß fuhr nach Straßburg ab. In Lyon warteten die elſaß-lothringiſchen Legionen am Bahnhof auf ihn. Reden waren vorbereitet worden. Der Zug hielt aber nicht. Die Reden wurden nicht gehalten. Nichtsdeſtoweniger brachten den Tag darauf die Lyoner Zeitungen, das Petit Journal Lyonnais an der Spitze, den detaillierten Bericht der ganzen Zeremonie, die ſich auf dem Bahnhof Perrache abgeſpielt hatte; es wurden die Kränze aufgezählt, die am Sarge niedergelegt worden waren; es wurden die Redner namhaft gemacht, die geſprochen hatten; und die Reden, welche gehalten worden wären, abgedruckt.

In Straßburg wurde die Beerdigung Küß' zum Anlaß einer großen Kundgebung; ich habe ſie nicht mit erlebt, und kann alſo nicht von ihr berichten; ich beſchränke mich darauf, die Rückwirkung, die ſie auf mich ausübte und den Eindruck, den ich davon erhielt, wiederzugeben.

In Straßburg diente, wie in Bordeaux, dieſe Beerdigung den Parteien als Vorwand zu Kundgebungen. Der frühere Bürgermeiſter, Herr Hümann, ſchleuderte auf dem Grabe von Küß ebenſo lügneriſche als im Munde des Redners unangebrachte Anklagen gegen den tapferen General Uhrich, dem er vorwarf, zu früh kapituliert zu haben. Wer war aber gerade in den General gedrungen, um den Tag der Kapitulation zu beſchleunigen? Gerade Herr Hümann und ſein Schwiegerſohn, Herr Saglio. Letzterer hatte die Kommiſſion des Gemeinderats von dieſer bevorſtehenden Entſcheidung in Kenntnis geſetzt, und als die Kommiſſion einen Beſchluß faßte, um den General zu decken, und die Kapitulation zu verlangen, hatte ſich Herr Hümann nicht erhoben, um dieſen Antrag zu bekämpfen. Ein einziger hatte es getan: Herr Mallarmé. Der General ſchrieb mir, als ihm, was in Straßburg vorgegangen, mitgeteilt worden war, um mich zu bitten, in der Helvétie ſeine Antwort an Herrn Hümann abzudrucken. Ich tat es ſofort. Er dankte mir am 29. März durch einen Brief, in welchem er ſagte:

„J'ai reçu à la fois votre bonne lettre et le N° de l'Helvétie qui publie ma réponse à Mr Humann. Je vous remercie de l'acte de justice que vous avez fait en mettant ma lettre au jour; elle a déjà été reproduite par le Pays et le sera, sans doute, par d'autres journaux encore. Ainsi sera fait justice de l'inqualifiable agression de cet homme qui m'accablait de compliments exagérés et de protestations de dévouement. Mais passons!"

Non ragioniam di lor, ma guarda e passa!

Die klerikale Partei, an deren Spitze Herr Hümann ſtand, erhob wieder das Haupt. Sie hielt die Zeit für gekommen, ihren Einfluß, der durch die deutſchen Siege gebrochen worden war, wieder zur Geltung zu bringen. Sie tat es auf dieſe Weiſe, auf einem offenen Grabe, indem ſie ſich als öffentliche

Anklägerin aufſpielte, und ſich ſelber die Palme des reinſten waſchechten Patriotismus zuerkannte. Es iſt leicht, ſich post festum mutig zu zeigen.

Die chauviniſtiſchen Reden am Grabe von Küß waren eine ſchmähliche Komödie. Die, welche ihn am Tage vor ſeinem Tode noch angegriffen hatten, und die ihn in ihren Zeitungen Verräter, Renegat und Preußen genannt hatten, ſahen ein, daß es in ihrem Intereſſe lag, ſeinen Tod für ihre „Religion“ auszubeuten, und ſo wurde denn unſer armer, ausgezeichneter Freund von einem Tage zum andern zum Typus des Patrioten, des Franzoſen, des Chauviniſten. Dieſer echte Elſäſſer und Straßburger von altem Schrot und Korn mußte nach ſeinem Tod dieſe lügenhafte Verwandlung über ſich ergehen laſſen. Gambetta heftete auf ſeinen Sarg die Kokarde des „outrancier“, die von nun an den Namen Küß durch die Geſchichte hindurch begleiten ſollte. Dieſe Apotheoſe von Küß iſt eine der ſchreiendſten Lügen, die ich jemals erlebt habe.

Doch gehen wir wieder nach Bordeaux zurück. Ich will nicht ermangeln, die letzten Vorfälle zu erzählen, die unſeren Aufenthalt in dieſer Stadt kennzeichneten.

In den elſäſſiſchen Kreiſen herrſchte große Aufregung. Wir fühlten uns wie Verirrte, die nach ihrem Wege ſuchten. Wir hatten unſere Demiſſion gegeben oder beſſer die Verſammlung verlaſſen. Dieſe Demiſſion war zuerſt allen ganz logiſch vorgekommen. „Ihr ſtreicht aus dem franzöſiſchen Staatsverband die Provinzen aus, die uns gewählt haben. Gut, wir teilen das Los unſerer Wähler und kehren nach Hauſe zurück.“ Dieſe unſere Haltung zog logiſcherweiſe auch die Ablöſung des Elſaſſes aus der franzöſiſchen Intereſſenſphäre nach ſich. Das wollte aber Frankreich nicht zugeben; es machte aus uns Deutſche, verlangte aber, daß wir uns weiter als Franzoſen betrachteten. Dieſe Anſchauung erhielt gewiſſermaßen ihre Sanktion durch die Haltung der Nationalverſammlung und ihres Präſidenten in folgender Angelegenheit. Sie iſt ſo typiſch, daß ich nach dem Moniteur direkt die dabei gehaltenen Reden im Wortlaut zitieren möchte:

„M. le président annonce qu'il a reçu de Mr Denfert-Rochereau la lettre suivante:

„En route depuis plus de quinze jours à travers les montagnes du Jura, avec la garnison de Belfort, je viens seulement aujourd'hui de lire la déclaration faite le 1er mars à l'Assemblée nationale par M. Grosjean, au nom de ses collègues de la Moselle, du Haut et du Bas-Rhin.

„Je vous prie, M. le président, de vouloir bien faire connaître à l'Assemblée que j'adhère entièrement à cette déclaration, et qu'en conséquence, je considère mon mandat de député du Haut-Rhin comme annulé par la sanction donnée au traité de paix du 26 février 1871."

M. le président communique également la lettre suivante qu'il a reçue de M. George, député des Vosges:

„M. le président, je viens vous prier de vouloir bien transmettre à l'Assemblée ma démission de député du département des Vosges:

„Cette démission n'est pas de ma part une protestation inutile et tardive contre le traité de paix, si dur cependant pour mes malheureux compatriotes.

„Mais elle est plutôt un acte de déférence envers l'Assemblée nationale.

„En effet, en acceptant sans observations les démissions que, par un sentiment de délicatesse honorable, lui ont successivement apportées les députés du Haut-Rhin, ceux du Bas-Rhin, ceux de la Moselle, deux députés de la Meurthe et un député des Vosges, l'Assemblée a donné une approbation tacite à cette retraite spontanée des députés des départements cédés en totalité ou en partie. (Non! non!)

Et dès lors elle a créé pour les autres députés de ces départements une situation équivoque et que, pour ma part, je déclare ne pouvoir accepter. „Signé: George."

M. le président ajoute: Le président saisit l'occasion qui lui est offerte par ces deux lettres et par cette démission, de faire observer à M. George et à M. Denfert, ainsi qu'à ceux de nos collègues qui, se trouvant dans une situation analogue, ont cru devoir se retirer, parce que, à leurs yeux, leur mandat était diminué par les événements survenus depuis leur élection, de leur faire observer, dis-je, que le sentiment qui les a déterminés, tout honorable qu'il soit, ne doit pas leur faire perdre de vue que, malgré les changements qu'ont pu subir dans leur état les populations qui les ont élus, ils sont et doivent rester les représentants du peuple français. (Vive approbation.)

Si la démission de M. George n'était déterminée que par des

convenances personnelles, je n'aurais que des regrets à lui exprimer; mais, lorsqu'il parle de motifs qui touchent au caractère de notre mandat, je dois faire des réserves dans l'intérêt de l'Assemblée et des populations de l'Est qui doivent rester françaises. (Très bien! très bien!)

Je ne puis qu'inviter M. George et ceux de nos collègues qui sont dans la même situation à ne pas persévérer dans leur retraite et dans leur démission. (Nouvelle et vive approbation.)

M. George. En présence des paroles solennelles que vient de prononcer M. le président et de l'assentiment qu'y a donné l'Assemblée, je ne puis maintenir ma démission. (Applaudissements.) Notre position de députés de départements mutilés n'a plus rien d'équivoque dès que notre droit est reconnu. Mais il y avait un malentendu. La susceptibilité que mes collègues et moi nous avons montrée a pu paraître exagérée; mais tout corps vivant qui porte une plaie saignante a une sensibilité légitime. Les paroles qui viennent d'être prononcées sont une première satisfaction. Je les accepte avec d'autant plus de reconnaissance qu'elles semblent rouvrir les portes de l'Assemblée à ceux de mes collègues qu'un même sentiment en avait éloignés. (Nouveaux applaudissements.)

M. Brisson. L'Assemblée ne peut pas en rester sur cet échange de paroles qui ont un caractère tout personnel. Elle devrait déclarer par un vote qu'elle considère toujours comme représentants du peuple ceux qui ont précédé M. George dans le dépôt de leur démission, et les inviter à venir reprendre leurs siéges.

M. Pelletan. On ne vote pas l'évidence. (Très bien!)

M le président. On fait observer que l'affirmation du droit pour les députés démissionnaires de rester représentants du peuple ayant rencontré la complète adhésion de l'Assemblée par l'approbation donnée aux paroles du président, il n'y a pas lieu de provoquer un vote. (Très bien! très bien!)"

Es geht aus dieſem Bericht hervor, daß die Herren Grévy und Briſſon nicht von denſelben Dingen ſprachen. Herr George hatte die Frage im Namen der verſtümmelten Departements aufgeworfen. Da das Recht dieſer in der Verſammlung zu bleiben, anerkannt worden war, verſucht er es auch auf diejenigen unter ſeinen Kollegen auszudehnen, deren Wahlkreiſe vollſtändig annektiert worden waren.

Herr Briſſon verlangt, daß durch ausdrückliche Abſtimmung ausdrücklich die Verſammlung beſtätige, daß ſie die Abgeordneten, die Herrn George durch die Abgabe ihrer Demiſſion voran-

gegangen ſind, immer noch als Vertreter des Volkes anſieht und ſie auffordert, ihren Sitz wieder einzunehmen. Durch eine unbedachte Unterbrechung eröffnet Herr Pelletan dem Präſidenten einen Ausweg, der ihm ermöglicht, einer Demonſtration zu entgehen, welche internationale Gefahren in ſich ſchließen könnte: Über Selbſtverſtändliches wird nicht abgeſtimmt! und man bleibt bei der oben mitgeteilten unbeſtimmten Erklärung. Ein ſehr diplomatiſcher Ausweg! Hatte der Präſident doch nur von den Abgeordneten der verſtümmelten Departements geſprochen, und doch konnte man ſich den Schein geben, zu glauben, daß er ſich die weitergehende Anſicht der Herren Briſſon und Pelletan zu eigen mache. Der Vorfall war beendigt; eine gefährliche Klippe umſchifft. Für Herrn Grévy — und Herrn Thiers — konnte der letzte Punkt allein von Bedeutung ſein. Für die übrigen war „Frankreichs Ehre" gerettet.

Wir, die wir die Sache von nahem verfolgten, konnten übrigens ganz gut die Hintergedanken erkennen, die dabei eine Rolle ſpielten. Die innere Politik warf ihre Schatten auch auf dieſe Frage. Die Verſammlung, die in ihrer Mehrheit royaliſtiſch war, hatte ein Intereſſe daran, alle diejenigen zu behalten, die ihre Anſichten teilten. Royaliſtiſch waren aber nun eine Menge lothringiſcher Abgeordneter. Herr Buffet erklärte offen in der Kammer im Namen dieſer Gruppe, daß die Verſammlung, abgeſehen von der Frage des Friedens, die Frage der Frankreich zu erteilenden Konſtitution zu löſen habe. Er und ſeine Freunde wollten konſtituieren. Alſo beſtimmte nicht bloß der Patriotismus ihre Haltung. Und wenn anderſeits die Republikaner ſich grollend zurückzogen, und z. T. an ihrer Demiſſion feſthielten, ſo waren es nicht bloß Erwägungen, wie die, welche uns echte Elſaß-Lothringer beſeelten, Empfindungen der Entrüſtung, des Ekels und des Widerwillens gegen die Verſammlung, die uns preisgegeben hatte. Namentlich hinſichtlich Gambettas war dies nicht der Fall. Seine Freunde fürchteten in dieſem Moment für ſeine perſönliche Sicherheit. Die elſäſſiſchen Verhältniſſe boten ihnen ein bequemes Mittel, ihn einſtweilen der von den Royaliſten her

drohenden Gefahr zu entreißen. Gambetta, der in mehreren Departements gewählt worden war, hatte für den Niederrhein optiert. So konnte er ſich mit den elſäſſiſchen Deputierten, vom Glorienſchein des Patriotismus umſtrahlt, zurückziehen. Die jakobiniſche Theorie von der Unteilbarkeit Frankreichs gab man um ſeinetwillen ſehr leichten Herzens preis. Der Diktator zog ſich nach St. Sebaſtien zurück, weil er als „annektierter Deputierter“ nicht mehr in der Verſammlung tagen konnte und wollte. Eigentlich war es ein frivoles Spiel, das er da mit uns trieb, er, der Genueſe, der Sohn Cahors, der nie einen Fuß über die elſäſſiſche Grenze geſetzt hatte, er, den ſoviele intakte Departements gewählt hatten! Unſer Unglück kam ihm und ſeinen Freunden ſehr gelegen!

Mein armes Elſaß! Wie oft haſt du nicht ſo unbewußt, ehrlich, naiv, in deiner hingebenden Güte deinen „Freunden aus Frankreich“ Dienſte leiſten müſſen! Wie oft haſt du nicht den Poſſenreißern aus Paris und der Gascogne als Sprungbrett dienen müſſen, damit ſie ſich in Sicherheit zurückzogen oder ihren Ehrgeiz befriedigten!

Aber laſſen wir das! Mich überkommt bitterer Gram, wenn ich dieſe Erinnerungen in mir aufſteigen laſſe. Übrigens waren doch auch damals in Frankreich einige Wenige, die unſere Haltung und unſere Empfindungen verſtanden und teilten. In dieſer Beziehung iſt ein Artikel des Progrès de Lyon, der am 3. März 1871, am Tage der Abſtimmung erſchien, ſehr bemerkenswert. Abgeſehen von einigen ſüdlichen Übertreibungen gab dieſer von Eugène Véron gezeichnete Artikel unſere Empfindungen wieder. Ich will einiges daraus wörtlich zitieren:

„Le démembrement est voté. Il ne s'est trouvé à la Chambre que 107 membres pour protester contre le droit de la conquête. Dès aujourd'hui l'Alsace et une partie de la Lorraine appartiennent à la Prusse. Nous avons vendu nos concitoyens aux Allemands; nous les avons jetés en pâture à leur rapacité pour nous en sauver nous-mêmes. L'assemblée de Bordeaux a condamné la France à faire comme une mère qui, poursuivie par une bête féroce, lui jetterait ses enfants l'un après l'autre, pour assurer son propre salut. Et l'on nous dit que l'honneur est sauf! On ose parler d'honneur dans

cette chambre où il ne se trouve que 107 membres pour refuser de signer le déshonneur de la France!

„Qu'ils aient consenti à payer une indemnité de cinq milliards, de dix milliards même, nous le concevons. Ce n'est pas un déshonneur de céder à la force, pourvu toutefois qu'on ne cède que ce qu'on a le droit de céder. Nous concevons que la Prusse ait pu dire à la France: „C'est toi, après tout, qui nous as attaqués par la main de l'idiot que tu avais accepté pour empereur. En le subissant, en votant pour lui, tu as endossé la responsabilité de ses actes. Nous n'avons pas à savoir si tu n'as pas compris la portée de tes votes et de tes résignations. Tu as voté sans réfléchir; maintenant paye — et réfléchis. Cette leçon vaut bien le prix que nous te demandons, si tu sais en profiter."

„Mais lui donner ce qui ne nous appartient pas, violer, pour nous sauver, les principes élémentaires du droit moderne; nous faire les complices de la conquête en mettant notre signature en bas d'un acte qui est la négation de toute morale et qui équivaut à la reconnaissance de la traite des blancs; vendre à la Prusse non pas seulement des hommes, mais nos concitoyens, afin de nous épargner les désagréments d'une invasion plus prolongée, dire à trois millions de Lorrains et d'Alsaciens; „Il faut que vous deveniez Prussiens parceque nous avons assez de la guerre. Songez-donc! Si nous ne vous lâchions pas, nous pourrions être pillés aussi; et nous ne le voulons pas. Croyez-bien que nous prenons grande part à votre malheur. Nous comprenons tout ce qu'il y a de désagréable à devenir Prussiens, et nous le comprenons si bien, que si nous vous livrons, c'est précisément pour n'être pas exposés à loger des Prussiens chez nous. Mais vous comprenez que si le patriotisme est une belle chose, il est bien triste de se ruiner pour lui. Résignez-vous donc, la patrie vous en sera reconnaissante et l'histoire vous donnera en récompense la palme du martyre. D'ailleurs il dépend de vous de redevenir Français un jour ou l'autre. Ne vous laissez pas apprivoiser par les avances des Allemands. Restez leurs ennemis sans trêve ni merci. Assassinez-les au coin des bois et faites-vous massacrer par eux de temps en temps. Ne laissez pas s'établir la prescription de la haine et de la vengeance. Maintenez chez vous pendant vingt ans, pendant cinquante ans s'il le faut, cet état de guerre qui a lassé le courage des ans au bout de trois mois, et dont la seule appréhension a jeté les autres dans les bras du parti de la paix à tout prix; et quand, par cette persévérance héroique, vous aurez mérité de rentrer dans la giron de la France, il se rencontrera bien quelques circonstances, quelque hasard heureux qui nous permettra de vous rappeler à nous."

„Voilà ce que signifie le traité qui vient d'être ratifié; et l'on parle d'honneur!"

„Les députés lorrains et alsaciens, en face de cette résolution, avaient une première chose à faire, et ils l'ont faite, c'était de se retirer de cette assemblée, qui n'était plus digne de les garder dans son sein. Ils se sont retirés, non par déférence pour le vote qui venait d'être émis avec quatre cents voix de majorité et qui, contre tout droit, les exclut de la grande famille française, mais pour faire comprendre qu'ils ne veulent plus rien avoir de commun avec des hommes qui ont osé mettre le nom de la France au bas d'un acte infamant."

„Maintenant il leur reste encore à faire autre chose: c'est de déclarer qu'ils renoncent à l'espoir de devenir jamais Français. Puisqu'une assemblée française les chasse et les immole, le mépris remplace dans leurs coeurs le patriotisme; la France dès ce jour est pour eux une étrangère, et si jamais, par un nouveau caprice, elle veut les reconquérir, elle trouvera l'Alsace et la Lorraine debout et frémissante pour repousser, les armes à la main, des avances qu'elles ne pourraient plus accepter sans déshonneur. Les hommes de Lorraine et d'Alsace ne veulent plus faire partie d'un peuple qui vend ses concitoyens. Nous avons repoussé la main qu'ils nous tendaient; ils refusent désormais de prendre la nôtre . . ."

Der Artikel ſchloß mit einem Vergleich zwiſchen Venetien und Elſaß.

„La Vénétie au moins n'avait pas été livrée par l'Italie. C'est Napoléon I qui, après Marengo, l'avait jetée dans la balance où les conquérants pèsent à leur gré la destinée des peuples. Elle a pu vouloir se conserver à l'Italie, qui n'était pas complice de la trahison. Mais aujourd'hui la situation est tout autre. C'est nous, c'est la France qui trahit l'Alsace et la Lorraine. Nous n'avons plus le droit de lui demander autre chose que ses malédictions et son mépris . . ."

Solche Sätze waren uns damals wie aus der Seele geſprochen. Keiner von uns hätte damals gelitten, daß Frankreich den Anſpruch erhebe, irgend ein Recht auf uns gelten zu machen. Und wenn jemand gewagt hätte, uns unſere Politik im Elſaß vorſchreiben zu wollen, indem er uns angedroht hätte, uns ſonſt den Angriffen und Verleumdungen der Preſſe auszuliefern, hätten wir ihn ſchön heimgeſchickt und ihm die Wahrheit ins Geſicht geſagt. Wer ſeine Mitbürger verkauft, hat kein Recht mehr auf ſie! Er ſenke das Haupt, wenn ſie an ihm vorbeigehen, und laſſe ſie in Frieden!

Seit jenen Tagen hat mich dieſe Stimmung beherrſcht. Was ich in Frankreich ſeitdem erlebte, beſtärkte mich nur in dieſen Anſichten, und meine Rückkehr ins Elſaß iſt durch dieſe Stimmung ſchließlich herbeigeführt worden.

Auch im Elſaß hat dieſe Stimmung vor und nach dem Kriege geherrſcht. Sie hat ſich aber allmählich und relativ ſehr ſchnell verflüchtigt. Als ich nach Straßburg zurückkam, glaubte ich — und es war dies ein Unrecht von meiner Seite — die Stimmung noch ſo vorzufinden, wie ich ſie 1871 gelaſſen hatte. Der franzöſiſche Einfluß hatte aber ſeitdem die Oberhand gewonnen, namentlich infolge der Fehler der deutſchen Verwaltung. Ein Artikel wie der des Progrès de Lyon wäre nicht mehr im Elſaß verſtanden worden; man hätte nicht verfehlt zu behaupten, daß er von Bismarck inſpiriert, wenn nicht bezahlt ſei.

Wer ſpäter noch ſolche Anſichten äußerte, wurde verfolgt, geſchmäht, gebrandmarkt. So ging es Tachard, der es ſich ſo ſehr zu Herzen nahm, daß er darüber den Verſtand verlor, ſo ging es Hartmann, der ſich ſchließlich vom politiſchen Leben zurückziehen mußte, ſo ging es Klein, der zeitweiſe der unpopulärſte Mann Elſaß-Lothringens wurde, ſo ging es mir, als ich zurückkam.

Es dürfte aber nicht unnötig ſein, durch einige Zitate zu beweiſen, wie verbreitet zur Zeit des Krieges die eben ausgeſprochenen Gedanken waren. Schon am 2. November 1870 ſchrieb mir mein Freund Lereboullet, der Redakteur des Industriel alsacien in Mülhauſen:

„Hélas! oui, mon cher ami, je crois qu'à présent tout est perdu. Au fond, je suis entièrement découragé, et il me faut tenir publiquement chaque matin un autre langage. C'est une situation pénible, et parfois, je sens que les mots ne viennent plus, ou que machinalement, j'écris le contraire de ce que je voulais dire. Gambetta ne traitera point; ses proclamations sont saisissantes; mais, voyez-vous, c'est la nation qui est lâche, et trois fois lâche! les 18 années d'empire nous ont corrompus, abrutis et déshonorés! Nous ne sommes pas seulement malheureux, mais honteux! Quel effondrement et quelle ruine!“

Der Verleger Hetzel in Paris ſchrieb mir am 18. Februar:

„Je ne crains qu'une chose, c'est que, oubliant que les lorgnettes de tous les Prussiens sont sur elle, l'Assemblée de Bordeaux ne soit assez impolitique pour se livrer à une guerre civile de récriminations qui n'aura d'autre résultat que de découvrir nos plaies à qui les ignore, que de dire à l'Europe: „Vous nous avez admirés: nous avions gagné votre sympathie; nous ne la méritions pas; nous ne sommes que des canailles ou des sots."

Die Alternative war grauſam.

Mein alter Freund Reſſzer vom Temps ſchrieb noch viel peſſimiſtiſcher. Ich hatte ihn gefragt, ob ich fortfahren könnte, im Temps mitzuarbeiten. Am 25. März erhielt ich von ihm folgende Zeilen:

„Vous me demandez si vous pouvez reprendre votre correspondance au Temps, et moi je suis à peu près résolu à quitter le journal, n'apercevant plus en France de raison de lutter pour quoique ce puisse être . . . . . Les derniers événements de France ont achevé de mûrir en moi des convictions et des déterminations qui germaient depuis longtemps. Je crois qu'il n'y a plus rien à faire ici et je jette le manche après la cognée."

Boerſch hatte ganz dieſelben Anſichten. Schon im Oktober 1870 hatte er ſich Dr. Max Hirſch gegenüber in dieſer Weiſe geäußert. Derſelbe veröffentlichte am 15. Oktober in der Volkszeitung ſeine Unterredung mit Boerſch und ließ ihn folgende Sprache führen:

„Wenn ich jünger wäre, würde ich mich ſelbſt den neuen Verhältniſſen anſchließen, in die hoffentlich beſſeren Bahnen eintreten, aber die Zeit meiner Kraft geht zu Ende, ich muß dies den jüngeren Leuten überlaſſen. O wir wiſſen, wie traurig es um Frankreich beſtellt iſt, und wie viel beſſer bei Euch, Deutſchen. Wir haben keine Männer, keine Charaktere mehr, weder in Paris noch in Straßburg noch irgendwo in den Provinzen. Die wenigen Ausnahmen ſind die Männer von 1848 und früher, die jetzt alt ſind; ſeitdem hat Frankreich keine Männer herangebildet, ſondern nur Drahtpuppen ohne Willen, ohne Herz, ohne Charakter."

Ich könnte noch weiter zitieren. Eine große Zahl von denen, die ſo ſprachen oder dachten, haben ſeitdem die Meinung gewechſelt und wieder Vertrauen gewonnen. Ich mache ihnen deshalb keinen Vorwurf. Sie werden ihre Gründe gehabt haben. Ich hatte aber auch die meinigen, um den 1871 empfundenen Eindruck nicht zu vergeſſen.

Digitized by Google

In der oben geſchilderten Stimmung verließen wir Bordeaux. Es kam uns ſo vor, als ob den Franzoſen ein Stein vom Herzen fiel, als wir wegfuhren. Man machte freilich noch den Verſuch, die Deputierten der annektierten Provinzen dadurch an das alte Vaterland zu feſſeln, daß man ihnen Kandidaturen in andren Departements überlaſſen wollte. So bot mir Grosjean eine Kandidatur in Paris an. Von uns allen war aber Scheurer-Keſtner der einzige — und er wurzelte ſchon lange im Pariſer Boden —, der in die Kammer wieder eintrat.

Ich verließ Bordeaux mit Kablé. Die Eindrücke, die wir während der Heimfahrt empfingen, waren nicht geeignet, unſere Stimmung zu ändern. Als wir am Lager der Alpinen vorbeikamen, ſahen wir noch den Rauch des Brandes, der am Tage vorher das Feldlager unſerer biedern Soldaten vernichtet hatte; dieſer Brand, ſo erzählte man uns lachend zwiſchen zwei Stationen, ſei von den wackeren Soldaten ſelbſt als Freudenfeuer wegen des Friedensſchluſſes angezündet worden. Vom Lager ſah man keine Spur mehr, von Soldaten ebenſowenig; ſie hatten ſich alle nach Hauſe zurückgezogen; auf den Straßen rings herum hob man Flinten, Bajonetten, Patronentaſchen auf, welche die Vaterlandsverteidiger, die ſo ſchnell als möglich zu Muttern zurückkehren wollten, überall hingeworfen hatten. Wer hätte noch den Mut gehabt, uns vom patriotiſchen Schmerze zu ſprechen, der das Herz Frankreichs nach dem Friedensſchluß zuſammenſchnürte? Ich habe es geſehen, dieſes Frankreich zu jener Zeit, ich habe es von Bordeaux nach Lyon durcheilt. Der patriotiſche Schmerz hat ſich mir aber nirgends aufgedrängt. Im Gegenteil! „Tè,“ ſo dachten die Provenzalen; „jetzt werden wir wieder aufleben können, tanzen im Schatten der alten römiſchen Mauern, trinken den funkelnden feurigen Wein, unſeren lebensluſtigen Mädchen in die ſchwarzen Augen ſchauen. Es lebe der Friede!“ Und die annektierten Provinzen? Und die Elſäſſer? Ach, wer ſprach denn von ihnen? Höchſtens ein paar Störenfriede, auf die man nicht hörte.

Und um ſich zu entſchädigen für die Angſt, die man ſo

lange ausgeſtanden hatte, beſchimpfte man abends, im Vorbeigehen, einige unglückliche Soldaten, man ſchalt ſie „capitulards, lâches, traîtres!“ und die armen Soldaten ſchlichen die Häuſer entlang, wie Mäuſe, die ſich vor der Katze fürchten; ſie verkrochen ſich in die engſten Gäßchen, ſo ſchnell als möglich; ſie zeigten die erbärmliche Miene von Schülern, die man eben durchgeprügelt hat. Und die wackeren Spießbürger, welche ſich ſtolz und würdevoll in den Straßen ergingen, ſchauten auf ſie mit überlegenem und verächtlichem Lächeln herunter. Ach! wenn ſie an der Stelle all dieſer Eiſenfreſſer geweſen wären, würde die Sache anders abgelaufen ſein; da wäre man ſchon längſt in Berlin! Hatten ſie denn nicht Proben ihres Mutes abgegeben, dieſe unerſchrockenen Spießbürger? Von Bordeaux bis Lyon konnten wir die großartigen Proben ihres Mutes bewundern! Keine Statuen von Napoleon III. mehr, auch keine von Napoleon I. Alle Napoleons hatte man mit religiöſer Gewiſſenhaftigkeit von ihren Poſtamenten heruntergeworfen, man hatte ſie auf die Straße hergeſchleift, verhöhnt, verunglimpft und in den nächſtbeſten Fluß geworfen. Die Wappenſchilder an den Präfekturen gähnten einen an, ohne kaiſerlichen Kopf, ohne Krone, ohne Biene, und den Adlern, die oberhalb des Tores rechts und links der Präfekturfaſſade prangten, hatte man den Kopf abgehauen, die Flügel ausgeriſſen, man hatte ihnen die Füße entzweigeſchlagen, und dann alle die traurigen Überreſte dieſer unreinen Vögel, die gewiß auch ihren Teil Schuld an dem nationalen Unglück hatten, weggefegt in die Kloaken. Und wehe dem, der ſich darüber gewundert oder gelächelt hätte! Die braven Spießbürger verſtanden keinen Spaß; ſie runzelten wütend die Stirne, und tè, je nach dem Ort, in dem man ſich befand, nannten ſie einen eine Kanaille von Legitimiſten oder Kanaille von Republikaner, . . . aber immer eine Kanaille.

Dieſe Reiſe durch den Süden Frankreichs lebt wie eine Viſion in meinem Gedächtnis. Ich ſehe noch die alten Städte mit ihren Zinnen und Türmen, die ſich ſchwarz abhoben auf den rotglühenden Wolken; ich ſehe alte, maſſive, viereckige Bauten mit

erlerartigem Aubau, weißſtrahlend am Ufer eines Fluſſes; ich ſehe römiſche Brücken und Aquädukte, Kaſernen, die ehemals päpſtliche Paläſte waren, und ich höre noch die Lieder, die ſchwarzäugige Mädchen im Schatten der Ölbäume ſangen, begleitet von den Hirten, die ihren antiken Doppelflöten klagende Töne entlockten. Ein reizendes, poetiſches Bild!

Aber wie wenig iſt die lebensluſtige Bevölkerung, die den ſchönen Süden bewohnt, geeignet, in den gewaltigen Tragödien der Geſchichte eine Rolle zu ſpielen!

Kapitel 7.

Auswanderung.

Was ich in Bordeaux erlebt, hatte meine Seele mit solcher Bitterkeit erfüllt, daß ich ernsthaft mit dem Gedanken umging, mich von nun an in der Schweiz naturalisieren zu lassen. In Lyon, wo ich auf der Durchreise einige Tage blieb, sah ich mich aber zum erstenmal vor die Frage gestellt, ob sich dieser Entschluß auch mit den Pflichten, die ich gegen Frankreich hatte, vertragen könnte. Ein angesehener Lyoner Bürger, Arlès Dufour, machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich nicht ins Trockene setzen dürfte, während alle meine Freunde noch mitten im Kampfe stünden. „In Frankreich," sagte er, „brauchen wir Leute wie Sie, gemäßigte Liberale. Sie dürfen uns jetzt nicht verlassen. Wir sind sehr krank; Frankreich hat Euch Elsässern gegenüber großes Unrecht begangen; Ihr müßt aber größer sein als es war; Ihr, seine Opfer, müßt ihm helfen, sich wieder aufzurichten." Dieser edle, ideal angelegte Arlès machte auf mich den tiefsten Eindruck. Ich sehe noch sein Patriarchenantlitz, sein von innerer Jugend durchleuchtetes Auge, das von weißen buschigen Augenbrauen beschattet war; ich höre noch seine sanfte und doch so eindringliche, von Aufrichtigkeit und Güte durchdrungene Sprache. Wie größer war doch dieser Mann als alle die Hanswurste, die ich in Bordeaux gesehen, wie verehrungswürdig erschien mir doch noch Frankreich in der Personifikation dieses Greisen! „Wir werden versuchen, Sie nach Frankreich zurückzuziehen," sagte er mir beim Ab-

ſchied. „Wir brauchen Männer wie Sie, um die Klerikalen zu bekämpfen.“

In Genf hatte ich auf der Durchreiſe eine Begegnung, die ähnliche Empfindungen in mir wachrief als die eben erzählte. Ich traf dort die Gräfin d'Agoult mit Herrn Schuré. Ich hatte früher mit ihr korreſpondiert und kannte ſie aus ihren Werken. Ich hegte die größte Bewunderung für dieſe hervorragende Frau, die durch ihren Geiſt und ihren Verſtand den meiſten andern überlegen war. Mit ihrem weißen Haar, mit ihrem feingeſchnittenen Profil, welches an das des jungen Goethe erinnerte, flößte ſie mir aufrichtigſte Ehrfurcht ein. Schuré war ein exaltierter, fanatiſierter Menſch, der zu allen möglichen Exzentrizitäten neigte, den der Krieg und die Annexion ſeiner Heimat an Deutſchland geradezu mit Halluzinationen erfüllt hatte. Seinen Übertreibungen in Sprache und Gedanken ſetzte Frau von Agoult mit lächelnder Anmut, die ſich hinter einen Schleier ſanfter Melancholie verbarg, ihre kältere Vernunft entgegen, ſowie eine Art allgemeinen Wohlwollens, das ſich ſogar nicht ſcheute, den großen Eigenſchaften des deutſchen Volkes Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Dieſe Frau durfte ſich erlauben, was die Männer damals ſich zu erlauben nicht wagten. „Ja wohl,“ ſagte ſie, „Frankreich iſt recht krank, kränker vielleicht als man glaubt; ich würde es keinem von Euch Elſäſſern verdenken, wenn er das Los, das es ihm bereitet, annähme, und wenn er in ſeine Heimat zurückkehrte, um an ihrer Wiederaufrichtung zu arbeiten; und doch,“ fügte ſie hinzu, „Sie könnten uns große Dienſte leiſten, wenn Sie in Frankreich verblieben. Frankreich iſt ſchwer verwundet und braucht die Liebe aller ſeiner Kinder.“ Es waren dies dieſelben Klänge, welche Arlès Dufour angeſchlagen hatte, die hier wiederum mein Ohr trafen.

Ich will hier noch ein andres Erlebnis erwähnen, das ſich während meiner Durchfahrt durch Genf ereignete, und auch zum Teil dazu beitrug, meine Sinnesänderung einzuleiten. Ich ſtand gerade auf der Abreiſe, als ſich mir ein Jüngling vorſtellte. „Ich habe Ihren Namen auf der Fremdenliſte geleſen,“

ſagte er, „ich bin Offizier der Bretagnelegion: ich habe das geleſen, was Sie in der Helvétie über unſer armes Land geſchrieben haben und ich bitte Sie um die Erlaubnis, Sie im Namen aller meiner Kameraden umarmen zu dürfen.“ — Er hatte Tränen in den Augen; ich ließ mich durch ſeine Bewegung hinreißen; ich weiß nicht, was ich ihm antwortete, um ihm für die unerwartete Bezeugung von Sympathie zu danken, die er mir entgegenbrachte. Als er erfuhr, daß ich in die Schweiz zurückkehrte, ſagte er mir: „Aber Sie werden nicht dableiben. Männer wie Sie müſſen nach Frankreich zurück, um uns zu helfen, uns wieder aufzurichten.“ Schluchzend ſchloß er mich in die Arme. Er gab mir ſeine Karte; wir nahmen Abſchied von einander. Ich habe ihn niemals wiedergeſehen, aber habe von dieſem kurzen Auftritt die lebhafteſte Erinnerung mitgenommen.

Alle dieſe Vorfälle entwickelten in meinem Herzen ein Gefühl, das ich eine „grande pitié,“ ein tiefes Mitleid nennen möchte. Ich kehrte nachdenklich, ſinnend nach Hauſe. Hatten wir das Recht, ſolche dringenden Appells an unſer Gewiſſen in den Wind zu ſchlagen? Waren wir, die früheren Abgeordneten des Elſaſſes, nicht trotz alledem an Frankreich gebunden? Plötzlich überkam mich eine Empfindung, ähnlich derjenigen, die einen Mann überkommen muß, der ſich auf einmal angekettet fühlt, nachdem er ſich frei in allen ſeinen Handlungen gewähnt hatte. Der Gedanke quälte mich unabläſſig, und zwar umſomehr, als ich von Jugend auf gelernt hatte, die Pflichterfüllung, wie ſie auch ſei, allem andren voranzuſtellen. Hier glaubte ich aber einer Pflicht gegenüberzuſtehen, die gebieteriſch ihr Recht verlangte.

Unterdeſſen machten die neuen in Frankreich eingetretenen Ereigniſſe in der Schweiz den größten Eindruck. Der Aufſchwung der royaliſtiſchen Parteien hatte zuerſt befremdet. Die Kommune, die in Paris ausbrach, erſchreckte zunächſt, dieſer Eindruck blieb aber nicht vorherrſchend. Ich war ſehr überraſcht, zu ſehen, wie mein Mitarbeiter in der Helvétie, Herr Ducommun, nach wenigen Tagen ſchon die Kommune zu entſchuldigen verſuchte, wie er mit einer gewiſſen Nachſicht alles, was ſie weniger

verdammungswürdig erſcheinen laſſen konnte, aufſpürte; es wäre das republikaniſche Prinzip, das ſich gegen die Verſammlung von Bordeaux geltend machte; es wären die Anhänger der Dezentraliſation, der Kommunalfreiheiten, die, wie in der Schweiz, ihre Fahne aufſtellten. Das Programm der Kommune hatte in der Tat nichts, was in der Schweiz hätte Mißfallen erregen können; und ſie konnte nicht in demſelben Maße wie wir empfinden, was dieſer Bürgerkrieg angeſichts des Feindes für uns Erniedrigendes und Beſchämendes hatte.

In den Redaktionbureaux der Helvétie erſchienen damals nacheinander die merkwürdigſten Typen der Welt: der Bürger Accolas, Profeſſor der Rechte an der Univerſität Bern, ein ganz winziges Männlein, das, um ſeine Geſtalt etwas zu vergrößern, ſich mit einem ſchwarzen hohen Hute ſchmückte, das an und für ſich ſchon ein Denkmal war. Er ſchäumte geradezu von revolutionären Phraſen über, und dieſe Brandreden im Munde eines ſo mikroſkopiſchen Zwergleins machten ganz beſonders komiſchen Eindruck; er behandelte übrigens alle Leute, trotz ſeiner Geſtalt von oben herab, und er, der Ultrarepublikaner, befleißigte ſich eines autokratiſchen Auftretens, das bei einem Beamten des verſloſſenen Kaiſertums nicht überraſcht hätte. — Nachher war es der Bürger Marchand, ein Wein- oder Tuchhändler, der eines ſchönen Morgens Herrn Ducommun im Zeitungsbureau aufſuchte, ihn wie einen alten Freund begrüßte, ſich bei uns niederließ, wie wenn er zu Hauſe wäre, und in der internationalen revolutionären Sprache, die ſeinen Geſinnungsgenoſſen eigen war, durch mehrfache echt republikaniſche Flüche bekräftigte, daß er im Grunde genommen ein diplomatiſcher Agent ſei, der aus Paris käme, — und er wies auf einen aus ſeiner Taſche hervorguckenden Fetzen Papier hin, der wahrſcheinlich ſein Ernennungsdekret war. Er behauptete, er ſei von ſeinen Freunden der Kommune beauftragt worden, Frankreich in der Schweiz zu vertreten, und wolle nun dem Welti — ſo nannte er den Präſidenten des Bundesrats, — ſelbſt der Titel Bürger war zu viel für ihn, — einen Beſuch machen. Ich weiß nicht, was aus dem

Bürger Marchand wurde; ich glaube wohl, daß er schließlich Ducommun um 5 Franken anpumpte. Von mir wird er gewiß keine angenehme Erinnerung mitgenommen haben; sein Gruß, wenn ich ihn antraf, hatte nichts Brüderliches. Ich verdiente übrigens sehr wohl eine solche Behandlung, denn ich hatte mir die Freiheit genommen, diesem Herrn meine Meinung ganz unumwunden auszusprechen; und diese Meinung resumierte sich in den Worten, womit ein hochbegabter Schriftsteller seine Artikel über die Kommune beendigt hatte. Ich zitiere aus dem Gedächtnis: „Kosciuzko," so sagte er ungefähr, „hatte auf dem letzten polnischen Schlachtfelde ausgerufen: Finis Poloniae! Wir werden nächstens Finis Galliae schreiben! Wir werden es aber auf einen Haufen blutigen Schlammes schreiben."

Solange ich in Bern an der Spitze der Helvétie stand, hatten die Aeeolas, Marchand & Cie. in meiner Zeitung nichts zu sagen. Herr Ducommun schien zwar seinen alten Freunden gegenüber etwas in Verlegenheit zu sein, die ihn gewiß an frühere Verpflichtungen oder wenigstens an frühere Verbrüderung erinnert haben werden. Er widerstand jedoch ihren Einflüsterungen. Alles änderte sich freilich, als ich nicht mehr neben ihm stand und als an meine Stelle in die Zeitung sein Bruder César, ein waschechter Revolutionärer, eintrat, der keinen guten Ruf genoß, ein Verschwender ersten Ranges, der mit der gesamten Internationale auf dem Dutzfuße stand. Als die französischen Truppen in Paris eindrangen, hatte ich den Schmerz, an der Spitze der Zeitungen, die am offensten „antiversailliſch" gesinnt waren, mein früheres eigenes Blatt, die Helvétie, zu erblicken. Diese Wandlung überlebte die Zeitung freilich nicht lange; nachdem sie zu Ehren der Kommunarden ihr Feuerwerk abgebrannt hatte, starb sie mangels an Abonnenten.

Unablässig beschäftigte mich der Gedanke an das, was ich in der Zukunft tun sollte. Sollte ich Schweizer werden oder in die Heimat zurückkehren oder nach Frankreich auswandern? Je unglücklicher Frankreich wurde, das nun zu gleicher Zeit gegen Klerikalismus und Kommune zu kämpfen hatte, desto mehr entwickelte sich in

mir jene grande pitié, von der ich ſprach, deſto deutlicher ließ ſich die Stimme der Pflicht hören, die mich mahnte, dem alten Vaterlande treu zu bleiben. Das ehrwürdige Antlitz jener Greiſe in Genf und Lyon ſchwebte mir fortwährend vor. Sie ſchienen mich flehentlich zu bitten, ihrem Rufe zu folgen.

In dieſer Zeit erhielt ich eines Morgens den Beſuch eines Herrn Durand, der eine Empfehlung des in Paris anſäſſigen Chemikers Charles Lauth vorbrachte, und des Sohnes Scheurer-Keſtners. Dieſe Herren teilten mir mit, daß man in Lyon eine große republikaniſche Zeitung gründen und ſich demnächſt an mich wenden würde, um mich zu bitten, die Direktion zu übernehmen. Man würde mir ein Gehalt von 20 000 bis 25 000 Franken anbieten; ſie ſeien beauftragt, ſich zunächſt meiner prinzipiellen Zuſtimmung zu ſichern. Der Name Scheurer-Keſtner könne für mich eine Garantie für den Ernſt der Unterhandlungen ſein. Da die Herren mir nichts Poſitiveres für den Moment ſagen konnten, begnügte ich mich damit, vorläufig im Prinzip zuzuſtimmen. Aus dem Grunde lehnte ich ein paar Tage darauf ein Anerbieten ab, das mir vom Hâvre und ein andres, das mir von Bordeaux gemacht wurde, die Direktion dortiger Zeitungen zu übernehmen.

Am 13. April bekam ich ein aus Lyon datiertes, mir zuerſt unverſtändliches Telegramm folgenden Inhalts: „Schneegans Rédacteur journal Helvétie Berne. Yung des Débats vous verra demain vendredi Berne pour communication importante. Aynard.“ Wer war dieſer Aynard? Was konnte mir Yung von den Débats ſagen wollen? Ich kannte ihn ſeit einigen Jahren. Er war für mich der Typus des überall nach Neuigkeiten ſpürenden, nach allen möglichen Richtungen hin ſich betätigenden Pariſers, ein talentvoller Schriftſteller, aber vor allem der echte Normalien, der in ſelbſtbewußter Naivetät annimmt, daß die Artikel, die er alle drei Monate in die Débats einrückt, ihm eine unbeſtrittene Überlegenheit über alle andern einräumen müſſen. Er dirigierte ſeit mehreren Jahren mit Geſchick die Revue littéraire et scientifique und hatte die erſten Schriftſteller Frankreichs um ſich zu gruppieren vermocht. Er

kam mir mit jener bekannten pariſer Ungeniertheit entgegen, die an nichts zweifelt, und ſich bei ihrer Selbſtzufriedenheit denkt, daß jedermann eo ipso mit ihr zufrieden ſein müſſe.

„Ich habe," ſo ſagte ich ihm, „eine Depeſche erhalten, die Ihre Ankunft ankündigt. Sie trägt als Unterſchrift einen Namen, der für mich ein Rätſel iſt. Wer iſt Aynard?" — Wie konnte ich, Unſchuldslamm, ignorieren, daß dieſer Aynard einer der erſten Lyoner Bankiers war, daß er mit ſeinen Freunden aus der liberalen Lyoner Bourgeoiſie eine Zeitung zu gründen im Begriffe war, daß er, Yung, der Direktor in Paris ſein würde, und ich der Direktor in Lyon; daß man meine Annahme erwartete, daß ich nur zu kommen brauchte, daß das Programm dort zwiſchen ihm und jenen Herren lange Zeit und durchaus gewiſſenhaft durchſprochen worden ſei, daß es derartig ſei, daß ich es getroſt annehmen könne u. ſ. w. Dies alles machte auf mich einen ſonderbaren Eindruck. War dies die rechte Art, um mit einem Schriftſteller, mit einem Politiker in Verhandlungen einzutreten, dem man die Direktion einer Zeitung anvertrauen wollte? Und was ſollte Herr Eug. Yung in der ganzen Sache? Herr Scheurer hatte mir von ganz andren Dingen geſprochen. Als ich fragte, welches denn die pekuniären Bedingungen ſein würden, antwortete Yung, daß man mir 8000 Franken geben, er aber 10 000 Franken erhalten würde. Man hatte mir doch von 20 000 Franken geſprochen und niemand hatte mir geſagt, daß ich die Direktion mit einem in Paris reſidierenden Kollegen zu teilen haben würde. Ich fragte, welches das politiſche Programm ſei, das ich ſo in vollem Vertrauen annehmen könne. Herr Yung hatte kein irgendwie geartetes Dokument bei ſich, das mir erlaubt hätte, einen richtigen Einblick in dieſe Verhältniſſe zu gewinnen. Er verſicherte mir nur immer wieder, daß ich in die liberale, wenn auch ſehr gläubige Lyoner Bourgeoiſie, welche dieſe Zeitung gründe, volles Vertrauen haben könne. Ich beſchloß, mich unter der Hand bei meinen Lyoner Freunden zu erkundigen. Da ich aber Yung wiederholte, daß ich mich in keine näheren Verhandlungen einlaſſen könnte, wenn ich nicht etwas ſchriftliches in Händen hätte,

und nur unter der Bedingung, daß man an mein Pflichtgefühl als Elsäſſer appellieren würde, der dem Elſaß in Frankreich nützlich ſein könnte, ergriff der Pariſer ſofort die Feder und hatte im Nu folgendes Schriftſtück in Briefform aufgeſetzt:

„Il s'agit de fonder un journal à Lyon, dans d'excellentes conditions d'importance et de durée. Son programme est celui-ci: République, liberté, revendication de l'Alsace. Vous savez qu'entre Lyon et l'Alsace les rapports commerciaux et autres étaient nombreux et étroits; un journal serait fondé sur cette idée que la séparation de l'Alsace ne doit pas rompre ces rapports et qu'il faut les maintenir dans le degré du possible sous toutes les formes possibles, jusqu'au jour heureux où l'Alsace pourrait nous être rendue. Votre nom, comme rédacteur en chef, donnerait tout de suite sa signification précise à ce journal, lui assurerait les sympathies lyonnaises. Le capital souscrit permet de vous assurer une position très convenable. Les personnes qui se sont mises d'accord pour fonder ce journal sont en état de le soutenir vigoureusement, de toutes les façons, de le faire durer et de le propager. Il s'agirait donc pour vous de continuer à défendre la cause de l'Alsace en France, et dans un temps où, qui sait? les évènements de politique intérieure pourront faire perdre de vue par moments aux Français l'objectif de l'Alsace à revendiquer. C'est donc œuvre de bon Alsacien que vous feriez. Il est certain que sous les nouvelles institutions qu'aura la France, quelles qu'elles soient, l'opinion des grandes villes autres que Paris acquerra plus d'importance qu'auparavant. Il y aura en tout cas de la décentralisation dans une assez forte mesure. Lyon est la seconde ville de France. La bourgeoisie lyonnaise ne passe pas pour être portée aux Chimères, elle est positive, et quand on la verra, par votre organe, revendiquer toujours et avec insistance l'Alsace, la France sentira toujours que cette revendication est son premier devoir. Donc il faut que vous fassiez cela pour votre Alsace et je compte sur une réponse favorable.

E. Yung.

Nachdem Yung nach Lyon zurückgekehrt war, ſchrieb ich an die Herren Arlès Dufour und an meinen Freund Valentin, den früheren Präfekten von Straßburg, der jetzt in Lyon in gleicher Eigenſchaft war, um ſie um Rat zu fragen. Die Antworten, die ſie mir ſchickten, klangen beruhigend. Sie meinten, daß die Namen der Aktionäre dafür bürgten, daß von Klerikalismus, wie ich zu befürchten ſchien, nicht die Rede ſein könne. Man wolle nur ſehr gemäßigt ſein, um ſich nicht die erbitterte Gegnerſchaft

einer außerordentlich mächtigen Partei zuzuziehen. Beide Herren meinten, ich ſolle annehmen, freilich nicht unter einem Minimum von 12 000 Franken Gehalt und mit dem Titel eines Chefredakteurs. Kurze Zeit nachher kamen zwei Herren aus Lyon, die Herren Fayolle und Lilienthal, um mit mir zu unterhandeln. Sie unterbreiteten mir das Programm und die Statuten.

Das Programm ſchien mir vortrefflich zu ſein. Namentlich gefiel mir, daß die Gewiſſensfreiheit darin ſtark betont wurde. Jedwede klerikale Anwandlung ſchien mir demnach ausgeſchloſſen. Ich ſollte ſpäter erfahren, wie ſehr ich mich getäuſcht, und welchen Sinn man dieſem Worte in jenem Milieu beilegte. In den Statuten fiel mir die Exiſtenz eines Redaktionskomitees auf. Ich hatte doch dem Herrn Yung ausdrücklich geſagt, daß ich niemals in eine Kombination eintreten würde, die den Chefredakteur einem anonymen Direktionskomitee unterſtellte. Die Unterhändler wußten mich aber zu beruhigen, dies Komitee habe nur den Zweck, den Chefredakteur in ſeinen Beziehungen zu den Aktionären zu unterſtützen, ihm, der in Lyon fremd wäre, durch ihre Kenntnis von Land und Leuten beizuſtehen, endlich am Tage, wo eine Meinungsdifferenz zwiſchen Yung und mir entſtünde, zu vermitteln. Die Herren legten auch großes Gewicht darauf, daß dieſes Komitee eine Garantie dafür bieten würde, daß die Aktionäre mit der Redaktion die Verantwortung teilen wollten. Die Aktionäre hätten aber das Programm unterſchrieben, das ich ſelber unterzeichnen würde. Weshalb alſo aus dieſer Formfrage etwas anders machen wollen, als was ſie war? — Ich war 35 Jahre alt und überzeugt von der bona fides von jedermann. Es fiel mir auf, wie dringend man auch darauf beſtand, mir meine Pflichten Frankreich gegenüber vorzuhalten. Dieſe Zeitung ſollte in der Wiederaufrichtung Frankreichs eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, die Pflicht, welche man meinem Patriotismus, meiner Hingebung auferlegte, ſchien mir ſo groß, daß ich es nicht wagte, über mich zu nehmen, die Erfüllung derſelben zu verweigern. Als ich die Feder ergriff, um zu unterſchreiben, befiel mich allerdings eine unbeſtimmte Furcht. Dieſe Unterhandlungen waren ſo merk-

würdig und ſo übereilt geweſen, daß ich mich eines Zweifels nicht erwehren konnte. Die Lyoner Unterhändler waren aber ſehr geſchickte Leute; ſie wußten an das zu appellieren, was mir am meiſten Eindruck machte. Wenn ich ein Riſiko auf mich nähme, ſo täten ſie ſelber doch desgleichen. Sie riskierten ihr Geld und ihren Namen. Sie täten es aber doch, weil ſie der Anſicht wären, daß jeder gute Franzoſe zur Zeit wagen müſſe, das zu riskieren, was ihm am teuerſten wäre, um ſein ſterbendes Land zu retten. — Ich unterſchrieb.

Ach, du vertrauensſelige, von Edelmut erfüllte Jugend, wie ſchön und groß biſt du in deiner kindlichen Naivetät! Und wie grauſame Enttäuſchungen bewahrt dir das Schickſal! Wie raſch nimmt es die bittere Wirklichkeit auf ſich, deinen liebenswürdigen Don Quixotismus zurückzuweiſen! Ich wundere mich heute, wenn ich alle dieſe Erinnerungen in mir aufſteigen laſſe, daß ich mich durch derartige Beweisführung habe beeinfluſſen laſſen können! Denn ich habe ſeitdem gelernt, was ſie wert ſind, und ich weiß, wie diejenigen, die ſo laut von Hingebung an das Vaterland ſprechen, nachher unter ſich lachen über die törichten Gimpel, die ſich von ihnen haben umgarnen laſſen. Was ich hier ſage, ſoll nicht perſönlich die beiden Lyoner Unterhändler betreffen; ſie handelten gewiß beide in gutem Glauben; aber ſie und ihre Lyoner Freunde wußten jene Waffe des Appells an die patriotiſche Pflicht ſo geſchickt zu handhaben, daß ich nicht umhin kann, mich zu erinnern, wie ſie ſpäter in meiner Gegenwart ſich lachend rühmten, immer und überall die geeigneten Argumente zu finden, vermittelſt deren ſie, als gute Diplomaten, auch die Widerſpenſtigſten ſich gefügig machten. Dieſe Finanzmänner von Lyon machten ein Geſchäft; ich war ein Werkzeug, deſſen man ſich augenblicklich bedienen konnte, man führte demgemäß die Unterhandlung.

Ich reiſte alſo nach Lyon ab. Meine Familie hatte ſich mir in Bern angeſchloſſen. Wir fuhren alle zuſammen ab. Die Lage in Frankreich und in Lyon beſonders war nichts weniger als beruhigend. Die Kommune herrſchte unumſchränkt in Paris,

in den großen Städten des Südens erhob man ſich; überall Verſuche von Föderationen, Anzeichen nationaler Zerſetzung. In Lyon hatte der Aufſtand die Stadt mehrere Tage lang beſetzt gehalten; der Präfekt Valentin war in der Präfektur von den Föderierten gefangen gehalten worden, auf dem Platze der Terreaux hatte man Kanonen aufgepflanzt; auf dem Rathaus wehte die rote Fahne. Im Augenblick, als ich von Bern abfuhr, verkündigte der Telegraph, daß man ſich in Lyon ſchlug und der Präfekt verwundet war. Man wird geſtehen, daß dieſe Ereigniſſe geeignet geweſen wären, mich zögern zu laſſen; ich reiſte mit meiner Frau und vier kleinen Kindern, ſowie meiner alten Tante, welche ihr Los von dem unſrigen nicht trennen wollte. Was tat ich in Lyon, wenn man ſich dort mit Flintenſchüſſen traktierte? Wie ſollte ich eine Zeitung mitten im Aufſtand gründen? Und wer wußte übrigens, was aus dieſem Aufſtand werden würde? Wer wußte, ob die in Paris ſiegreiche Kommune ſich nicht auch in Lyon feſtſetzen würde? Es mußte doch das Pflichtgefühl in mir mächtig entwickelt ſein, wenn ich unter ſolchen Umſtänden nicht umkehrte. Auf allen Bahnhöfen, von Bern bis nach Genf rief man die Nachrichten aus Lyon aus. Die Vorſtadt la Guillotière hatte ſich erhoben, die Truppen hatten ſich geweigert zu marſchieren; der Präfekt Valentin hatte ſich dann an ihre Spitze geſtellt; er war, ſchwer verwundet, gefallen. Von Genf aus, wo wir die Nacht zubringen ſollten, telegraphierte ich an Valentin, und fragte ihn, ob ich mit meiner Familie kommen könne. Er antwortete mir: „Kommen Sie, aber ohne Familie!“ Ohne Familie! Die Gefahr war alſo reell? Ohne Familie? Mein ausgezeichneter Freund Valentin hatte ohne meine tapfere Frau gerechnet, die ſofort ohne einen Augenblick zu zaudern erklärte, daß ſie mit mir gehen würde. „Wenn Gefahr für dich iſt, ſo werde ich ſie teilen,“ ſagte ſie. Und ſie tat, wie ſie geſagt hatte. Den andern Morgen beſtiegen wir alle den Zug nach Lyon.

Ich ſah Culoz und Maximieux wieder, und erinnerte mich an die Mobilſoldaten der Haute Savoie und die zahlloſen Offiziere, die ihren Abſinth tranken, und eine Wolke zog über meinen

Geiſt. Ich ſehe noch den Platz, wo ich den Blick ſchweifen ließ über die dahinfliegende Landſchaft — weit hingeſtreckte mit Weiden bepflanzte Wieſen mit ruhigen Waſſerflächen, die unter dem im Winde ſich bewegenden Laube in der Sonne glänzten, eine Landſchaft, wie ſie Claude Lorrain zu malen liebte, — da fühlte ich plötzlich, wie in meinem Herzen eine Woge voller Verachtung gegen jenes Land und Zornes gegen mich ſelber aufſtieg. Wie? Die Preußen ſtehen noch in Frankreich? Wir ſind ihnen fünf Milliarden ſchuldig, und dieſe Raſenden, dieſe Elenden bekämpfen ſich untereinander, angeſichts des Feindes? Und dieſe erheben den Anſpruch eine Nation zu ſein? — Und für dieſe Leute haſt du dich, Don Quixote, auf den Weg gemacht, mit deiner Frau, mit deinen kleinen Kindern, im Moment, wo ſie den Präfekten von Lyon totſchießen und wo dieſe „tapfern“ franzöſiſchen Soldaten ſich zu marſchieren weigern, — zu welcher Legion von Haute Savoie gehören ſie denn, dieſe wackeren Verteidiger des Vaterlandes, der Ordnung und der Ehre?

Die mit Weiden bepflanzten Wieſen flogen an meinen Augen vorüber; die Schlöſſer hoch oben auf den Felſen zogen zur Rechten und zur Linken vorbei; man rief die Namen von Bahnhöfen aus; man hielt, man ging hinaus; man fragte die Leute, die dort auf und ab gingen: ſie zuckten die Achſeln und ſagten: „Was wollen Sie? Man ſchlägt ſich in Lyon, und es iſt nicht fertig.“ Der Abend brach an, die untergehende Sonne beleuchtete blutrot die weißen Wolken, die wie in einem Brande aufloderten — und meine Kinder ſpielten, lachten, plauderten zu Füßen ihrer Mutter, die den Blick in der Landſchaft verloren, dahinſchaute — und wenn unſere Blicke ſich begegneten, verſtanden wir uns.

Ach, Ihr werft mir meinen Mangel an „Patriotismus“ vor, Ihr, die Ihr Straßburg und das Elſaß nie verlaſſen habt, die Ihr nicht optiert habt, die Ihr nie etwas riskiert habt, um Eure Pflicht Frankreich gegenüber zu erfüllen — und die Ihr niemals auf Eure Frau und auf Eure Kinder die Blicke geworfen habt, die ich während jener Reiſe auf ſie warf! Wo wart Ihr denn, als der Aufruhr in Frankreich tobte? — Ihr wart ganz ruhig

und brav damit beſchäftigt, die durch den Krieg an Euren Feldern, Euren Gütern, Euren Dächern, und in Eurer Kaſſe angerichteten Schäden zu beſeitigen; Ihr laſet abends Eure Zeitung im Kaſino, Ihr ſchwatztet ruhig und ungeſtört mit Euren Freunden im behaglichen, wohlgeſchützten Heim, und während Ihr den Rauch aus Eurer Pfeife qualmtet, murrtet Ihr in Euren Bart: „Verfluchte Preußen!“ Aber nicht ſehr laut, denn man hätte Euch hören können! Der aber, gegen den Ihr nicht genug Beſchimpfungen habt, ſaß auf der Eiſenbahn zwiſchen Genf und Lyon und lauſchte, als er im Bahnhofe Perrache ankam, ob man denn nicht das Gewehrfeuer hörte, und ſchaute ſich ſorgenvoll nach allen Seiten um, ob die Brände des Aufruhrs nicht den Himmel röteten.

Der Bahnhof Perrache war verödet. Ein Infanteriebataillon, in Felddienſtuniform mit aufgepflanztem Bajonett beſetzte die Zugänge. Die Offiziere gingen mit beſorgter Miene auf und ab; die Soldaten plauderten nicht und lachten nicht; totes Schweigen hielt alles umhüllt. Man fühlte die Atmoſphäre des Bürgerkrieges.

Ich wandte mich an einen Beamten und bat ihn um Auskunft. „Oh“, ſagte er mir, „für den Moment iſt es aus. Die Militärmuſik hat heute auf dem Bellecourplatze geſpielt,“ und der biedere Eiſenbahnbeamte ging langſam, die Marſeillaiſe vor ſich hinpfeifend, das Käppi auf dem Ohr, ſeines Weges; ja, mit kecker Miene ging er an den Soldaten vorbei, wie wenn er zu ſich ſagte: „Ihr meine lieben Freunde, ſeid famoſe Haſenfüße, und wenn jemals der Aufruhr ſich bis hierher ausdehnt, auf dieſen Bahnſteig, auf dem ich meines Amtes walte, Himmelkreuzdonnerwetter, Ihr werdet es gewiß nicht ſein, die mich hindern würden, mich daran zu beteiligen.“ Und er pfiff laut ſein Lied weiter: Qu'un sang impur inonde vos sillons! . . . Unter dem roten Lichte der Gaslaternen ſah ich ihn noch hin und her ſchlendern; dann verſchwand er hinter der Glastüre.

„Die Muſik hat auf dem Bellecourplatz geſpielt!“ —

Gar ſeltſamen Eindruck wird wohl gerade in dieſer Zeit die Ankunft unſerer nach Lyon einwandernden Familie gemacht

haben. Ich erfuhr ſpäter, wieviel Aufſehen wir erregt hatten. Herr Fayolle, einer der zwei Unterhändler von Bern, erwartete uns im Hôtel du Hâvre, wo er die Liebenswürdigkeit gehabt hatte, für uns einige Zimmer zu reſervieren. Er empfing meine Frau und meine alte Tante mit jener zuvorkommenden und zartfühlenden Höflichkeit, die den Verkehr mit den Franzoſen von vornherein ſo angenehm geſtaltet und die uns oft von Herzen zu kommen ſcheint. Er ſprach uns von dem Aufruhr, als von einer Bagatelle; einige entlaufene Sträflinge, die mit Flinten bewaffnet den Zugang zur Guillotièrevorſtadt beſetzt gehalten hätten und die man aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben hätte. Viel Lärm um nichts. Und um uns noch weiter zu beruhigen, erzählte er in ſcherzhaftem Tone von den früheren Erhebungen, als man die rote Fahne auf dem Rathauſe aufgepflanzt hatte, mit einer großen, die Republik darſtellenden Puppe, der man eine phrygiſche Mütze aufgeſetzt hatte; er erzählte von den Kanonen, die man auf der Place des Terreaux aufgeſtellt hatte, und machte uns herzlich lachen, indem er daran erinnerte, daß er ſich dieſen Kanonen genähert, ſie berührt und die Kanoniere gefragt habe, ob ſie nicht aus Schokolade ſeien. „Und der Kanonier hat es nicht übel genommen?“ fragten wir ihn. „Ach nein!“ antwortete er in ironiſchem Tone, „er konnte nicht mehr, da ich ihn Mitbürger genannt hatte“. „Wie ſteht es aber um die Verwundung des Präfekten in dem geſtrigen Aufruhr?“ — „Ein Zufall,“ antwortete er, „eine Kugel, die ſich verirrt hat, gar nichts Bedeutendes.“ Übrigens brauche man nur zum Fenſter hinauszuſehen, um ſich zu verſichern, daß Lyon vollkommen ruhig ſei.

Dieſelben beruhigenden Erklärungen wurden mir auch von einem andern Beſucher gemacht, der ſich mir vorſtellte, als wir noch beim Eſſen waren, ein Advokat Namens Gayot, der auch zum Verwaltungsrate des Journal de Lyon gehörte und welcher es ſehr eilig zu haben ſchien, uns zu ſehen. Es war ein ſehr fein ausſehender Mann, vielleicht etwas zu feierlich, zu ſelbſtzufrieden, der eine langſame, zu doktrinäre Art zu ſprechen

affektierte. Er ſchien ſchon einige Zeit um unſer Hotel, neben dem er wohnte, umhergeſchlichen zu ſein. Herr Fayolle ſagte es mir den Tag darauf, und es machte mir einen ſeltſamen Eindruck, daß er ſo merkwürdig lachte über die Eile, die ſein Freund und Kollege zu haben ſchien, mich zu ſprechen. Herr Gayot hätte ſich an ein Fenſter ſeiner Wohnung geſtellt, das auf den Hof unſeres Hotels hinausging, um von dort der Ankunft meiner Familie zuzuſehen, und ich erfuhr nachher, nicht ohne Genugtuung, daß die Art und Weiſe, wie ich meine Kinder, eines nach dem andern, aus dem Omnibus heraustrug, den Beifall dieſes verborgenen Beobachters gefunden, und daß er ſein Fenſter beruhigt verlaſſen hatte. „Es iſt ein guter Familienvater, es wird wohl ein anſtändiger Mann ſein.“ Er wollte ſich deſſen, ſcheint es, aber noch genauer verſichern und ließ mich fragen, ob ich nach dem Eſſen vielleicht einige Schritte mit ihm machen wollte. Ich fand in ihm keinen Advokaten, ſondern einen Beichtvater. Er nahm offenbar ſeine Rolle als Mitglied des Verwaltungsrates des Journal de Lyon ſehr ernſt, und er wollte ſich ſelber, und zwar unmittelbar nach unſerer Ankunft ſeine Anſicht über dieſen Chefredakteur, der von ſo weit her kam, bilden. Ich dachte nicht daran, mich ihm gegenüber diplomatiſch zu verhalten; wir berührten alle politiſchen, ſozialen und andren Fragen; ich glaube kaum, daß meine Bekenntniſſe den vollen Beifall meines „Interviewers“ fanden; ich vermute, daß er mich für einen rechten Ketzer gehalten haben wird, namentlich werden ihm meine Äußerungen über Gewiſſensfreiheit ſeltſam vorgekommen ſein. Ich hatte damals noch keine Ahnung von jenen Prieſtererziehungen; ich wußte nicht, daß, wenn er mich billigte, daß ich die Jeſuiten bekämpfen wollte, er es tat, weil er als Schüler der Dominikaner die Jeſuiten haßte. Ich erfuhr erſt ſpäter, daß ich mitten in die Geſellſchaft der früheren Schüler der Dominikaner geraten war, die ſich liberale Katholiken nannten und wohl auch dafür hielten. Welch ſeltſamer Liberalismus war das aber für uns Proteſtanten! Als wir uns — ziemlich ſpät — trennten, verſicherte er mir, er habe an meiner Unterhaltung zu großes Intereſſe gefunden, als

daß er ſich hätte entſchließen können, mich früher zu verlaſſen. Ich lernte ſpäter verſtehen, was in dieſer ganz oberflächlichen Geſellſchaft derartige Verſicherungen bedeuteten, die man einander gab, ohne ihnen die geringſte Bedeutung beizulegen. Was mich betrifft, ſo konnte ich mich eines etwas ſchillernden Eindruckes nicht verwehren. Ich wußte nicht recht, was ich anfangen ſollte mit dieſem kleinen, gemeſſenen, zurückhaltenden Mann, der ſich vor allem ſo ſehr fürchtete, was den Liberalismus zur Demokratie führen konnte, der aber trotzdem immer wieder, — ſo erklärte er wenigſtens — ſeine Treue den liberalen Grundſätzen gegenüber betonte, der ſo ängſtlich dafür beſorgt war, daß Frankreich republikaniſch werde, und zugleich ſeine Feindſchaft ſo vielen Perſonen und Dingen gegenüber nicht verhehlte, die mir ein integrierender Teil jeglichen Republikanismus zu ſein ſchienen, der ſo ſehr die Grundſätze der Ordnung hervorhob und doch jegliche monarchiſche Form verpönte; — die Unordnung, meinte er, herrſche viel mehr in den Köpfen als auf der Straße; die moraliſche Ordnung müſſe man vor allem wieder herſtellen. — Die moraliſche Ordnung! — Man ſprach mir ſpäter wieder davon, aber dieſer kleine Advokat, der mich auf dem Trittbrett meines Omnibus bereits angehalten hatte, war der erſte geweſen, der dieſe Worte ausgeſprochen. Die moraliſche Ordnung? Ach ja, weshalb denn nicht? Wir mußten alle kämpfen, um die moraliſche Ordnung in jenem ſo tiefgeſunkenen Frankreich wieder herzuſtellen. Und weshalb hätte ich nicht verſprechen ſollen dafür ebenſo wie für den Liberalismus und die Gewiſſensfreiheit zu kämpfen? Und dieſer Advokat und ſeine Freunde liebten Gambetta nicht wegen ſeines diktatoriſchen Auftretens und ſeiner Verachtung der wahren Prinzipien des Liberalismus! Ich war ſchon lange dieſer Anſicht und hatte mich nicht geſcheut, bereits im Schoße des Straßburger Gemeinderates deshalb gegen Gambetta aufzutreten. Und man bat mich nach jeder Richtung unparteiiſch zu ſein, für keine Partei fanatiſch einzutreten, ſondern für die Wahrheit, für die Freiheit aller. — Ach, meine Freunde, meine ausgezeichneten Freunde! Gebt mir doch die Hand! Ich hätte keine voll-

kommenere Übereinſtimmung von Grundſätzen und Anſichten wünſchen können. — Und doch, ſchon damals meinte ich im Grunde meines Herzens eine innere Stimme zu hören, die zwar leiſe, aber doch unermüdlich mich zu warnen ſchien gegen dieſen vorſorglichen Mann, der ſich hinter ſeine Läden verbarg, um ſo ſeinen Chefredakteur bei ſeiner Ankunft unbemerkt zu beobachten und dieſen Unbekannten nach der Art, wie er ſich in dieſem Augenblick ſeiner Frau und ſeinen Kindern gegenüber benehmen würde, zu beurteilen.

Wenn Herr Gayot im Journal de Lyon allein in ſeiner Art geweſen wäre, hätte ich ſchon mit ihm fertig werden können. Leider glichen ihm aber alle Aktionäre, und es wurde dieſe Zeitung auf der Baſis eines ungeheuren Mißverſtändniſſes hinſichtlich der Auffaſſung des Liberalismus, der Republik, der Gewiſſensfreiheit und beſonders der „moraliſchen Ordnung“ gegründet.

Unſer erſtes Aufwachen in unſerm neuen Wohnſitz war recht heiter und geräuſchvoll. Die Sonne des Südens ſtrahlte hell im tiefblauen Himmel; auf der Straße ſchrie und ſang alles; in der Ferne hörte man Militärmuſik; ein Bataillon Nationalgardiſtenartillerie rückte heran. Sie marſchierte mit einer gewiſſen Keckheit, viel ſtolzer als die Soldaten, welche den Häuſern entlang ſchlichen und ſo ausſahen, wie wenn ſie ſich verſtecken wollten. Ich ging mit meinen Kindern aus; ganz in der Nähe unſeres Hotels lag ein viereckiger Platz, von hohen neuen Häuſern umgeben, in jenem dem zweiten Kaiſerreich eigenen Stil, der an die Renaiſſance erinnert, ohne die vornehme Einfachheit der Gebäude jener Zeit zu haben; mitten auf dem Platz ein Springbrunnen; das Waſſer plätſcherte und lachte in luſtigen Kaskaden; in leuchtenden Garben ſprudelte es hervor und fiel wieder hinunter, und die glänzenden Tröpfchen ſchimmerten wie Diamanten auf dem Mooſe und dem Marmor. Ein leichter Nebel ſchwebte über das ganze Bild und verlieh ihm die Durchſichtigkeit eines Corot. Alles in den in der Sonne gebadeten Straßen atmete Heiterkeit. Frauen und Kinder ſchwatzten, lachten, ſangen. Es war ein Stück jenes Südens, den ich drei Monate vorher durch-

fahren hatte. Um den Aufſtand, um den verwundeten Präfekten, um die rote Fahne, um die Kommune, um die Deutſchen — kümmerte ſich niemand. — An das Elſaß dachte man noch weniger.

Ich ſuchte Valentin auf. Er hatte ſich in das Militär-lazarett bringen laſſen. Er, der früher Jägeroffizier geweſen war, mußte eine beſondere Vorliebe für dieſen Ort empfinden. Ich fand ihn auf einem Feldbett ausgeſtreckt, in einem weiß-getünchten Zimmerchen, ohne Schmuck und ohne Möbel, — das Bild des in der Schlacht verwundeten Soldaten. Er erzählte mir den Kampf in der Guillotière. Einige hundert ausgebrochene Sträflinge und fanatiſche Revolutionäre hatten ſich in den Häuſern verſchanzt, welche an die Brücke der Guillotière ſtießen, und hatten die Kommune ausgerufen. Der General verſtändigte den Präfekten davon, der ſich, eine blau-weiß-rote Schärpe um den Leib gegürtet, ſofort mit ſeinem Sekretär, Herrn Bögner, einem Elſäſſer, dorthin begab. Er fand dort Soldaten, die hinter der Brüſtung des Quais verborgen ſich gegen die Geſchoſſe der Aufſtändiſchen ſchützten; man verſuchte die Kavallerie vorwärts marſchieren zu laſſen; ſie machte aber Kehrt und floh mit verhängten Zügeln auf dem Leinpfad bis zum Parc de la Tête d'Or. Entrüſtet fuhr Valentin die Soldaten an und befahl ihnen, die Brücke mit dem Bajonett zu ſtürmen. Es ſtanden Artillerie-munitionswagen da; man ließ ſie vorangehen; die Infanterie ſuchte Schutz dahinter. Der Präfekt ſtellte ſich dann an die Spitze dieſer zögernden Kolonne, und von einer Brüſtung der Brücke zur andern gehend, unbewaffnet, nur ſeinen Stock in der Hand, ging er flott voran; die Soldaten wagten nun nicht mehr ſich zu fürchten, ſie folgten ihm. Auf der andern Seite der Brücke waren die Aufſtändiſchen verſchwunden, ſie hatten ſich in den Häuſern verborgen und ſchoſſen aus den Fenſtern und aus den Kellerlöchern; auf der großen Straße der Guillotière traf eine Kugel Valentin an der Wade; er fiel, — aber der Aufſtand war niedergeſchlagen. Er erzählte mir dies alles einfach und ſchlicht, ohne die übliche galliſche Prahlerei, als Mann, der ſeine

Pflicht getan hat und findet, daß die andern ſie vielleicht nicht in demſelben Maße erfüllt haben, der ſich aber über niemanden beklagt. — Dieſe armen Teufel von Soldaten! Die Angſt vor den Preußen hatte ſie ganz demoraliſiert! Auch der Tapferſte, der ſich daran gewöhnen muß, fortwährend geſchlagen zu werden, wird zum Haſenfuß. Dann ſprach er von der Lage der Stadt, die von einer Bourgeoiſie bewohnt war, die vor ihrem Schatten Angſt habe, von Arbeitern, die nicht geſtatteten, daß man an die Republik rühre, und von einer gewiſſen Anzahl raſender und hirnverbrannter Fanatiker, welche ſich die Angſt der einen und den blinden, wenn auch ehrlichen Fanatismus der andern zu Nutze machten, um Aufſtände zum Profit — ich weiß nicht weſſen — hervorzurufen. „Sie können der Stadt und dem ganzen Lande einen großen Dienſt leiſten," fügte er hinzu. „Im Schoße dieſer Bourgeoiſie hat ſich eben ein Kern ehrlicher, aufgeklärter, nicht enthuſiaſtiſcher, aber ihren Ideen um ſo treuer ergebener Bürger gebildet, als dieſe nicht die Frucht einer Gemütsaufwallung ſind; dieſe Herren erkennen, daß die Republik allein Frankreich retten und erneuern könne; wir Republikaner alten Datums müſſen dieſen neuen Freunden die Hand entgegenſtrecken; wir müſſen ihnen dazu verhelfen, ſich in ihren jungen Prinzipien zu feſtigen; hinter das Journal de Lyon drängt ſich die ganze aufgeklärte Bourgeoiſie; ſie rückt nur langſam, nicht ohne eine gewiſſe Furcht vor, ſie tut ſich ſelber Gewalt an — aber ſie kommt! Am Tage, wo dieſe ſo furchtſame, im Grunde ihres Herzens ſo imperialiſtiſch geſinnte Bourgeoiſie für die Republik gewonnen ſein wird, wird dieſe gegründet ſein, und wir werden für Frankreich eine Zeit der Wiedergeburt erhoffen können. Die Aufgabe, die ganze Bevölkerung für die Republik wieder zu gewinnen, verlangt von Ihrer Seite, ich weiß es, ſehr viel Entſagung, ſehr viel Hingebung, auch ſehr viel Diplomatie: denn Sie werden häufig lavieren müſſen, Sie werden mehr als Sie ohne Zweifel möchten, der Furchtſamkeit und den Vorurteilen Ihrer Plebiszitarier Rechnung tragen müſſen, Sie werden ſich immer daran erinnern müſſen, daß ſie gläubige Katholiken ſind,

und daß die ganze Bourgeoiſie Frankreichs ebenſo denkt, und daß, wenn die Republik dauernd in dieſem Land beſtehen ſoll, auch die ſtreng katholiſchen Kreiſe mit ihr und für ſie ſein müſſen. Denn ohne ſie werden wir nie etwas dauerndes ſchaffen können.“ Das waren ungefähr die Worte Valentins. Er nahm mir das Verſprechen ab, ihn bald wieder aufzuſuchen. Ich verließ ihn voll Mutes, wie ein Mann, der vor ſich eine ſchöne Pflicht zu erfüllen ſieht, und der ſich auf der Höhe der Hingebung fühlt, die man von ihm verlangt.

Kapitel 8.

Das Journal de Lyon.

Wenige Tage nach den geſchilderten Vorgängen fand eine Zuſammenkunft der Aktionäre der Zeitung ſtatt, um mir Gelegenheit zu geben, mich den Herren vorzuſtellen. Man verſammelte ſich im Arbeitszimmer des Direktors des Crédit lyonnais, Herrn Germain, eines der Hauptgründer der Zeitung, ein liebenswürdiger Mann von einnehmendem Weſen, der — wie übrigens alle ſeine Freunde und Kollegen — eine gewiſſe Verlegenheit nicht verhehlen konnte, an einer republikaniſchen Zeitung mitzuarbeiten, der aber — wenn auch nicht mit ganzem Herzen, ſo doch wenigſtens mit ganzem Verſtande bei der Sache war. Es war eine Vernunftheirat im vollſten Sinne des Wortes, die er in dieſem Momente einging. Die Verſammlung war nicht zahlreich; man legte aber Gewicht darauf, mich bemerken zu laſſen, daß ſie recht ſchwer wog wegen der Millionen, welche da vereinigt waren; von zwei oder drei dieſer Herren, die nur eine oder zwei Millionen beſaßen, ſagte man, daß ſie nicht reich ſeien, und man behandelte ſie ein wenig als arme Leute, die man wohl zulaſſen will, die aber im Grunde genommen in eine andre Geſellſchaft gehören. Ich ſah damals zum erſten Male den Präſidenten des Verwaltungsrates, Herrn Ed. Aynard, der mir nach Bern telegraphiert hatte. Er war ein noch junger Mann, etwas zu ſtattlich für ſein Alter, breitſchulterig, ein wenig gebückt, ein kurzer apoplektiſcher Hals, ein runder glattgeſchorener Kopf, ein charakte-

riſtiſches nervöſes Zucken an der Oberlippe, die ſich von Zeit zu Zeit ruckweiſe an der Seite hob, und ihm einen etwas geringſchätzigen und von ſich ſelbſt eingenommenen Zug verlieh. Er hatte das Ausſehen eines Bankiers, der den großen Herrn ſpielt. Plötzlich konnte er vom feierlichſten Ernſt zu jenem derben lauten Lachen übergehen, das ich ſeitdem häufig bei Finanzmännern wieder getroffen habe. Wenn er einem die Hand gab, kam es einem vor, als ob er von einem Beſitz ergreifen wollte. Charakteriſtiſch waren ſeine kurzen viereckigen Finger mit zu harten, vernachläſſigten, zu tief geſchnittenen Nägeln. Sein ganzes Weſen hatte etwas ausgeſprochen herrſchſüchtiges, ſehr perſönliches und abſprechendes. Beim erſten Blick merkte man, daß dieſer Mann die andern leiten würde; ſah einer genauer zu, fragte man ſich, wo ihn der Ehrgeiz, der ſich in ſeinem ganzen Weſen, in ſeinem ſcharfen, durchdringenden Blick, in ſeinen weitgeöffneten Naſenflügeln, in ſeinen hochmütigen Gebärden, in ſeinem langſamen, feierlichen, ſeiner ſicheren Gang ausſprach, führen würde.

An dieſem Tage war er ausnehmend freundlich und liebenswürdig, freilich etwas gönnerhaft. Er leitete die Sitzung, ſetzte die Grundſätze der Zeitung auseinander, richtete ſchmeichelhafte Worte an mich; ſeine Kollegen pflichteten ihm bei. Herr Gayot ſprach dann auch, mit jenem gravitätiſchen Ernſte, der ſehr mit ſeinem korrekten, ſo akkuraten Weſen, mit ſeiner Sprechweiſe und ſeinem ſo vernünftigen, ehrbar liberalen und ausgeſprochen konſervativen Republikanismus übereinſtimmte. Es waren ſehr viele Adverbien in ſeinen Reden, welche den Worten, deren Sinn ſie nüanzierten, ihren wahren Wert verleihen ſollten. Dieſe zwei Männer waren wie dazu beſtimmt, einander zu verſtehen; Herr Aynard mußte ſich den Doktrinarismus des Herrn Gayot zu Nutze machen, um ſeinen Kollegen, jenen Seidenfabrikanten zu imponieren, über die ich ihn ſpäter ſo häufig lachen hörte, aber über die der andre nicht ſpottete, da er ſich darauf beſchränkte, ihre Schwächen zu beklagen. Es fiel mir die beſcheidene, ja nichtsſagende Rolle auf, welche in dieſer Zuſammenkunft die zwei Berner Unterhändler Lilienthal und Fayolle ſpielten. Der erſte

war ein außerordentlich reicher Seidenfabrikant, der ſich durch ſeinen Handel mit Japan ein großartiges Vermögen erworben hatte; er nannte ſich jetzt Republikaner, wie er ſich unter dem Kaiſerreich Imperialiſt genannt hatte; der zweite gehörte zu den armen Leuten dieſer Gruppe; man ſchrieb ihm nur ein kleines Milliönchen zu; er war, wie Herr Aynard mit unmerklich ironiſchem Lächeln ſagte, ein Republikaner von 48; und es war ganz gut, dieſen Namen anführen zu können, neben demjenigen aller der Bonapartiſten, welche den Perſonalbeſtand jener anonymen Aktiengeſellſchaft ausmachten.

Ich fühlte mich nicht zu Hauſe in jenem Milieu, trotz der außerordentlich liebenswürdigen Zuvorkommenheit, die mir von allen Seiten zu teil wurde. Die Männer waren es nicht, die mich einſchüchterten; ich erkenne gerne noch heute ihre ausgezeichneten geſellſchaftlichen und andren Tugenden an; ſie ſtellten ſich mir und meiner Familie mit der herzlichſten Bereitwilligkeit zur Verfügung; ich würde mich ſelbſt der größten Undankbarkeit zeihen, wenn ich es heute nicht anerkennen wollte. Da Herr Aynard erfahren hatte, daß mein Töchterchen krank war, bot er meiner Familie und mir eine Wohnung in einem ſeiner Landhäuſer, in Ecully an. Herr Lilienthal, der gehört hatte, daß unſere Koffer nicht angekommen und höchſt wahrſcheinlich an der Grenze zurückgehalten wurden, lieh uns Bett- und Leibwäſche und alle möglichen Haushaltungsgerätſchaften; alle dieſe Herren wetteiferten an Liebenswürdigkeiten; und ich bin heute noch gerührt, wenn ich an dieſe erſte Aufnahme denke. Aber die Politik kam doch für mich in erſter Linie in Betracht; und ich fühlte bereits gleich von Anfang ein gewiſſes Schaudern in dieſer Geſellſchaft ehemaliger Bonapartiſten. Der Republikaner in mir ſah bereits den Tag voraus, wo er in dieſem Kreiſe als überflüſſig gelten und wo dieſe ſelben Männer, die ihn ſo freundlich aufgenommen, Schritte machen würden, um ſich ſeiner zu entledigen.

Mein Unbehagen in dieſer Geſellſchaft wurde noch durch ein andres Moment vermehrt, das ich nicht verſchweigen darf, da

es dieſem ganzen Milieu ſeinen beſonderen Stempel aufdrückte. Seit den erſten Stunden, die ich in den Bureaus des Comptoir d'escompte verbrachte, hatte ich die klare Empfindung, daß der Schriftſteller, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, nicht wie jemand angeſehen wurde, durch deſſen Gegenwart dieſe Geſellſchaft ſich geehrt fühlen mußte, ſondern im Gegenteil wie ein Mann, der ſich ſelber geehrt fühlen mußte, in dieſe Geſellſchaft zugelaſſen zu werden. Die Hochachtung des Schriftſtellers exiſtierte nicht bei jenen Bankiers; im Gegenteil, man konnte bei ihnen eine dem Reſpekt ganz entgegengeſetzte Empfindung konſtatieren, die ſich in Äußerungen wie die folgende ausſprach. „Von Ihnen iſt nicht die Rede, verehrter Herr! Sie bilden natürlich eine Ausnahme; aber die Literaten, Künſtler und Journaliſten, ganz beſonders die letzteren ſind alle Kanaillen. Es iſt ein durchaus käufliches und verkäufliches Geſchlecht.“ — Wenn man mich auch perſönlich zu den Ausnahmen rechnete, fühlte ich doch nichtsdeſtoweniger die Verachtung, welche dieſe Herren meinen Kollegen entgegenbrachten, wie eine Verletzung meiner eigenen Würde. Eines Tages, als dieſe Anſichten etwas ſtärker in meiner Gegenwart ausgeſprochen wurden, ſagte ich Herrn Aynard, man habe Unrecht, gegen eine ganze Klaſſe von Menſchen ein Verdammungsurteil auszuſprechen. Ich fügte hinzu, daß man auch leicht unter den Bankiers zweifelhafte Exiſtenzen finden würde, ebenſo zweifelhaft als unter den Künſtlern. Er antwortete mir lachend durch einen Kalauer: „Ce ne sont pas des banquiers, ceux là, ce sont des banquistes (Charlatane, Taſchenſpieler)!“ Dieſe Bankiers waren außerdem alle mehr oder weniger überzeugt, daß die Kunſt des Schriftſtellers — unter ſich ſagten ſie das Handwerk — keine Kunſt war. Jedermann könne dieſe Kunſt ebenſo leicht handhaben. Aus dieſen Gründen machten ſich die Herren ſpäter kein Gewiſſen daraus, meine Artikel korrigieren zu wollen. Ich hatte die größte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß, um einen guten Artikel zu ſchreiben, noch etwas andres gehörte, als die Kenntnis der einſchlägigen Fragen.

Die Bureaus unſerer Zeitung ſollten ſich in einer der größten

Straßen Lyons befinden, in der Rue de l'Hôtel de Ville, im erſten Stock mit einer Faſſade von mindeſtens zwölf Fenſtern. Ich erſchrak, als ich dieſe Bureaus zum erſten Male ſah; das war ja ein Miniſterium; es waren Redaktionsſäle, Berichterſtatterzimmer, Salons für den Chefredakteur, für den Generalkorreſpondenten aus Paris, es war vor allen Dingen hinten im Korridor, in feierlichem Halbdunkel, der für die Herren Mitglieder des Verwaltungsrates beſtimmte Salon; alles mit Vorhängen, Portièren, grünen Teppichen, Lehnſtühlen, ungeheuren Tiſchen, ziſelierten Büchergeſtellen, Lüſtern geſchmückt. Der Briefkaſten, den man unten im Korridor des Erdgeſchoſſes aufgeſtellt hatte, war ein wirkliches Denkmal, ein wahres Gebäude aus altem Eichenholz, mit einem künſtleriſchen Schloß, ſo hoch wie ein Gardegrenadier mit Pelzmütze und Federbuſch, eine Art Schilderhäuschen, im Renaiſſanceſtile, mit einer Inſchrift, die auf ihrem Täfelchen von leuchtendem Kupfer funkelte und den Vorbeigehenden mit ihrem gelben Widerſchein die Augen ausſtach. Oben öffneten ſich die Flügeltüren mit weichen Schlagleiſten, dicke Teppiche erſtickten das Geräuſch der Schritte; Bediente in einer Art Livrée gingen ernſt gelaſſen umher; große Tiſche mit grünen Teppichen ſtanden in den Redaktionsſälen; zehn Männer hätten in aller Bequemlichkeit an dieſen monumentalen Tiſchen arbeiten können; überall Gas, überall elektriſche Klingeln; Tintenfäſſer allerneueſten Modells, Federn, Bleiſtifte, Gummi, Siegellack, Wörterbücher, Grammatiken, geographiſche Karten, Handbücher aller Art, Almanache, Vademekums, und Schränke voll von Papier aller Größe, jeglichen Formats, jeder Qualität, dieſes für die gewöhnlichen Redakteure, jenes für den Chefredakteur; eine beſondere Qualität für die hervorragendſten Mitarbeiter, eine andre endlich für die Herren Mitglieder des Verwaltungsrates. Dieſes letzte erfreute ſich eines ganz beſonderen Glanzes und einer Dicke, welche der Bedeutung der Herren entſprach, die ſich ſeiner zu bedienen geruhten.

Dieſe Zeitung war eine ganze Welt; der Verwaltungsrat geleitete mich dorthin mit feierlich ernſter Miene. Ich konnte

nicht umhin, den Herren zu ſagen, daß ſie da ſehr viel Geld ausgegeben hatten, daß ich meinerſeits an dieſen Luxus nicht gewohnt war und daß gewöhnlich die Zeitungen nicht in Salons redigiert wurden. Man ſchloß mir aber den Mund, indem man mir ſagte, daß die Geſellſchaft reich, ſehr reich ſei, daß es angebracht ſei, die Dinge ſchön und gut zu machen, um den Salut Public, den Progrès, den Courrier in den Schatten zu ſetzen, und ſelbſt äußerlich den großen Unterſchied zwiſchen dem Journal de Lyon und den andern Zeitungen zu kennzeichnen. Da dieſe Herren ſo außerordentlich reich waren, konnten ſie meinetwegen ſich dieſen Einfall unnötigen Luxus leiſten, und da ſie ihn bezahlten, mußten ſie in der Tat recht leiſtungsfähig ſein, denn jedermann weiß — und dieſe praktiſchen Leute, dieſe Bankiers und Induſtriellen mußten es beſſer als irgend jemand wiſſen, — daß eine Zeitung bei ihrer Gründung ganze Vermögen verſchlingt, daß Jahre, Jahrzehnte vergehen können, bevor man auf ſeine Koſten kommen kann, daß der Gewinn erſt nach langen Verluſten kommt, — aber was ging mich das alles an? Als ich verſuchte, darauf aufmerkſam zu machen, lächelte man: „Wir wiſſen das alles, wir wollen aber kein Geſchäft machen, ſondern ein Werk politiſcher Überzeugung; wir verzehren unſer Kapital, wir werden noch ein zweites, ein drittes und viertes verzehren, aber wir werden leben; Sie können dieſe Zeitung als eine Lyoner Inſtitution anſehen, die bleiben wird, und unſerer Stadt und denen, die ſie ins Leben gerufen haben, zur Ehre gereichen wird."

Weshalb hätte ich daran gezweifelt? Dieſe Erklärungen nahm ich mit der größten Genugtuung entgegen; ich erblickte darin die Garantie meiner Zukunft, neben derjenigen der Dauer meiner Zeitung.

Dieſe großen Salons waren jedoch noch nicht fertiggeſtellt, als die erſte Nummer erſcheinen ſollte. Der Drucker, Herr Roſſin, hatte uns ein kleines Redaktionsſtübchen ſo gut es eben ging, neben den Kompoſitionsräumen eingerichtet. Drei Zimmer übereinander, in den drei Stockwerken einer Baracke, die nicht mehr als zwei Fenſter Front zählte. Man hatte mir die Druckerei-

räume, die Maſchinen, die Säle für die Arbeiter gezeigt; das alles ſchien mir gut organiſiert, und durch einen Mann, der ſich darauf verſtand; ich machte die Bekanntſchaft des Metteurs, der ſtets die rechte Hand des Chefredakteurs iſt. Es war ein intelligenter und tatkräftiger Italiener; ich machte auch die Bekanntſchaft der andern Redakteure, die man ernannt hatte, ohne auf mich zu warten. Es ſchien mir freilich, als ob dies eigentlich die Sache des Chefredakteurs geweſen wäre; der Chef muß ſein Perſonal aufſuchen, beſonders bei der Gründung einer Zeitung, die ſo viele gemeinſame Arbeit erheiſcht, eine ſo große Übereinſtimmung der Auffaſſung, der Anſichten, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick. Schließlich könnte das ein Irrtum ſein; ich ſetzte mich darüber hinweg; man mußte ſchnell zu Werke gehen. Man hatte Männer gewählt, die man ſchon kannte, als Redakteur einen Mann reiferen Alters, Herrn Lacroix, an den ich mich ſpäter wegen ſeiner vollkommenen Ehrlichkeit, ſeiner Geradheit, ſeines tadelloſen Charakters eng anſchloß —, dann einen jungen, etwas grillenhaften Mann, Herrn Corbier, ein Günſtling des Herrn Aynard, der ſich für alles — und für nichts eignete, der alle Sprachen kannte, mit den Überſetzungen betraut war, und ein ſchülerhaftes Franzöſiſch ſchrieb. — Andre kamen ſpäter hinzu. Für den Augenblick waren wir drei, abgeſehen von Herrn E. Yung, der von Paris aus Artikel einſandte. Der einzige, der wirklich Journaliſt von Fach war, das war Herr Lacroix; die Herren Yung und Corbier waren Dilettanten. Neben den Redakteuren ſind noch die Mitarbeiter zu erwähnen, die eine beſondere Kaſte bildeten, und zwar die nicht am wenigſten intereſſante. Ich werde noch ſpäter von ihr zu reden haben. Dann gab es noch die Gruppe der Aktionäre, eigentlich ein Redaktionskomitee, — ſeine völlige Harmloſigkeit hatte man mir zugeſichert, — nichtsdeſtoweniger miſchte es ſich vom erſten Tage an in alles hinein, es beaufſichtigte die Redaktion der Artikel, die Aufnahme der Korreſpondenzen, die Kompoſition, die Korrektur der Druckbogen, das Abziehen der einzelnen Nummern, die Verteilung derſelben, den Verkauf.

Ich war sehr früh in mein Arbeitszimmer gekommen am Tage, wo die erste Nummer erscheinen sollte. Sie war beinahe fertig; ich hatte sogar alle mögliche Mühe das Redaktionskomitee zu verhindern, vier Nummern im voraus vorzubereiten; Herr Gayot war es vor allem, der in seiner ängstlichen Zaghaftigkeit, durchaus diese vier Nummern im voraus vorbereiten wollte; ein vorzüglicher Gedanke wahrhaftig, eine Konservenzeitung! Ich hatte mir vorbehalten am Morgen selbst mit den letzten Telegrammen den kurzen Tagesbericht fertig zu stellen. Als ich in das Zeitungsbureau kam, waren die Herren Aynard, Fayolle und Gayot schon da und erbrachen die auf die Redaktion gekommenen Briefe. Ich hatte große Mühe in die durch ihren Eifer verursachte Unordnung wieder Ordnung hereinzubringen, die Depeschen, die sie schon in die Druckerei geschickt hatten, zurückzuziehen, die ich doch sehen mußte, um den Tagesbericht zu schreiben. — Als ich mich ans Redigieren machte, rührten sich die Herren nicht, sie plauderten weiter mit lauter Stimme um den runden Tisch, hinter meinem Rücken, sie redeten de omnibus rebus et quibusdam aliis — und da neben ihnen war ein Mann, der seinen ersten Artikel in der neuen Zeitung schreiben und zu gleicher Zeit die ganze Einrichtung der Zeitung dirigieren sollte. Man hätte den Kopf verlieren können. Und noch mehr! Je nachdem ein Blatt fertig geschrieben war, kam es Herrn Gayot in die Finger, der mit lauter Stimme las, billigte oder mißbilligte, Änderungen vorschlug, den Stil korrigierte und zurechtstutzte — und doch nichts andres tat als den Tagesbericht und den Redakteur zu stören.

Und so ging es weiter! Ich versuchte ihnen verständlich zu machen, daß sie störten; sie verstanden nicht, sie erklärten, daß sie hier seien, um mir zu helfen, um mich zu unterstützen; von der Redaktion liefen sie auf die Komposition; der Metteur kam jeden Augenblick zu mir und beklagte sich, daß die Herren die Arbeiter störten. Nichts half. Herr Fayolle hatte sich die spezielle Aufgabe der Oberaufsicht der Arbeiter reserviert; Herr Gayot die der Redaktion. Herr Aynard schwebte in seiner Eigenschaft als Präsident des Verwaltungsrates, der alles sehen

ſollte und für alles verantwortlich war über dem Ganzen. Ich entſchloß mich ſchließlich, meinen Tagesbericht im Zimmer des Herrn Lacroix zu ſchreiben; wenigſtens dort war es ruhig. So ging es fort, ſolange wir in den proviſoriſchen Bureaus waren; ſpäter, als wir in den Palaſt der Rue de l'Hôtel de Ville zogen, hatte man wenigſtens den Ausweg, ſich in ſein Redaktionszimmer zurückzuziehen, und konnte ſie allein in ihrem großen Saale laſſen, wo ſie um den grünen Tiſch verſammelt, angeſichts der Wörterbücher und Geographiekarten plauderten. Ach, wie ruhiger arbeitete man aber in den Bureaus der Helvétie und in denen meines alten Courrier du Bas Rhin! Ich machte Herrn Aynard manchmal meine Bemerkungen darüber; ich ſagte lachend, aus Furcht mich zu ereifern, daß er, der Bankier, wohl auch nicht gerne einen Journaliſten in ſeinen Bureaus ſehen möchte, der die Arbeit ſeiner Kommis überwachte. — „Ach," antwortete er, indem er ſeinerſeits auch lachte, „hier handelt es ſich aber um eine Arbeit, die jeder vollziehen kann, ohne ſie jemals gelernt zu haben." — Gerade wie jener Edelmann in der Komödie, der alles wußte, ohne jemals etwas gelernt zu haben.

Die Mitarbeiterſchaft des Herrn Jung hatte uns zuerſt mehrere von großen Namen unterſchriebene Artikel verſchafft; ich hatte andre herbeigebracht, ſo die Herren Laboulaye, Alphonſe Karr Dieſe „Articles de doctrine" füllten die erſte Seite der Zeitung und verliehen ihr ein eigenartiges Ausſehen. Dieſe Einrichtung hätte ihre Vorzüge gehabt, wenn man ſie nicht mißbraucht hätte. Dieſe großen Artikel waren für ein dünngeſätes, feines Elitepublikum berechnet; ſie gaben unſerm Blatt das Ausſehen einer Pariſer Zeitung. Und das wollte man vor allen Dingen.

In Lyon, wie überall ſonſt, dachte man, daß nach dem Kriege die Dezentraliſation einen großen Schritt vorwärts machen und Lyon von dieſer Änderung Nutzen haben würde; es war damals in der Provinz alles in Gärung; der lang verhaltene Groll der Städte zweiten Ranges gegen die Hauptſtadt ſchien den Zeitpunkt für geeignet zu halten, um auszubrechen. Der

Digitized by Google

Föderalismus, der ſich in den Volksklaſſen des Südens breit machte, nahm eine in dieſem bürgerlichen Milieu beſondere Geſtalt an; im Grunde genommen war es aber, abgeſehen von den ganz partikulariſtiſchen Neigungen des ſüdlichen Volkes, welche in den Kreiſen der Bourgeoiſie auf keine Gegenliebe ſtießen, dieſelbe Erſcheinung. Man könnte ein intereſſantes Geſchichtskapitel über dieſe partikulariſtiſchen Tendenzen ſchreiben. Man wird es nicht tun, weil heutzutage niemand dieſen Gedanken gehabt haben will und weil die begeiſtertſten Partikulariſten von damals jetzt die entſchiedenſten Franzoſen geworden ſind.

Eine Provinzzeitung, die alle acht Tage von den Namen Pariſer Berühmtheiten unterſchriebene Artikel gebracht hätte, wäre etwas Neues geweſen und würde in der Preſſe bald einen beſonderen Platz eingenommen haben, natürlich unter der Bedingung, daß die gewöhnliche Redaktion auch vorzüglich geweſen wäre. Aber das tägliche Suppenfleiſch mußte gut ſein, bevor man an die Poularde des Sonntags denken konnte. Jeden Tag dieſe Poularde mit großer Zugabe von Trüffeln bringen, und das Rindfleiſch verbrennen laſſen, das hieß dem Leſer den Magen verderben. Das geſchah aber. Herr Yung hatte ſich verpflichtet, die „großen Namen" herbeizuführen; er gab ſich alle mögliche Mühe dazu und ließ zuerſt eine wahre Lawine von mehr oder weniger großen Namen die Zeitung überſchwemmen; aber allmählich verſiegte ſeine Quelle, wie es nicht anders ſein konnte. Berühmtheiten wie Littré, Renan, Laboulaye, waren nicht jeden Tag verfügbar; die großen Artikel wurden ſeltener: die Aktionäre und die kleine Gruppe der Lyoner Schöngeiſter, die beſondern Geſchmack an dieſen literariſchen Leckerbiſſen fanden, wurden dadurch überraſcht und ungehalten; die Zeitung ſelbſt, welche für dieſe Artikel organiſiert war, litt unter ihrer ſich immer vermehrender Seltenheit; ihr Ausſehen änderte ſich; ich wurde gezwungen, in Lyon ſelbſt für Erſatz zu ſorgen; man mußte eben das tun, was man von vornherein hätte tun ſollen: die wahre Redaktion in Lyon ſelbſt verſtärken. Man tat es aber, als es ſchon zu ſpät war, da das Publikum ſich an dieſes beſondere

Ausſehen der Zeitung gewöhnt hatte und dieſe Änderung als ein Geſtändnis eigener Ohnmacht auffaßte. Wir zogen nunmehr eingeborene Literaten herbei. Es waren dies freilich ganz intereſſante Perſönlichkeiten, die ſich durch gelehrte Spezialitäten auszeichneten und deren Stil einen eigentümlichen Erdgeſchmack hatte, wenn ich mich ſo ausdrücken kann. Unter dieſen will ich beſonders Herrn Clair Tiſſeur aufführen, ein Architekt, der von Zeit zu Zeit Artikel in die konſervative Zeitung einſchickte, den Salut public, deſſen Redakteur ſein Bruder war. Herr Clair Tiſſeur war kein gewöhnlicher Menſch, im Gegenteil! Er ſprach ein pikantes Franzöſiſch, das mehr an die Sprache des 16. als an die des 17. Jahrhunderts erinnerte und zugleich Verwandtſchaft mit Voltaire aufwies, dieſem Voltaire, den er ſo ſehr haßte, — denn er war ein ſehr gläubiger Katholik, freilich ein Feind der Jeſuiten, aus dem einfachen Grunde, weil einer ſeiner Brüder Dominikaner war. Er nannte ſich ſelbſt einen liberalen Katholiken und hielt ſich in der Tat dafür. Ich empfand großes Vergnügen bei der Lektüre ſeines erſten Artikels; er war fein gedacht, noch feiner geſchrieben, mit einer ausgeſprochenen „verve gauloise“ und jenem eigentümlichen Lyoner Humor, der plötzlich, wie aus dem Verſteck, blitzartig hervorleuchtet. Ich bat ihn, mir häufig Artikel einzuſenden. Die Herren vom Verwaltungskomitee antworteten, daß dies ſchon ausgemacht ſei; ich hörte ſpäter, daß man ihn ſehr teuer, ja viel zu teuer bezahlte. Ich machte auch hier wieder die Erfahrung, daß der Verwaltungsrat über meinen Kopf hinweg Entſcheidungen traf.

Auch andre Lyoner Schriftſteller kamen, namentlich wegen ihrer perſönlichen Beziehungen zu den Aktionären, deren Schützlinge ſie waren, in die Zeitung. Als andre an unſere Tür zu klopfen verſuchten, wie z. B. jene liebenswürdige Dichterin Louiſa Sieffert und Joſéphin Soulary ſelbſt, der Lyoner Dichter *κατ' ἐξοχήν*, — wie ſchwer wurde es mir gemacht, ſie die Schwelle der Zeitung überſchreiten zu laſſen, und mit welcher Verachtung ſprachen dieſe Bankiers und Seidenfabrikanten von jenen „Reimern“, von jenen „Blauſtrümpfen“, und wie brach ihr geſchmackloſer Hoch-

mut aus, wenn ſie ſchließlich mit einer Gebärde herablaſſenden Mitleids geſtatteten, daß man ihre Feuilletons wohl annehmen könne, da dieſe braven Leute Geld brauchten und die Zeitung reich genug war, ſie zu bezahlen. Ja, ſo behandelte man Euch, Louiſa Sieffert, Euch, Joſéphin Soulary. Ich verbarg es Euch bis zu meiner Abreiſe; ich hätte Euer zartfühlendes Herz nicht verletzen wollen, und den Schmerz, den mir jene Äußerungen reich gewordener Kaufleute verurſachten, behielt ich lieber für mich.

Es gab auch Mitarbeiter, die nicht ſchrieben. Vielleicht findet man dieſe Raſſe nur in Lyon. Hier blühte ſie aber. Herr Aynard kam eines Tages auf die Zeitung mit einem Mann ſeines Alters, ein magerer Herr, mit lebhaftem ſuchenden Blick; er ſtellte ihn mir lachend vor, wie wenn man jemanden vorſtellt, den man nicht ernſt zu nehmen brauche: „Mein Vetter, Herr Mas, ein Advokat, der keine Artikel ſchreiben kann, und Sie nur um die Erlaubnis bittet, ſich an dieſen Tiſch zu ſetzen und die Zeitungen zu leſen.“ Herr Mas war ein Mann von feiner Erziehung, von korrekter Haltung, von einnehmenden Manieren. Warum hätte ich ihn nicht freundlich aufgenommen? Er ſetzte ſich alſo an dieſen Tiſch und las die Zeitungen, dann machte er Notizen, er ſchnitt Artikel aus, darauf kritiſierte er, was in der Zeitung publiziert wurde, er bekämpfte unſere Anſichten in dieſem oder jenem ſpeziellen Fall, endlich wurde er ſcharf und ausfällig. Ja, er verſuchte uns ſogar ſeine Auffaſſung aufzudrängen. Er hatte hinter ſich die Herren Aynard, Gayot, Clair Tiſſeur, eine ganze Klique, die ſich abends bei dem einen oder andern trafen und mit einander ausmachten, was man am Tage darauf in der Zeitung ſagen würde. Geſtiefelt und geſpornt kam er zur Zeit unſerer Arbeit auf die Redaktion und teilte uns ſeine Orakel mit. Auch Herr Mas war liberal, liberaler Katholik; wenn er ſich Republikaner nannte, nahm er einen ganz eigentümlichen Fiſtelſtimmenton an. „Ach ja, liebe Freunde, ich bin Republikaner. Was wollen Sie denn, daß man ſei? Es gibt keinen Kaiſer mehr, wir haben noch keinen König —, aber — verſtehen wir uns, ich bin konſervativer Republikaner,

und bin auch liberaler Konſervativer, und bin auch liberaler Katholik, wenn ich auch Schüler der Jeſuiten bin und durchaus kein Freund der Dominikaner, wie Sie, Clair Tiſſeur, und Sie, mein lieber Gayot!" Ja, dieſer geſtand es offen; er war ein Schüler der Jeſuiten und er war alles zuſammen, liberal, konſervativ, Republikaner, und obendrein noch Jeſuit. Er gehörte offiziell nicht zum Verwaltungsrat, nicht zum Komitee in der Zeitung, aber er war überall dabei, er miſchte ſich in alles hinein, und ſein Vetter Aynard, der zuerſt darüber zu ſpotten ſchien, daß dieſer Advokat Anſpruch erhob, am Redaktionstiſch zu ſitzen, tat bald nichts mehr, ohne ihn um Rat zu fragen.

Und meine Freunde, Arlès-Duſour, Chabrières, Valentin, welche Rolle ſpielten ſie bei dieſer Entwicklung der Dinge? Und was tat dabei der Herr Fayolle, der Republikaner von „Anno 48", von dem ich anfangs hoffte, er würde mir ein Schild gegen dieſe „Liberalen" ſein? Ach! Meine Freunde zeigten ſich nicht. Arlès-Duſour erſchien ein einziges Mal auf der Redaktion; zwiſchen ihm und Herrn Gayot kam es zu einem heftigen Wortwechſel, bei dem es ſich um den Klerikalismus handelte. Herr Arlès, entrüſtet über die Anſichten Gayots nahm ſeinen Hut und rief aus: „Sie, meine Herren, werden Frankreich ins Verderben ſtürzen!", und er ging hinaus. Sein Schwiegerſohn, Chabrières, ein ſanfter, furchtſamer, wenig kampfluſtiger Mann vermied die Diskuſſion. Valentin war meine ſicherſte Stütze; ſeine Autorität, die Autorität des „Präfekten" galt viel bei dieſen Herren, welche infolge imperialiſtiſcher Gewöhnung noch den größten Reſpekt vor der Präfektur hatten; wir ſahen uns häufig, ich ſpeiſte oft bei ihm; wir unterhielten uns über die Männer und die Dinge; er ſagte mir, ich möchte mich nicht beunruhigen laſſen durch das, was ich in dieſem Verwaltungsrat entdeckte; ſie würden ſchon zur Republik übergehen; ſie könnten ja nicht anders; man müßte ihnen ihre kleinen Phantaſien laſſen. — Valentin, ein heroiſch angelegter Mann, war ein Optimiſt; er dachte nicht, daß jemals ein 24. Mai möglich ſein würde. Er hatte den „Glauben"; ich hatte ihn nicht mehr! Ich hatte weder

den Glauben an die Republik noch den Glauben an Frankreich, — und nachts, wenn ich meinen Gedanken freien Lauf laſſen konnte, führten ſie mich hinüber nach meinem alten Elſaß, in meine alte Heimatſtadt, zu meinen alten Freunden; Tauben gleich ſetzten ſie ſich auf die Giebel der alten Häuſer, auf den Turm unſeres altehrwürdigen Münſters, ſie ſtiegen hinunter in die alten Häuſer und ſetzten ſich an den Herd dieſer braven Leute, die ich verlaſſen hatte, und die ſelber ſo ſehr zu leiden hatten, welche die Hilfe aller nötig hatten, um ſich in ihrer ſchwierigen Lage behaupten zu können, — und wenn ich aufwachte aus meinen Träumen, ſo konnte ich ſie nicht abſchütteln, und wenn ich durch die ſonnigen Straßen Lyons ging, unter dieſem ſchönen blauen Himmel, da ſagte ich zu mir ſelber: „Worüber klagſt du? Du haſt dich ins Trockene ſetzen wollen! Du haſt Sorgen hier, und die Andern drüben, leiden ſie nicht noch viel mehr? Und was tuſt du hier, wenn deine Brüder mitten im Kampfe ſtehen?“ —

Bevor ich aber auf die elſäſſiſchen Angelegenheiten zurückkomme, will ich einige Worte über die Stellung des Journal de Lyon in der Lyoner Preſſe ſagen. Die Lyoner Preſſe teilte das Los der provinziellen Preſſe in Frankreich überhaupt. Trotz der Größe der Stadt, trotz der Größe des Formats der erſcheinenden Zeitungen, hatte die Preſſe einen ganz lokalen Charakter. Daran war übrigens auch der Lyoner Charakter als ſolcher ſchuld. Der Lyoner iſt Partikulariſt. Er ſchaut nicht gerne über das Weichbild ſeiner Stadt hinaus; wenn er es tut, ſo iſt es nur, um die Angelegenheiten der andern vom Lyoner Standpunkt aus zu beurteilen. Um das Ohr dieſer Bevölkerung zu finden, muß die Preſſe ihrerſeits außerordentlich lyoniſch ſein, und gerade das, was den Erfolg einer Zeitung in Lyon ausmacht, hindert dieſe Zeitung jenſeits dieſes Weichbildes Erfolg zu haben. Mit dem Tage, wo ich den Lyoner Charakter kennen lernte, verſtand ich ſofort, daß keine Stadt ſchlechter gewählt war als die, um eine große Zeitung dort zu gründen. Es war geradezu eine Ironie des Schickſals, daß dieſe Zeitung Journal de Lyon getauft wurde.

In den erſten Tagen meines Aufenthaltes in dieſer Stadt beeilte ich mich, meine Antrittsbeſuche bei meinen Kollegen zu machen. Lyon beſaß damals vier Zeitungen: den Progrès, den Salut public, den Courrier de Lyon, die Décentraliſation, welche den republikaniſchen Radikalismus, den Bonapartismus, den Orleanismus und den Legitimismus vertraten. Die liberale Partei verfügte über kein Organ. Dieſe Lücke nahm ſich das Journal de Lyon vor zu füllen. Wenn dieſe Zeitung es einfach verſucht hätte, ohne von vornherein eine Ausnahmeſtellung einnehmen und den Anſpruch einer Pariſer Zeitung erheben zu wollen, würde ſie vielleicht ihren Zweck erreicht haben, ich ſage vielleicht und betone das Wort, denn ich zweifle ſehr, daß ſie ſelbſt auf dieſe Weiſe ſich mit den Elementen, auf die ſie ſich ſtützte, hätte halten können, in dieſem Milieu, das aller Mäßigung und alſo auch dem Liberalismus abhold war. In Lyon gibt es nur Platz für extreme Parteien. Lyon iſt zu nahe bei den Cevennen auf der einen, zu nahe bei den Alpen auf der andern Seite. Es iſt dort entweder zu warm oder zu kalt. Es iſt zugleich Süd und Nord, ohne Übergang. Man iſt dort entweder rot oder weiß, radikal oder konſervativ, man iſt nicht liberal und kann es nicht ſein. — Das wahre Organ der Lyoner Bourgeoiſie mit allen ihren Eigenſchaften und allen ihren Fehlern, war und iſt noch jetzt der Salut public. Was war das Programm dieſer Zeitung? Ich denke, ſie wird keines gehabt haben. Man nannte ſie die Chamäleonzeitung. Die Republikaner ſchleuderten ihr die grauſamſten Injurien an den Kopf, nannten ſie eine Zeitung ohne Überzeugung, ohne Richtung, ſie ſchalten ſie die Zeitung der Stärkeren, der Genußleute, die Wetterfahne, das Geſchäftsblatt. Ich zitiere nur die bei weitem ſanfteſten Epitheta; das Vokabular der politiſchen Injurie iſt ja außerordentlich umfaſſend.

Der Salut public war bonapartiſtiſch geſinnt geweſen unter dem Kaiſerreich; er war für das Plebiszit eingetreten; er war auch liberal geweſen, für den Krieg und gegen den Krieg, für den Frieden und gegen den Frieden, jenachdem der Wind von

dieſer oder jener Richtung blies. Jetzt ſcheute er ſich nicht manchmal antibonapartiſtiſch zu ſein, ſogar ein wenig republikaniſch, vor allen Dingen war er aber für das, was er die Ordnung nannte, was die Bourgeois in Lyon die moraliſche Ordnung nannten, und er unterſtützte alles, was ihm die moraliſche Ordnung zu ſichern und zu kräftigen ſchien. Der Salut public wird, ſo denke ich, mit ſchalkhaft ironiſchem Lächeln die Gründung des Journal de Lyon angeſehen haben. Er kannte ſeine Lyoner und wußte, daß bei der erſten ernſthaften politiſchen Erſchütterung alle dieſe „Liberalen“ von dem lebhafteſten Verlangen nach irgend einem Säbel beſeelt in den Schoß der moraliſchen Ordnung wieder zurückkehren würden.

Der Progrès de Lyon ſuchte ſeinen Stützpunkt auf der entgegengeſetzten Seite. Er war das Organ der radikalen Partei, obgleich die Eigentümerin der Zeitung, Fräulein Chanoine, klerikal geſinnt war. Im allgemeinen ließ ſie den jeweiligen Chefredakteur das Regiment nach Gutdünken führen; ſie gab ihm nur den Laufpaß, wenn ihr Beichtvater zu laut die Stimme erhob und die gute Dame Angſt vor der Hölle bekam. Der Progrès wurde von Herrn Véron, einem Freunde Rancs, Spullers und Gambettas redigiert; insgeheim ſchwärmte er für die Kommune und haßte Thiers nicht weniger als Napoleon III. Am Tage, wo ich Herrn Véron aufſuchte, traf ich dort einen Pariſer Kaufmann, einen reichen Hausbeſitzer. Wir ſprachen von der Kommune. Wie überraſcht war ich, als ich aus dem Munde dieſes Maſtbürgers hörte, er wolle ſich lieber ſelbſt mit allen ſeinen Häuſern in die Luft ſprengen laſſen, als das Munizipalgeſetz des Herrn Thiers annehmen. Und er rollte wütend die Augen, als ich ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß es doch beſſer ſei gar nichts in die Luft ſprengen zu laſſen und das Munizipalgeſetz abzuändern. So wie er dachten aber viele damals. Am Anfang war die Kommune ſehr populär auch in bürgerlichen Kreiſen. Ich erkläre mir das folgendermaßen und habe es auch damals ausgeſprochen. Paris war gefallen, nicht wie der Pariſer ſehnlichſter Traum geweſen wäre, inmitten eines

wunderbaren Feuerwerks, einer flammenden Apotheoſe, die das ganze Weltall erſchüttert hätte. Paris hatte kapituliert, da es kein Brot mehr zu verzehren hatte und in ſeiner Armee von 500 000 Nationalgardiſten kein Mittel fand, den eiſernen Reif der deutſchen Heere zu brechen. Dieſer wenig epiſche Abſchluß, der die Belagerung von Paris weder der Belagerung von Troja noch auch derjenigen von Saragoſſa ähnlich geſtaltete, hatte die Eitelkeit der Pariſer ſehr empfindlich getroffen, und was Paris den Deutſchen gegenüber nicht getan hatte, bereitete es ſich vor, Herrn Thiers, der Nationalverſammlung, den franzöſiſchen Soldaten gegenüber zu tun. Das Feuerwerk des Abſchluſſes, der tragiſche Umſturz ſchien den Pariſern notwendig, und ſie gaben ſich ihn ſelber, damit Paris nicht ſeinen Ruf als heroiſche Stadt einbüße, welche des letzten Opfers fähig ſei. Ich weiß wohl, daß dieſe Beurteilung heute ſchon die Pariſer vor Wut in die Höhe fahren laſſen würde. Zu dieſer Zeit, als ich ſie meinen Mitarbeitern und Aktionären mitteilte, ſtieß ſie nur auf einſtimmige Billigung. Auch Herr Yung, der von Paris kam, der den Anfang der Kommune erlebt hatte, und der als erſter von allen uns gleich am Anfang achſelzuckend geſagt hatte, daß es zuerſt keinen Pariſer gegeben habe, der nicht Kommunarde geweſen wäre, ſtimmte zu.

Abgeſehen vom Progrès und vom Salut public gab es in Lyon keine ernſt zu nehmende Zeitungen mehr. Der Courrier, das verbitterte Organ einer kleinen Gruppe von Adligen, die ſich Orleaniſten nannten und eigentlich nur mit allem unzufrieden waren, die Décentraliſation, der jüngere Bruder des Univers von Lyon, eine fanatiſche, gehäſſige, unehrliche Zeitung, welche die Fahne des Ultramontanismus aufhißte und die von der Rückkehr der Bourbonen träumte, dann mehr nach der Linken, und näher beim Journal de Lyon als beim Progrès, eine kleine ſatiriſche Zeitung, die Mascarade, geiſtreich und verſtändig, nur mit dem einen Fehler, daß man ſie nicht ernſt auffaßte; — man lachte über ihre Scherze, aber gab ſich nicht die Mühe die Lehre zu ſuchen, die ſich darunter verbarg, — ſo war die Preſſe

beſchaffen, in deren Mitte das Journal de Lyon eben das Licht der Welt erblickt hatte.

Welchen Platz unſere Zeitung einnehmen ſollte, war ganz klar; es fragte ſich nur, ob man Leſer vom Salut oder vom Progrès ablöſen, ob man einen Stützpunkt in der höheren oder in der niedrigeren Bourgeoiſie ſuchen ſollte. Ich drückte meine Meinung ungefähr in folgender Weiſe aus: Wir brauchen Offiziere aus der Rechten, und ein Armeekorps aus der Linken. Das war nicht die Meinung der Majorität der Aktionäre, die ſich überhaupt in keiner Weiſe von den Notwendigkeiten und Bedingungen eines politiſchen Kampfes Rechnung gab, und welche, unüberlegt einfach vor ſich hingingen, wie es gerade ihrer Laune einfiel.

Kurze Zeit nach unſerm Debut hatte Lyon mehrere Abgeordnete zu wählen. Nun handelte es ſich darum, Farbe zu bekennen. Ich wußte aus Erfahrung, wie wichtig eine Wahlangelegenheit für eine Zeitung iſt. Ein bei einer ſolchen Gelegenheit begangener Fehler iſt nur ſchwer wieder gut zu machen. Ich verſuchte mit dem Progrès und dem Salut public Unterhandlungen anzuknüpfen, um eine Liſte zu erhalten, für deren Namen auf der Linken der Progrès, für deren Namen auf der Rechten der Salut eintreten würde. Der Progrès hatte ſich den Kommunardenkomitees gegenüber verpflichtet, beſonders dem Zentralkomitee der Rue Grôlier, einer Vereinigung ziemlich grotesker und wenig furchtbarer Jakobiner. Wir ſchlugen den Oberſten Denfert, den Verteidiger Belforts, den früheren Abgeordneten vor. Es fand dann eine Zuſammenkunft der Freunde des Journal de Lyon in einem kleinen Theater ſtatt, die zum Zweck hatte, ſich über die Kandidatur auszuſprechen. Ich wohnte ihr bei. Einer meiner Aktionäre fragte mich, ob man wirklich für den Oberſten Denfert eintreten könne, ob er genug Garantie böte. Ich glaubte zu verſtehen, daß man mich fragte, ob dieſer Oberſt Republikaner wäre, und ich nahm das Wort, um zu beſtätigen, daß er es war, freilich gemäßigt, liberal, aber durchaus republikaniſch. Ich hatte mich, ſcheint es, vollkommen getäuſcht über den Sinn dieſer Frage. Was dieſe Aktionäre

fürchteten, das war gerade, daß der Oberſt Denfert zu offen republikaniſch geſinnt ſei; wenn ich ſie hätte befriedigen wollen, hätte ich ihnen ſagen ſollen: „Ja, meine Herren, ich muß es wohl geſtehen, dieſer Oberſt iſt im Grunde Republikaner, aber er vertritt einen ſo gemäßigten, ſo ſanften, ſo gemilderten Republikanismus, daß Sie ohne Furcht für ihn ſtimmen können".

Unſer wackerer Oberſt kam in Lyon an. Er begab ſich in den Klub der Rue Grôlier. Er machte einigen Schreiern, die ihn interpellierten, den Standpunkt klar. Er tat es als Soldat, militäriſch, barſch, ohne ſich zu genieren, und antwortete den Flüchen mit ordentlichen Flüchen. Er wurde nicht gewählt. Es war vorauszuſehen. Übrigens war unſer Wahlfeldzug nicht gerade ſchlecht ausgefallen, wie es ſpäter leider der Fall ſein ſollte.

Um dieſe Zeit erhielt ich eines Morgens ein Telegramm meines früheren Kollegen Claude, der mich fragte, ob ich eine Kandidatur in Paris annehmen würde. Ich antwortete ſofort, daß es mir leider nicht möglich ſei, da ich an die Zeitung gebunden ſei. Wie überraſcht war ich, als ich erfuhr, daß meine Aktionäre, die das Telegramm und meine Antwort in der Zeitung geleſen hatten, meine Skrupel durchaus nicht verſtanden. Man hätte ſich ja einrichten können, meinten ſie. Gewiß, aber wohin hätte mich dieſe Kandidatur geführt? Ich hatte mich doch verpflichtet, dahin zu wirken, daß die Lyoner Bourgeoiſie republikaniſch würde; ich wollte in der Zeitung für das Elſaß wirken! — Ich ſah immer mehr ein, daß dieſe Lyoner Kreiſe das Pflichtgefühl ganz anders auffaßten als ich.

Kapitel 9.

Elſaß und Frankreich nach dem Krieg.

Es befanden ſich damals viele Elſaß-Lothringer in Lyon. Die einen waren ſchon vor dem Kriege dort geweſen: Kaufleute, Bierbrauer, Ärzte; die andern waren erſt ſpäter gekommen: Handwerker, Arbeiter, meiſt junge Leute. Der gegebene Mittelpunkt der elſäſſiſchen Kolonie war die große elſäſſiſche Bierbrauerei von Hofherr, nahe beim Perrachebahnhofe, ein geräumiges Gebäude, in dem man das Getränk, die Gebräuche und die Sprache der Heimat wiederfand. Die Familie Hofherr iſt für die Elſäſſer in jenen Tagen eine wahre Vorſehung geweſen; wer an ihre Türe klopfte, tat es nie vergebens; er fand dort Nahrung, Wohnung, Kleidung, ja, was noch mehr iſt, freundſchaftliche Ratſchläge. Und dieſe Wohltätigkeit übte die Familie Hofherr ohne jede Großtuerei aus; ſie zeigte unter etwas rauher Schale jene biedere elſäſſiſche Ehrlichkeit, jene Seelengüte und Einfachheit, die bei uns üblich iſt. Sie handelte wirklich nach dem Grundſatz des Evangeliums: Möge deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte gegeben hat. — Bei den Lyonern verſtand man dieſe Art von Freigebigkeit nicht. Man kannte nur die Wohltätigkeit, welche die Dankbarkeit als Reklame hervorruft. Die Lyoner verſtanden auch die Anhänglichkeit der Elſäſſer an die Bierbrauerei Hofherr nicht. Als der Vater Hofherr ſtarb und ein ungeheures Trauergefolge ihn zur letzten Ruheſtätte geleitete, leiſteten ſich einige klerikale Zeitungen die geſchmackloſeſten und banalſten Witze darüber; ſie machten Kalauer über bière (Tragbahre) und bière

(Bier) und lachten über den proteſtantiſchen Bierbrauer, dem ſeine Klienten, die leidenſchaftlichen Anhänger des Gambrinus, das letzte Geleite gaben. Dieſe Beſchimpfungen haben natürlich die Verdienſte der Familie Hofherr nicht zu ſchmälern vermocht. Wer wird ſich aber wundern, daß ich, der frühere Abgeordnete des Niederrheins, ſie wie eine meiner Heimat zugefügte Beleidigung empfand, die ich nicht vergeſſen habe.

Wie oft mußte ich nicht an das Wort unſeres Küß denken: „Wir ſind mehr wert, als jene Leute.“

Die Bierbrauerei Hofherr war freilich nicht der offizielle Mittelpunkt der elſäſſiſchen Kolonie. Dieſer fand ſich in einem Unterſtützungsverein, der während des Krieges gegründet wurde und an dem teilzunehmen ich berufen wurde. An deren Spitze ſtanden ein Dr. Foltz aus Lothringen, ein Kaufmann Roſenfeldt, der gerne den Verſchwörer ſpielte, im Grunde genommen aber eine ſehr ſanfte und harmloſe Natur war, dann ein Artilleriemajor a. D. Bruckner, der anno 1848 Abgeordneter geweſen war, ein Mineningenieur Schlumberger, andre noch, deren Namen mir entgehen. Sie alle brachten jenem gemeinſamen Wohltätigkeitswerke die unbedingteſte und uneigennützigſte Hingabe entgegen.

Es dürfte nicht erſtaunlich ſein, daß unter den Vereinsmitgliedern ſich auch einige mehr oder weniger problematiſche Perſönlichkeiten befanden; ich erinnere mich namentlich an einen jungen Mann, der ſich als Pole bekannte, ſich Moskowy nannte, und auf ſeine Viſitenkarten Moskowy de Strasbourg ohne Komma drucken ließ. Man hat eigentlich nie wiſſen können, was er in dieſem Vereine tat, noch aus welchem Grunde er Mitglied desſelben geworden war. Der Verein lebte von den in der elſäſſiſchen Kolonie und unter den Lyonern geſammelten Beiträgen. Letztere gaben am Anfang, als das Elſaß noch an der Mode war und man ſich auszeichnete, wenn man die Elſäſſer unterſtützte; dann wurden ihre Beiträge nur mit Mühe eingetrieben, ſchließlich blieben ſie ganz aus. Ein von dem Erzbiſchof geleiteter elſäſſiſcher Verein machte übrigens dem unſrigen Konkurrenz; er trieb auch katholiſche Propaganda und hatte ebenfalls

die Bekehrung Andersgläubiger zum Zweck; die große Lyoner Welt wurde in diesen Verein auch hineingezogen.

Später trat unserer Gesellschaft noch ein Verein gegenseitiger Unterstützung hinzu, zu dessen Präsidenten ich ernannt wurde. Es gelang uns, die elsaß-lothringischen Arbeiter um diesen Verein zu gruppieren und einiges Gute zu tun. Freilich weigerte sich die Regierung, uns zu unterstützen; der Erzbischof erklärte uns sogar den Krieg. Aber wir hielten stand und unsere Landsleute waren uns dankbar dafür.

Am Anfang, als nur der erste Unterstützungsverein existierte, beschränkten wir uns darauf, den Unglücklichen unsere Hilfe zu bieten, welche uns darum baten. Wir sahen gar traurige, klägliche Gestalten an uns vorüberziehen; es versteht sich von vornherein, daß es nicht die edelsten elsässischen Elemente waren, die unsere Hilfe angingen. Viele von ihnen spielten die Rolle von Verbannten, von Flüchtlingen, von „Opfern der Verhältnisse," sie spielten sie mit Methode und System. Sie kamen nach Lyon, da sie, wie sie erklärten, den Anblick der Deutschen im Elsaß nicht ertragen könnten. Man nährte sie, man verschaffte ihnen Stellungen, man gab ihnen Arbeit; eines schönen Tages waren sie verschwunden oder man fand sie anderswo; oft kehrten sie einfach ins Elsaß zurück und sagten dort, daß sie in Frankreich unglücklich gewesen seien, da man sie in Stich gelassen habe. Wir sahen dieselben Leute sogar oft mehrmals zurückkehren; sie gingen einfach von einem Unterstützungsverein zum andern. Es kamen auch Deutsche, Badener, Bayern, die sich nicht schämten, die Unterstützung unseres Vereins anzugehen. Ich richtete an sie das Wort in elsässischer Mundart; sie antworteten in ihrem Dialekt; so wurden sie als das, was sie waren, erkannt und rasch an die Luft gesetzt.

Ich muß nun leider auch hervorheben, daß die Elsässer, welche ihre Heimat verließen, um in Frankreich Arbeit zu finden, nicht immer die Aufnahme fanden, die sie erwarteten. Die Überschwemmung Frankreichs durch so viele Bettler und Lumpen war freilich nicht dazu angetan, den Franzosen große Lust bei-

zubringen, dichter aneinander zu rücken, um den „Brüdern der verlorenen Provinzen“ Platz zu machen. Wir hatten aber alle, ſoviel wir damit beſchäftigt waren, das Gefühl, daß die Franzoſen für unſere Landsleute nicht das taten, was ſie hätten tun ſollen. Unſer Verein empfahl nur empfehlenswerte Arbeiter; dieſe Empfehlung war eine Garantie, und trotzdem hatten wir die erdenklichſte Mühe, dieſen wackeren Leuten Arbeit zu verſchaffen. Gelang es endlich, ſie irgendwo unterzubringen, ſo vereinigten ſich die franzöſiſchen Arbeiter gegen ſie; ſie verſchrieen ſie als Preußen und zwangen ſie, ihre Stelle wieder aufzugeben. Ich bin gar manchen begegnet, die erklärten, ſie hielten es nicht mehr aus und wollten ins Elſaß zurückkehren. Sie waren außer ſich. Ich war es auch. Ich wurde es beſonders eines Tages, als ich bei den Aktionären meiner Zeitung Schritte tat, um einem jungen Angeſtellten des Hauſes Kloſe (ein Bankhaus in Straßburg), der mir von Straßburger Freunden warm empfohlen worden war, ein beſcheidenes Plätzchen in einem Lyoner Bankhaus zu verſchaffen. Er verließ das Elſaß, um nicht im deutſchen Heere zu dienen, und war, wie geſagt, ſehr gut empfohlen. Vergeblich klopfte ich an die Türe dieſer Millionäre. Herr Aynard, an den ich mich zuerſt wandte, in der ſichern Vorausſetzung, das zu erhalten, worum ich bat, wies mein Anliegen ausdrücklichſt zurück: „Unſer Perſonal iſt ganz vollzählig,“ ſagte er mir. — Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß es ſich um ein Werk patriotiſcher Wohltätigkeit handelte, daß er doch für einige Monate für dieſen Unglücklichen ein Plätzchen freieren könne, daß es doch eine Pflicht ſei für die Franzoſen, ſich etwas zuſammenzudrängen, um den armen Teufeln Brot zu verſchaffen, die durch die Schuld Frankreichs Hungers ſtarben, — das war alles verlorene Liebesmühe. Man verſtand den Patriotismus und die Solidarität nicht auf dieſe Weiſe. Man war immer bereit, Phraſen zu machen, ſo rauſchend als möglich, über das „unglückliche Frankreich.“ Man half auch gerne da, wo die Unterſtützungen eine ſchöne Reklame bildeten für die, welche ſie boten; man rühmte ſich z. B. gerne, einem ehemaligen Abgeordneten des Niederrheins

ein Landhaus angeboten zu haben; aber die wirkliche, diskrete Unterstützung armer, unbekannter Notleidender lag den Herren nicht am Herzen; diese fanden nur Unterstützung bei den Elsässern. Solche Erlebnisse waren nicht dazu angetan, meine Anhänglichkeit an Frankreich zu stärken. Im Gegenteil, das Wohnen mit den Franzosen hat eher auf mich eine abstoßende als eine anziehende Wirkung ausgeübt. Diese Wirkung vertiefte sich immer mehr, je länger ich in Frankreich blieb. Allmählich stellte sich heraus, daß ich beinahe in allen wesentlichen Fragen anders fühlte und dachte als die Franzosen. Meine Rückkehr ins Elsaß ist durchaus nicht die Folge eines plötzlichen, unüberlegten Entschlusses gewesen, sondern die logische, verhängnisvolle, notgedrungene Folge einer Reihe psychologischer Ursachen, namentlich der wirklichen Unverträglichkeit des französischen und elsässischen Charakters. Freilich, wenn ich katholisch gewesen wäre, würde die Unverträglichkeit lange nicht in demselben Maße hervorgetreten sein.

Protestant? Katholik? Wer hätte vor dem Kriege diese konfessionellen Unterschiede weniger beachtet als ich? Unter meinen alten Freunden gab es Katholiken, Juden, Protestanten; wußte ich überhaupt, welche die Konfession der einen oder andern war? Meine Gedanken erhoben sich weit über diese Zufälligkeiten! Man konnte sich, so dachte ich, mit Mohammedanern, mit Christen, mit Juden oder Atheisten verständigen; die Ehrbarkeit war nicht das ausschließliche Attribut eines Glaubens, und ein Brahmine konnte ein sehr braver Mann sein, ebenso wie ein katholischer oder protestantischer Pfarrer oder Rabbiner. Im Elsaß, im Courrier du Bas-Rhin hatte ich diese Grundsätze verteidigt. Man könnte in dieser Zeitung sogar einen Artikel wiederfinden, in dem ich mich gegen die wandte, welche die „Toleranz" zu Gunsten der Juden anriefen. Toleranz? sagte ich; vom Rechte sollte man sprechen. Die Juden haben dieselben Rechte als wir. Wenn wir von Toleranz sprechen, erkennen wir uns eine Überlegenheit in rechtlicher Beziehung zu, die nicht existiert, die nur eine Impertinenz ihnen gegenüber bedeutet. Ich bin noch jetzt

dieſer Anſicht, und es iſt mir einerlei, ob jemand dieſer oder jener Konfeſſion angehört, wenn er nur ehrlich, aufrichtig und gerade iſt. Das andre bedeutet nicht viel. Aber, wenn ich ſo dachte, ſo dachten andre verſchieden, und die Ereigniſſe ſollten eine Richtung nehmen, welche die Konfeſſionsunterſchiede im Elſaß in den Vordergrund rücken würden. Und die Proteſtanten mußten, wenn ſie nicht die Düpierten ſein wollten, den Kampf, den ihnen der Ultramontanismus aufdrängte, aufnehmen, indem ſie ſich unter dem Banner ihrer Religion zur Abwehr der Angriffe vereinigten. Das aggreſſive Vorrücken des Ultramontanismus datiert von der Ausrufung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis her; es entwickelte ſich immer mehr bis zum preußiſch-öſterreichiſchen Kriege; wir merkten es wohl im Elſaß. Der Sieg Preußens wurde von den Katholiken als ein Sieg des Proteſtantismus über den Katholizismus aufgefaßt. Zum erſtenmal erhob ſich der Ruf nach einer Revanche. Von dieſer Zeit datieren auch die Angriffe der katholiſchen Preſſe gegen mich. Die Herren Winterer, Guerber, Simonis, die Redakteure der Revue Catholique d'Alſace führten ihre Batterien gegen mich ins Feld. Wie ſehr die konfeſſionellen Gegenſätze im 70er Kriege hervortraten, habe ich bereits zur Genüge hervorgehoben.

In Lyon trat mir der ultramontane Geiſt überall entgegen und tat ſehr viel zu meiner Entfremdung von den Lyoner Kreiſen. Der Katholizismus Lyons nahm eine geradezu aggreſſive fanatiſche Haltung ein. Es herrſchte dort ein Geiſt, der an die Tage des finſterſten Mittelalters erinnerte. Der Glaube war zwar, — wie ich gern annehmen will, — durchaus aufrichtig, und einem ſolchen Glauben gegenüber habe ich nur die größte Ehrfurcht, aber er war blind, abergläubiſch und herausfordernd. Als ich nach Lyon kam, ſah man in den Schaufenſtern der erſten Verkäufer von Kunſtgegenſtänden ein großes Ölbild ausgeſtellt, das Notre-Dame de Fourvières darſtellte, die Schutzpatronin von Lyon, die über der Stadt ſchwebte, und unten in großen vergoldeten Buchſtaben las man: „An Notre-Dame de Fourvières, welche die preußiſche Invaſion von unſerm Haus und Herd fern-

hielt.“ Dieſes Bild war von einem der erſten Kaufleute Lyons, einem gebildeten, wohlhabenden, einflußreichen Manne, der auch eine politiſche Rolle ſpielte, beſtellt worden. Das niedere Volk, ſo kommunardiſch es auch war, glaubte ebenſo an Notre-Dame de Fourvières. Recht charakteriſtiſch war ſein Verhalten am Tage, wo die Kapelle von Fourvières brannte; man hätte ſich wirklich vorſtellen können, man lebe noch zur Zeit des Albigenſerkrieges. Das Volk war in einer furchtbaren Aufregung, die ſich auch gegen Andersgläubige richtete.

Dieſer übertrieben fanatiſche Katholizismus drang auch in die Lyceen ein. Einer meiner Söhne fragte mich einſt, als er vom Lyceum nach Hauſe kam, warum man ihn denn nicht in die Jeſuitenſchule ſchickte. Sein Lehrer, der doch auch an der Univerſität wirkte, hatte in der Klaſſe vor allen Schülern den Ausſpruch getan: „Sagt doch Euren Eltern, daß ſie Unrecht haben, Euch ins Lyceum zu ſchicken. Der Jeſuitenunterricht iſt viel beſſer. Dorthin müßt Ihr gehen.“*)

Der Konfeſſionalismus der Lyoner Bevölkerung offenbarte ſich auch in charakteriſtiſcher Weiſe in den Buchhandlungen. Ich war anfangs nicht wenig überraſcht, in allen Straßen Buchhandlungen zu finden, die ſich ſpeziell katholiſche Buchhandlungen nannten. Man verkaufte dort nur Bücher, die von irgend einer kirchlichen Autorität gebilligt waren. Neben ihnen fanden ſich gewöhnlich „republikaniſche“ Buchhandlungen, — aber wirkliche Buchhandlungen ohne beſonderen Titel konnte man vergebens ſuchen. Ein Basler Buchhändler gründete eine Filiale in Lyon; ich ging häufig hin und ſprach mit ihm. Er klagte mir bald ſein Leid. Keiner wollte bei ihm kaufen. Selbſt die Profeſſoren, ſagte er, kauften nichts; ſie ſeien überhaupt mit der Literatur ihres Faches nicht bekannt. „Ich wundere mich nicht mehr über

*) Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft daran. Denn mir paſſierte es. Unſer Lehrer ärgerte ſich auch ſtets darüber, daß die paar Proteſtanten in der Klaſſe beim Gebet nicht knieten wie die Katholiken, ſondern ſtehen blieben. Ich weiß noch, wie er eines Tages einen proteſtantiſchen Mitſchüler von mir durch Mißhandlungen zwingen wollte, zu knien. Er verſetzte ihm mehrere Fußtritte.

Frankreichs Niederlage," ſagte er mir. „Dies Land iſt um ein Jahrhundert zurück."

Alle dieſe Verhältniſſe erbitterten mich immer mehr. Ich erinnere mich eines Tages, wo dieſe meine Empfindung beſonders zum Ausbruch kam. Es war Fronleichnam. Man hatte mich gebeten, mein kleines Töchterchen, das wie ein blondes Engelchen ausſah, herzugeben, um in der Prozeſſion das Jeſuskind darzuſtellen. — „Aber, ſie iſt proteſtantiſch!" hatte ich geantwortet. — „Das ſchadet nichts," wurde mir erwidert. Ich mußte nun ganz kategoriſch erklären, daß ich mein Kind nie dazu hergeben würde. — Die Prozeſſion fand ſtatt. Sie zog an unſeren Fenſtern vorbei mit ihrem pomphaften Glanz, mit ihren Litaneien, ihrem Weihrauchsduft, ihrem Gemurmel und ihrem ſchrillen Geklingel. Noch heute fühle ich die Hugenottenwut, die mich überfiel; ich öffnete das Fenſter weit auf, ſetzte mich ans Klavier, und den Fuß auf dem Pedal, ließ ich über dieſe heilige Menſchenmenge die ernſten, vollen Klänge des Geſanges Luthers: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, dahinbrauſen. Und ich ſang dieſes Lied, ich, der ich in den letzten Jahren nicht mehr in der Kirche geweſen war, ich ſang es, wie ein Lied des entrüſteten Trotzes.

Die Proteſtanten in Lyon waren nicht von dieſem Schlag. Unter der erdrückenden Mehrheit der Katholiken gebeugt, hatten ſie gelernt, die Rolle des Schilfrohres zu ſpielen, und ſie ſpielten ſie, wie mir ſcheint, in übertriebener Weiſe. Ich war ſehr überraſcht, gerade unter den Proteſtanten Verteidiger und Anhänger der weltlichen Macht des Papſttums zu finden.

Die Angſt machte ſie katholiſcher als die Katholiken. In der großen Mehrheit waren ſie orthodox, und das Journal de Lyon erſchien ihnen als eine revolutionäre Zeitung. Um ſich ihre Eigenſchaft als Proteſtanten verzeihen zu laſſen, hielten ſie ſich für gezwungen, Gefühle zur Schau zu tragen, die in direktem Gegenſatz zu dem Geiſte des Proteſtantismus ſtanden. Sie waren ebenſo und aus denſelben Gründen die lärmendſten Feinde Preußens, als eines proteſtantiſchen Landes; und unter ihnen befanden ſich die fanatiſchſten Verkleinerer ſelbſt des ehe-

maligen Deutſchlands, des großen Deutſchlands Goethes, Kants, Schillers, Leſſings. Die Katholiken konnten ſich in dieſer Beziehung erlauben, was die Proteſtanten niemals gewagt hätten. In den erſten Tagen gab der Verwaltungsrat ein Diner im Restaurant de la Tête d'Or. Beim Heimgehen nahm mich ein alter Herr, — der zum Unglück für mich kurze Zeit nachher ſtarb und der der alten Lyoner Bourgeoiſie angehörte, — beiſeite und ſagte mir: „Ich billige Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht. Ich verſtehe und bewundere den Gedanken, der Sie geleitet hat, die Pflicht gegenüber Ihrem alten Vaterlande. Aber Sie haben die Pflicht, die Sie Ihren Kindern gegenüber zu erfüllen haben, vergeſſen. Frankreich iſt ein durch den Katholizismus vollſtändig verderbtes Land. Die Zukunft gehört den proteſtantiſchen Ländern. Um Ihrer Kinder willen, wenn auch nicht Ihretwegen, müßten Sie die Gelegenheit dieſes Friedensvertrages begierig erfaſſen, der das Elſaß von einem Lande trennt, das dazu verurteilt iſt, an ſeinem Katholizismus zu Grunde zu gehen. Es wird ſchon der Tag kommen, wo Sie es bedauern werden, im Elſaß nicht geblieben zu ſein. Denken Sie dann an das, was ich Ihnen ſage. Ein Vater muß ſich für die Zukunft ſeiner Kinder erhalten.“ — Als mein Schwiegervater, der Profeſſor Bruch, uns in Ecully aufſuchte, traf er Jean Macé bei mir. Wir drei ſprachen von den Ereigniſſen, und alle drei waren wir derſelben Meinung, daß der Katholizismus Frankreich vernichten würde, und die Annexion des Elſaſſes mit ſeiner ſtarken proteſtantiſchen Bevölkerung für Frankreich einer neuen Aufhebung des Edikts von Nantes entſpräche. Die religiöſe Frage überragte für alle, die ſich die Mühe gaben, nachzudenken, bei weitem die politiſche.

In Lyon war ich, beinahe ohne es zu ahnen, in die chauviniſtiſche Bewegung hineingezogen worden. Rings um mich herrſchte eine Atmoſphäre des Chauvinismus und Terrorismus. Ich verſuchte zuerſt, zu reagieren, aber bald merkte ich, daß man meiner Auffaſſungsweiſe recht ſchlecht begegnete; ich wurde ſelbſt eingeſchüchtert, „terroriſiert“ und glaubte mich von meinen „Irrtümern“ dadurch loskaufen zu können, daß ich auch den Chauvi-

niſten ſpielte. Ich empfand aber ſelbſt die Wirkung dieſer törichten Poſe, als der Feldzug gegen meinen Schwiegervater, der zum Rektor der neugegründeten Straßburger Univerſität gewählt worden war, begann, und zwar bei Gelegenheit des Univerſitätsfeſtes. Als mein Schwiegervater uns in Lyon aufſuchte, empfand ich zuerſt — ich leugne es nicht — eine gewiſſe Scheu, ihn unter uns zu ſehen; ich dachte mir, daß man mich wieder anklagen würde, — aber dieſe Angſt übte eine heilſame Wirkung auf mich aus, denn von dieſem Zeitpunkt an begann bei mir die Reaktion. Ich verehrte meinen Schwiegervater; was er in Straßburg getan hatte, billigte ich im Grunde meines Herzens; und ich hatte allmählich den Mut, es offen auszuſprechen. — Ich ſteifte mich gegen meine eigene Angſt — und ich blieb Sieger. Damals ſchrieb ich in Erinnerung an eine alte deutſche Sage in mein Tagebuch die Worte: „Landgraf, werde hart!“ Ich hatte freilich noch manche Kämpfe mit mir zu beſtehen, Kämpfe gegen die einem jeden von uns innewohnende Schwäche, denn wir alle fürchten uns allein unſerer Meinung zu ſein und erwarten von den andern die Beſtätigung unſerer eigenen Empfindungen. Ich habe lange Zeit gebraucht, um meiner ſicher zu werden und um erklären zu können: „Ich will lieber meiner Meinung ſein als der Meinung der andern.“

Ich zerriß nun die Bande, die mich an den franzöſiſchen Terrorismus feſſelten und ich faßte den Entſchluß, das, was in meinen Kräften ſtand, zu tun, um meine elſäſſiſchen Landsleute vor dem Terrorismus zu retten, der ſie Torheiten begehen ließ. Ich hatte auch die Empfindung, daß ich beſonders das Unrecht, das man meinem Schwiegervater zugefügt hatte, wieder gut machen mußte. Ich ſagte mir: Ich habe durch meine Auswanderung Proben meines franzöſiſchen Patriotismus abgelegt; — nun, wenn ich dieſen Raſenden meine Meinung ſage, werden ſie doch auf mich hören, — und ich dachte keinen Augenblick daran, daß auch das Gegenteil geſchehen könnte und daß man mich anklagen würde, ein Verräter zu ſein. Ich hielt die Menſchen für beſſer als ſie ſind.

Während die oben geſchilderte Reaktion in meinem Innern ſich entwickelte, war in Lyon der Chauvinismus im Wachſen begriffen. Es war ganz eigentümlich, wie ſich in der Bevölkerung immer mehr und mehr die Verachtung des Siegers breit machte. Man hätte denken können, daß weniger Frankreich, als die Eigenliebe der Franzoſen durch die Niederlage verletzt war. Man nahm es England nicht übel in Waterloo, Rußland nicht übel in Moskau geſiegt zu haben; aber Preußen war es nicht erlaubt, ſtärker geweſen zu ſein als Frankreich, ſittliche Eigenſchaften gezeigt zu haben, die ihm abgingen. Der Preuße und der Deutſche überhaupt wurden als Leute geringerer Raſſe angeſehen, als Plebejer der niedrigſten Rangſtufe, die dem edleren Frankreich gegenüber die Rolle von Arbeitern der unterſten Kategorie zu ſpielen hätten. Keinem fiel es dabei ein, zu bedenken, daß es keine Schande ſei, die Überlegenheit des Siegers anzuerkennen, ja, daß es kindlich ſei, es nicht zu tun. Noch mehr: Jemehr Frankreich dieſe Überlegenheit anerkannte, deſto höher erhob es ſich ſelbſt; denn wenn wir durch Toren und Elende geſchlagen worden wären, um wie viel törichter und elender wären wir nicht als ſie? Das begriff man aber nicht, vielmehr gab man ſich den merkwürdigſten Illuſionen, den kindlichſten Phantaſien, Sophiſtereien und lächerlichſten Lügen hin, um die Niederlage zu erklären. Der Zufall, der Verrat, die Spionage, das waren die Sieger Frankreichs. Es war kein ſittliches, moraliſches Motiv dabei im Spiel. Jede moraliſche Überlegenheit lag auf Seiten Frankreichs. Auf deutſcher Seite erkannte man nur ſchamloſe Brutalität.

Die Verachtung des Gegners offenbarte ſich von Anfang an auf ſehr kindiſche Art. Die Nation, die Regierung zog man nicht zur Rechenſchaft. Man konnte ja nichts gegen ſie. Man griff die einzelnen Perſonen an, die Geſchäfte oder Familienbeziehungen nach Frankreich zogen. In der Annahme, die Franzoſen ſeien wie die andern Leute, man würde nach dem Friedensſchluß wie loyale Gegner nach einem Duell ſich die Hand zur Verſöhnung reichen, kehrten dieſe Deutſchen nach Frankreich zurück,

wie die Franzoſen nach Sebaſtopol nach Rußland, oder nach Waterloo nach England zurückgekehrt waren. Sie werden wohl ſehr erſtaunt geweſen ſein über den Empfang, den ihnen die Nation bereitete, die ſich rühmt, die ritterlichſte, höflichſte und beſterzogene der Welt zu ſein. Ich wäre ſehr begierig geweſen, zu erfahren, was ein Franzoſe von den Ruſſen geſagt haben würde, wenn ſie ihm nach dem Krimkriege ihre Türen verſchloſſen hätten, wenn ſie erklärt hätten, ſie wollten nichts mit ihm zu tun haben, wenn ſie ihn weder an ihrem Tiſch noch in ihrem Salon, noch in ihren Bureaus empfangen hätten, und wenn alle derartige Äußerungen im verächtlichſten, unhöflichſten Tone verletzter Überlegenheit erfolgt wären; dieſer Franzoſe hätte geſchrien, daß, wer den Ruſſen kratzt, den Tartaren findet und dergleichen Freundlichkeiten mehr. Nach 1871 wurden die Franzoſen aber tartariſcher als die Ruſſen es jemals geweſen ſind, und ſie rühmen ſich deſſen höchſt ſeltſamer Weiſe noch heute.

Ich bin Zeuge dieſer merkwürdigen tobſüchtigen Anfälle geweſen. Ich dachte, daß der Anfall vorübergehend ſein würde. Für mich iſt es Gegenſtand fortwährender Überraſchung, daß dieſer Anfall dauert, und daß er mit der Zeit zu einer wirklichen Monomanie ausgeartet iſt, die an berechneter Unhöflichkeit, Unverſchämtheit und Grobheit nichts zu wünſchen übrig läßt.

Dieſer Patriotismus — denn man nannte dies Patriotismus — wurde zu einer bequemen Flagge, unter der man alle möglichen Waren führte. Der Haß gegen die Deutſchen diente einer Menge von Geſchäftsleuten und Gewerbetreibenden zur Reklame; mit richtigem Spürſinn hatten ſie erkannt, welchen Vorteil ſie daraus ziehen konnten. Die gelungenſte Kriegsmaſchine, die man aber um dieſe Zeit in Lyon in dieſem Sinne ins Leben rief, war die kleine Zeitung, der Anti-Pruſſien. Dieſes Blatt kündigte ausdrücklich an, daß es ſich die Miſſion gegeben habe, den franzöſiſchen Handel zu reinigen, vom franzöſiſchen Boden alle deutſchen Kaufleute, Kommis und Korreſpondenten zu verjagen. Es veröffentlichte deshalb eine Art ſchwarzer Liſte, das Verzeichnis aller Kaufleute, die in Lyon und anderswo Deutſche

anſtellten, mit Deutſchen Geſchäfte machten und bei Deutſchen kauften. Beſondere Fanatiker hatten die ausdrückliche Aufgabe übernommen, die Namen derer zu verzeichnen, welche trotz der Mahnungen dieſes öffentlichen Anklagekomitees mit den Verpeſteten in Geſchäftsbeziehungen oder andern zu bleiben wagten. Einige Anklagen des Anti-Pruſſien erwieſen ſich ſpäter als unbegründet. Da das Blatt von Geſchäftsleuten redigiert wurde, konnte es dem Verdachte nicht entgehen, oft unter der Flagge eines wahnſinnigen Patriotismus die Intereſſen einiger illoyaler Konkurrenten vertreten zu haben. Die Angſt vor dem Anti-Pruſſien ward bald ſo groß, daß keiner mehr wagte, einen deutſchen Kommis in ſeinem Geſchäft zu behalten.

Die Zeitung ſtellte ihr Erſcheinen infolge der Ankunft des Herrn Sonnemann, des Direktors der Frankfurter Zeitung in Lyon und der Schritte, die er beim Präfekten Valentin und bei mir machte, ein. Ich hatte Herrn Sonnemann ſchon vor dem Kriege gekannt. Ich hatte kollegiale Beziehungen zu ihm gehabt. Als er nach Lyon kam, ſuchte er mich auf und ſprach mir ſofort vom Anti-Pruſſien und den Gefahren, welche derartige Blätter Frankreich laufen ließen. Die Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Frankreich waren immer noch ſehr geſpannt. Das deutſche Heer hielt unſern Grund und Boden noch beſetzt. Weshalb unklugerweiſe noch Öl ins Feuer gießen? Er ſprach auch mit Valentin darüber. Ohne uns vorher verabredet zu haben, verſprachen wir Sonnemann unſere Unterſtützung. Ich ſuchte den Direktor des Anti-Pruſſien auf und ſetzte ihm die Sachlage auseinander. Ich appellierte an ſeinen Patriotismus. Der Präfekt tat desgleichen — und der Anti-Pruſſien unterdrückte ſich ſelbſt, das heißt er nahm einen andern Titel an und hörte auf, ſeine Proſkriptionsliſte herauszugeben.

Ein andrer Vorfall dieſer pſeudopatriotiſchen Kampagne iſt nicht weniger charakteriſtiſch. Er kam mir noch merkwürdiger von einem andern Geſichtspunkte aus vor. An einem der erſten Abende, die ich in Lyon verbrachte, ging ich in der Gegend des Perrachebahnhofes ſpazieren. Es lag da ein großer, mit Bäumen

bepflanzter Platz. Auf der rechten Seite des Bahnhofes erblickte ich einen Biergarten. Oberhalb der Türe las man die Aufschrift: Bierbrauerei Ring. Ich ging hinein. Ich setzte mich an ein Tischchen unter den Bäumen und ließ mir einen Schoppen geben, den ich vorzüglich fand. Es war wirkliches bayerisches Bier, das erste, das ich seit langen Monaten getrunken hatte, und das dem schweren Lyoner Bier weit vorzuziehen war, ja, nach meinem Geschmack auch dem elsässischen Bier des Herrn Hofherr, dessen Bierbrauerei gegenüberlag, auf der andern Seite des Bahnhofes. Da ich noch niemanden in Lyon kannte, bekümmerte ich mich nicht um meine Nachbarn; ich konstatierte nur, daß der Garten voller Leute war, und das Gas über diese Menge ehrbarer Bürger ein Licht verbreitete, das mir außerordentlich dunkel zu sein schien. Gewiß hatte der Biergartenbesitzer schon seit langer Zeit die Gläser nicht putzen lassen. Wie groß war aber nicht mein Erstaunen, als mir am Tage darauf mein Mitredakteur, Herr Laeroix, mit etwas geheimnisvoller Miene sagte, man hätte mich am Abend vorher im Biergarten des „Preußen" gesehen. Ich erfuhr erst dann, daß Ring ein Deutscher war, und daß dieser Deutsche, der übrigens Bayer war, „der Preuße" genannt wurde. Ich antwortete ihm, daß ich jedenfalls wieder zu ihm gehen würde, da das Bier dort ausgezeichnet sei. — „Gehen Sie nur hin, wenn Sie wollen," antwortete er mir, „aber nicht am Tage." — „Und weshalb nicht am Tage, wenn das Bier gut ist?" — „Nun, weil es eben der Preuße ist." Ich lachte meinem Unterredner ins Gesicht und versicherte ihm, daß diese Eigenschaft mich durchaus nicht störte, denn was ich in einer Bierbrauerei suchte, das sei nicht der Patriotismus, sondern gutes Bier.

Ich kehrte in der Tat wieder zurück und entdeckte die Ursache der Dunkelheit des Gases. Alle die biedern Leute, die ihr Bier unter den „preußischen" Lauben schlürften, hatten Angst, gesehen zu werden. Am Tage deklamierten sie gegen „den Preußen" und schimpften weidlich auf die Elenden, die ihr Bier dem patriotischen Biere Lyons oder dem noch patriotischeren

Biere des Elſaſſes vorzogen; Abends aber kamen ſie, das Taſchentuch vor der Naſe haltend, ſetzten ſich ins Halbdunkel und ſchlürften mit patriotiſch-reumütigem Herzen dieſes Verräterbier. Ich entdeckte unter dieſen dunkelgehaltenen Lauben gar manche Geſtalten furchtbarer Deutſchenfreſſer; ich beging die Torheit, ſie zu erkennen — und das noch größere Unrecht, es ihnen zu ſagen. Wahrſcheinlich werden ſie mir nie mein freimütiges Lachen und meine Scherze über die Eigentümlichkeit ihres Patriotismus verziehen haben.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei einer ſolchen Stimmung der Franzoſen die Zahl der Deutſchen, die eine Reiſe in dieſes ungaſtliche Land riskierten, von Tag zu Tag geringer wurde. Wer hätte ſich, ohne dazu gezwungen zu ſein, den Launen und Rippenſtößen jener verwöhnten Kinder ausſetzen wollen, deren ſchlechte Erziehung ſich infolge eines unglücklichen Krieges offenbarte? Viele Deutſche wurden ſehr ernſtlich durch Arbeiter beläſtigt — zwanzig gegen einen —, dieſelben Arbeiter, welche die Soldaten mit Steinen bewarfen und die ſelber niemals im Feuer geſtanden hatten.

Der Patriotismus jener dekadenten Franzoſen offenbarte ſich aber nicht bloß auf dieſe Weiſe den Deutſchen gegenüber, er begann leider auch dem Elſaß und den Elſäſſern gegenüber ein ſeltſames Verhalten anzunehmen.

Da nun einmal das Elſaß durch die feierliche Abſtimmung der Nationalverſammlung auf ewig Deutſchland abgetreten war, — und dieſe Abſtimmung war bekanntlich mit erdrückender Mehrheit erfolgt, — ſo hatten Frankreich und die Franzoſen die Pflicht, uns zu Hauſe tun zu laſſen, was wir wollten, und ſich nicht mehr in unſere Angelegenheiten zu miſchen, namentlich nicht mehr von *ihrem* Standpunkte aus und in *ihrem* Intereſſe. Wir waren das Löſegeld geweſen. Wir durften von Frankreich Ehrfurcht vor unſerm Opfer und frommen Reſpekt verlangen. Ich habe niemals verlangt, daß Frankreich uns mehr ſchulde; ich habe keine theatraliſchen Kundgebungen verlangt, ich habe nie erwartet, daß zu Weihnachten den elſäſſiſchen Kindern unter

rieſigen Tannenbäumen, die in echter Vogeſenerde aufgepflanzt waren, Geſchenke ausgeteilt wurden, beim Klange der Marſeillaiſe, unter Gegenwart der Miniſter, Senatoren und Abgeordneten; ich habe mich nie geſehnt nach den offiziellen Tränen über das Unglück unſerer „patriotiſchen Provinzen," nach den Lorbeerkränzen und Immortellengirlanden auf den Statuen des Karuſſelplatzes, nach jenem Blendwerk mit bengaliſcher Beleuchtung, mit dem man die „Verbannten" zu Paris berauſchte. Als dieſer Karneval ſein Schellengeklingel ertönen ließ, hätte ich mich am liebſten verſteckt; ich ſchämte mich beinahe, Elſäſſer zu ſein. So entehrte man unſern Schmerz. Das Elſaß wurde zur allgemeinen Reklame. Der erſte beſte Gaukler, der Beifall finden wollte, brauchte nur im Namen des Elſaſſes die große Trommel zu rühren; er war ſicher, volle Kaſſe zu machen. Das Elſaß mußte allen Zwecken dienen, als Wahlreklame, literariſche Reklame, künſtleriſche Reklame, induſtrielle Reklame. Im Palais der Allgemeinen Lyoner Ausſtellung vom Jahre 1872 richtete man ein patriotiſches Bierhaus ein, in dem ſogenannte Elſäſſerinnen im bekannten Koſtüm bedienten. Dieſe ſogenannten „Elſäſſerinnen" kehrten abends mit dem erſten beſten in die Lupanarien der Guillotière zurück, aus denen ſie gekommen waren, die elſäſſiſche Schleife in den Haaren und einige Obſcönitäten im elſäſſiſchen Dialekt auf den Lippen. Es ekelt mich an, wenn ich mich daran erinnere.

In der Politik wurde das Elſaß auch Trumpf im Kampfe der Parteien. Gambetta zuerſt verſtand, welchen Nutzen er aus der ſogenannten elſäſſiſchen Frage ziehen konnte. Dieſe „Frage" nahm ihren ſtehenden Platz in ſein Programm. Gambetta ſpielte ſich auf als der Beichtvater und Gewiſſensrat aller Elſäſſer. Einige ſeiner fanatiſchſten Anhänger, Scheurer-Keſtner, Köchlin (der Abgeordnete), Lalance und andre unterſtützten ihn dabei. Unter ſeinen Auſpizien wurde beinahe ſofort nach dem Friedensſchluß die elſäſſer Liga gegründet, die zuerſt radikal war und ſich gegen die Abgeordneten richtete, welche die Gebote Gambettas und ſeiner Anhänger nicht blindlings durchführte, dann aber eine Waffe in den Händen der Klerikalen wurde, die, mit den Radi-

kalen verbunden, die Liberalen, die künftigen Autonomiſten, bekämpften.

Die „Elſäſſer Liga," dieſen pomphaften Titel gab ſich ein elendes Pamphlet, das in unregelmäßigen Zwiſchenräumen erſchien, und den Anſpruch erhob, den Elſäſſern und Lothringern ihr Verhalten den Deutſchen gegenüber zu diktieren. Dieſes Pamphlet wurde von den Freunden Gambettas teils in Paris, teils in Mülhauſen redigiert. Es wurde zum Sprachrohr aller niederen Leidenſchaften, aller Gehäſſigkeit, die ſich in der Seele jener Fanatiker angehäuft hatte. Dieſes Pamphlet hat den zweifelhaften Ruhm, zuerſt im Elſaß Verräter entdeckt und angegeben zu haben. Verräter? Woran und wovon? Ihr hattet uns doch durch eure feierliche Abſtimmung aller unſerer Eide entbunden, uns, die wir uns für euch hatten bombardieren laſſen; ihr hattet die Türe hinter uns zugeſchlagen! Wie wolltet ihr, daß wir euch verraten könnten, wir, die wir euch nicht mehr angehörten?

Der erſte „Verräter" wurde Hartmann, der Abgeordnete von Münſter. Er hatte zuerſt nach der Verſammlung in Bordeaux, nachdem er ſich über die einzunehmende Haltung mit unſern früheren Freunden, Ignace Chauffour, Aug. Dollfus, Fleiſchhauer, Schützenberger verſtändigt hatte, die Fahne der Autonomie aufgepflanzt; er hatte es ausgeſprochen, daß, da das Elſaß nicht mehr franzöſiſch ſei, es elſäſſiſch ſein müſſe und von Deutſchland eine autonome Konſtitution zu erhalten ſuchen ſolle, die es den andern deutſchen Staaten gleichſtellte. Dies ſchloß offenbar auch Gleichheit der Pflichten in ſich. Damit war aber die Liga nicht einverſtanden. Sie begann damit, die vollſtändige, abſolute Enthaltung von jeder politiſchen Aktion, und vor allem die maſſenhafte Auswanderung zu predigen. Ein wahnſinniger, lächerlicher Plan, der in einem ſchülerhaften Gehirn ſeine Entſtehung genommen haben mußte! Wie ſollten alle die Unglücklichen, die im Elſaß lebten, die in dieſem Lande wurzelten, ihren Lebensunterhalt und den ihrer Kinder in der Fremde finden? Aber an ſolche Kleinigkeiten dachten die Helden der Liga nicht. Sie

waren Millionäre, ſie wußten nicht, was es heißt, ſein Brot verdienen, Hunger haben! Ihnen genügte es, unter der Naſe der Preußen ein Feuerwerk abzubrennen; das Elend der Unglücklichen, die ſie ſelber durch ihre Deklamationen auf die Straße des Exils geworfen hatten, lieferte ihnen den Stoff zu flammenden Reden gegen die Deutſchen, — gerade wie wenn die Deutſchen ſie aus ihrem Hof und Herd verjagt hätten. Sie dagegen rauchten feine Zigarren, wärmten ſich an ihrem Ofen und ließen es ſich in jeder Beziehung wohl ergehen.

Ich erhielt eines Tages in den Bureaus des Journal de Lyon die erſten Nummern der „Ligue;“ ſie waren mir aus Mülhauſen zugeſchickt worden; man bat mich, ſie in meiner Zeitung abzudrucken, und man ſchien es für ſelbſtverſtändlich zu halten, daß ich mich alsbald dieſem Wunſche fügte. Ich las das Pamphlet und wurde dadurch geradezu angeekelt; ich erklärte, daß ich es niemals abdrucken würde. Meine Antwort ſchien den Abſender lebhaft zu überraſchen. Er wird mir gewiß, als er über den Erfolg ſeiner Miſſion Bericht erſtattete, einen erſten ſchwarzen Punkt gegeben haben. Daß ich ſpäter auch das Buch von Ed. About über das Elſaß, das würdige Gegenſtück der Liga, nicht zur Beſprechung aufnahm, wurde mir ebenfalls angekreidet. Freilich konnte man zu dieſer Zeit noch nichts gegen mich tun. Ich war ausgewandert. Was wollte man mehr?

Ich erfuhr ſpäter, welch fieberhafte Tätigkeit die Freunde der Liga ins Werk ſetzten und welcher Waffen ſie ſich bedienten, um die Widerſpenſtigen ſelbſt in ihre Kreiſe zu ziehen. Alle Elſäſſer, die ſeit langen Jahren ſich in Paris niedergelaſſen, wurden freiwillig die Agenten der Liga; ich kenne nur einen einzigen, der eine Ausnahme machte, Herrn Arthur Kratz, den Berichterſtatter in der Oberrechnungskammer, den Sohn des früheren Präſidenten des elſäſſiſchen Direktoriums der Augsburger Konfeſſion. Die Mittel, deren ſie ſich bedienten, waren der Politik der Jakobiner, der Terroriſten jeglichen Régimes, entnommen; ſie drohten denen, die ihren Ratſchlägen nicht folgen wollten, ſie würden jeglichen Verkehr mit ihnen abbrechen, ſie würden ſie der Verachtung ihrer

Landsleute ausliefern — und sie hielten Wort. Mein Vetter Louis Schneegans, der seit Jahren in München wohnte, weigerte sich auszuwandern; seine Freunde erklärten ihm, daß er dadurch ihre Freundschaft und Achtung verwirke. Er verzichtete auf sie. Die größte Anzahl ließ sich jedoch einschüchtern, wanderte aus — nach Paris! — und spielte den Märtyrer.

Die Elsässer Liga war es nicht allein, die Verräter aufspürte. Auch die übrige französische Presse beteiligte sich an der Jagd nach dem Verräter. Es waren namentlich elsässer Korrespondenten, die das Feuer schürten, Leute, die teils von früher her noch ihren Haß an dem einen oder andern zu stillen hatten, oder sich bei den Herren, die in Paris in Patriotismus machten, gut anschreiben wollten. Ich hatte das Unglück, ohne sie gelesen zu haben, Korrespondenzen aus Straßburg anzunehmen, die von einem meiner früheren Kollegen, Herrn Longchamp vom Industriel alsacien geschrieben waren; sie waren vom Geiste der Liga erfüllt. Ich las sie erst, als sie schon gedruckt waren; ich war darüber entsetzt und bemerkte sofort meinem Korrespondenten, daß ich seiner Art, die Menschen und Dinge zu beurteilen, nicht beistimmte. Er schrieb mir nicht mehr, — später überhäufte er mich mit Schmähungen.

Unter den drei Männern, die damals der Zielpunkt aller Angriffe waren, Hartmann, Klein und Kable — die beiden ersten mehr als der Letztere, — stand Klein am meisten im Vordergrund. Als Küß Straßburg verlassen hatte, um sich in die Nationalversammlung zu begeben, hatte er seinen alten Freund Klein beauftragt, die Angelegenheiten der Stadt an seiner Stelle zu leiten. Klein versah dieses Amt mit einer Hingebung, deren Charakter seine Gegner, die Klerikalen, sofort zu travestieren suchten; in ihren Augen konnte die Hingebung eines Liberalen und Protestanten nur Ehrgeiz sein, und in diesem besondern Fall, ein von Verrat befleckter Ehrgeiz. Klein trat in dauernde Beziehungen zu den deutschen Zivil- und Militärbehörden; er führte die Geschäfte der Stadt, ohne sich um die politische Frage zu bekümmern, indem er sich ausschließlich auf den Boden der Interessen

der Stadt ſtellte. Er leiſtete der Stadt Straßburg hervorragende Dienſte, wofür ihm nur recht Wenige Dank zollten. Einige elſäſſiſche Korreſpondenten franzöſiſcher Zeitungen hatten ſogar nichts eiligeres zu tun, als den „Verrat Kleins" überall auszupoſaunen. Er litt ſehr darunter, aber ſeine unbezähmbare Energie half ihm den Ekel überwinden, der ihn befiel. Er ſchrieb mir häufig. Ich konnte ihn nur ermutigen auf dieſem Wege fortzufahren. Er ſagte mir ſpäter, meine Briefe wären für ihn eine Quelle wohltuenden Troſtes geweſen. Die Liga freilich griff ihn erſt ſpäter an. Das Pamphlet hatte zuerſt die Männer und Dinge des Oberrheins im Auge; der alte Neid der Familie Koechlin auf Hartmann, beſonders des roten Radikalen Alfred Koechlin auf Fritz Hartmann, der gemäßigter Liberaler war, machte ſich in dieſer Publikation Luft. Noch ſchlimmer als die gedruckten Angriffe auf Hartmann waren aber die Gerüchte, die man über ihn ausſtreute und die von Mund zu Mund gingen. Die Klerikalen, welche Hartmann als ihren entſchiedenſten Gegner anſahen und die ihn während der letzten Wahlen zum Corps législatif mit der äußerſten Erbitterung bekämpft hatten, konnten ſich über die Angriffe der Liga nur ſehr freuen. Die Radikalen beſorgten die Geſchäfte der Ultramontanen. Man erzählte, Hartmann wäre zu den deutſchen Behörden nur in Beziehung getreten, um vorzügliche Geldgeſchäfte zu machen, um zu ſehr hohem Preis die Eiſenbahn des Münſtertales zu verkaufen und um die ganze Verwaltung des Oberrheins mit ſeinen Kreaturen zu bevölkern. Man erzählte ſpäter, daß ein elſäſſiſcher Beamter am Bezirkspräſidium zu Colmar in den amtlichen Papieren ein Schreiben von Hartmann gefunden habe, das an den Bezirkspräſidenten Herrn von der Heidt gerichtet war, in dem er ihm die Elſäſſer namhaft machte, auf die er zählen könne, ſowie die, denen nicht zu trauen ſei. Dieſes „petit papier" ſei Gambetta ausgeliefert worden; dieſer, ſo fügte man hinzu, habe es wohl aufbewahrt, und wenn Hartmann ſich ſpäter von den politiſchen Angelegenheiten zurückzog und ſich im Hintergrunde hielt, ſo war es — ſo erzählte man, — weil Gambetta ihn hatte wiſſen laſſen, daß,

wenn er ſich rühre, man dieſes „petit papier“ veröffentlichen würde. Ganz beſonders heftig wurden die Angriffe gegen Hartmann und Klein, als ſie — mit Kablé — durch die in Colmar und Straßburg abgehaltenen Notabelnverſammlungen beauftragt wurden, ſich nach Berlin zu begeben und mit Bismarck zu verhandeln, um für das Elſaß die Autonomie auf breiteſter Grundlage zu erreichen. Auch Kablé entging dieſen Angriffen nicht; bei der erſten Schilderhebung der Pariſer Preſſe hielt er es freilich für klüger, ſich durch Vorſchützen eines Unwohlſeins aus der Verlegenheit zu ziehen und ſeine Kollegen allein in Berlin zu laſſen.

Es wird mir ſchwer zu ſagen, welchen Eindruck mir dieſe Artikel franzöſiſcher Zeitungen und dieſe Pamphlete der Elſäſſer Liga gegen Männer machte, die ich achtete, die ich liebte, und mit deren Anſchauungen ich durchaus ſympathiſierte. Es war Ekel und Abſcheu noch mehr als Zorn und Entrüſtung. Ich kam immer wieder auf jene Empfindung zurück, die ich ſchon oben ausgeſprochen habe: „Ihr habt uns im Stich gelaſſen, Ihr habt Euch unſer bedient, um Euer Löſegeld zu ſein, — Ihr habt uns gegenüber nur noch Pflichten zu erfüllen; Ihr ſeid uns die Ehrfurcht ſchuldig, die man Toten entgegenbringt, — und Ihr beſchimpft uns, und Ihr wollt bei uns Verräter entdecken? Und Ihr ruft bei uns Zwietracht und Haß hervor? Ihr ſeid Elende!“

Ich verteidigte die Verleumdeten überall, wo es mir möglich war; in der Zeitung zuerſt, aber der Verwaltungsrat bedeutete mir, daß ich damit aufhören möchte, da dieſe elſäſſiſchen Dinge das Publikum durchaus nicht intereſſierten; ich konnte noch Hartmann die Spalten meiner Zeitung öffnen, als er mich bat, ihn gegen ſeine Verleumder zu ſchützen. Er hatte vergebens verſucht, in die Pariſer Zeitungen eine Rechtfertigung aufnehmen zu laſſen; man hatte ihm alle Türen verſchloſſen.

Das waren nicht die einzigen Nachrichten, die mir aus dem Elſaß zukamen. Eines der Mitglieder unſeres Unterſtützungsvereins, Herr Roſenfeldt, war nach Colmar in eigenen Geſchäfts-

angelegenheiten gereiſt. Als er zurückkam, erzählte er uns ſeine Eindrücke. „Das Land," ſo ſagte er, „ſeufzt unter einem eiſernen Joch. Man könnte ſich in Polen denken, nach dem Aufſtand. Meine Freunde haben mich in einem iſolierten Hauſe, hinten in einem Garten empfangen, denn Spione gibt es überall. Jeder Mann verſchwört ſich. Es wird im Elſaß zu einer ſizilianiſchen Veſper kommen." Ich hatte einige Schwierigkeit, mir die biedern Straßburger Spießbürger als ſizilianiſche Verſchwörer vorzuſtellen.

Ein andermal erhielten wir den Beſuch einer uns befreundeten Familie R. aus Rixheim im Oberelſaß. Ich fragte meinen Freund: „Nun, wie lebt Ihr denn jetzt, da Ihr Deutſche ſeid?" — Er antwortete mir: „Wir ſind ja keine Deutſchen! Wir ſind Franzoſen geblieben!" — „Wie? Seid Ihr denn ausgewandert? Ich wußte es nicht!" — „Ach nein", meinte er, „wir ſind immer noch in Rixheim und haben uns feſt entſchloſſen, dort unſern Wohnſitz zu behalten, aber wir zählen ebenſo feſt darauf, Franzoſen zu bleiben." — Ich konnte nicht recht verſtehen, wie ſie ſich das alles zuſammenreimten. Ich machte ſie auf den Friedensvertrag aufmerkſam, auf die die Option betreffenden Artikel, welche, um gültig zu ſein, die Auswanderung nach ſich ziehen mußten. Sie verſtanden nicht, wollten nicht verſtehen, und antworteten wie Kinder, daß ſie nicht auswandern, aber trotzdem Franzoſen bleiben wollten und nicht litten, daß man ſie als Deutſche behandelte.

Ich habe hier keine detaillierte Geſchichte der elſäſſiſchen Angelegenheiten geben wollen. Ich habe mich darauf beſchränkt, den Geiſt, der in Frankreich dem Elſaß gegenüber zu herrſchen begann, zu ſchildern. Was mich betrifft, ſo ſtand ich vor dem Dilemma, entweder mit den Wölfen zu heulen und alle meine Freunde von früher, alle meine Grundſätze und Empfindungen von ehedem zu verleugnen, oder meinen Prinzipien und Freunden treu zu bleiben, und allen Anſchauungen, allen Leidenſchaften, allem Fanatismus Frankreichs vor den Kopf zu ſtoßen, und mich dem auszuſetzen, die Folgen davon tragen zu müſſen.

Ich konnte nicht einen Augenblick zögern. Ich war von vornherein mit mir ſelber klar über die Haltung, die ich einnehmen mußte. Dieſes Verhalten gab mir meine Ehre ein! Meine Deviſe mußte die des Prinzen von Oranien ſein: „Je maintiendrai“; ich mußte nach dem Grundſatze handeln: „Fais ce que dois, advienne que pourra!“ Und ſo handelte ich.

Kapitel 10.

Rückkehr in die Heimat.

Im Laufe des Jahres 1872 fuhr ich nach Straßburg, um meine kranke Mutter zu besuchen. Diese Reise hatte für mich die nachhaltigsten Folgen. Zu meinem großen Erstaunen merkte ich nämlich, daß, was die französischen Zeitungen über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen erzählten, nur Phantasiegebilde waren. Das Land machte durchaus nicht den Eindruck einer unter schwerem Joch seufzenden Provinz, in der man sich verbergen müßte, um sich zu sehen, in der man den Namen Frankreich nicht aussprechen dürfte, in der es gefährlich sei, französisch zu sprechen. Man fühlte sich so wenig in bedrängter Lage, daß Ernest Lauth z. B. mir ganz offen erklärte und später in einem Briefe, den ich behalten habe, bestätigte, daß er trotz allem keinen angenehmeren Aufenthaltsort kenne als Straßburg und das Elsaß.

Von Frankreich sprach aber jedermann mit Mitleid. Nur in dem einen Punkte war die Auffassung der einen von der der andern verschieden. Die einen sagten: „Richten wir uns im eigenen Heim den Verhältnissen entsprechend ein. Denken wir nur ans Elsaß und lassen wir Frankreich. Versuchen wir unser Haus wieder aufzubauen auf dem Boden der neugewordenen Verhältnisse!“ Das war die Meinung von Klein und Kablé. — Die andern dagegen, E. Lauth an der Spitze, sagten: „Mögen die Verhältnisse in Frankreich sein, wie sie wollen. Wir wollen uns nicht in die jetzige Lage fügen. Wir wollen nichts von Deutschland wissen; wir sind keine Elsässer, wir sind Franzosen.“ — Ich verhehlte Lauth und den andern nicht, daß ich die Auf-

faſſung Kleins und Kablés für vernünftiger, richtiger und politiſcher hielt.

Da ich Franzoſe war, nahm mir niemand das offene Wort übel. Ich erinnere mich nur an folgenden charakteriſtiſchen Ausſpruch E. Lauths bei der Gelegenheit: „Wenn Sie nicht Franzoſe wären, könnten Sie nicht ſo ſprechen, und wenn Sie hier lebten, müßten Sie anders reden.“

Während meines Aufenthaltes in Straßburg war es auch, daß Klein und Kablé, jeder auf ſeine Weiſe, der eine ſehr dringend, der andre etwas zurückhaltend mich zur Rückkehr ins Elſaß zu beſtimmen ſuchten. Klein ſprach mir ſehr offen davon: „In Frankreich haſt du gar keine eigentliche Aufgabe zu erfüllen; hier dagegen kannſt du deiner Heimat große Dienſte erweiſen. Wir brauchen im Elſaß die Hilfe aller derer, welche guten Willen haben, denn unſere Bevölkerung iſt durch die Auswanderung ſtark gelichtet, ſie weiß nicht mehr wo aus noch ein; — wenn wir, Elſäſſer, nicht die Zügel in die Hand nehmen, werden wir den Beamten, die man uns hierher geſchickt hat, ganz ausgeliefert werden, die das Land nicht kennen und es ganz verkehrt behandeln werden. Wenn du zurückkehrteſt, würdeſt du die Maſſe der noch Ungewiſſen nach dir ziehen, die gerne möchten, aber noch nicht wagen. Man fürchtet die Pariſer, die Anklagen des Verrates, die durch die Liga, durch Scheurer, Gambetta, durch die Auswanderungskomitees in Paris uns entgegengeſchleudert werden; aber ein Mann mit deiner Vergangenheit, ein früherer Abgeordneter, deſſen Patriotismus niemand beargwöhnen kann, könnte dieſen Terrorismus brechen, wenn er zurückkäme und den Elſäſſern zurieſe: „Seid Elſäſſer! Arbeitet daran euer Land wieder aufzurichten! Ich ſtehe mit euch und helfe euch an dieſem Werke des Wiederaufbauens!““

Ich antwortete Klein, daß, was er verlangte, mir nicht möglich ſchiene. Man würde mich nicht wieder hineinlaſſen (ich meinte die deutſchen Behörden), wegen meiner Antezedentien! Und wenn ich wieder hereinkäme, würden mich die Franzoſen als den ärgſten Verräter brandmarken.

Er unterbrach mich in dieſem Augenblick und ſagte: „Das iſt klar! Sie haben mich wohl in ein Bad voller Verleumdungen und Beſchimpfungen getaucht, aber ich lebe immer noch; die Angriffe hindern mich nicht den Weg zu verfolgen, den ich mir ſelbſt vorgezeichnet habe, und wie ich dich kenne, würdeſt du nicht mehr wie ich fürchten, von Leuten beſchimpft zu werden, die unſer nicht wert ſind.“

Ich antwortete ſofort, indem ich ihn verſicherte, daß ich keinen Augenblick zögern würde zurückzukommen, wenn ich die wirkliche Überzeugung hätte, daß ich meinem Lande würde nützen können. Darauf drang er weiter in mich. Die öffentliche Meinung ſei außerordentlich ſchwankend und unentſchloſſen. Eigentlich fänden alle Leute, daß er, Klein, Recht habe, und gäben es im Privatgeſpräch zu; vor Zeugen zögen ſie ſich aber zurück. Ich ſei ungefähr der einzige, der den Elſäſſern den Mut geben könnte, der ihnen fehlte. Durch das Anſehen, das ich genöſſe, würde ich die Leute nach mir ziehen können. Kablé habe kein Preſtige, „und dann“, fügte er hinzu, „du kennſt ihn ja, er iſt weich, und hat den Mut ſeiner Überzeugung nicht, er hat Angſt vor ſeinem Schatten und würde ſeine beſten Freunde und innerſte Überzeugung verleugnen, ehe er ſich kompromittierte und kategoriſch ausſpräche.“

Es fiel mir auf, daß jedesmal, wenn ich Klein aufſuchte, er mich aufforderte mit ihm auszugehen. Wir gingen dann gewöhnlich durch die belebteſten Straßen. Es ſchien mir, als ob er Wert darauf legte, ſich mit mir der Bevölkerung zu zeigen. Die Begleitung eines „Franzoſen“, der intim mit ihm verkehrte, rehabilitierte ihn in den Augen ſeiner Mitbürger. Als ich ihn fragte, ob ich ſeine Beweggründe richtig erraten hätte, gab er es mir ſofort zu.

Von meiner Reiſe nach Straßburg brachte ich nicht bloß eine klarere Einſicht in die elſäſſiſchen Verhältniſſe mit, ſondern vor allem die mich immer mehr quälende Frage: „Haſt du Unrecht gehabt auszuwandern? Sollſt du dieſen Fehler wieder gut machen?“

Es ſollten bald Verhältniſſe eintreten, die mir die Beantwortung dieſer Frage erleichtern würden. Seit dem 24. Mai, ſeitdem Thiers durch den Marſchall Mac Mahon als Präſident der Republik erſetzt worden war, hatte ſich die klerikale Reaktion Frankreichs und ganz beſonders Lyons bemächtigt. Wie hätten ſich unſere Aktionäre, die doch zu ihrer größten Mehrheit klerikale Imperialiſten waren, dadurch nicht beeinfluſſen laſſen ſollen, ſie, die mir eines Tages rieten, als Muſter die Zeitung Français, das jeſuitiſchſte Organ aller katholiſchen Blätter zu nehmen.

Ich hatte bald die deutliche Empfindung, daß man mich los ſein wollte. Die Herren wollten mich „liquidieren", wie ſie in ihrem Geſchäftsſtil ſagten. Der Kampf begann auf finanziellem Gebiete. Eines ſchönen Morgens bekam ich einen Brief des Herrn Aynard, der gerade abweſend war, und der mir bedeutete, ich möchte mich auf eine Reduktion meines Gehaltes gefaßt machen. — Das widerſprach vollſtändig unſern Berner Verabredungen. Ich wies in meiner Antwort darauf hin, und Herr Aynard entſchuldigte ſich. Von nun an änderte er ſeine Taktik. Man ſuchte mich dadurch zum Äußerſten zu treiben, daß die Aktionäre fortwährend Artikel einzuſenden ſuchten, über die ſie behaupteten, daß der Chefredakteur kein Recht der Kontrolle oder Reviſion weder in literariſcher noch in politiſcher Beziehung haben ſolle. Namentlich war es Herr Aynard, der gemäß ſeiner Stellung als Präſident des Verwaltungsrates ſich alles in dieſer Beziehung zu erlauben herausnahm. Seine Artikel machten den Eindruck von Arbeiten eines Mannes, der zwar viel gelernt, aber keine literariſchen Studien gemacht hat. Als ich mir die Freiheit nahm, ſie zu korrigieren, nahm er es mir ſehr übel. Ich machte daraus eine Prinzipienfrage und verlangte, daß meine Befugnis als Chefredakteur reſpektiert werden ſollte. Einige Verwaltungsräte legten ſich ins Mittel, um einen Konflikt zu hintertreiben. So wurde diesmal der Bruch noch vermieden.

Die klerikale Geſinnung der meiſten Herren trat immer deutlicher hervor und ſuchte immer größeren Einfluß zu gewinnen. Um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, ein Pariſer Profeſſor, Chavée,

hatte einen Vortrag über den Darwinismus gehalten. Die Ultramontanen hatten ihn durch Ziſchen fortwährend unterbrochen. In meiner Zeitung tadelte ich dieſe Kundgebung: die Freiheit der Rede und die Gedanken eines jeden müſſe geachtet werden. Welches war mein Erſtaunen, als meine Aktionäre mich den Tag darauf interpellierten: die darwiniſtiſche Theorie bedeute ſchon für ſich einen Angriff gegen den Glauben. Im Namen der Gewiſſensfreiheit habe man die Pflicht, gegen dieſe Lehren zu proteſtieren; die Leute, welche den Redner unterbrochen, hätten recht getan und verdienten im Gegenteil, daß man ſich bei ihnen bedanke. Sie verlangten, daß ich eine Berichtigung einſchickte. Ich weigerte mich natürlich zu widerrufen, begann mich aber voll banger Sorge zu fragen, was man in dieſem ſeltſamen Milieu unter Gewiſſensfreiheit verſtünde. Einen andern charakteriſtiſchen Vorfall will ich nicht verſäumen zu erwähnen. Der geſchätzte Feuilletoniſt Clair Tiſſeur, von dem ich ſchon oben geſprochen habe, brachte mir eines Tages ein Feuilleton, in dem er, ich weiß nicht mehr aus welchem Anlaß, von Luther ſprach, wie die Klerikalen von ihm ſprechen, und die Reformation als den Ausfluß der Revolte eines aus dem Kloſter ausgetretenen heiratsluſtigen Mönches darſtellte. Ich bat ihn, dieſe Stelle zu ſtreichen, ſei es auch nur aus Rückſicht auf mich, der ich Proteſtant wäre. Er weigerte ſich. Ich erklärte darauf, daß das Feuilleton nicht erſcheinen würde. Er beklagte ſich über Intoleranz. Ich antwortete, indem ich mich auf die Achtung, der man der Geſchichte ſchuldig ſei, berief. Er lief nun nach Hauſe und kam mit einer vom Erzbiſchof von Tours gebilligten Enzyklopädie zurück, in der er mich die Geſchichte Luthers leſen ließ. Ich erwiderte, daß ich dieſe Darſtellung nicht als geſchichtlich anſähe. Er zog endlich ſein Feuilleton zurück, bemerkte aber zugleich, daß er ſich in dieſem Falle von der Redaktion für immer zurückzöge. Ich beklagte mich darüber bei Herrn Aynard. — Er gab aber ſeinem Lyoner Freunde recht, — welcher der Bruder eines in Lyon hochangeſehenen Dominikaners war.

Ich fühlte wie mir der Boden immer mehr unter den Füßen

ſchwand. Das ſtärkſte Stück war aber folgendes. Eine gewiſſe Anzahl von Aktionären überreichte dem Gouverneur von Lyon, dem General Bourbaki eine Petition, in der ſie baten, er möchte doch ihre eigene Zeitung unterdrücken. Herr Aynard teilte mir ſelbſt den Vorfall mit. Er wollte offenbar dadurch einen Druck auf mich ausüben, ich ſollte die Notwendigkeit, meine politiſche Richtung zu ändern, einſehen und dieſen unruhigen Elementen der Rechten Konzeſſionen machen. Ich erklärte, daß, ſolange ich Chefredakteur ſei, die Richtung der Zeitung dieſelbe bleiben würde, und erinnerte an unſere Berner Verabredungen.

Nichtsdeſtoweniger war mir klar, daß ich unter ſolchen Verhältniſſen nicht mehr lange an der Spitze der Zeitung würde bleiben können.

In der Einſamkeit meiner Studierſtube trat mir der Gedanke einer Rückkehr ins Elſaß immer deutlicher vor Augen. Je mehr ich daran dachte, deſto dringender erſchien mir die Notwendigkeit der Rückkehr. — Ich war in fortwährender Korreſpondenz mit Reffzer vom Temps; unſere Anſchauungen begegneten ſich vollſtändig. Wie er, verzweifelte ich je länger je mehr an der franzöſiſchen Nation; ſie erſchien mir dem Wahnſinn verfallen. „Je ne vois plus rien en France pour quoi je puisse lutter“, hatte mir Reffzer eines Tages geſchrieben, und ich wurde immer mehr ſeiner Meinung. Meine Gedanken führten mich noch weiter. Ich dachte an meine Söhne. Was würden ſie eines Tages in dieſem dem Klerikalismus oder den Radikalen hingegebenen Lande tun, das fortwährend von einem Extrem ins andre fiel? Sollte ich meine Kinder in einem Heere dienen laſſen, das den einen oder andern Tag für Grundſätze kämpfen würde, die allen den meinigen entgegengeſetzt wären? — Und ich konnte mich auch dieſes Gedankens nicht erwehren: im letzten Kriege war das Recht unbedingt auf ſeiten Deutſchlands; der Sieg Deutſchlands iſt ein Glück für die Menſchheit geweſen; denn er hat Europa vor einer Invaſion durch den Klerikalismus bewahrt; er iſt eine Antwort auf das vatikaniſche Konzil geweſen; gerade wie zur Zeit der Reformation hat auch diesmal

noch Deutſchland die Welt vor einer Überſchwemmung durch die Finſterlinge bewahrt. — Ich wagte mich jedoch nicht zu entſcheiden. Ich verſuchte noch ein andres Mittel, um aus der ſchwierigen Lage zu kommen. Ich ſchrieb an meine Pariſer Freunde, an Männer, die in der Politik eine wichtige Rolle ſpielten, an Scheurer-Keſtner, Leroyer, Valentin, der nicht mehr Präfekt war; ich beſchwor ſie, mir zu helfen, den Widerſtand meiner Aktionäre zu brechen, die Zeitung den Klerikalen zu entreißen, ihr eine ſichere, liberale Baſis zu geben. Niemand half mir. Ich erhielt Briefe von Leroyer, dem ſpäteren Präſidenten des Senates, von Millaud, dem Abgeordneten der Rhone, von Hébrard, von andren, — man hatte zuviel in Paris zu tun, um ſich um das Journal de Lyon zu bekümmern und man überließ mich meinem Schickſal. — Ich fühlte mich immer mehr iſoliert. Diejenigen unter meinen Aktionären, auf die ich am meiſten zählen zu können glaubte, wie Herr Fayolle, zogen ſich zurück und wandten ſich immer mehr von der Zeitung ab. Arlès Dufour war geſtorben. Valentin war, wie oben bemerkt, nicht mehr Präfekt. Chabrières, der Schwiegerſohn von Arlès Dufour, hatte nichts zu ſagen. Dieſer letztere war es, der mich um dieſe Zeit davon verſtändigte, daß meine Tage in der Zeitung gezählt ſeien. An einem Abend, wo wir bei ihm zu Nacht gegeſſen hatten, nahm er mich beiſeite und ſprach mir von meiner Lage; er ſagte mir offen, daß man ſich meiner entledigen wollte, daß ich die Aktionäre ſtörte. „Für Sie iſt in der Zeitung des Bleibens nicht mehr, wie auch die Zeitung in Lyon keine Daſeinsberechtigung mehr hat;“ — und er bot mir den Platz eines Direktors — der Gasfabrik in Lyon an.

Ich dankte ihm ſehr für ſeine freundliche Abſicht und für ſeine Mitteilungen, weigerte mich aber natürlich, an die Spitze einer Gasfabrik zu treten.

Meine Gedanken wandten ſich immer mehr dem Elſaß zu. Ich fühlte immer mehr, wie ſehr ich in der Heimat wurzelte. — Und doch? — Ins Elſaß zurückkehren? — Was würde man in Frankreich ſagen? — Und ins Elſaß zurückkehren, um dort die-

jenigen zu unterſtützen, die Frankreich als Verräter behandelte, meine Freunde, die Autonomiſten?

Ich konnte mir genau vorſtellen, was mir von ſeiten der Franzoſen bevorſtand. Und doch, war es nicht meine Pflicht, meine Handlungen mit meinen Gedanken in Einklang zu bringen?

Ich verbrachte Wochen und Monate inneren Kampfes, fortwährenden Kampfes. Tag und Nacht, wachend und träumend dachte ich nur daran. Ich glaube nicht, jemals ſo ſchreckliche Zeiten erlebt zu haben.

Und die Briefe aus Straßburg wurden immer dringender. Fiſchbach und Klein boten mir die Direktion des vor kurzem gegründeten Elſäſſer Journals an. Ich fragte Kablé um Rat. Er antwortete am 3. Juli 1873:

„En reprenant la direction de cette affaire, en y faisant circuler le sang et les bons principes vitaux et régénérateurs vous rendriez grand service à ce pays, cela est certain; d'un autre côté, je comprends aussi vos scrupules. Pesez tout cela, mon brave, et écrivez-moi de suite."

Am Tage darauf erhielt ich folgenden Brief von Klein, den ich ſeiner politiſchen Bedeutung halber vollſtändig mitteile:

Strasbourg le 4 Juillet 1873.

Mon cher ami,

Quand, il y a peu de semaines vous étiez ici, vous ne vous doutiez pas que les affaires en France prendraient si vite la tournure qu'elles ont prise. Je ne sais, si à distance on juge les choses comme elles méritent d'être jugées: mais ce qui est vrai, c'est que, à l'heure qu'il est, à tort ou à raison, j'ai pour la France et pour les Français le dégoût le plus profond et le jour où je me féliciterai d'être Allemand ne me parait pas trop éloigné. Peut-on en effet assister à un spectacle plus odieux, plus humiliant que ces processions, ces pélerinages, bannière en tête, organisés par les honorables, députés, conseillers d'état, généraux etc. etc.; ces discussions de la chambre, ces arrêtés préfectoraux à la Ducros et Cie. Où cela finira-t-il? Je ne le sais, mais toujours est-il que l'avenir n'est pas rose, du moins pour les gens comme vous et moi. Or à ce propos, permettez-moi en bon et sincère ami de vous poser cette question: que faites-vous à Lyon? Que faites-vous en France? Qu'y voulez-vous faire? C'est bien indiscret, dites-vous. Mais, vous n'ignorez pas que je suis un traître, un conspirateur de la pire espèce, et pour être franc, je ne vous cache pas que depuis bientôt

trois ans je conspire contre vous. Oui, je conspire. Si depuis tout ce temps j'ai creusé dans ma tête pour trouver le moyen de vous faire revenir chez nous dans notre petit pays, dans notre Alsace jolie quoique Allemande, sachez que dès ce moment je vous défends de rester en France et si vous ne la quittez pas de bon gré, je vous ferai enlever de force. Vous y aviez un mandat à remplir, dites-vous; je vous l'accorde. Ce mandat, depuis la chute de Thiers et de la république (dixi) est périmé. Vous avez fait votre devoir; vous n'avez plus rien à espérer. Votre tâche est achevée, votre activité paralysée. Les Veuillot, les Crossier et consorts seront les maîtres; notre tour ne reviendra de longtemps plus.

Faites vos malles.

— Vous me disiez que si vous ne pouvez rester en France (et vous prévoyiez le cas) vous irez chercher une position en Suisse. En Suisse? créer un „Winkelblatt", une feuille de chou? cela ne peut entrer dans l'esprit d'un homme comme vous. Eh bien, écoutez: Aujourd'hui vient de paraître le 4e numéro du Journal d'Alsace; il compte à l'heure qu'il est 1100 abonnés. Pour peu que ce journal soit bien fait, il en comptera à la fin de l'année 3000 et plus. Strasbourg est la place pour un des grands journaux de l'Allemagne. Ce qui nous manque (à mon avis du moins) c'est un homme; cet homme c'est vous. Le petit billet que Fischbach vient de m'écrire vous montre suffisamment que je m'occupe de la chose et que l'avenir du journal me tient à cœur. Fischbach n'est pas sans talent, il a même du tact, mais il est trop jeune et le pauvre garçon est accablé de besogne; le père se fait vieux et voit le jour peu éloigné où il ne pourra plus diriger une imprimerie qui occupe 130 ouvriers. Il nous faudrait un rédacteur en chef. Vous voyez que F. céderait volontiers sa place. Quant à la question pécuniaire, je vous préviens qu'il sera large. Voici le fait matériel.

Maintenant, cher ami, quelques notes biographiques. Vous êtes un grand pécheur et vis-à-vis des Allemands vous avez la conscience passablement chargée. Qui diantre vous a donc tout récemment encore poussé à faire un discours et à parler dans ce discours de „nous autres les irréconciliables"? Enfin, la chose est faite, il n'y a plus rien à y changer; mais il me semble qu'en présence de la situation actuelle de la France vous êtes plus qu'autorisé à lui faire votre révérence et à déclarer tout haut que libéral, protestant, patriote loyal . . . vous savez mieux que moi ce que vous avez à dire. Vis-à-vis de la France faites votre affaire. Vis-à-vis de l'Allemagne et tout d'abord vis-à-vis des autorités je m'en charge. Je ne vous cache pas que cela coûtera quelques démarches, mais pas pour vous autoriser à revenir et à redevenir Allemand, mais pour vous faire accepter comme rédacteur en chef d'un journal dont la publication a été autorisée sous la dictature et sous une garantie personnelle,

Digitized by Google

autorisation qui peut être retirée du jour au lendemain. Mais encore une fois je m'en charge et au besoin vous ne figureriez pas comme rédacteur avant le 1er Janvier 1874. Alors plus le moindre obstacle. Si je dis que je m'en charge, ne vous en effrayez pas. Ne vous imaginez pas que vous seriez obligé de renoncer d'un atome à vos idées libérales, de passer sous des fourches quelconques; vous n'y passerez pas plus que je n'y ai passé. Ces idiots m'appellent Prussien puisque je suis Allemand (ils s'imaginent que par le fait qu'ils braillent ils ne le sont pas); je suis Prussien puisque je veux faire pour le mieux les affaires de mon pays et que pour les faire je suis obligé de parler et de conférer avec les autorités; je suis un traître puisque je vois Mr de Möller, le préfet et d'autres personnes dont on ne peut se passer quand on veut obtenir quelque chose sous une dictature; je suis un traître puisque je ne fais pas d'opposition quand même; enfin . . . je suis traître, Prussien, renégat — tout ce que vous voudrez. Eh bien, mon cher, vous serez tout cela le jour où vous reviendrez, le jour où vrai et bon patriote vous vous occuperez sérieusement des affaires de notre cher pays. Si vous vous effrayez de tout cela ne songez pas à revenir. Si au contraire, comme moi, vous avez le courage de ne pas vous en préoccuper, revenez au plus tôt. Le moment est propice. Je présuppose que vous voyez les choses comme moi. Vous voyez comme moi que mon attitude, ma manière d'envisager et de traiter la situation est la seule rationnelle. Ma politique, j'en ai la conviction profonde est la politique de l'avenir. C'est autour de ma manière de voir que se grouperont les Alsaciens patriotes puisque c'est la seule qui ne soit pas déraisonnable. C'est peu modeste, mais j'en suis si convaincu que je ne puis parler autrement.

Un dernier mot et j'aurai fini. Le moment d'agir, le moment de montrer ce que nous voulons, est brûlant. On voit non seulement à Berlin, au Reichstag, mais on voit dans toute l'Allemagne que l'idée de faire de l'Alsace-Lorraine un Reichsland dont le Reichstag serait la représentation législative est une erreur. Pour peu que vous ayez suivi les discussions du Reichstag et les déclarations de Bismarck lui-même vous avez dû acquérir la conviction que l'on reconnait l'impossibilité d'une semblable organisation de notre pays. Il n'y a donc plus que deux manières d'agir pour se tirer d'embarras: annexer définitivement l'Alsace-Lorraine à la Prusse on bien lui donner une chambre législative, donner en d'autres termes à l'Alsace-Lorraine le droit de faire ses affaires. La première de ces propositions tombe d'elle-même en face de l'opposition que ne manquerait de faire le Bundesrath et le Reichstag; il ne reste donc plus qu'une chose, c'est l'autonomie du Reichsland. Cette autonomie il faut la réclamer à hauts cris, sur tous les tons; mais pour que nous soyons écoutés il faut nous montrer raisonnables et faire de la politique

alsacienne allemande et non pas alsacienne française. Je dis que le moment est brûlant. Si d'ici au 1er Janvier nous continuons à faire des bêtises nous sommes cuits et cuits pour longtemps. Si au contraire nous prenons en main nos affaires, si nous revendiquons nos droits, si nous prouvons notre aptitude à nous conduire nous-mêmes, nous pourrons faire de notre pays le pays le plus heureux du monde. Je ne me fais pas d'illusion. Je vous affirme que notre tâche — et ce serait la vôtre — est belle. Ne laissez pas passer ce moment.

Au revoir, cher ami, si ma lettre vous paraît noire, si elle vous fait sourire malicieusement, jetez-la au feu. Si au contraire elle vous donne à penser, répondez-moi bientôt et en toute occurence croyez-moi votre plus dévoué Jules Klein.

Das beiliegende Blättchen Fiſchbachs vom 3. Juli 1873 lautete:

Mon cher Monsieur Klein,

J'ai parlé à mon père de l'affaire dont vous m'avez entretenu hier. Si Schnéegans arrivait demain à 8 heures, à 8 heures dix ou huit heures trente — le temps de se débarbouiller — il pourrait occuper sa place. Quant à moi je me ferais un plaisir de déclarer dans le journal que Mr Schnéegans est à dater de ce jour, rédacteur en chef du journal d'Alsace.

A vous

G. Fischbach.

Nous avons 1100 abonnés.

Einer der Männer, die ich am meiſten achtete, Herr Staatsrat Biſchoff aus Baſel ſchrieb mir im ſelben Sinne. Ich zitiere die wichtigſten Stellen aus ſeinem Schreiben, die zeigen, welchen Eindruck die damalige politiſche Lage auf einen Schweizer machte:

„Ich begreife die Gefühle der alten Bevölkerung, billige aber nicht, daß und wie ſie durch reine Negation ihre Zukunft zu bauen ſucht. Vieles iſt dabei auch, wie ich mich wiederholt überzeugt habe, mehr angenommener Stil als Wirklichkeit. Daß dieſe dagegen in den Expatriierten wach geblieben iſt, daran zweifle ich keinen Augenblick. Darin liegt gerade das Unrichtige der Stellung eines Verbannten; er bleibt ſtehen auf einem Standpunkt, den er ſich von Anfang an zurechtgelegt hat; die Verhältniſſe aber marſchieren weiter.

Und hierin habe ich doch auch in Straßburg letzthin vieles ſehr verändert gefunden. Die wirklich liberalen Straßburger Männer nun werden nicht lange mehr an Frankreich, wie es ſich jetzt entwickelt, einen geiſtigen Halt haben. Faſt ſcheint es mir, man ſei vielfach im ſtillen über den Anlaß

froh, der ſich bietet, mit einer immer unhaltbareren Stellung zu brechen. Man wird nicht gut deutſch geſinnt, gewiß nicht, aber man wird um ſo bewußter und ausgeſprochener Elſäſſer. Ich rede nicht etwa von Männern wie Herr Klein, der weiß, wie die Sache ſchließlich durch muß, und der mit Patriotismus den Vorurteilen des Tages trotzt, um möglichſt bald und dadurch um ſo unabhängiger Poſition zu faſſen. Ich rede von andern, deren Nüance Sie ſehr gut kennen."

Und er macht auf einige Perſonen aufmerkſam, die früher ganz ausgeſprochen chauviniſtiſch geweſen waren, jetzt aber ihm offen geſagt hätten: „Die Liberalen müßten künftig mit Klein gehen und dieſer habe bei den letzten Wahlen nur deswegen noch nicht geſiegt, weil die Liberalen noch nicht orientiert und organiſiert geweſen ſeien."

„Daß Sie, lieber Herr Schneegans, mir dabei in den Sinn kamen, verſteht ſich ganz von ſelbſt. Ich habe gut begriffen, was Sie mir davon geſchrieben, daß Sie als Proteſtant und als faſt einziger Proteſtant doppelt an Ihrer bisherigen Poſition halten. Billigen aber konnte ich es ſchließlich doch nicht. Schon damals nicht; jetzt vollends wird Ihre Stellung geradezu eine ſolche in partibus infidelium ſein; denn mit dem jetzigen Frankreich (und es kommt nicht beſſer!) hat das aufgeklärte Straßburg nichts zu ſchaffen. Dieſes hat ſeine Schuld während der ruhmvollen Belagerung bezahlt; nicht nur aber iſt's von vornherein ſchmählich im Stich gelaſſen worden, ſondern auch nachher iſt nichts für die unglückliche Stadt geleiſtet worden; hat doch Bourbaki, von Ihrem Standpunkt aus damals die letzte Hoffnung, nicht einmal Proviant nachgeſchickt erhalten für ſeine armen Teufel. Phraſe, nichts als Phraſe, und jetzt die Reaktion im ſchönſten Anfang

Ich kann mir denken, daß Sie den Kampf dagegen nun doppelt als Pflicht feſtzuhalten ſuchen. Daß aber Lyon dafür die richtige Poſition ſei, das kann ich nicht denken. Sie als einer der beſten und fähigſten Straßburger ſollten der Vaterſtadt nicht fehlen, jetzt wo es gilt, ein wirklich neues zu ſchaffen."

Dieſer Brief beſeitigte meine letzten Bedenken. Ich antwortete ihm und antwortete Klein: „Ich komme".

Ich behielt mir vor, meinerſeits meine Situation dem Journal de Lyon gegenüber zu „liquidieren", wenn ich in Straßburg wäre. Ich wollte die Zeitung ohne Skandal verlaſſen. Herr Aynard verfügte es anders. Der letzte Zwiſchenfall, den er am Tage meiner Abreiſe provozierte, warf das Feuer in das Pulverfaß.

Ich war zufällig gezwungen worden, meine Abreiſe um einen Tag zu verſchieben. Am Tage vorher hatte Herr Aynard noch

einen Artikel eingeſchickt, der mir vom politiſchen Standpunkt inopportun und durchaus verfehlt ſchien. Ich ſprach ihm davon. Er ſchien meine Gründe zu verſtehen und zog den Artikel zurück. Ich ſollte am ſelben Abend verreiſen, wurde aber durch einen Zufall daran verhindert. Am Tage darauf kehrte ich, da ich nichts beſondres zu tun hatte, noch einmal in das Zeitungsbureau zurück. Herr Lacroix, der mich vertreten ſollte, empfing mich mit einem Freudenruf. Er war in großer Aufregung. Gegen ſein Verſprechen hatte Herr Aynard den Artikel direkt in die Druckerei geſchickt mit dem Befehl, nichts daran zu ändern. Da ich nun aber anweſend war, erklärte ſich Herr Lacroix für nicht verantwortlich: ich möchte entſcheiden.

Sofort begab ich mich mit ihm zu Herrn Aynard. Als er mich ſah, ſprang er auf: „Was wollen Sie von mir?“ ſagte er mit verhaltenem Zorn. Er hielt mich für abgereiſt. Ich ſetzte ihm die Sache mit der größten Ruhe auseinander, erinnerte ihn an das, was er mir den Tag vorher geſagt hatte und fügte hinzu, der Befehl den Artikel einzurücken, laſſe ſich wohl nur durch ein Mißverſtändnis erklären, da er ja der Verpflichtung, die er den Tag vorher eingegangen war, widerſpräche. Er bebte vor Zorn, während ich redete. Er ließ mich nicht zu Ende kommen und ſagte zu Herrn Lacroix: „Nun gut! Es iſt recht! Sprechen wir nicht mehr von dieſem Artikel! Was Herrn Schneegans betrifft, ſo werde ich mich mit ihm auseinanderſetzen. Ich wünſche Herr in meinem Hauſe zu ſein.“

Als Lacroix hinausgegangen war, fragte ich: „Was wollen Sie damit ſagen?“ Er blieb vor mir ſtehen: „Anderthalb Jahre ſchon verſuche ich mit Ihnen auszukommen. Ich ſehe, daß es nicht geht. Ich wünſche Herr in meinem Hauſe zu ſein; verſtehen Sie mich, und ich wünſche nicht von Ihnen geſtört zu werden.“ — „Soll das bedeuten, daß Sie meine Demiſſion verlangen?“ — „Das wird es gewiß bedeuten, denn ich wiederhole Ihnen; ich will Herr in meinem Hauſe ſein.“

Er kannte ſich nicht mehr vor Wut und ließ ſich immer mehr vom Zorne hinreißen. Ich habe mich immer zu beherrſchen ver-

mocht, wenn andre in Aufregung gerieten. Ich blieb sehr kalt und wiederholte: „Also wollen Sie sich des Chefredakteurs entledigen?“ — „Ja, ich brauche ihn nicht mehr. Ich will und kann mein eigener Chefredakteur sein!“ — „Gut!“ antwortete ich, „so werde ich sehen, was mir nach diesen Worten zu tun übrig bleiben wird . . .“ Ich wollte fortfahren, doch fiel er mir ins Wort, ging nach der Türe, öffnete sie, zeigte mir die Treppe und sagte: „Ich selbst werde sehen, was ich zu tun habe.“

Darauf schloß er die Türe. —

Ich ging ohne zu grüßen.

Am selben Tage fand die Preisverteilung im Lyceum statt. Einer meiner Söhne sollte einen Preis erhalten. Er wurde ihm vom Präfekten übergeben. Wir waren alle — die ganze Familie — anwesend. Die Feier fand in einer Art Hof, der von einem Zeltdach überspannt war, statt. Die Internen des Lyceums schrieen und sangen auf einer Tribüne; die Behörden stolzierten scherzhaft plaudernd auf einem mit Fahnen geschmückten Pavillon umher. Ein Musikkorps spielte falsch unter den Bäumen. Die Menge drängte sich ungeordnet, ohne irgend welche Andacht, über den Präfekten, die Feuerwehr ihre Witze machend, sich herumstoßend, lachend und spöttelnd vor.

Plötzlich stieg vor mir die Erinnerung an das Auditorium der Neuen Kirche in Straßburg auf, in dem die ruhigen, andachtsvollen, würdigen Preisverteilungen des protestantischen Gymnasiums stattfanden. Das Auditorium existierte zwar nicht mehr. Aber Straßburg existierte noch, und meine Freunde waren noch dort — und sie riefen mich zu sich. Mehr als je dachte ich in diesem Momente, daß ich dem Elsaß angehörte.

Wir reisten am selben Tage in die Ferien ab. Als wir im Zuge saßen, hatte ich die Empfindung, daß ich Lyon — und Frankreich nicht mehr betreten würde. Der Bruch war vollzogen.

Von Lyon aus wandten wir uns zuerst nach Thonon, an der Schweizergrenze, wo ein Schwager von mir Staatsanwalt war. Ich legte ihm die ganze Sachlage auseinander. Er fand

kein Wort des Tadels gegen meinen Plan, ins Elſaß zurückzukehren. Er begriff es im Gegenteil vollkommen. Ich nahm ſeine Ratſchläge bezüglich der Haltung, die ich Herrn Aynard gegenüber einnehmen ſollte, entgegen. Er diktierte mir den Brief, den ich ihm ſchrieb. Ich ſprach ihm auch von meinem Plan, darauf einen für die Öffentlichkeit beſtimmten Brief zu ſchreiben, in dem ich meinen Entſchluß nach dem Elſaß zurückzukehren ausſpräche, und dieſen Entſchluß durch die allgemeine politiſche Lage Frankreichs motivierte. Er riet mir, meinen Plan durch meine perſönliche Lage in Lyon zu motivieren. „Man wird Coriolan verſtehen, wenn er Rom verläßt, nachdem er von den Plebejern beſchimpft worden iſt“, ſagte er mir in ſeiner bilderreichen, maleriſchen Sprache.

„Faß Mut,“ ſo drückte er ſich aus, als er mir im Moment des Scheidens die Hand drückte, „man wird dich angreifen, aber du biſt Mannes genug, um keine Angſt zu haben.“ Er iſt mein Freund bis zu ſeinem Tode geblieben. Er hat nie ſeine Freundſchaft gegen mich verleugnet, und wir haben noch lange mit einander korreſpondiert, nachdem ich deutſcher Konſul geworden war.

In Bern traf ich einen andern Freund, meinen Vetter Th. B. Er wunderte ſich nicht über meinen Entſchluß. Im Gegenteil, er billigte ihn.

In Baſel erwarteten mich am Bahnhof Biſchof und Klein. Wir umarmten uns in heftiger Gemütsbewegung.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Straßburg wurde ich von einer franzöſiſchen ultramontanen Zeitung heftig angegriffen. Ich antwortete mit folgendem für die Öffentlichkeit beſtimmten Brief, den ich an die Redaktion des Journal de Lyon ſchickte.

Dieſer Brief ſollte zugleich mein Abſagebrief an Frankreich ſein. Ich führe ihn, abgeſehen von einigen Stellen, die ſchon Geſagtes nur wiederholen würden, wörtlich an.

A Monsieur le rédacteur du Journal de Lyon.

Monsieur le rédacteur,

J'ai l'honneur de vous envoyer copie du démenti que j'adresse à l'Univers en réponse à la lettre d'Alsace de ce jour, qui me concerne.

Cette lettre est, pour moi, la goutte d'eau qui fait déborder le vase. Abreuvé d'outrages depuis le jour où quittant ma malheureuse ville natale, j'optai pour la France et luttai en France pour la renaissance de ma malheureuse patrie, je sens aujourd'hui que mes forces sont à bout. Je ne puis lutter plus longtemps contre des adversaires qui sont mes compatriotes, et qui agissent à l'endroit de toute une catégorie d'Alsaciens comme s'ils étaient leurs plus mortels ennemis. Je quitte la vie politique; je me retire de la rédaction en chef du Journal de Lyon; je rentre dans la vie privée absolument désabusé de tout, sans espoir pour l'avenir, ne cherchant la consolation de mes déboires que dans le sentiment du devoir accompli.

Ce devoir, dès la déclaration de la guerre, j'en acceptai l'accomplissement dans toute sa rigueur.

Ich wies dann darauf hin, wie ich im Courrier du Bas-Rhin auf die Gefahren aufmerksam gemacht hatte, die Frankreich im Falle eines Krieges laufen würde, wie ich im Straßburger Gemeinderat während der Belagerung mit meinen Kollegen standgehalten und nach der Übergabe der Stadt in der Schweiz den Kampf gegen Deutschland fortgesetzt hätte, wie ich in Bordeaux auf der Nationalversammlung und dann in Lyon in meiner Zeitung weiter unentwegt für dieselben Ziele gekämpft hätte.

Comment ces efforts ont-ils été reconnus?

A peine rentré en France, j'ai été couvert d'injures par la presse radicale et cléricale; on m'a reproché jusqu'à des actions dont tout bon citoyen doit s'enorgueillir, jusqu'à des actes de dévouement que j'avais accomplis à côté de Küss, notre maire vénéré, le désespoir au cœur, et soutenu par la force que nous donnait à tous le sentiment du devoir.

On n'a rien respecté; on m'a attaqué jusque dans ma famille; et de droite et de gauche, on a insulté à tous mes sentiments de patriotisme français et de patriotisme alsacien. J'ai dû descendre dans l'arène pour défendre, contre un ancien fonctionnaire de Strasbourg, alors investi d'une haute position gouvernementale en France, toute une fraction de la population d'Alsace, les protestants, mes corréligionnaires, indignement calomniés après s'être battus vaillamment et avoir donné les preuves les plus incontestables de leur attachement à la patrie. J'ai dû redescendre dans l'arène pour défendre contre le conseil d'enquête des capitulations, la population de Strasbourg tout entière, accusée de lâcheté pour avoir supporté six

semaines durant le bombardement le plus épouvantable que mentionne l'histoire moderne.

Je ne me suis pas découragé. J'ai lutté toujours et encore; j'ai lutté sur tous les terrains, sur le terrain de la politique, sur celui de la charité et de la coopération, partout où se trouvait engagé le drapeau de l'Alsace-Lorraine.

Et après des années de cette lutte fièvreuse, absorbante, incessante, voici où j'aboutis:

Revenu en Alsace depuis huit jours pour revoir après trois ans d'absence, ma vieille mère malade, je suis accusé publiquement par un organe français, cher au gouvernement, d'avoir accepté une fonction du gouvernement prussien et de préparer ma candidature au Reichstag!

Et le premier défenseur que trouve contre d'aussi odieuses calomnies, un ancien député alsacien à l'Assemblée nationale française, c'est le journal officiel d'Alsace.

En vérité, Monsieur, de pareils outrages se supportent pendant quelque temps, mais un cœur bien né ne les supporte pas à jamais. J'ai combattu dans les rangs de la presse militante, aussi longtemps que je m'en suis senti la force. Aujourd'hui je vois que tous mes efforts sont stériles, et fatigué de rouler la roche d'Ixion, je rentre dans la vie privée. Que ceux qui prétendent régénérer la France au moyen des pélerinages et d'une réaction insensée, poursuivent leur chemin, que ceux qui prétendent préparer le retour de l'Alsace dans le giron national en excommuniant les Alsaciens républicains et en outrageant les protestants d'Alsace, que ceux-là courent leurs destinées, et qu'ils les courent jusqu'à une nouvelle révocation d'un nouvel édit de Nantes! Quant à moi, outil désormais inutile, je n'ai plus que faire dans ce déchainement de passions d'un autre âge. La politique sera étrangère à ma vie. Ecoeuré et découragé je laisserai, comme tant d'autres, les évènements passer sur ma tête, heureux si comme le sage de Lucrèce, je trouve en quelque endroit de cette terre un abri inaccessible aux tourmentes, et un refuge assuré contre la calomnie et l'ingratitude humaine.

J'ai prié le Conseil d'Administration du Journal de Lyon de vouloir bien agréer ma démission. Il me reste à prendre congé ici de mes collaborateurs, avec lesquels j'ai vécu dans la plus complète et la plus cordiale communauté d'idées ces deux années de lutte, et dont il me coûte de me séparer. Il me reste à prendre congé de mes lecteurs, de ces amis inconnus, les plus fidèles de tous, collaborateurs de tous les jours, nos inspirateurs et nos juges. Et maintenant, si j'emporte une consolation dans ma retraite, c'est l'espoir que tous ceux qui m'auront vu à l'œuvre garderont de moi le souvenir d'un honnête homme, d'un loyal combattant, d'un soldat resté sur la brèche jusqu'au moment où ses forces l'ont abandonné.

Digitized by Google

Agréez, monsieur le rédacteur, l'expression de mes meilleurs sentiments et de mes meilleurs souvenirs.

A. Schneegans
ancien député du Bas-Rhin,
ancien rédacteur en chef du Journal de Lyon.

Strasbourg le 25 août 1873.

Dieſen Brief teilte ich vor ſeiner Veröffentlichung meinem Schwiegervater, Profeſſor Bruch mit, meinen Freunden Klein und Fiſchbach. Klein hatte nur das einzige Bedenken; es betraf die Stelle, in der ich ſagte, ich zöge mich vom politiſchen Leben zurück. Er hätte gewünſcht, daß ich im Gegenteil geſagt hätte, daß man mich mehr als je auf der Breſche ſehen würde, freilich im Elſaß und nicht mehr in Frankreich. Rablé billigte den Brief am Tage darauf und ſagte mir: „Es iſt ganz gut, daß man endlich den Franzoſen derartige Wahrheiten ſage.“ Und er erinnerte noch bei der Gelegenheit an eines der letzten Worte von Küß: „Wir ſind mehr wert, als jene Leute“. An den beiden erſten Tagen fand ich überhaupt nur Billigung; als die Zeitungen und die Briefe aus Paris kamen, drehte ſich freilich der Wind. Viele von denen, die mir zugeſtimmt hatten, wagten es angeſichts der Beſchimpfungen der Liga, nicht mehr zu tun. — Der Brief machte das größte Aufſehen auf beiden Seiten des Rheins und in der Schweiz.

Kapitel II.

Die Anfänge der Autonomiſtenbewegung.

Ich war der Politik überdrüſſig. So zog ich mich denn zuerſt ins Privatleben zurück und beſchäftigte mich mit literariſchen Arbeiten. Ich ſchrieb für die Affiches strasbourgeoises eine Geſchichte des Elſaſſes, die als Feuilleton erſchien, und Straßburger Plaudereien.*) Einige Zeit war davon die Rede, daß ich als Teilhaber in die Direktion der Buchdruckerei Fiſchbach eintreten ſollte. Es kam aber nicht dazu.

Der frühere Chefredakteur des Temps, Reſſzer, der damals in Baſel wohnte, kam um die Zeit häufig zu mir. Jedesmal, wenn er mich aufſuchte, tat er ſein möglichſtes, um mich zu überreden, in unſer „altes Haus", das „Elſäſſer Journal", das in denſelben Räumen, wie ehemals der Courrier du Bas-Rhin, redigiert wurde, einzutreten. Er teilte vollſtändig meine Anſichten über Frankreich, Deutſchland und das Elſaß. Er ſtand damals auch in Verbindung mit dem Reichstagsabgeordneten Lasker, der in Freiburg wohnte.

*) In dieſen humorvollen „Causeries strasbourgeoises" entwirft Schneegans ein anmutiges Bild des Straßburger Kleinlebens. Während er in dem einen Artikel „D' groß Wäſch'" ſchilderte, die furchtbaren Tage, welche eine entſetzliche Tyrannei über das ganze Haus verhängen, unterſuchte er in einem andern die Pſychologie des „Wackes," beſchrieb in einem dritten den „Chriſtkindelsmärk" oder erging ſich in Betrachtungen über die „Straßburger Kränzel" oder gab unter den Titeln „Proſt Nej Johr!, dr' Has het geleſt, am Pfingſtmondaa, der Landreje, s' Lipſe Gaarde u. ſ. w., u. ſ. w., lauter hübſche Skizzen, die im Herzen jedes Straßburgers bekannte Erinnerungen wohl zu wecken vermögen.

Ich wäre wohl auch meinem Vorhaben, von der Politik fürderhin fernzubleiben, treu geblieben, wenn nicht die Agitation für die Reichstagswahlen gerade in diese Zeit gefallen wäre. Aber als am Anfang des Jahres 1874 der Wahlkampf zwischen Autonomisten und Protestlern in Straßburg heftig entbrannte, — auf der einen Seite stand Lauth, auf der andern Bergmann, — ließ ich mich vom Drängen meiner Freunde überreden, die es mir als meine Pflicht darstellten, der Sache der Autonomie zu helfen, und warf mich auch meinerseits in den Kampf. In einem öffentlichen Brief, den ich im Elsässer Journal am 5. Januar 1874 veröffentlichte, warnte ich vor dem unfruchtbaren Protest und brach eine Lanze für die Kandidatur der Autonomie. Ich hielt es aber für korrekt, wenn ich mich wieder tätig mit Politik beschäftigen wollte, zuerst meine Option zurückzuziehen und mich in meiner Heimat wieder naturalisieren zu lassen. Der Entschluß wurde mir nicht leicht, ich verhehle es nicht. Im Gegenteil, diese ganze Zeit ist für mich eine Zeit furchtbarer Kämpfe gewesen. Ich ging also auf das Bürgermeisteramt, machte Herrn Back gegenüber diese Erklärung und wurde wieder Bürger meiner Heimatstadt. Man hat mir das als Verrat vorgeworfen! Ein Straßburger, der wieder Straßburger wird, nachdem er ausgewandert war, sollte ein Verräter sein! Schöne Logik! Übrigens, wenn ich meine Option zurückgezogen hätte, um die Kandidatur des Protestes zu unterstützen, würde es gewiß nicht als Verrat, sondern als eine edle Handlung angesehen worden sein. Die, welche ins Elsaß zurückkehrten, um *gegen* das Interesse des Elsasses zu arbeiten, waren vortreffliche Bürger; die, welche zurückkehrten, um *für* ihre Interessen zu kämpfen, waren Verräter, die sich für Geld hatten erkaufen lassen. — Ich benachrichtigte Herrn Lauth von dem, was ich zu tun beabsichtigte; ich hielt es für korrekt, ihm zu sagen, daß ich seiner Meinung nicht war (was er übrigens wußte) und daß ich seine Politik bekämpfen würde. In seiner Antwort bezeugte er seine Hochachtung vor der Ehrlichkeit meiner Polemik. Später änderte er dagegen seine Stellung mir gegenüber. Von Freundschaft zu mir war keine

Rede mehr bei ihm. Im Gegenteil, er wiegelte ſogar die ganze Familie Lauth des Oberrheins gegen mich auf.

E. Lauth war von Haus aus ein gemäßigter Mann, der aber durch ſeine Pariſer Beziehungen in den Radikalismus hineingezogen wurde. Als Straßburger Bürgermeiſter hatte er zuerſt gute Dienſte geleiſtet; als er ſich aber angegriffen ſah, wurde er ängſtlich und ließ ſich zu extremen Handlungen hinreißen. Er hat den Verluſt unſerer Munizipalrechte in Straßburg auf dem Gewiſſen. Er war ein ſchwacher Menſch, der ſich durch die Einflüſſe des Pariſer Scherbengerichtes imponieren ließ. — Am Tage, wo ich meinen Brief zu Gunſten Bergmanns veröffentlicht hatte, zog dieſer ſeine Kandidatur zurück. Die Polemik der franzöſiſchen Zeitungen hatte ihn erſchreckt. Neffzer, der ſich im Bureau der Zeitung befand, ſagte mir: „Ich habe Bergmann nie in ſo großer Erregung geſehen. Er war außer ſich.“ Zu gleicher Zeit trat der Profeſſor Schützenberger, der zuerſt Gegner des Proteſtes geweſen war, für denſelben in einem Briefe ein, in dem er ausführte, man könne tun, was man wolle, man würde mit der Autonomie nie etwas erreichen. — Das Reſultat der Wahlen iſt bekannt. Es wurden nur Proteſtler und Klerikale gewählt, darunter die Biſchöfe von Metz und Straßburg. Gambetta redigierte die Erklärung, die der Abgeordnete von Zabern, Teutſch, auf der Rednerbühne verlas. Der franzöſiſche Text wurde von Teutſch nach Frankfurt a. M. gebracht, wo die Abgeordneten eine Beſprechung hatten. Herr Sonnemann von der Frankfurter Zeitung wohnte ihr bei; er überſetzte die Proteſterklärung ins Deutſche. Teutſch ſprach ſehr gut deutſch; ſeinen Wählern gegenüber bediente er ſich nur dieſer Sprache; in Berlin tat er aber ſo, als ob er ſie nicht kenne. Altdeutſche Abgeordnete haben mir dieſe Szene im Reichstag ſpäter erzählt. Teutſch begann ſeine Proteſterklärung zu leſen, indem er franzöſiſchen Accent affektierte und ſo tat, als ob er das Deutſche nur mit Mühe ausſpräche. Plötzlich aber vergaß er nach den erſten Unterbrechungen ſeine Rolle und antwortete im reinſten Deutſch, ja ſogar mit größter Zungenfertigkeit. Die Folge war, daß auf

allen Seiten des Reichstagssaales ein ungeheures Lachen ausbrach. Er hatte sich verraten und wurde lächerlich. — Im Elsaß spielten er und seine Freunde die Märtyrer, beklagten sich über dieses Lachen, und stellten es so dar, als ob man sich über das Elsaß hätte lustig machen wollen. Es betraf doch nur den Schauspieler, der seine Rolle schlecht gespielt hatte.

Teutsch und die andern elsaß-lothringischen Abgeordneten des Elsasses waren in feierlich-theatralischem Aufzug in den Reichstag eingezogen, die Bischöfe in violetter Toga, die Pfarrer im Talar, die andern im Frack und weißer Binde. Sie hatten im Hôtel de Rome Unter den Linden ihren Zug formiert, und waren auf diese Weise durch die Linden, die Wilhelmstraße und Leipziger Straße gezogen. Wer den Charakter des Berliner Volkes kennt, die Einfachheit der parlamentarischen Sitten Deutschlands, kann sich die Wirkung dieses Zuges und dieses theatralischen Aufmarsches vorstellen. Man fand dies alles lächerlich. Man war wohl auf einen Protest gefaßt, man erwartete ihn sogar, — aber man erwartete ihn nicht so theatralisch, mit diesem unnütz dekorativen Aufputz, der lächerlich wurde, da er nicht imponierte. Der Eindruck des Manifestes, das Teutsch vorlas, war noch unglücklicher. Teutsch vergaß, daß er sich an Deutsche wandte; die Phrasen Gambettas verfehlten durchaus ihre Wirkung auf diese kalten und praktischen Männer und riefen nur Staunen und Lachen hervor. Ein Argument von Teutsch brachte den ganzen Reichstag in Aufruhr; er sprach von Nizza und Savoyen und sagte, daß Frankreich, indem es diese Bevölkerungen abstimmen ließ, — man weiß wie — wenigstens den Schein gerettet hatte! Das war zuviel. Wie soll man einen Abgeordneten, der solche Worte ausspricht, ernst nehmen!

Nach den lächerlichen und unglücklichen Reden von Teutsch bestieg der Bischof von Straßburg, Raeß, die Rednerbühne und erklärte, daß er und seine Religionsgenossen den Frankfurter Vertrag anerkannten und annähmen.

Raeß hatte vor seiner Abreise mit dem Oberpräsidenten Möller eine Besprechung gehabt und hatte sich ihm gegenüber

verpflichtet, gegen den Frankfurter Friedensvertrag nicht zu protestieren, sondern ihn anzuerkennen. Dies wurde mir von Herrn Dr. Schricker, der das Vertrauen des Oberpräsidenten genoß, erzählt. In der Straßburger Bevölkerung rief diese Erklärung des Bischofs eine mächtige Bewegung hervor, und zwar nach verschiedenen Richtungen. Ich traf Rablé den Tag darauf; er sagte mir: „Der Bischof hat eine gute Tat begangen; er hat offenbar den fortdauernden Angriffen, die von Frankreich ausgingen, die Spitze abbrechen wollen: er hat mit dem Ansehen, das sich an seine Stellung knüpft, dem Verleumdungskriege, der von Paris aus gegen uns geführt wird, ein Ende machen wollen." Er fügte hinzu, daß er Gelegenheit finden würde, dem Bischof seinen Dank dafür auszusprechen. Und ich weiß, daß er es tat.

Nach den Wahlen fühlte man im Elsaß überall das Bedürfnis, die liberale Partei zu reorganisieren. Das Elsässer Journal sollte ihr Organ sein. Die Zeitung war bis dahin ganz unter dem Einflusse Kleins gewesen, der sich rückhaltlos auf den Boden des Frankfurter Friedensvertrags stellte und erklärter Feind des Ultramontanismus war. Klein handelte aber etwas zu sehr als Diktator und hatte durch seine herrische Art kostbare Unterstützungen zurückgestoßen. Er hatte namentlich den taktischen Fehler begangen, sich einige unentschiedene Elemente zu entfremden. Mein Bestreben war es nun, als ich wieder in das politische Leben eintrat, alle diese Elemente zurückzugewinnen und in einer Aktiengesellschaft um die Zeitung zu gruppieren. Zu der Gruppe Klein gehörten North, Ferdinand Schneegans, Bergmann. Ich versuchte, die Herren Rablé, Tachard, Schützenberger und die Politiker des Oberrheins Chauffour, A. Dollfus, Schlumberger, Hartmann auch heranzuziehen. Klein, der vielleicht die politische Situation damals besser erkannte als ich, sah dieser Verschmelzung aller autonomistisch-liberalen Kreise nicht sehr vertrauensvoll entgegen. Er hatte viele Beziehungen zu den altdeutschen Kreisen, die ihn über die Stimmung in Altdeutschland vorzüglich unterrichteten. Was das Manövrieren noch erschwerte, war, daß die Herren vom Oberrhein nichts von seiner Bevormundung

wiſſen wollten. Anderſeits war mir klar, daß wir im Lande keinen Boden faſſen würden, wenn wir dieſe Elemente nicht berückſichtigten. Für die Zeitung, welche das führende Organ ſein ſollte, war es auch pekuniäre Lebensbedingung, auf möglichſt breiter Baſis fundiert zu werden. Was uns einigen mußte, das war nach meiner Anſicht das liberale Prinzip, wie es in Frankreich durch Jules Simon, Jules Favre, Laboulaye, in Deutſchland durch Schultze-Delitzſch, Duncker, Löwe vertreten war. Unter der deutſchen Regierung mußten wir ebenſo wie früher unter der franzöſiſchen für die Freiheit des Gewiſſens, der Preſſe, des Vereinsrechtes kämpfen. Hinſichtlich unſeres Verhältniſſes zu Deutſchland mußten wir danach ſtreben, eine ſo freie und ſo autonomiſtiſche Verfaſſung als möglich zu erringen. Mein Gedanke war es, das Programm, das bereits im Juni 1871 die Bürgermeiſter- und Notabelnverſammlungen in Straßburg und Colmar formuliert hatten, anzunehmen und namentlich folgende Punkte in der Verfaſſung zu fordern: die Kreierung einer Deputiertenkammer nach dem Muſter der Landtage der andren deutſchen Bundesſtaaten, ein elſäſſiſches Miniſterium und elſäſſiſche Verwaltung, elſäſſiſche Polizei und elſäſſiſches Armeekorps; wenn letzteres nicht gleich zu erreichen ſei, ſo doch jetzt ſchon die Einſtellung elſäſſiſcher Rekruten in die im Lande ſelbſt in Garniſon ſtehenden Regimenter. Zur Erkämpfung dieſer Freiheiten mußten wir uns aber, das war mir klar, unbedingt auf den Boden des Frankfurter Friedensvertrages ſtellen. Täten wir es nicht, ſo würden alle unſere Bemühungen von vornherein unfruchtbar ſein. Für uns Liberale war das um ſo notwendiger, als die klerikale Partei, wie die Erklärung des Biſchofs im Reichstag zeigte, ſich bereits auf dieſen Boden geſtellt hatte. Eine große Anzahl Liberaler hatte ſich aber nun in die Reihen der Proteſtler verirrt. An uns ſei es nun, ſo dachte ich, ſie heranzuziehen, um auf dem Boden der vollzogenen Tatſachen die Fahne des Liberalismus im Elſaß wieder aufzurichten und den Klerikalen wirkſam entgegenzutreten. Das war ungefähr das Programm, das ich in der Zeitung befolgen wollte. Es ſchien alles ſoweit vor-

bereitet, um für die Zeitung auf Grund einer großen Aktiengesellschaft eine sichere Basis zu schaffen. Die Direktion sollte ich übernehmen. — Freilich kam es anders, als ich gedacht hatte.

An den Vorbesprechungen, welche bei Klein stattfanden, nahmen auch einige Altdeutsche, namentlich die Herren Petersen und Schricker teil. Sie konnten, so meinte Klein, besonders hinsichtlich der deutschen Gesetzgebung wertvolle Ratschläge erteilen. Da man außerdem glaubte, im Elsaß nicht genügend Geld zur Gründung der Aktiengesellschaft aufzutreiben, hatte Petersen vorgeschlagen, auch in der Pfalz dafür zu werben. Die Summen, die man auf diesem Wege erhalten würde, fügte er aber ausdrücklich hinzu, würden nicht mitsprechen wollen, sondern latent bleiben. Klein sollte einen Teil in seinem Namen nehmen. Herr Dr. Schricker bot nun auch unter denselben Bedingungen Geldzuschüsse an. Wegen seiner persönlichen Beziehungen zum Oberpräsidenten hielten wir aber die Annahme dieses Angebotes nicht für angezeigt. Der Oberpräsident könnte sich ja sonst eines Tages diese Sachlage zu Nutze machen, um auf die Zeitung einen Druck auszuüben. Das war übrigens auch die Meinung von Petersen. Da nun namentlich die Herren aus dem Oberrhein betonten, man möchte das altdeutsche Kapital überhaupt ausschließen, sie verbürgten sich, selber dafür genügende Summen zu liefern, entschlossen wir uns, auf dieser rein elsässischen Basis die Aktiengesellschaft zu gründen.

Alles schien nun geregelt. Auf Befragen konnte ich den Herren aus dem Oberrhein auf Ehrenwort versichern, daß von deutschem Kapital nicht mehr die Rede sei. Welches war aber mein Erstaunen, als ich am Tage vor der vorletzten Generalversammlung entdeckte, daß ich — und mit mir die meisten andern Herren — schnöde betrogen worden war. Ich entdeckte nämlich, daß Fischbach vom Oberpräsidenten zur Subventionierung der Zeitung doch — also ganz gegen das Übereinkommen — die Summe von 15 000 Mark angenommen hatte. Herr Dr. Schricker hatte dabei eine merkwürdige Rolle gespielt. Wie entrüstet ich darüber war, kann man sich denken. Übrigens sollte diese Summe,

wie Fiſchbach geſtand, ſchon lange vor den Unterhandlungen eingezahlt und beim Bankier North deponiert worden ſein. Man hatte uns alſo eine Sachlage diskutieren laſſen, die ſchon längſt ohne unſer Zutun entſchieden worden war. Unter dieſen Umſtänden konnte und wollte ich die Direktion der Zeitung nicht mehr übernehmen. Die Herren vom Oberrhein billigten meine Haltung vollſtändig und zogen ſich auch ihrerſeits zurück. Fiſchbach und die Gruppe Klein verſuchten ohne uns die Konſtituierung der Aktiengeſellſchaft.

Was ſollte ich nun tun? Den Plan, für die Autonomie zu kämpfen, wollte ich auch unter dieſen Umſtänden nicht aufgeben. So entſchloß ich mich denn mit Unterſtützung der Herren vom Oberrhein, namentlich auf Anregung des Herrn Chauffour in Colmar, zu verſuchen, in einigen altdeutſchen liberalen Zeitungen, auch in den liberalen Organen Belgiens und der Schweiz elſäſſiſche Korreſpondenzen zu veröffentlichen, die für unſere Zwecke agitieren ſollten. Bisher hatten wir Elſäſſer nur zur Frankfurter Zeitung Beziehungen gehabt; wir hatten aber im Laufe der Zeit gemerkt, daß alles, was wir hier veröffentlichten, keinen Widerhall in Deutſchland fand, da die Zeitung ja dafür bekannt war, um jeden Preis Oppoſition zu treiben. Dagegen ſchickten viele altdeutſche Eingewanderte Korreſpondenzen in die deutſchen Zeitungen, die unſere Lage und Wünſche von ihrem verbitterten Standpunkte aus beleuchteten und unſere größte Entrüſtung hervorriefen.

Chauffour ſprach zuerſt den Gedanken aus, zu der Augsburger Allgemeinen Zeitung Verbindungen anzuknüpfen. Ich reiſte deshalb zur Orientierung nach Augsburg. Dort traf ich einen alten Freund unſerer Familie, Herrn v. Hößlin, der mich ſehr freundſchaftlich empfing und mein Vorhaben als ein gutes Omen für das Elſaß und Deutſchland begrüßte. Er ſtellte mich dem Bürgermeiſter von Augsburg vor, und dieſer war es, der mir die Tore der Zeitung eröffnete.

Ich kam mit der Redaktion überein, eine Reihe von Briefen einzuſenden, in denen ich in voller Freiheit alle unſere Anſichten, Klagen und Wünſche ausſprechen würde. Natürlich würde ich

— das war die conditio sine qua non — meine Kritiken nur auf der Basis des Frankfurter Friedensvertrages aufstellen. So entstanden die „Briefe aus dem Elsaß“ oder „Nil-Nimis-Briefe,“ die viel Staub aufwirbelten und von deren Erscheinen an man eine Art Wiederauferstehung des politischen Lebens im Elsaß datieren könnte.

Von Augsburg zurückgekehrt, reiste ich zu Herrn Chauffour, der sich sehr glücklich, aber auch sehr überrascht zeigte über das Gelingen meines Schrittes. Er gestand mir, daß er es nicht erwartet habe; wie die meisten unserer Freunde habe er die Konstituierung unserer Gruppe und dieser Korrespondenz mehr als einen unmöglich zu verwirklichenden Versuch angesehen. Sie hätten es eher, um ihr Gewissen zu beruhigen, getan, aber mit vielem Skeptizismus.

Inmitten all dieser Skeptiker und Pessimisten war ich immer der „Gläubige“ und der Optimist, der mit Mut, mit Eifer, mit Vertrauen vorging, — ich lächle heute mit einer gewissen Bitterkeit, wenn ich bedenke, daß dieser Gläubige fast immer von den Skeptikern des Elsasses vorgeschoben worden ist, bis zu dem Augenblick, wo sie ihn verlassen und desavouiert haben — und doch ohne diesen „Gläubigen“ hätten sie nicht die Verfassung des Jahres 1879 erhalten.

Herr Chauffour und ich kamen über den allgemeinen zu befolgenden Plan überein; die große Geschäftskenntnis, die Vertrautheit mit der Gesetzgebung meines verehrten Freundes half mir in dieser nicht leichten Arbeit außerordentlich; ich studierte die einzelnen Fragen, redigierte meinen Artikel, schickte ihn dem Herrn Chauffour, er versah ihn mit seinen Bemerkungen, die ich verwertete, und als ich den Artikel noch einmal umgearbeitet hatte, schickte ich ihn nach Augsburg.

Das Erscheinen dieser Briefe in der „Augsburger Allgemeinen“ machte in der deutschen Bureaukratie des Elsasses und in der deutschen Kolonie überhaupt, sowie in der Gruppe Klein-Fischbach das allergrößte Aufsehen.

Die Altdeutschen aller Nuancen (abgesehen von einigen Uni-

versitätsprofessoren) waren darüber sehr aufgebracht, daß ein deutsches Organ sich der Erörterung solcher Fragen eröffnete. Niemand konnte der „Augsburger Allgemeinen“ vorwerfen, eine revolutionäre, franzosenfreundliche oder klerikale Zeitung zu sein — und doch brachte diese allgemein geschätzte Zeitung Artikel, welche, vom deutschen Standpunkte ausgehend, mit einer sehr heftigen Kritik der elsaß-lothringischen Verwaltung hervortraten.

Ich erfuhr durch Herrn Braun, daß man öfters bei ihm Schritte tat, daß man ihn sogar mit Preßprozessen bedrohte, damit er uns die Zeitung verschlösse. Er weigerte sich aber entschieden. Ich konnte mit meinen Artikeln fortfahren bis zum Augenblick, wo ein stärkerer Druck aus Berlin erfolgte, und zwar zur Zeit, als Bismarck die Rede hielt, in der er das Elsaß ein Glacis nannte. Da schrieb mir Herr Braun, ich möchte einstweilen meine Korrespondenzen einstellen.*)

Um auch andre Zeitungen für uns zu gewinnen, unternahm ich eine zweite Reise durch Süddeutschland. Wenn ich auch die Empfindung hatte, daß uns aus der Unterstützung sogenannter republikanischer Zeitungen kein großer Nutzen erwachsen würde, erfüllte ich doch den Auftrag meiner Freunde und sprach bei den

*) Diese Briefe sind später unter folgendem Titel in Buchform erschienen: „Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im neuen Reichsland. Leipzig, J. J. Weber 1875. Aus den Titeln der einzelnen Kapitel möge man sich vergegenwärtigen, welche Fragen zur Sprache gebracht wurden: 1. Die Stimmung im Elsaß vor und während dem Kriege. 2. Die Notabelnversammlungen in Colmar und Straßburg. 3. Die Elsässer Delegierten in Berlin — Reden und Versprechungen des Fürsten Reichskanzler. 4. Anfänglich ruhige Stimmung — die Nichterfüllung der Versprechungen. 5. Verschlimmerung der Zustände — Militäraushebung und Optionen. 6. Verschiedene Maßregelungen — Schulen, Steuern, Eidesauflegung; Eisenbahntarife; Beamtenreichtum u. s. w. 7. Die Munizipal- und Bezirkswahlen — die Eidesforderung. 8. Die Parlamentswahlen und die Elsässer Liga. 9. Nach den Parlamentswahlen — die Straßburger Gemeinderatsangelegenheiten. 10. Die Gegenprobe in der „Straßburger Zeitung.“ 11. Gereiztheit der Verwaltung. 12. Das Beamtentum im Elsaß. 13. Über die Schulfrage. 14. Von der französischen Sprache in der Schule. 15. Über Schulbücher. 16. Das Lesebuch für Elsaß. 17. Was ist Gesetz? 18. Alt-elsässische Traditionen. 19. Über Finanzen und Verwaltung. 20. Schluß.

Redaktionen der Frankfurter Zeitung und der Neuen Badiſchen Landeszeitung in Mannheim vor. Ich traf dort merkwürdige Männer, die mir einen ſonderbaren Eindruck machten; ſie nannten ſich vor allem Republikaner und Deutſche in zweiter Linie. Sie hegten die größte Bewunderung für — Gambetta, ſie waren voller Sympathie für die — franzöſiſche Republik. Ich fragte mich, wie weit dieſer Standpunkt aufrichtig und ernſt zu nehmen wäre. Ich hatte die Empfindung, daß es ſich um einen recht oberflächlichen Republikanismus handelte. Dieſe Leute beſeelte vor allem der Haß gegen Bismarck. — Übrigens war für uns die Hauptſache, daß dieſe Zeitungen uns ihre Spalten eröffneten. Mehr verlangten wir nicht.

Meine Beziehungen zur Preſſe machten damals an der Mainlinie halt. Ich verſuchte nicht weiter nach Preußen vorzudringen. Es hatte ſich aber doch in meiner Auffaſſung der Lage eine Wandlung vollzogen, namentlich infolge der Erfahrungen, die ich mit der Allgemeinen Zeitung gemacht hatte. — Ich hatte gemerkt, — und mit mir hatten es alle meine Freunde gemerkt — daß die in dieſer Zeitung erſchienenen Artikel allein viel größere Wirkung ausgeübt hatten, als die in der „Frankfurter Zeitung," in der „Neuen Badiſchen Landeszeitung" und in allen republikaniſchen Zeitungen zuſammen.

Ich ſah jetzt ſehr klar, wo man die Hebel anzuſetzen haben würde, und ich fragte mich ſchon damals, wie ich es einzurichten hätte, um an die national-liberale Berliner Preſſe zu gelangen.

Ich kann nicht verſäumen, auch meine Mitarbeit zum Induſtriel alſacien Mülhauſens zu erwähnen, die auch um dieſe Zeit anfing. Durch die Vermittelung von Herrn Aug. Dollfus ſetzte ſich Herr Zorn mit mir in Verbindung. Er wünſchte Artikel über die Finanzen, das Budget, die Verwaltung Elſaß-Lothringens. — Grad, der ſpätere Abgeordnete, böte ihm ſolche an, ſagte er mir, aber ſie ſeien ſo unverdaut, ſo ſchwerfällig — und Grad könne nicht ſchreiben! — Es waren im Grunde genommen dieſelben Artikel, wie in der Allgemeinen Zeitung, die

ich ihm einſchickte, aber ſie waren kürzer, anders disponiert und geordnet. Sie machten in Straßburg von ſich reden. — Sehr bedeutſam! Weit entfernt, dieſe Kritiken übelzunehmen, die doch recht ſcharf waren, machte die Regierung keineswegs dem Induſtriel Schwierigkeiten irgend welcher Art. Der damalige Regierungsrat Stempel, ein Freund unſerer Familie, geborener Pfälzer, der vor dem Kriege Beziehungen zu meinem Schwiegervater gehabt hatte, der mit Herrn von Möller ſehr befreundet war, ſprach mir einmal davon und ſagte mir: „Wir ſehen, daß Sie bona fides zeigen, daß Sie die Fragen ſtudieren, wir teilen Ihre Anſichten nicht, aber wir ſehen in Ihnen einen Gegner, mit dem wir diskutieren können, und mit welchem wir gerne diskutieren, da Sie keinen andern Zweck verfolgen als wir: Das Wohl des Landes.“ — Er fügte hinzu: „Wir diskutieren nicht mit Leuten wie Grad, da wir ſehr gut wiſſen und ſehr klar ſehen, daß er mala fide iſt und daß ſein Ziel nicht das unſrige iſt.

Später erfuhr ich auch durch Stempel, daß Bismarck ſelbſt von einem der Artikel Notiz genommen hatte, um Herrn v. Möller aufzufordern, die darin berührte Frage, Vereinfachung der Verwaltung, näher zu unterſuchen. Herr Stempel war damit betraut worden. Auch in den Kreiſen der Reichstagsabgeordneten lenkten die Artikel die Aufmerkſamkeit auf ſich. Herr Löwe-Calbe, mit dem ich ſchon ſeit längerer Zeit in Korreſpondenz ſtand, und der von allen Reichstagsabgeordneten dank ſeiner perſönlichen Beziehungen zu Klein, Kablé und mir das größte Intereſſe für Elſaß-Lothringen hatte, ſchrieb mir am 1. Februar 1875 einige bemerkenswerte Zeilen, die ich nicht verſäumen will, mitzuteilen, da ſie geeignet ſind, die Anſichten, die man in dieſen Kreiſen über unſere Lage hatte, klar widerzuſpiegeln. Er ſchrieb:

„Die Budget-Beratungen über Elſaß-Lothringen gingen derzeit ſo ſchnell, daß Sie ihren Abſchluß wahrſcheinlich ſchon erfahren haben, bevor Sie die angekündigten Artikel des Induſtriel alſacien haben abſchicken können. Der Induſtriel wird übrigens im Parlament gehalten. Die Artikel hatten Aufſehen erregt und demnach ſchon volle Beachtung gefunden. Wenn die Sache nicht ſo ſehr ſchnell gegangen wäre reſp. hätte gehen müſſen, um das

Budget rechtzeitig festgestellt zu haben, so würde ich Sie noch gebeten haben, hierherzukommen, wenn auch nur auf einige Tage, um in dem Verkehr mit den Mitgliedern der Kommission und andren einflußreichen Mitgliedern des Hauses Ihre Anschauungen auszusprechen und die Interessen zur Geltung zu bringen, welche eben ein Elsässer besser kennt als ein andrer, vor allem aber, um den Abgeordneten und auch den Mitgliedern der Verwaltung klar zu machen, daß die Elemente im Elsaß, welche durch Ihre Meinungen vertreten werden, die Zukunft haben, weil sie den Kern einer Partei bilden, die sowohl die Interessen Ihres Landes, als auch die Stimmungen Ihres Volkes wirklich vertritt. Der Glaube an die Bedeutung derjenigen Stellung für eine beginnende Parteibildung ist, wie ich Ihnen nicht verhehlen kann, gering, und wenn ich die Ursachen dieses Mißtrauens näher untersuche, so liegen sie darin, daß die Beamten aus Elsaß-Lothringen hier bis jetzt in allen Kreisen allein gehört sind. Wenn Sie nun dazu nehmen, daß auch die gut intentionierten Beamten durch die täglichen kleinen Reibungen mit einer verstimmten Bevölkerung selbst mehr oder weniger verstimmt sind, so können Sie sich leicht denken, daß das für die schnelle Entwicklung zu einer Art von Autonomie nicht günstig ist. Es ist in der Tat nicht Übelwollen gegen Elsaß-Lothringen und ebensowenig Gleichgültigkeit gegen die Selbstverwaltung, die soviele in dieser Sache lau erscheinen läßt. Es ist vielmehr das Gefühl, daß Land und Volk sich in einem Übergangsstadium befinden, das viel länger dauert, als die meisten es sich ursprünglich gedacht haben, in welchem von der Gesetzgebung resp. von der Herstellung von Institutionen für die Selbstverwaltung noch nichts zu erwarten ist, weil das Volk entweder gar keinen Gebrauch oder nur einen faktiösen Gebrauch davon machen würde. Daß Ihre Vertreter sehr viel dazu beigetragen haben, daß besonders die moralische Feigheit derjenigen, die hier geblieben waren und die sich doch weigerten, an den Beratungen der Kommission teilzunehmen resp. der Kommission Aufklärung zu geben, soweit sie solche vermochten, sehr geschadet hat, ist selbstverständlich. Wären Sie hier gewesen, so wäre dieser ganze Vorgang ein natürliches und nicht unbeträchtliches politisches Kapital für Ihre Partei geworden und Sie würden Ihrem Land Dienste haben erweisen können, die vielleicht nicht unmittelbar zur Geltung gekommen wären, die sich aber in der nächsten Entwicklung sicherlich bemerkbar gemacht haben würden. Sie würden damit sicherlich den Erfolg gleich gehabt haben, daß Sie an der Lösung unmittelbar vorliegender Fragen bestimmten Anteil genommen hätten, wodurch Sie als politische Partei, mit der man rechnen müsse, sich zur Geltung gebracht hätten . . . Von dem Verlauf Ihrer ersten Landesversammlung hängt nun noch ein andres Interesse wesentlich ab, das für das Gedeihen des Landes von der größten Bedeutung ist. Ich glaube nämlich und habe auch einen Teil meiner Freunde für diese Überzeugung gewonnen, daß der Schwerpunkt der Verwaltung von Berlin nach Elsaß-Lothringen selbst gelegt werden muß, daß das Ministerium, wenn man sich so ausdrücken darf, nicht mehr im Reichskanzleramt, sondern beim Chef der Landesregierung sein muß, der im Lande lebt, der dann imstande ist, die Verwal-

tungsreformen ein- und durchzuführen, welche zu einem höheren Grade der Selbſtverwaltung, deren das Land bedarf und auch zu einer ſparſameren Verwaltung, d. h. zu geringeren Verwaltungskoſten führen. Dieſe Umlagerung des Schwerpunktes wird immer auf gewiſſe Schwierigkeiten hier ſtoßen, die nur überwunden werden können, wenn die Landesverſammlung gut verläuft. Damit meine ich durchaus nicht, daß die Landesverſammlung nur zu allem ja ſagen ſoll; im Gegenteil, der Kampf der Meinungen, von denen jede mit Energie vertreten wird, iſt überhaupt notwendig, um ihr Achtung zu verſchaffen, und die Oppoſition iſt bei vielen Maßregeln ja ſo ſehr geboten, wenn Sie aus dem Zuſtande, in dem Sie ſich befinden, überhaupt herauswollen, daß es gewiſſenlos wäre, ſie ungewiſſer Ausſichten für die Zukunft willen zu unterlaſſen. Aber die Oppoſition darf nicht von der Proteſtpartei geleitet werden, ſondern muß ſachlich aufgefaßt ſein, gerade, wie Sie ſie in Ihren Arbeiten bis jetzt vertreten haben. Dieſer Zuſammenhang zwiſchen einer Entwicklung der Landesverſammlung zu einem berechtigten Faktor der Geſetzgebung und zu einer größeren Selbſtändigkeit der im Lande befindlichen Verwaltungsbehörden erfüllt mich mit der Hoffnung, daß dieſe Verſammlung und die Landesbehörde durch gegenſeitiges freundliches Entgegenkommen für einen guten Verlauf ſorgen werden. Ein Teil der Verwaltungsbehörden natürlich hier wie dort ſieht der ganzen Sache mit Unbehagen entgegen, und wenn auch der Grund zur Verſchiebung zum nächſten Herbſt, daß man derſelben nämlich das Budget für 1876 vorzulegen wünſcht, wohl der eigentlich entſcheidende geweſen iſt, ſo hat doch dieſes Unbehagen weſentlich zu dieſer Entſcheidung beigetragen.

Auch die literariſchen Anknüpfungen, welche Sie im Sinne hatten,*) würden ſich hier gut gemacht haben, wenn ich auch geſtehen muß, daß ich politiſch auf ſie bei weitem nicht den Wert zu legen vermöchte, als auf die perſönlichen Berührungen, die bei Ihrer Anweſenheit hier ſtattgefunden haben würden . . ."

Es war ſelbſtverſtändlich, daß meine Artikel im Induſtriel auch von der Gegenpartei, von den Proteſtlern kommentiert wurden. Die Herren warfen mir vor, ich hätte Lauth getadelt weil er nicht nach Berlin ginge, um die Intereſſen des Landes zu verteidigen. Doch wagten ſie nicht die Meinung zu vertreten, er ſolle nicht dort bleiben. Sie kamen immer wieder darauf zurück: es ſei nicht angenehm nach Berlin zu gehen. Bequeme

*) Es bezieht ſich dieſer Paſſus auf die von Schneegans im Sinne gehabte Anknüpfung von Beziehungen zur Berliner Preſſe. Löwe-Kalbe wünſchte auch, daß er perſönlich nach Berlin käme.

und würdige Politik! „Sehen Sie nur," ſagten ſie, „wie die behandelt worden ſind, welche dorthin zurückgekehrt ſind. Wenn ſie ein Herz im Leibe hätten, würden ſie ihre Demiſſion geben." Ich mußte mir ſagen: Wenn Lauth mutig wäre, ſo würde er die ſeinige geben, oder wenn er das Bewußtſein ſeiner Pflicht hätte, ſo würde er es einem andern überlaſſen, Straßburg in Berlin zu vertreten und ſeine Stadt zu verteidigen.

Gewiß lag ſeiner ganzen Haltung ein ſehr weſentliches perſönliches Moment zu Grunde. Er war wütend gegen mich und gegen alle die, welche ſeine Kandidatur gegen Bergmann bekämpft hatten. Während ſehr viele ſeiner Parteigenoſſen ſich damals mir näherten und von der Möglichkeit einer Verſtändigung ſprachen, in der wir das betonen würden, was uns vereinte, dachte er nur an das, was uns trennte, und wiederholte immer wieder: „Ich kann mich mit Euch nicht verſtändigen. Ihr ſeid nicht vor allen Dingen Franzoſen." Dieſe ſeine Haltung ſchadete ihm aber bei vielen, die früher für ihn geweſen waren. So ſagte mir der Chefredakteur der Frankfurter Zeitung, Sonnemann, als er durch Straßburg fuhr, er, der früher ganz im Lauthſchen Fahrwaſſer geweſen war, die Entwickelung der Dinge habe den Beweis erbracht, daß wir zur Zeit der Wahlen recht gehabt hätten. Die Politik des Proteſtes und der Enthaltung ſei für das Elſaß verhängnisvoll. Man ſollte aktive Oppoſition treiben. Freilich, meinte Sonnemann, ſollten wir keine Kandidaten gegen Lauth aufſtellen, ſondern ihm ſcheinbar folgen, aber dann aktive Oppoſition treiben.

Während von den Parteigängern Lauths einige zu uns übergingen, ſchien es auch, als ob die Gruppe Klein im Laufe der Zeit ſich uns wieder nähern wollte. Sie fühlte wohl, daß ſie keinen rechten Boden unter den Füßen hatte. Wegen ihrer Beziehungen zum Oberpräſidium und zu der Kamarilla, welche es umgab, hatte ſie ſich auch einige altdeutſche Sympathieen verſcherzt. So erfuhr ich, daß z. B. Herr von Sybel aus dieſem Grunde Klein nicht freundlich geſinnt war. Auch in der Bevölkerung war Klein ſehr unpopulär geworden. Aus dem Grunde

wurde er auch nicht zum Präsidenten des Landesausschusses gewählt. Das Elsässer Journal verlor auch immer mehr an Bedeutung. Es war ganz im Banne der Verwaltung. Die auswärtigen Zeitungen merkten es wohl. So schrieb Ende Februar die Karlsruher Zeitung, es müsse sich im Elsaß etwas geändert haben, da eine elsässische Zeitung die Partei der von altdeutschen Organen (wie der Augsburger Allgemeinen) angegriffenen deutschen Beamten nähme.

Wir hätten unsererseits zur Vertretung unserer Interessen eine Zeitung sehr nötig gehabt. Mit Korrespondenzen in dem einen oder andern auswärtigen Blatt war es nicht geschehen. So gingen wir denn mit dem Gedanken um, eine Zeitung zu gründen. Wir überlegten uns sogar, ob wir sie nicht eventuell in Kehl sollten erscheinen lassen, weil wir so die Erlaubnis des Oberpräsidiums nicht einzuholen brauchen würden.

Die Gründung einer solchen Zeitung wäre der Tod des Elsässer Journals geworden. Das mochte Fischbach wohl eingesehen haben. Aus dem Grunde versuchte er bereits im März 1875 wieder mit mir zu verhandeln, um mich eventuell zu bestimmen, in die Redaktion einzutreten. Ich verhielt mich aber reserviert. Die conditio sine qua non für mich war die pekuniäre und politische Unabhängigkeit der Zeitung. Sie hatte für mich keine Daseinsberechtigung, wenn sie der Regierung in sehr vielen Punkten nicht kräftig die Wahrheit sagte. Am 10. Mai wurde mir mitgeteilt, Fischbach habe seinen Aktionären erklärt, er könne nicht so fortfahren und wolle sich mit mir verständigen. Klein habe im Prinzip zugestimmt. Am Tage darauf kam er zu mir und hatte mit mir eine längere Besprechung. Er gestand mir zu, daß es ihm nicht gelänge, eine elsässische Partei um seine Zeitung zu gruppieren. Ich hielt den Moment für gekommen, die elsässische liberale Partei auf breiterer Basis zu konstituieren, und nachdem mir Fischbach feierlichst versichert hatte, daß er auf den Zuschuß der Regierung verzichten würde, wenn ich wieder in die Redaktion einträte, versprach ich ihm, in nähere Verhandlungen mit ihm einzutreten. Es dauerte freilich den ganzen

Sommer noch, bis wir alle einig waren. Chauffour auf der einen Seite, Klein auf der andern hielten ſich zuerſt noch zurück. Endlich gelang es mir aber alle Bedenken zu verſcheuchen. Ende Auguſt ſuchten mich Klein und Fiſchbach in Peterstal im Renchtal, wo ich mit meiner Familie weilte, auf, und wir kamen dahin überein, daß ich in vollſtändiger Unabhängigkeit die Direktion des Elſäſſer Journals übernehmen würde, deren verantwortlicher Redakteur Fiſchbach werden ſollte.

Unſere Zeitung, die unter der neuen Leitung am 1. Oktober zu erſcheinen begann, hatte von vornherein keinen leichten Stand. Auf der einen Seite die Proteſtler, die uns wütend bekämpften — auch der Induſtriel alſacien, für den ich bisher geſchrieben, ſchloß ſich ihnen an; ihr Direktor, Herr Zorn, war über die Neuregelung der Dinge in Straßburg wütend, — auf der andern Seite die Regierung, und vor allem die Kamarilla, die mich ein Jahr zuvor aus der Redaktion getrieben hatte. Auf die Umtriebe dieſer Herren wird wohl ein Artikel im „Neuen Reich“ zurückzuführen ſein, der uns direkt als Reichsfeinde bezeichnete. Wir, die wir uns auf den Boden der vollzogenen Tatſachen ſtellten, waren für die Regierung viel gefährlichere Feinde als die Proteſtler, die ſich außerhalb des Geſetzes ſtellten. Wir beſchäftigten uns viel mit den internen Angelegenheiten Deutſchlands, wenig mit den franzöſiſchen; wir gingen meiſtens mit der Linken der Nationalliberalen, manchmal mit den Fortſchrittlern. Dieſe Beſchäftigung mit deutſchen Angelegenheiten ſtärkte unſere Poſition, machte uns aber eben zu gefürchteten Gegnern.

Von dieſen Geſichtspunkten aus hatte ich auch in der Zeitung am 25. Januar 1875 den bekannten Erlaß des Großherzogs von Mecklenburg gegen Einführung der Zivilehe ſcharf kritiſiert. — Dabei waren mir einige heftige Ausdrücke entſchlüpft: ich hatte von einer „intolérance, étroitesse d'esprit“, ja ſogar „sottise“ und „criminelle folie“ des Großherzogs geſprochen. Ich vermute, daß die Kamarilla, der wir ein Dorn im Auge waren, dieſen Artikel zur Kenntnis der großherzoglichen Regierung brachte. Darauf erhob ſie Klage gegen den verantwortlichen Redakteur

Fiſchbach. Ich hatte aber den Artikel geſchrieben. Da ich nicht wollte, daß ein Unſchuldiger dafür büßte, bezeichnete ich mich als den allein Schuldigen. Das ſollte freilich nichts nützen. Es kam zum Prozeß. Trotzdem das Gericht anerkannte, daß in unſerer Sache als mildernder Umſtand in Betracht kam, daß die Maßregel des Großherzogs auch in andern Teilen Deutſchlands und ſelbſt im Reichstag zu erregten Debatten Veranlaſſung gegeben hatte, wurden wir beide, ich als Verfaſſer des Artikels auf Grund des § 29 des Strafgeſetzbuches, Fiſchbach als verantwortlicher Redakteur (gérant responsable) auf Grund des Artikels 8 des franzöſiſchen Geſetzes vom 18. Juli 1828 zu je einem Monat Feſtungshaft koſtenfällig verurteilt.

Mit Recht machte der Pfälziſche Curier in einem Artikel über den Prozeß auf die eigentümliche Tatſache aufmerkſam, daß „gerade zwei Elſäſſer, die für eine neue Inſtitution des deutſchen Reiches, für die Zivilehe gegen einen dieſelbe mißachtenden deutſchen Fürſten beherzt eine Lanze brachen, ihr Unterfangen ſo empfindlich zu büßen hatten." — Übrigens bin ich überzeugt, daß die ganze Sache mehr oder weniger abgekartet war, um uns einzuſchüchtern. Die uns feindlichen Herren der Kamarilla Möller hatten hier die Hand im Spiele gehabt. Sie hatten ſich dabei freilich nicht als gute Politiker entpuppt. Denn dieſe ganze Geſchichte war für die Zeitung die allerbeſte Reklame.

Um unſer Blatt nicht ohne Leitung zu laſſen, büßten wir, Fiſchbach und ich, unſere Strafen zu verſchiedenen Zeiten ab. Ich reiſte am 14. März nach Bitſch ab. Kablé begleitete mich auf den Bahnhof. Das Wetter war entſetzlich. Wir fuhren durch Wälder hindurch, an ſchwarzen Teichen vorbei; in der Ferne erhoben ſich dunkel und finſter die Berge. In Bitſch angekommen ſtieg ich im Hôtel Stadt Metz ab; dann machte ich bei einigen Perſonen, denen ich empfohlen worden war und die mir durch ihre Freundlichkeit die Zeit meiner Feſtungshaft angenehm verſüßen ſollten, Beſuch; darauf meldete ich mich beim Platzkommandanten an. Er empfing mich in ſeinem Arbeitszimmer, in Gegenwart eines Leutnants v. Kremnitz, des Platz-

majors, den ich, ſo ſagte der Platzkommandant, während dieſes Monats als meinen direkten Vorgeſetzten zu betrachten hätte. Dieſer las mir das Reglement vor, dann machten wir uns beide auf den Weg nach dem Fort. Er machte mir den Eindruck eines ſehr liebenswürdigen, ſehr intelligenten Weltmannes, mit dem ich mich freute, näher bekannt zu werden. Es regnete in Strömen, während wir den Fels beſtiegen. Ich konnte nur flüchtig die gewaltigen Fels- und Steinmaſſen erkennen, mit ihren Mauern von ſeltener Größe und ſteilen Abhängen, die Vauban zu einem unüberwindlichen Fort geſtaltet hat. Im Vorbeigehen ſah ich den Weg, auf dem ich ſpazieren zu gehen, die Erlaubnis haben ſollte und die ungeheuren, in den Fels gehauenen Ställe, in die man in Kriegszeiten die Kühe barg. Oben angekommen, übergab mich der Leutnant meinem Feldwebel. Es war ein Brandenburger, vom 60. in Hagenau gewöhnlich garniſonierenden Infanterieregiment. Er führte den franzöſiſchen Namen de la Roquette und war der Nachkomme einer zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich geflüchteten Familie. Ich unterhielt mich mit ihm. Als er erfuhr, daß ich Proteſtant war, taute er ſofort auf. Er erzählte mir, daß er wegen ſeiner Abſtammung immer für Frankreich eine beſondere Vorliebe gehabt habe, freilich, meinte er, die Religion vor allem! Ich lud ihn zum Abendeſſen ein, gab ihm von meinem Wein zu trinken, und wir wurden gute Freunde. Mein Zimmer war groß, kalt, ungemein ſchmucklos und ſehr primitiv eingerichtet; ich ließ mir vom Hôtel mehrere Bettdecken, eine Lampe kommen, ich bat auch um einen zweiten Tiſch und mehrere Stühle. Das Reglement geſtattete eigentlich nur ein entſetzliches Unſchlittlicht, das fürchterlich ſtank, keine Kerzen. Da ich keinen Leuchter hatte, mußte ich zuerſt das Licht in eine Flaſche ſtecken, bis ich eine ordentliche Lampe bekam. Als ich mich einigermaßen eingerichtet hatte, erſchien ein Soldat an der Türe, in vollſtändiger Ausrüſtung, die Flinte in der Hand, den Helm auf dem Kopf, und fragte, ob ich richtig der Herr ſo und ſo ſei. Da wurde dann mein Name in ein großes Buch eingetragen, und jedesmal, wenn ich ausging oder wieder

zurückkam, wurde genau aufgeſchrieben, wann dieſe wichtigen Ereigniſſe vor ſich gegangen waren. In der erſten Nacht ſchlief ich wenig. Es wütete draußen ein fürchterlicher Sturm. Die Ziegel flogen von den Dächern, wie zur Zeit der Beſchießung Straßburgs.

Am Tage darauf führte mich mein Feldwebel durch das Fort und ließ mich alles bewundern. Kaſematten aller Art, große und helle, aber auch enge und dunkle, unterirdiſche Ausgänge nach der Stadt und nach dem nahen Fort Sebaſtian, dumpfe Gewölbe, Pulvermagazine, Geſchütze und Kugeln, einige Gräber gefallener Krieger aus älterer Zeit, eine Kapelle, wurden mir von meinem militäriſchen Begleiter gezeigt. Von der Feſtung aus erblickt man die weite berg- und talreiche, romantiſche Lothringer Gegend, mit ihren vielen Weihern und dunkeln Wäldern. Am Fuße der Feſtung breitete ſich ſtill das Städtchen aus, das zur Zeit des Krieges zuſammengeſchoſſen, dann aber wieder aufgebaut worden war. Auf unſerm Spaziergang trafen wir zwei Straßburger Herren an, die mir erzählten, daß man in Niederbronn, Bitſch, Straßburg nur von meiner Gefangenſchaft redete. Da war ich auf einmal der populärſte Mann und bei vielen Leuten rehabilitiert.

Es war ein eigentümliches Militärleben, das ich dort oben führte. Neben dem Feldwebel lernte ich den biedern Wallmeiſter und den Artilleriechef kennen. Sie kamen häufig zu mir und halfen mir mit ſichtlichem Behagen die vorzüglichen Weinflaſchen austrinken, die mir von allen Seiten geſchickt wurden. In den erſten Tagen zündete mir ein Tambour das Feuer an, dann erhielt ich einen Burſchen, der eine gute Zeit bei mir verbrachte. Niemals in ſeinem Leben wird er ſo viele und ſo köſtliche Dinge zu eſſen bekommen haben, als in meinem Dienſte. Mit wahrem Heldenmut verſchlang er alles, was übrig blieb. In fünf Minuten war er imſtande, den Reſt meiner Suppe, meines Fleiſches, Rindfleiſch und Kalbsbraten, Nudeln, ein großes Stück Käſe, Brot und eine halbe Flaſche Wein in ſeinem Magen verſchwinden zu laſſen. Das Eſſen durfte ich mir vom Hôtel kommen laſſen;

leider kam es faſt immer kalt an, ſodaß ich es zuerſt noch wärmen mußte.

Ein ſchönes Vorkommnis aus meiner Feſtungszeit will ich nicht verſäumen, hier noch mitzuteilen. Wenn ich Urlaub bekam, um bei meinen Freunden in der Stadt zu ſpeiſen, mußte ich mich immer von einem Soldaten begleiten laſſen. Das erſte Mal ſagte ich ihm, als wir an Ort und Stelle waren: „Sehen Sie, mein Lieber, ich bin hier eingeladen, Sie aber nicht. Ich will Ihnen aber zwei Vorſchläge machen; Sie können den wählen, der Ihnen am liebſten iſt. Entweder bleiben Sie hier draußen im Hof, bei Wind und Wetter und warten auf mich; Sie kriegen aber nichts zu eſſen und zu trinken, oder Sie laſſen mich allein hier, ich gebe Ihnen fünf Mark, dafür können Sie im Wirtshaus eſſen und trinken ſoviel Sie wollen.“ Sein Geſicht ſtrahlte, als er das hörte. Was er wählte, wird der Leſer wohl erraten. Als meine Zeit um war, holte er mich ab, aber, großer Gott, in welchem Zuſtand! Er hatte ſich meine Mahnung ſo ſehr zu Herzen genommen und ſo ſtark pokuliert, daß er kaum mehr gerade gehen konnte. Ich nahm ihn deshalb unter den Arm, und ſo zogen wir ſelbander wieder der Feſtung zu. Als wir zur Wache kamen, rief die Schildwache: „Wer da?“ Ich antwortete: „Der Gefangene mit ſeiner Wache!“ Die Soldaten kamen nun alle herbei und als ſie ihren Kameraden in dieſem Zuſtand ſahen, brachen ſie in ein unbändiges Gelächter aus; ſie brachten ihn ins Bett und gaben mir bis ins Quartier einen nüchternen Begleiter.

Eigentümlich kam mir das pünktliche, reglementsmäßige Leben der Soldaten, das ich ja gar nicht kannte, vor. Dieſe Menſchen machten mir den Eindruck von Maſchinen, die man jeden Morgen aufzog; das Räderwerk ſchien ſogar ſo geölt zu ſein, daß man nicht einmal knarren hörte, wenn die Uhr aufgezogen wurde. Ein reges Leben entwickelte ſich, als die Vorbereitungen zum Geburtstag des Kaiſers getroffen wurden. Am 20. März ſagte mir der „Ziviliſt“ Pauker, der mein Zimmer gewöhnlich reine machte: „Ich kann heute nicht lange bleiben, muß

die Kaſernements einrichten für die neun Artolleriſten (sic), die hierher beordert ſind, um die 101 Kanonenſchüſſe zu Ehren des Kaiſers abzufeuern.“ Der Artificechef war auch ſehr beſchäftigt; er mußte Fackeln, die ganze Illumination, ein großes W in Schwefel herſtellen. Die Offiziere waren außerordentlich aufgeregt; der zweite Leutnant organiſierte eine Theateraufführung, den Ring des Polykrates. Seufzend teilte mir mein Burſche mit, daß Mädels aber nicht teilnehmen dürften. Schon den Tag vor dem Feſte hatte ſich mein „Ziviliſt“ gewiſſenhaft betrunken. Er kam erſt ſehr ſpät und mit ganz zerſchundenem Geſicht, mit einem koloſſalen Schmiß über die Naſe an. Als ich ihn fragte, was denn vorgefallen ſei, meinte er: „Ja, ſehen Sie, beſter Herr! Ich bin eben die Treppe 'runterjefallen; ich war beſoffen, kann ja jedem paſſieren; die andern wollten ſich en Jux machen und mich beſoffen haben. Sie haben jezahlt; ich nicht. Wenn ich ſelbſt zahle, dann trinke ich nur einen Schoppen, aber zu was denn, wenn die andern zahlen? Nu, da bin ich eben die Treppe herunterjefallen, jetzt muß ich zum Vorjeſetzten jehen, um eenen Rüffel zu kriejen. Na, na, langweilig is es doch.“ Und dabei war der Kerl 57 Jahre alt. Merkwürdiger Menſch!

Am Abend vor dem Feſte ging der ganze Rummel los. Ich mußte meinem Feldwebel verſprechen, vom Wall aus herunterzuſchauen, um die ganze Beleuchtung, den Zapfenſtreich und alles in Augenſchein zu nehmen. Er ſuchte mir den geeignetſten Platz aus. Der Zapfenſtreich mit dem Fackelzug war großartig: Zwei Tambours und zwei Pfeifer!“ So zogen ſie durch ganz Bitſch umher. Den Tag darauf um ſechs Uhr ſollten 30 Mann hinaufziehen, um die zwei großen Fahnen aufzuhiſſen. Um zehn Uhr war Gottesdienſt in der Kapelle. Abends war alles beſoffen. Nichtsdeſtoweniger beklagten ſie ſich den Tag darauf, ſie hätten nicht genug zu trinken gehabt, ja man hätte ihnen Waſſer in ihren Wein gegoſſen, und um zwölf Uhr hätte ſie bereits der Leutnant Lindow in die Kaſerne zurückkehren laſſen. „Es war eklig“ verſicherte mir Pauker. Die Offiziere hatten ein großes Feſteſſen im Hôtel. Die unvermeidliche Parade fand ebenfalls

ſtatt. — Dank den vielen Beſuchen, die ich erhielt, auch von meiner Familie, dank den Einladungen in der Stadt in den Familien, in die ich empfohlen worden war, verging die Zeit ſchneller, als ich gedacht hatte. Am 1. April wechſelte die Garniſon. Die Preußen wurden durch Braunſchweiger abgelöſt. Das waren viel gemütlichere Leute, mehr wie Süddeutſche. Mein Feldwebel Schmidt, der für de la Roquette eintrat, war ſehr muſikaliſch. Am erſten Abend war herrlicher Mondſchein. Er ſetzte ſich neben mich auf den Wall und ſpielte Zither. Er ſpielte außerordentlich gut, ſogar die Lieder ohne Worte von Mendelsſohn. Es war ganz romantiſch in dieſer Frühlingsnacht; über die ſchweigenden Berge klang die Zither ſo melancholiſch, ſo ſehnſuchtsvoll; unwillkürlich flogen meine Gedanken hinüber nach Straßburg zu meinen Lieben, die ich dort gelaſſen hatte. „Welch ſchöne Nacht! 's iſt jammerſchade ins Bett zu gehen!", ſagte der Feldwebel, als wir ins Quartier mußten. Es war ein viel tiefer angelegter Menſch als ſein Vorgänger. Er ſchien mir manches geleſen zu haben, auch ſozialiſtiſche Schriften. Als er die leeren Kaſernen ſah, ſagte er für ſich hin: „Und ſo viele arme Leute haben nicht einmal ein Dach, unter dem ſie ſchlafen können." Und ein andermal: „Jeder muß dieſelbe Erziehung, denſelben Unterricht genießen, damit die Armen das erreichen können, was den Reichen zufällt." Auch vom Kriege ſprach er durchaus nicht in ſo zuverſichtlichem Ton wie ſein preußiſcher Vorgänger: „Wir haben Glück gehabt! Wenn Metz noch acht Tage länger gehalten hätte, wäre es mit uns ausgeweſen." — Der Kommandeur Schütze war ſtramm und ſchneidig; er ſchien ſtolz zu ſein, daß ihm ein ſo wichtiges Kommando übertragen war. Er erklärte mir, daß alles ebenſo wie unter ſeinem Vorgänger von Lindow vor ſich gehen würde. Abends füllten ſich die Kaſernen auf dem Fort mit Soldaten; es wurde den Preußen verboten hinaufzuſteigen, den Braunſchweigern hinunterzugehen. Von ſieben Uhr ab waren ſie konſigniert. Wie ich hörte, fürchtete man Schlägereien. Abends ſangen die Braunſchweiger bis neun Uhr im Chor. Es machte mir einen ganz eigentümlichen Eindruck. Morgens $5^1/_2$ war

alles auf den Beinen, und ich wurde durch einen schönen Lärm aufgeweckt. Um 6½ kam auch mein neuer Bursche Brodhage, ein richtiger Bauernlümmel, dessen Erziehung ich von Grund aus zu machen hatte, an. Der frühere hatte weinend von mir Abschied genommen.

Die übrige Zeit verging schnell und ohne daß sich irgend etwas besonderes ereignete. Das Fort wurde einmal alarmiert. Auch revidierte der General Exzellenz von Puttkammer die Festung. Sonst verging für mich ein Tag wie der andre; ich konnte die Zeit zum Arbeiten benutzen; viele Freunde suchten mich auf; ich wurde mit Geschenken überhäuft. Die letzten Tage kam meine ganze Familie in Bitsch an. Wir feierten am 24. April den Tag der Befreiung im Hôtel und kehrten nach einer kleinen Tour im Gebirge nach Hause zurück.

Bei den eigentlichen Protestlern hatte mich meine Festungshaft keineswegs rehabilitiert. Das konnte ich sowohl bei Gelegenheit des 50. Jahresfestes der Société Industrielle in Mülhausen als beim Begräbnis meines Freundes Neffzer sehen. Beide Male wurde ich von früheren Bekannten, ja guten Freunden von ehemals ganz auffällig „geschnitten", wie man sagt. Man ließ mich sehr deutlich merken, daß man nichts mehr mit mir gemein haben wollte. Am Grabe Neffzers in Basel wurden gerade wie am Grabe von Küß chauvinistische Reden gehalten, die mit der Wahrheit in direktem Widerspruch waren. Auch aus dem Direktor des Temps, der unsere Ansichten doch vollständig geteilt hatte, machte man einen Exaltierten, dem der Schmerz über die Annexion den Todesstoß versetzt hätte. Chauffour und Bischoff waren über diese Lüge, die zur Legende wurde, ebenso erbittert wie ich.

Den Feinden, welche die Autonomie im deutschen Lager hatte, konnten solche Kundgebungen nur erwünscht sein. Es war Wasser auf die Mühle derjenigen, die eine strammere Verwaltung wünschten und von diesem Gesichtspunkt eine Verlegung des politischen Schwergewichts nach Berlin erstrebten. Gerade um diese Zeit hatte die Regierung beim Reichstag eine Gesetzesvorlage eingebracht, welche die Befugnisse des Reichskanzleramtes

modifizierten. Trotz der großen Apathie, die im Lande herrschte, regte diese Perspektive die Bevölkerung doch auf. Die Herren Dollfus und Köchlin schrieben mir, ob es nicht geraten sein dürfte, den Kampf gegen diese Verlegung der Verwaltungsgeschäfte nach Berlin bei den bevorstehenden Reichstagswahlen als Wahlparole auszugeben. Gerade unter den Elsässern, die am deutschfreundlichsten gesinnt waren, herrschte wegen dieser Vorlage große Beunruhigung. Man fürchtete, daß die persönliche Stellung des doch auch in der elsässischen Bevölkerung, namentlich in den Kreisen des Landesausschusses beliebten Oberpräsidenten dadurch beeinträchtigt werden könnte. Die persönlichen Reibereien zwischen ihm und dem Präsidenten des Reichskanzleramtes Herzog waren ja bekannt.

Was für uns, die wir die Sache eher objektiv ansahen, eine prinzipielle Frage war, nahm für die Freunde des Oberpräsidenten den Charakter des Kampfes persönlicher Rivalitäten an. Die zwei Strömungen jedoch vereinigten sich, da sie alle beide gegen die Errichtung eines Berliner Ministeriums ankämpften.

Die, welche zuerst berufen gewesen wären, sich um diese Dinge zu bekümmern, und die Gefahr, die uns bedrohte, zu bekämpfen, die Pflicht gehabt hätten, die Abgeordneten, blieben ganz untätig. Sie, welche die Protestation und die Enthaltung auf ihre Fahne geschrieben hatten, ließen überhaupt die Dinge laufen, wie sie liefen und bekümmerten sich um gar nichts. Nur die klerikalen Abgeordneten begaben sich manchmal nach Berlin, hielten hier und da eine Rede im Parlament, begnügten sich aber damit, und beteiligten sich nie an den Arbeiten in den Kommissionen, ja nahmen an den Budgetberatungen Elsaß-Lothringens kaum teil. So hatte Elsaß-Lothringen eigentlich keine Vertreter in Berlin, gerade in dem Moment, wo diese Krise besonders drohend war; ja es hatte Fühlung mit niemandem, weder im Parlament noch mit der Regierung. Klein war fast der einzige unter uns, der einige Abgeordnete kannte, und diese Bekanntschaft war auch nur oberflächlich, — wir waren also weder über die Personen noch über die Parteien orientiert; wir kannten weder

die Absichten und Ansichten des Parlaments noch der Regierung: wir waren Blinde, die auf der Landstraße sich selber überlassen waren. Wir mußten aber klar sehen; wir mußten, wenn wir nicht untergehen wollten, zu den einflußreichen Persönlichkeiten des Reichstages Beziehungen anknüpfen, zu den Häuptern der nationalliberalen Partei vor allem, die damals die mächtigste, der Regierung am nächsten stehende war, von der wir hoffen durften, sie könnte auf sie ihrerseits wieder zurückwirken.

Schon 1875 war davon die Rede gewesen, daß ich nach Berlin eine Orientierungsreise unternehmen sollte. Es stand das eigentlich im Programm der elsässischen Korrespondenz. 1876 war aber die Situation viel kritischer geworden. Von allen Seiten wurde ich nun bestürmt, diese Reise zu unternehmen, um das Terrain auszukundschaften. Ich hätte gerne Klein zuerst dorthingehen sehen, aber er wollte nicht. Dafür gab er mir aber gute Ratschläge. Er betonte ganz besonders, daß ich zu den maßgebenden Persönlichkeiten Fühlung nehmen solle. „Du wirst dort viele Dinge verstehen", sagte er mir, „die du hier noch nicht verstehst." Er hatte recht. — Ich habe manchmal Gelegenheit gehabt, die Art und Weise, mit der Klein vorging, zu kritisieren. Er hatte oft etwas verletzendes, schroffes an sich. Aber seine politischen Ideen waren meist klarer als die der andern. Wenn er etwas mehr Weltmann gewesen wäre, hätte er die taktischen Fehler und persönlichen Mißgriffe nicht begangen, die seiner politischen Haltung oft schadeten, und die ihn weit über die Grenzen des wahren und rechten hinrissen. Seine Fehler lassen sich vielleicht durch die Bitterkeit erklären, die die ungerechten Angriffe, denen er oft ausgesetzt war, in ihm hervorgerufen hatten. Die Aktionäre des Elsässer Journals neben Klein, namentlich North, Ferdinand Schneegans, Bergmann forderten mich offiziell auf die Reise zu unternehmen. Auch außerhalb dieses kleinen Kreises fehlte die moralische und platonische Beistimmung zu dieser Unternehmung nicht. Es wurden mir mehrere Empfehlungsbriefe mitgegeben. Kablé führte mich bei Lasker ein. Chauffour und der Bankier Blumauscher gaben mir andre Empfehlungen. Herr

von Türkheim gratulierte mir wegen meines „Mutes“, mich in die „Höhle des Löwen“ zu wagen. Er ſagte mir am Tage vor meiner Abreiſe: „Ich bin ſicher, daß Berlin großen Eindruck auf Sie machen wird, und daß Sie überraſcht ſein werden vom Ernſte des politiſchen Lebens der Deutſchen.“ Ich antwortete ihm: „Ich reiſe ohne beſondere vorgefaßte Meinung ab und werde die Dinge und Menſchen einfach auf mich wirken laſſen und Ihnen erzählen, was ich erlebt haben werde.“

Dieſe Worte wurden im Arbeitszimmer Kablés gewechſelt. Auch er riet mir außerordentlich warm und eindringlich, die Reiſe zu unternehmen. Ich war mir freilich bewußt, daß die Aufgabe, die ich übernahm, viel ſchwerer zu löſen war als die, welche ich in Süddeutſchland unternommen, als ich die dortige Preſſe für uns gewann. Jetzt handelte es ſich nicht mehr bloß um die Preſſe, ſondern auch um die parlamentariſche Welt. Namentlich kam es darauf an, zu der nationalliberalen Partei Beziehungen anzuknüpfen.

Im Elſaß hatte nun die nationalliberale Partei gar keine Sympathien. Das war eigentlich nicht verwunderlich. Das nationale deutſche Programm konnte bei uns natürlich keinen Widerhall finden. Und das liberale Programm fand in der großen katholiſchen Mehrheit unſerer gemiſchten und ſehr fanatiſierten Bevölkerung keine Gegenliebe. Wer mit den Nationalliberalen eine Allianz zu ſchließen beabſichtigte, unternahm alſo a priori ein ſehr ſchwieriges Werk. Einerſeits war er durchaus nicht ſicher, auf Sympathien dort zu ſtoßen; anderſeits konnte er aber feſt darauf rechnen, die Empfindung der Majorität der Elſaß-Lothringer gegen ſich zu haben. Ja, noch mehr! Selbſt wenn er den Sieg davontrüge, würde er ſeinen Erfolg ſich gegen ihn umkehren ſehen, da die klerikale Majorität nicht zugeben würde, daß eine Verbeſſerung der elſaß-lothringiſchen Verhältniſſe in irgend welcher Art durch die nationalliberale Partei herbeigeführt ſein könne. Nichtsdeſtoweniger mußte ich dieſen Verſuch wagen, wenn er auch ohne die Majorität und gegen ihren Willen gemacht wurde.

Ich reiſte nach Berlin ab, mit der freudigen Empfindung meinem Lande einen Dienſt zu leiſten. Würde ich Erfolg haben? Würde ich es nicht? Gleichwohl! Ich ging in den Kampf, wie der Soldat, der den Kanonendonner hört und vorangeht, nur um ſeine Pflicht zu erfüllen.

Kapitel 12.

Als Kundſchafter in Berlin.

Ich verließ Straßburg am 12. November. Ich entſchloß mich, zuerſt in Merſeburg ſeine Exzellenz den Herrn von Patow, den Oberpräſidenten der Provinz Sachſen, den früheren preußiſchen Finanzminiſter aufzuſuchen. Frau von Patow, geborene von Günderode aus Frankfurt war ſeit ihrer Kindheit mit meinem Schwiegervater befreundet geweſen; ſie hatte meinen Vater und meine Mutter in Gais, in der Schweiz gekannt, zur Zeit als mein Vater zur Erholung vom erſten Anfall der Krankheit, der er erliegen ſollte, dort weilte. Ich hatte Herrn von Patow, ſeine Frau und ſeine Tochter, die ſpäter Herrn von Keudell, den deutſchen Botſchafter in Rom heiratete, im Jahre 1868 in Straßburg geſehen; wir hatten damals viel von Deutſchland geſprochen, und da ich ein großer Bewunderer der deutſchen Kommunalverwaltung, der preußiſchen Dezentraliſation in Verwaltungsangelegenheiten, der ſächſiſchen und preußiſchen Schulgeſetze war, ſo war Herr von Patow ſo freundlich geweſen, mir einen ganzen Aktenſtoß über dieſe Fragen zu ſchicken; ich unterhielt einen regen Briefwechſel mit ihm. Der Krieg hatte dann unſere Beziehungen momentan unterbrochen; nach der Beſchießung hatten wir noch einige Briefe gewechſelt. Als ich mich in Lyon niedergelaſſen hatte, wagte ich nicht mehr fortzufahren. Ein Briefwechſel mit einem hohen preußiſchen Verwaltungsbeamten oder mit ſeiner Frau wäre zu gefährlich geweſen. Unſere Beziehungen waren nach meiner Rückkehr ins Elſaß wieder aufgenommen worden, und mein erſter Gedanke, als ich meine Berliner Reiſe unternahm, war ganz

natürlich der, bei Herrn von Patow unterwegs Halt zu machen. Es war einerſeits ein freundſchaftlicher Höflichkeitsbeſuch, den ich machen wollte, anderſeits hoffte ich bei Herrn von Patow koſtbare Erkundigungen über Menſchen und Dinge in Berlin einziehen zu können; ich dachte, daß er mir Ratſchläge geben würde über die Art und Weiſe, wie ich vorzugehen hätte, um zu meinem Ziele zu gelangen, kurz ich hoffte auf moraliſche Unterſtützung. In Straßburg hatte ich jedoch von dieſem Beſuche nur meinen Freund Klein verſtändigt; ich dachte, daß es nützlich und notwendig ſei, die Sache geheim zu halten. War doch im Elſaß die öffentliche Meinung noch ſehr leicht erregbar! Meine Gegner hätten gewiß nicht verfehlt, aus dieſem Beſuch bei einem Oberpräſidenten, deſſen Frau Hofdame der Kaiſerin war, Kapital zu ſchlagen; ſie hätten raſch deſſen Charakter und Zweck entſtellt und ihm die phantaſtiſchſte Bedeutung beigelegt. Das Geheimnis konnte trotzdem nicht, wie ich es wünſchte, bewahrt werden. Einerſeits hatten die Perſonen, die ich in Merſeburg traf und die unſere Lage im Elſaß nicht kannten, keinen Grund, um von meinem Beſuche bei Herrn von Patow nicht zu ſprechen; anderſeits hatte ich die Reiſe von Bebra nach Merſeburg mit zwei Abgeordneten des Zentrums, den Herren Edler und Weſtermayer zurückgelegt, die ich wenige Tage nachher im Reichstag wiedertraf. Da ſie mich in Merſeburg abſteigen ſahen, wo mich der Diener des Oberpräſidenten in Livrée erwartete, werden ſie nachher gewiß ihre Bemerkungen über dieſen Beſuch gemacht haben und werden mit ihren elſäſſiſchen Kollegen, den Pfarrern Winterer, Guerber und Simonis darüber geſprochen und ſich irgend einen böswilligen, verleumderiſchen Roman mit ihnen ausgedacht haben. Erſt mehrere Monate nachher gelangte das Echo dieſer Verleumdungen an mich. Sie trugen den echt klerikalen Stempel. In dieſem Roman wurde der Oberpräſident der Agent des Kronprinzen; ich war der Vertreter der elſäſſiſchen Proteſtanten; ich kam nach Merſeburg, um eine ſchon von meinem verſtorbenen Schwiegervater mit dem Kronprinzen eingefädelte Intrige zu Ende zu führen, infolge deren das ganze Elſaß dem proteſtantiſchen Element in

die Hände gespielt werden sollte. Was mich persönlich betrifft, so kann man sich wohl denken, daß die Verbreiter dieser Verleumdung sich wohl hüteten, mich zu vergessen: in Merseburg hätte ich mich dem Fürsten Bismarck für die runde Summe von 20 000 Mark jährlich verkauft, und Herr von Patow sei beauftragt gewesen, diese saubere Unterhandlung zu führen.

Das erste Mal, als man mir diese herrliche Geschichte erzählte, lachte ich darüber aus vollem Halse. Man darf aber nie über eine Verleumdung lachen, so töricht sie sei. Es kam ein Tag, an dem ich den Sinn jenes Spruches eines Weisen verstand: Wenn man mich anklagte, die Glocken der Kirche Notre Dame gestohlen zu haben, würde ich zuerst davonlaufen, aus Angst man könnte mich aufhängen.

In Merseburg fand ich den herzlichen Empfang, auf den ich gefaßt sein konnte. Es schien mir freilich, daß man mich in den ersten Stunden mit einer gewissen Neugierde beobachtete, die zwar durch die vornehme Zurückhaltung dieses aristokratischen Hauses gemildert war. Ich hatte Frau von Patow geschrieben, zu welchem Zwecke ich mich nach Berlin begab, aber die Haltung der Elsässer Deutschland gegenüber war doch bis dahin eine solche gewesen, daß der Besuch eines Elsässers notgedrungen die Aufmerksamkeit erregen und daß man mit einer gewissen Besorgnis dem ersten Aussprechen der Absichten, Ziele, Gedanken und Empfindungen dieses ungewohnten Reisenden entgegensehen mußte. Er ging nach Berlin, — das war gewiß schon ein bedeutender Schritt; — aber wie ging er hin? An wen würde er sich dort halten, um sich zu orientieren? Wo würde er den Stützpunkt seines Wirkens suchen? Man wußte, daß er nicht ultramontan war; aber er konnte ein Demokrat nach Art Sonnemanns sein, von der Frankfurter Zeitung. Er konnte Fortschrittler, Nationalliberaler, Freikonservativer sein; was wußte man? Was konnte man wissen? Es dauerte nicht lang, bis ich Herrn von Patow von meinen Absichten und Gesinnungen in Kenntnis gesetzt hatte. Es war, ob sein Gesicht sich plötzlich von innerem Glanze erleuchtete; er ergriff meine Hand und sagte mir: „Sie tun ein gutes

Werk. Ihre Mitbürger werden Ihnen großen Dank ſchulden; Sie erwarten ihn gewiß nicht gleich; aber er wird ſpäter ſicher nicht ausbleiben."

Das Merſeburger Schloß, die Reſidenz des Oberpräſidenten der Provinz Sachſen, iſt ein alter origineller Herrenſitz von eigentümlichem Ausſehen, welcher einen in die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückverſetzt. Halb Palais, halb Feſtung, aber mehr Feſtung wie Palais, nimmt dieſes weit ausgedehnte Schloß den oberſten Teil des niedrigen Hügels ein, auf dem ſich die Stadt Merſeburg erhebt. Seine Wälle werden auf der einen Seite von der Elbe benetzt; ſchattenreiche Alleen, mit Schießlöchern durchbrochene Eskarpenmauern mit ihren Böſchungen und Bruſtwehren, Glacis, Gräben erhöhen das maleriſche Ausſehen des aus den Bäumen ſich erhebenden Gebäudes mit ſeinen Renaiſſanceegiebeln, ſeinen großen Türmen an den vier Ecken des gewaltigen Gebäudekomplexes, welches den Hügel krönt. Es war finſtere Nacht, als der Wagen durch das niedrige Gewölbe des Torweges hindurchraſſelte und in einem großen viereckigen Hofe vor der Faſſade des Schloſſes hielt, in welchem ſich die Wohnung des Oberpräſidenten befindet. Der große weitausgedehnte Hof war von hohen Baulichkeiten umgeben, die mich an das Heidelberger Schloß erinnerten; lange von breiten Renaiſſanceſenſtern durchbrochene Faſſaden, ſpitze mit Giebeln, Schornſteinen und Zinnen geſchmückte Dächer; in einer Ecke gewahrte ich ein ſchön ausgeſchnitztes kunſtreiches Tor; auf der entgegengeſetzten Seite erhob ſich, an eine Kirche ſich lehnend, ein Turm; man ſagte mir ſpäter, daß es der Sage nach in dieſem Turme ſpukte; mein Zimmer befand ſich neben dem Flur, der dorthin führte, und man war ſo zuvorkommend mir zu ſagen, daß, wenn ich ein andres Zimmer haben wollte, ich eines bekommen könnte; ich dachte aber nicht an Geſpenſter; jene Sage und dieſe freundliche Aufmerkſamkeit verſetzten mich aber in eine für mich ganz neue Welt. Ich empfand ein ſeltſames Gefühl, als ich während dieſer Nacht meine Blicke ſchweifen ließ über dieſen Hof, über dieſe Baulichkeiten, über dieſen Turm, von dem man, wie mir erzählt wurde, in das Grab-

gewölbe der Kirche gelangte, in der nebeneinander die Steinſärge der Kinder aller Herren dieſes Hauſes lagen, welche die Seitenlinien die einen nach den andern hatten verſchwinden laſſen, um zur Macht zu gelangen. Neben dem Tore, unter dem Gewölbe, durch welches der Wagen mich geführt hatte, um in den Hof zu gelangen, ging eine Schildwache auf und ab. Es war ein Huſar, den Kolpak auf dem Haupte, den Säbel in der Hand; ich betrachtete lange dieſen preußiſchen Huſar; auch er führte mich in eine neue Welt ein. Zum erſten Male befand ich mich unter dem Schutze jenes Heeres, welches für uns alle das Heer des Feindes geweſen war, zum erſten Male unter dem Schutze eines hohen Beamten jener Regierung, die wir auch früher als eine feindliche betrachtet hatten. Mit dieſer Regierung mußte man aber verſuchen, ſich zu verſtändigen; man mußte eine Unterhandlungsbaſis finden; die Zukunft unſeres Landes hing davon ab; dieſe Zukunft hing aber in dieſem Augenblick von mir, von meiner Geſchicklichkeit, und ganz beſonders von meiner aufopfernden Hingebung, von meiner Selbſtverleugnung ab. Während ich von meinem Fenſter aus dieſen Huſaren betrachtete, erinnerte ich mich an einen Ausſpruch Lord Wellingtons, der mir eines Tages aufgefallen war, den ich in mein Tagebuch eingetragen und den ich häufig in der Zeitungspolemik zitiert hatte: „Ich habe nie von dem Patriotismus eines Mannes viel gehalten, der ſeine perſönlichen Anſichten, wenn es nötig wäre, nicht dem Wohle der Allgemeinheit zu opfern verſtünde.“ Jeder von uns beſitzt eine gewiſſe Doſis Aberglauben; ich bin ebenſowenig davon frei als irgend ein andrer; ich weiß es. Ich zog aus meinem Koffer das Heft, in welches ich gewöhnlich die Zitate eintrug, die ich im Gedächtnis behalten wollte; ich ſagte mir, ich will es aufs Geratewohl aufſchlagen und als eine orakelhafte Antwort das Zitat anſehen, auf welches mein Blick zufällig fallen wird. Dieſes Zitat war folgendes: „Nichts iſt gewöhnlicher, ſagte Franklin, als ſein Vermögen ſeinem Lande zu opfern; nichts iſt gewöhnlicher als ihm ſein Leben zu opfern; nichts iſt ſeltener als ihm ſeine Geſinnungen zu opfern.“ — Meine Geſinnungen machten mich in dieſem Augen-

blick nicht geneigt, mich unter den Schutz dieses Husaren zu begeben, — aber ich war bereit, sie für das Wohl meines Landes zu opfern, und ich hatte zugleich die sehr klare Empfindung, daß, wenn ich es nicht täte, ich nur ein Feigling und ein Elender wäre.

Ich schlief wenig während dieser ersten Nacht, die ich im Herzen Preußens verbrachte. Mitten im Traume meinte ich zu hören, wie in der stillen Nacht das Pflaster des Hofes vom Schritte des Husaren widerhallte, der unten Schildwache stand.

Es tagte damals in Merseburg der sächsische Provinziallandtag. Herr von Patow, der mir vor dem Kriege manche Angaben über die Provinzialverwaltung, über den Gang des provinziellen Selfgovernments in Preußen geschickt hatte, nahm mich in den Sitzungssaal mit sich. Von der öffentlichen Galerie wohnte ich der Beratung des Etats bei. Seit meinem Eintritt in die Journalistik, hatte ich für die Einführung größerer Freiheiten in die Provinzen, Departements und Gemeinden Frankreichs gekämpft; ich hatte die Gesetze und Verordnungen der Nachbarländer studiert; ich hatte mir die vollständige Literatur über diesen Gegenstand gesammelt. Der Krieg hatte mich mitten in dieser Arbeit überrascht und dieselbe unterbrochen. Alles, was ich vorbereitet hatte, lag nun unbenutzt, — ein Ruinenfeld — zu Boden. Das Buch, welches ich über die Provinzialverwaltung in Deutschland, über das Gemeindeleben in der Schweiz, in Frankreich, in Sachsen u. s. w. vorbereitete, war nicht mehr zu machen. Von diesem persönlichen Gesichtspunkte aus ist der 70er Krieg für mich eine wahre Katastrophe gewesen; er hat allen meinen Plänen geistiger und publizistischer Arbeit ein jähes Ende bereitet. Ich brachte nichtsdestoweniger dieser Entwickelung der Provinzen und Gemeinden in Deutschland das regste Interesse entgegen und sagte mir bereits damals, daß es vielleicht möglich wäre, mit diesen Freiheiten unser Elsaß zu beschenken, ja, daß es heutzutage sogar leichter wäre sie einzuführen, wo wir von der französischen Zentralisation losgelöst wären. Ich folgte also mit dem größten Interesse den Beratungen des sächsischen Provinziallandtages. Ich bewunderte die Freiheit der Debatten, die Ruhe und den Ernst

der Redner; hier traten mir keine Deklamationen, kein rauſchendes Phraſengeklingel, kein leidenſchaftliches Pathos entgegen. Alles ſchien ſich in einer Atmoſphäre ruhiger, ſtrenger, gediegener Sachlichkeit abzuſpielen. Ich teilte Herrn von Patow meine Eindrücke mit; er antwortete mir: „Das iſt Ihnen auch in Elſaß-Lothringen zugedacht; zuerſt müſſen Sie uns aber durch Ihre Reichstagswahlen beweiſen, daß Sie ſich als zum Deutſchen Reich gehörend betrachten und daß Sie dieſe Freiheiten nicht gegen das Reich gebrauchen werden.“ Es war das erſte Mal, daß mir dieſer Gedanke entgegentrat; ich ſollte ihm überall begegnen. Deutſchland war durch die Reichstagswahlen, durch die Haltung unſerer Abgeordneten verletzt worden; es ordnete die konſtitutionelle Entwickelung unſeres Landes einer Umwandlung der öffentlichen Meinung im Elſaß unter. Ich kam auf die Frage in meinen Unterhaltungen mit Herrn von Patow und den Gäſten, die er bei ſich empfing, zurück. Ich lernte bei dieſer Gelegenheit die Bürgermeiſter von Magdeburg und Halle, Haſſelbach und von Voß kennen, Herrn von Nathuſius, den Landrat und preußiſchen Abgeordneten von Rauchhaupt, Herrn Lucius, den Bruder des ſpäteren preußiſchen Handelsminiſters, Herrn von Senft-Pilſach u. a. Alle dieſe Herren gaben mir ſtets dieſelbe Antwort. „Wir verlangen nicht von den Elſäſſern“, ſo ſagten ſie, „zu vergeſſen, daß ſie Franzoſen geweſen ſind. Wir fordern nur von ihnen, daß ſie ſich, — abgeſehen von allen ihren Empfindungen — auf den Boden der vollendeten Tatſache ſtellen, daß ſie den Frankfurter Friedensvertrag anerkennen und auf dieſer Baſis für die Entwickelung ihres Landes arbeiten.“ Sie fügten hinzu: „Es iſt klar, daß, wenn Sie fortfahren, ſich als Franzoſen zu betrachten, wenn Sie in uns Feinde erblicken, von denen Sie ſich nur ſo ſchnell als möglich zu befreien hoffen, Sie von uns nicht verlangen können, daß wir Sie als unſeresgleichen und als Brüder behandeln. Wenn Sie ſich uns als Feinde gegenüberſtellen, ſo werden wir Sie als Beſiegte behandeln.“

Ich merkte bald, daß wir uns in einem circulus vitiosus bewegten. Die Elſäſſer ſagten ihrerſeits den Deutſchen: „Wenn

Ihr uns als Beſiegte behandelt, werden wir Euch als Feinde betrachten.“ Jeder erwartete, daß der andre den erſten Schritt täte. Dieſen circulus vitiosus zu ſprengen, war aber unſere Aufgabe. Deutſchland war die ſtärkere Partei; es konnte, ohne daß es ſeinem gerechtfertigten Stolz Eintrag täte, den erſten Schritt tun; es konnte und mußte es; wir erſtickten in dem zu engen Panzer, in den man uns geſteckt hatte; wir brauchten ein öffentliches Leben, parlamentariſche Organe, Einrichtungen, die uns erlaubten, unſere Angelegenheiten ſelbſt zu führen. Wir Elſäſſer waren bei uns zu Hauſe im Elſaß; weshalb hätten wir nicht das Recht gehabt, bei uns die Herren und Meiſter zu ſein, wie die Badener im Großherzogtum Baden, die Sachſen in Sachſen, die Preußen in Preußen?“ — „Warum?“ antwortete man mir, „weil Ihr Euch nicht als Deutſche betrachtet und weil Ihr gegen Deutſchland die Freiheiten benutzen würdet, die wir Euch zugeſtehen würden.“ Und wenn ich verſuchte, dieſe Argumente zu beſtreiten, hatte man leichtes Spiel, indem man mich nur auf die Wahlen und die Haltung der Reichstagsabgeordneten hinwies. Und man fügte hinzu: „Wählen Sie Abgeordnete, die bereit ſind, ſich mit uns zu verſtändigen, mit denen wir diskutieren können, — dann werden wir Ihre Forderungen, die an ſich berechtigt ſind, berückſichtigen können.“

Die Abgeordneten! — Auf ſie wandten ſich alle Blicke; das Schickſal des Elſaſſes hing von der Haltung und dem Benehmen derer, die es vertraten. Was war eigentlich gerechter und natürlicher?

Ich verließ Merſeburg mit Empfehlungsbriefen an Herrn von Hofmann, den Präſidenten des Reichskanzleramtes und an den Abgeordneten Lucius; erſterer war die rechte Hand des Reichskanzlers, letzterer ſein Jugendfreund. Ich dachte, daß es ſehr wichtig ſei, ſo nahe als möglich an den Reichskanzler zu kommen, um das Echo unſerer Wünſche an ſein Ohr gelangen zu laſſen, und ich verſprach mir dieſe Empfehlungen zu benutzen, damit für meine Heimat ein wirklicher Nutzen daraus entſpringen könne.

Berlin übte damals auf die meiſten meiner Landsleute gar

keine Anziehungskraft aus. Im Gegenteil! Die bei weitem größte Anzahl der Elsässer empfand für diese Stadt sogar einen wahren Abscheu. Man hatte sich daran gewöhnt, sich an der Annexion dadurch zu rächen, daß man die, welche sie herbeigeführt hatten, zu verachten vorgab. Den Norden Deutschlands hatte man bei uns nie gekannt. Jetzt behauptete man, ihn zu kennen, da man die Bücher Tissots studierte. Es gehörte übrigens zum guten Tone in den Kreisen, die man in Straßburg die Gesellschaft nannte, von Berlin wie von einem großen Dorfe zu reden, in welchem eine grobe, schlecht erzogene, ungeschliffene und freche Bevölkerung hauste. Wer es etwa gewagt hätte, diesen vorgefaßten Meinungen und Vorurteilen nicht blindlings Glauben zu schenken, wäre eines wahren Verbrechens bezichtigt worden. Was mich betrifft, so zog mich Berlin weder an noch stieß es mich ab. Ich empfand dieser Stadt gegenüber eine gewisse Neugierde, zu der sich aber — ich habe es nie verhehlt — ein Gefühl der Ehrfurcht gesellte für diese geduldige, arbeitsame, energische und intelligente Rasse, welcher es durch fortwährende Anstrengungen und Kämpfe gegen ältere Nationen, die schon seit Jahrhunderten im festen Besitz ihrer Macht waren und eifersüchtig darauf wachten, daß ihre älteren Rechte gewahrt wurden, gelungen war, zuerst das Königreich Preußen, dann das Deutsche Reich zu gründen. Ich habe übrigens immer gedacht, daß der Besiegte, der den Sieger achtet, sich selber hebt und daß er sich selbst ehrt dadurch, daß er ihn ehrt.

Das Gefühl, welches ich empfand, als ich zum ersten Mal nach Berlin kam, war das, welches ich ausgesprochen hatte, als ich von Herrn von Türkheim Abschied nahm: ich wollte mich ohne irgend welches Vorurteil und ohne irgend welche Voreingenommenheit ganz einfach dem Eindruck, den diese Stadt und diese Bevölkerung auf mich machen würden, hingeben.

Der erste Eindruck konnte freilich nicht günstig sein. Ich kam mitten im Winter, mitten in der Nacht, auf jener Thüringer Linie an, die von Halle aus durch eine wahre Steppenlandschaft, durch eine weit ausgedehnte, kaum wellenförmige Ebene führt,

auf welcher ſich von Zeit zu Zeit nur einige Gruppen armſeliger Föhren erhoben, wo man hie und da phantaſtiſch ausſehende Windmühlen erblickte, eine troſtloſe, öde, langweilige Landſchaft. Ich war allein in meinem Coupé. Schon zwei Stunden lang fuhr der Zug durch dieſe Haide. Nichts erſchien am Horizont; noch immer ſtrahlte der Himmel nicht vom Widerſchein der Lichter einer großen Stadt. Keine Dörfer, keine Gärten, keine Parke, keine Landhäuſer, keine Schlöſſer, nichts, was ſonſt das Herannahen einer Hauptſtadt ankündigt. — Plötzlich, ein dumpfes Geräuſch! — Der Zug fährt unter einem Wall durch, — auf dieſem Wall oder Damm erblicke ich Telegraphenſtangen, Wärterhäuschen; der Wall iſt ein Eiſenbahndamm — und unſer Zug fährt wieder über eine endloſe, ſchwarze, langweilige Steppe dahin. Ich werfe mich wieder in die Ecke meines Wagens zurück, — es wird noch lange dauern, bis wir ankommen, — dann wieder ein Damm, einige Schuppen zur rechten, Laternen, die ſich in der Nacht hin und herbewegen, — ein langanhaltendes, ſchrilles Pfeifen: — wir ſind in Berlin, — Berlin, die Hauptſtadt des mächtigſten Reiches der Welt, — Berlin? Hinter dieſen ſchwarzen Brettern? In der Finſternis, in dieſer Grabesſtille?

Unwillkürlich dachte ich an die Ankunft in Paris, mitten in der Nacht! Welch ein Lärm dort! Welche Bewegung! Welches Funkeln von Gaslaternen! Und wie lange noch vor der Ankunft kündigten dichter bevölkerte Dörfer, weite ſchattige Parke, Schlöſſer, die aus den Bäumen mit ihren ſpitzen mit Schiefer bedeckten und mit Schornſteinen im Stile Ludwigs XIII. flankierten Dächern hervorragten, Vorſtädte, Fabriken, mit Bäumen bepflanzte wohlgepflaſterte Alleen die Hauptſtadt an!

Paris hat eine Geſchichte von zehn Jahrhunderten hinter ſich, Berlin iſt geſtern erſt geboren!

Und für dieſes erſt ſeit geſtern geborene Berlin wird man von einer aufrichtigen Bewunderung ergriffen, ſobald man erſt gewahr wird, was die Menſchen daraus in einem Zeitraum von wenigen Luſtren gemacht haben. Und dieſe Bewunderung wird ſich den Menſchen ſelbſt zuwenden, ihnen zuerſt, jener arbeitſamen,

für ſich ſelbſt ſtrengen, von Pflichtgefühl ganz durchtränkten Bevölkerung! Man beurteile nicht die Norddeutſchen nach dem Scheine, nach dem erſten, oberflächlichen Eindruck! Niemals iſt der Schein ſo trügeriſch wie in dieſen nordiſchen Ländern.

Einige Tage, nachdem ich mitten unter dieſem Volke geweilt, wurde ich von einer eigentümlichen Empfindung ergriffen; es war wie ein Gefühl der Revolte, der Entrüſtung gegen die Verleumdung, welche ſyſtematiſch dieſe Stadt und dieſe Nation verläſterte. Und dieſe Revolte dauerte in mir; ſie dauert noch heute an. Auch hier ſtand ich wieder einer Legende gegenüber, die in nichts der Wirklichkeit entſprach, einer Legende, die aus geſchickt zuſammengeſtellten Lügen beſtand, welche gewiſſermaßen den Siegern Frankreichs die Ehre abſchneiden wollte. Ich war ſchon im Lauf der Zeit auf die Hohlheit mehrerer andrer Legenden geſtoßen. Das Leben hatte allmählich wie einen Niederſchlag von Skeptizismus in meinem Herzen abgelegt; was ich in Berlin ſah, war nicht geeignet, dieſen Skeptizismus auszulöſchen oder zu vermindern, im Gegenteil! Je verſchiedener ſich Berlin vom Bilde zeigte, das man mir von ihm gemacht hatte, deſto größer wurde meine Bewunderung, mein Reſpekt für dieſe Stadt und dieſe Nation. Berlin wurde für mich eine wahre Offenbarung; ſie wäre gewiß nicht ſo groß geworden, wenn der Kontraſt zwiſchen Legende und Wirklichkeit nicht ſo gewaltig geweſen wäre. Diejenigen, welche mir die Empfindungen, die ich aus Berlin zurückbrachte, vorwerfen, brauchen ſich nur ſelber die Schuld zuzuſchieben; ihre Lügen haben zum großen Teil die Reaktion veranlaßt, die ſich in mir Luft machte; und ich danke ihnen heute recht aufrichtig dafür, daß ſie, freilich ohne es zu wollen, mir dazu verholfen haben, der Freund jener großen verleumdeten Stadt zu werden.

Am Tage nach meiner Ankunft begann ich ſofort meine Beſuche. Ich war ſo ſehr bei der Sache, wie man ſagt, daß ich die Menſchen ſah, bevor ich die Stadt kennen lernte. Erſt einige Tage nachher fand ich die Zeit dazu, Berlin zu ſehen. So verbrachte ich, — was immerhin merkwürdig, aber für die Art, wie

ich dort lebte, doch charakteriſtiſch iſt, — beinahe acht Tage in Berlin, ohne die Linden geſehen zu haben.

In den Briefen, die ich an meinen Freund Klein richtete, habe ich Tag für Tag den Eindruck, den ich in meinen Beſuchen erhielt, geſchildert. Ich will deshalb nicht verſäumen, einiges aus denſelben zu zitieren:

Berlin, den 15. November 1876.

„ . . . Ich habe heute Siemens geſehen, der mich ſehr freundlich empfangen hat. Wir haben lange mit einander geplaudert. Er kam immer wieder auf den Refrain, den ich ſchon häufig gehört: „Ihre Abgeordneten ſind Toren; ſchicken Sie uns Leute, die auch die ſchneidigſte Oppoſition treiben, die aber in die Kommiſſionen eintreten.“ Herr Siemens fügte hinzu, daß alles, was geſchieht, die Folge der Weigerung der Klerikalen iſt, in die Kommiſſionen einzutreten; es ſcheint, daß man Ungeheuerlichkeiten in den Kommiſſionsſitzungen vorgebracht hat; es war aber niemand da, um dieſe Behauptungen Lügen zu ſtrafen. Ich bin dann zu Löwe-Kalbe gegangen, welcher reizend geweſen iſt. Wir haben während einer Stunde geſprochen; er hat eine Kommiſſion, die er präſidieren ſollte, vertagt, um ſich mit mir zu unterhalten. Er iſt gar nicht für Perſonalunion, er hält die Autonomie für möglich ohne ſie. Er hat mir geraten, Herzog und Hofmann aufzuſuchen und ihnen zuerſt zu ſagen, daß unſere Partei nicht unter dem Einfluß von Herrn v. Möller ſteht; es ſcheint, daß man dies hier verbreitet hat; er will auch, daß, wenn Bismarck hier ſein wird, ich um eine Audienz eingehe; ich will Dich und unſere Freunde fragen, was Ihr dazu meint. Ich hatte Löwe von der Haltung der Verwaltung den Bezirksräten gegenüber geſprochen wegen der Ernennung der Bürgermeiſter. Es hat ihm ſehr viel Eindruck gemacht und darauf hat er geſagt: „Das ſind ja Zuſtände, von denen wir keine Ahnung haben! Das läuft ja direkt gegen unſer Intereſſe! Das untergräbt die elſäſſiſche Partei!“ und darauf meinte er, ich ſollte Bismarck aufſuchen. Er ſieht in der Reorganiſation des Reichs-

kanzleramtes eine Gefahr, weil Herzog dann die erste Geige spielen wird, zugleich meint er aber, daß formell dagegen nichts zu sagen ist; es ist eine Vereinfachung des administrativen Räderwerkes: der Präsident des Reichskanzleramtes verschwindet; Herzog wird aber dann alles tun. Ich habe ihm darauf von den Optanten gesprochen, welche man nicht wieder hereinkommen läßt. Auch er findet, daß es ein großer Fehler ist, „das müssen Sie Herzog sagen . . .“ Nachher hat er mich auf die Galerie geführt und die Sitzung hat begonnen. Ich werde sie in der Zeitung erzählen.*)

Berlin, den 16. November.

Ich muß meinen gestrigen Brief noch vervollständigen; ich habe einiges Wichtige nachzutragen. Löwe ist der Ansicht, daß der Landesausschuß in seiner nächsten Sitzung sehr positive Wünsche hinsichtlich der Teilung der Befugnisse des Berliner Amtes und des Oberpräsidiums aussprechen sollte. Sonst, meint er, wird das Reichskanzleramt alles an sich reißen. Er ist der Ansicht, daß der Landesausschuß eine sehr detaillierte und gründliche Studie der Verwaltung vornehmen, eine Art Programm für die Verwaltung aufstellen sollte. Er meint, daß er darauf hinweisen sollte, daß alles, was die Optanten und ihre Rückkehr betrifft, der Entscheidung des Oberpräsidenten anheimgegeben werden sollte, ebenso auch die Ernennung der Bürgermeister; er sollte die Notwendigkeit, die Bezirksräte um Rat zu fragen, betonen, und in einem Wort ganz im einzelnen die Teilung, welche zwischen den Berliner und Straßburger Befugnissen notwendig ist, angeben. Er glaubt nicht, daß man für den Augenblick eine andre konstitutionelle Frage anschneiden sollte; nach seiner Ansicht muß man sich darauf beschränken, tatsächlich die zentralisierenden Tendenzen in ihrer Weiterentwicklung zu hemmen, ohne die Frage durch schwere

*) In der Tat hat Schneegans in der Zeitung, dem Elsässer Journal, die allgemein politischen Eindrücke, die er in Berlin erhielt, in Artikeln, „Briefe aus Berlin“ betitelt, dargestellt.

organiſche Debatten noch zu komplizieren. Ich werde ihm von alledem nochmal ſprechen; ich will auch ſehen, ob die andern derſelben Anſicht ſind. Es wäre ſehr gut, wenn man Sonderabzüge von den Berichten des Landesausſchuſſes herſtellte, wenn wichtige Fragen behandelt werden; ich ſehe, daß die deutſchen Abgeordneten unſere Straßburger Debatten nicht ſtudiert zu haben ſcheinen. Sie ſprechen davon wie Männer, denen unſere Fragen nicht vertraut ſind; in der Unterhaltung muß ich ſie Dinge lehren, welche für uns das ABC ſind und von denen ſie keine Ahnung zu haben ſcheinen. — Löwe kommt mir übrigens ziemlich doktrinär vor; er meint, daß das Elſaß der erſte deutſche Staat ohne Fürſt ſein ſollte, der direkt unter der kaiſerlichen Krone ſtünde, und er möchte, daß das Beiſpiel des Elſaſſes die andern deutſchen Staaten allmählich nach ſich zöge, damit man auf dieſe Weiſe im Laufe der Zeit die Fürſten mediatiſierte. Unſer Perſonalunionprojekt hat er mit den Worten aufgenommen: Das gäbe eine Sekundogenitur! und er iſt raſch auf ein andres Thema übergegangen, auf das Thema der Mediatiſierung. Es ſcheint mir ganz klar, daß er die Dinge auf eine Art anſieht, die ihn direkt ins Gegenteil von dem, was wir verfolgen, führt. Ich hoffe aber, daß er bis zum nächſten Male, wo ich ihn beſuchen werde, Zeit haben wird, ſich unſere Pläne zu überlegen und ich werde des näheren mit ihm darauf zurückkommen. Heute werde ich verſuchen, Duncker, Lasker und beſonders Lucius zu ſehen.

Berlin, den 17. November.

Ich bin von 11 bis 2 Uhr im Reichstag geweſen mit Wehrenpfennig, Kommerzienrat Chevalier, Miquel, Stauffenberg (dem Präſidenten der Kommiſſion für Elſaß-Lothringen), Ternburg von der Nationalzeitung. Bamberger, den ich geſtern geſehen habe, hat mich zu Sonntag mit einer großen Anzahl Herren, darunter auch der ſpröde Herzog, zum Mittageſſen eingeladen. Dieſe Herren ſind abſolut nicht kalt, wie Du behaupteteſt, im Gegenteil. Sie ſcheinen mich übrigens alle von meiner jour-

naliſtiſchen Tätigkeit her zu kennen. Den kalten Waſſerſtrahl, von dem Du ſprachſt, erwarte ich immer noch. Dernburg von der Nationalzeitung hat mir Komplimente über die Haltung der Zeitung gemacht, die, wie er ſagt, der deutſchen Preſſe Stunden in politiſcher Höflichkeit und in gutem Tone geben könnte. Sehr geſchmeichelt! Lasker, den ich geſtern ſah, ſagte mir, daß er eine Verſammlung der Fraktion zuſammenberufen würde, ebenſo Bamberger, Löwe und Duncker für die Fortſchrittspartei . . .

Berlin, den 18. November.

Ich war eben bei Herzog. Löwe hatte mir den Rat gegeben, heute Morgen hinzugehen. Er hat mich ſofort empfangen und ſagte mir mit großer Freundlichkeit, daß er es mit Freuden begrüße, einen Elſäſſer zu ſehen, und daß ſchon ſeit langer Zeit die Elſäſſer die Berliner hätten aufſuchen ſollen, um zu erfahren, was man hier denkt; ich ſagte ihm, daß ich gerade aus dieſem Grunde käme, zugleich auch, um den Berlinern zu ſagen, was man bei uns denkt. Ich bat ihn dann, zu glauben, daß, wenn wir für die Beibehaltung der Verwaltung im Land einträten, wir dies nicht aus perſönlichen Motiven täten; wir würden es tief beklagen, wenn man unſerer Oppoſition gegen das Berliner Miniſterium eine perſönliche Bedeutung unterſchöbe; wir opponierten nicht gegen die Perſon des Herrn Herzog; wir ſeien ebenſowenig, wie man behauptet habe, die Partei der Perſon des Herrn v. Möller; der Herr Oberpräſident verwalte zwar ſein Amt in einer uns befriedigenden Weiſe, aber es ſeien nicht die Perſonen, ſondern die Dinge, die wir im Auge hätten. Er ſagte mir darauf, daß man uns vor Geſpenſtern bange gemacht habe; man habe durchaus nicht im Sinne, die Befugniſſe des Oberpräſidiums zu ſchmälern, und er führte dieſen Gedanken, wie Herr v. Hofmann es bereits im Reichstage getan hat, aus. Aber (denn bei Herzog gibt es immer „aber") man habe auch nicht im Sinne, die Befugniſſe des Oberpräſidiums zu vermehren. Und er ſprach darauf von der Abſtimmung des Landesausſchuſſes, wie wenn er dadurch beleidigt worden wäre. „Von unten her", ſagte er,

„wollen wir Sie zur Autonomie führen; die Versprechungen Bismarcks im Jahre 1871 gelten immer noch, aber man muß von unten anfangen, mit den Grundmauern, nicht mit dem Dach.“ Die Grundmauern, das ist das Gesetz über die Kreise. Er zeigte sich sehr gekränkt durch die Weigerung des Landesausschusses, dieses Gesetz anzunehmen, aber er beruhigte sich, als ich ihm auseinandersetzte, daß wir dieses Gesetz studieren würden, daß die Zeitung sich vornähme, es zu studieren, um es der Bevölkerung mundgerecht zu machen. Ich sprach ihm darauf von der Schwierigkeit unserer Lage. „Wir müssen,“ sagte ich ihm, — „die Zeitung, vor allem — die Bevölkerung nach uns ziehen, deshalb müssen wir die öffentliche Meinung berücksichtigen, nicht zu schnell gehen, um die Fühlung mit der Masse nicht zu verlieren.“ Er fand, daß es schneller gehen könne. Ich antwortete, daß ich nicht dieser Meinung sei, daß man der annektierten Bevölkerung nicht zumuten könne, in fünf Jahren einen Weg zurückzulegen, den man in zehn zurücklegen könne, daß, wer zu schnell gehe, alles wieder aufs Spiel setze, und ich zitierte einige Beispiele, welche meine Meinung stützten. Dann ging ich auf andre Dinge über: Rückkehr der Optanten, chauvinistische Berichterstattung der Ultradeutschen, Ernennung von Bürgermeistern ohne Berücksichtigung der Bezirksräte. In dieser Hinsicht machten die Erklärungen, die ich ihm gab, großen Eindruck auf ihn. Er sagte, er glaubte, die Bezirkspräsidenten handelten in dieser Hinsicht nach unsern Wünschen: man hätte ihnen keine Instruktionen gegeben, weil die Sache zu einfach schien, als daß sie sie notwendig machte. Wenn ich nicht irre, wird er in dieser Sache eine Verordnung erlassen, denn, was diesen Punkt betrifft (aber auch nur diesen), glaube ich ihn ganz überzeugt zu haben. Hinsichtlich der Optanten war die Antwort die, daß man sich nur der Rückkehr der „französischen Soldaten“ widersetze, hinsichtlich der deutschen Berichterstattung, daß die Regierung sich um solche Torheiten nicht kümmere, wir unsererseits aber auch die Empfindlichkeit der deutschen Eingewanderten berücksichtigen sollten, die von der Bevölkerung beiseite geschoben würden u. s. w. Ich antwortete,

daß unglücklicherweiſe die Eingewanderten nicht immer zu den Beſten gehörten; er möge auch unſere Empfindlichkeit oder beſſer Zurückhaltung in Anſchlag bringen. Ich verhehlte nicht, daß ich im Prinzip dieſe Zurückhaltung tadelte, nichtsdeſtoweniger habe ſie manchmal doch ihre Berechtigung. Dann kamen wir auf die Abgeordneten zu ſprechen. Das iſt die Hauptſache, um die ſich alles dreht! „Was wollen Sie, daß wir anfangen," ſagte er mir, „wenn Sie uns lauter Pfarrer und Proteſtler ſchicken? Dieſe Leute müſſen wir doch als die Vertreter des Landes betrachten. Einem ſo vertretenen Laude kann man aber nicht das Recht geben, ſich ſelbſt zu regieren; denn es würde gegen das Reich die Inſtitutionen, die man ihm gäbe, gebrauchen." Ich habe ihm nicht ganz Recht geben wollen, obgleich dieſes Argument durchſchlagend iſt; ich ſagte ihm, daß man ſich eben in einem circulus vitiosus bewege, daß man ſo ſtimme, weil man ſo unzufrieden ſei, ſich nicht ſelbſt regieren zu können, daß, wenn das Reich uns 1871 das gegeben hätte, was man nicht zu beſitzen beklage, die Wahlen eine andre Wendung genommen hätten u. ſ. w. Das alles ſei recht gut, meinte Herzog, aber die Vergangenheit ſei Vergangenheit, wir müßten jetzt die Gelegenheit der nächſten Wahlen ergreifen, um vernünftigere Leute in den Reichstag zu ſchicken. „Sie ſehen," ſagte er mir, „die Anſicht des Reichstages dem Elſaß gegenüber iſt nicht, was ſie 1871 war. Wir waren vielfach dem Elſaß gegenüber in Illuſionen befangen." Ich ſagte ihm, Deutſchland müſſe Geduld mit uns haben, es möge keinen beſchleunigten Schritt in unſern Angelegenheiten wünſchen. Und er erwiderte ſofort: „Und das Elſaß muß zu uns Vertrauen haben, zur Berliner Zentralregierung (d. h. zu ihm). Alles beruht auf Gegenſeitigkeit. Es muß ein Entgegenkommen der Elſaß-Lothringer beſtehen." Dieſes Geſpräch wurde auf beiden Seiten mit großer Höflichkeit, ja mit noch mehr wie Höflichkeit geführt. Herr Herzog hielt mich verſchiedene Male zurück, als ich im Begriffe war, zu gehen. Ich blieb bei ihm über anderthalb Stunden, und als ich ihn verließ, ſagte er mir, indem er mir die Hand drückte, daß er mich wiederzuſehen hoffe,

ſowohl dieſesmal, als auch jedenfalls, wenn ich nach Berlin zurückkäme. Er iſt eine kalte Natur, ein ſehr ehrgeiziger Mann, welcher „ſteigen“ will; er hat von ſich ſelber wie von einem „Staatsmann“ geſprochen, der gewohnt iſt, angegriffen zu werden, und ließ in dieſem Sinne ein Wort fallen, das uns beide zum Lachen brachte. Er hatte eben geſagt, daß die Staatsmänner gewohnt ſind, von der Preſſe angegriffen zu werden, „obwohl es denn doch nicht angenehm iſt, ſo oft gehauen zu werden.“ Dies mit dem ſauerſüßen Lächeln eines Menſchen, der mit der unſchuldigſten Miene der Welt andre verſpotten kann. Ich antwortete ihm, indem ich ebenſo zu lächeln verſuchte: „Ich bitte Sie doch, Herr Unterſtaatsſekretär, nicht zu vergeſſen, daß, wenn Sie vom Hauen ſprechen, die Preſſe auch zuweilen zu den Gehauenen gehört.“ — Darauf ſah er mich an, lachte nun wirklich und meinte: „Das iſt ja auch nicht anders möglich, ſonſt beſtünde ja gar keine Gleichmäßigkeit mehr in der gegenſeitigen Behandlung.“

Herzog gegenüber habe ich natürlich kein Wort über die Perſonalunion fallen laſſen. Ich glaube, daß er gerne das Geſpräch darauf gelenkt hätte, denn er ſagte, daß er alle unſere Artikel der letzten Zeit geleſen habe und fügte hinzu, daß man ein Haus mit dem Dach zu bauen nicht anfangen ſollte. Es iſt ganz natürlich, daß er unſerm Projekt nicht freundlich geſinnt iſt. Er betonte übrigens (und die Norddeutſche betont es heute morgen beinahe in denſelben Worten), daß nichts bei uns im Elſaß geändert werden ſoll: „Sie hätten ſich gar nicht ſo ſehr zu echauffieren brauchen,“ und er ließ ziemlich deutlich verſtehen, daß die Agitation von Möller ausgehe und Möller die öffentliche Meinung „irregeleitet habe.“ Ich kam nicht darauf zurück, da ich ja gewiß nicht berechtigt bin, die Sache zu beſtreiten oder zu billigen, und ich fürchtete, daß das Geſpräch eine perſönliche Wendung nehmen würde. Perſönliche Angelegenheiten liegen aber gewiß der ganzen Sache zu Grunde. Herzog will „ſteigen“: er hält ſich für befähigt, eine Exzellenz zu werden. Er hat ein

ſicheres, ſelbſtbewußtes Auftreten, iſt zwar freundlich und höflich, aber von einer durch und durch bureaukratiſchen Strammheit, ja ſogar hölzernen Steifheit. Auch er ſagte mir übrigens, was ich hier überall höre: „In dieſer Seſſion wird nichts gemacht. Wir wollen Eure Wahlen zuerſt abwarten.“ Wie dem auch ſei, Herzog iſt ein Mann, den wir nie für uns haben werden. Er iſt zu ſehr Preuße und Bureaukrat. Er antwortet einem durch kategoriſche Verſicherungen, die gerade das Gegenteil von dem ſind, was man ihm auseinandergeſetzt hat, und dann iſt es, wie wenn die Bibel geſprochen hätte. Wie ſoll man ſich einem Manne gegenüber verhalten, der hinſichtlich der Schwierigkeiten, die man dem Wiedereintritt der Optanten entgegenſetzt, einfach antwortet: Die Sachlage liegt ſo (das alles in ſpitzem Tone), daß die Regierung prinzipiell nur den franzöſiſchen Soldaten oder denen, die nirgends Soldaten ſein wollen und ihre Landsleute wegen ihrer Pickelhaube verhöhnen, den Eintritt in das Land verſperrt. Den andern ſtehen aber natürlich die Tore offen. — Das iſt das Geſetz und die Propheten. Man nimmt ſeine Theſe wieder auf; er läßt einen ſehr höflich ausreden, dann wiederholt er den Satz, den er bereits geſprochen, noch einmal und erklärt einem von der Höhe ſeiner Unfehlbarkeit herab, daß man im Irrtum befangen ſei, „was ja leicht erklärlich ſei bei dem Mangel an Fühlung mit der Zentralverwaltung in Berlin.“ — Wenn ich den Eindruck, den ich gewonnen, reſumieren ſoll, ſo kann ich ſagen: Ich bin ſehr zufrieden, Herzog geſehen zu haben, aber ich bin zugleich überzeugt, daß er das Haupthindernis unſerer Pläne ſein wird. Es wird für uns eines Tags ſchwieriger ſein, ihn zu bekämpfen, als bisher, denn er hat mir zu verſchiedenen Malen wiederholt, daß Berlin nicht zentraliſiert, nichts an ſich reißt, Straßburg gewähren läßt u. ſ. w. Was ſoll man da ſagen?

Ich werde durch einen Kabinettskurier unterbrochen. Ich habe morgen, Sonntag, um 1 Uhr eine Audienz beim Präſidenten des Reichskanzleramtes Herrn v. Hofmann. Ich werde Dir nach der Audienz ſchreiben.

Berlin, den 19. November.

Ich bin eben bei ihm gewesen. Hier habe ich die organischen Fragen berührt, die Notwendigkeit, dem Lande eine endgültige Verfassung zu geben, eine wirkliche Autonomie mit Personalunion. Ich habe damit begonnen, dem Präsidenten des Reichskanzleramtes die Schwierigkeiten der Lage auseinanderzusetzen: 1. Die Regierung erwartet ein Entgegenkommen von seiten der Bevölkerung. 2. Die Bevölkerung ihrerseits erwartet von der Regierung, daß sie ihm autonome Einrichtungen gewähre. Erste Schwierigkeit: Die Regierung sagt: Alles hängt von euren Wahlen ab. Wir antworten: Sehr gut, aber damit unsere Freunde den Sieg davontragen, müssen sie der Bevölkerung Resultate ihrer Tätigkeit vorlegen, und diese Resultate muß ihnen die Regierung gewähren. Der Landesausschuß ist zwar ein erstes Resultat. Man beachte auch die Wirkung! An den letzten Gemeinde- und Bezirkswahlen war die Beteiligung außerordentlich rege. Der Landesausschuß schwebt aber in der Luft, seine Debatten sind nicht öffentlich. (Bei dem Wort großes Erstaunen seiner Exzellenz, welche meinte, sie seien öffentlich.) Die Bevölkerung muß durch neue Resultate merken, daß die, welche in den Landesausschuß eintreten, etwas erreichen. So wäre es z. B. notwendig, daß man die Öffentlichkeit der Sitzungen gewähre. „Das," antwortete der Präsident, „ist zu einfach, als daß man es Ihnen verweigern könnte. Wenn Sie zu Bismarck gehen und ihn darum bitten, wird er sich ein Vergnügen daraus machen, eine diesbezügliche Verordnung zu erlassen." (Immer der Besuch bei Bismarck!) — „Aber," sagte ich ihm, „das ist nur eine Kleinigkeit. Wir müßten einer wirklichen Autonomie entgegengehen. Wir machen uns aus der Form nichts. Wir verlangen keine Republik. Aber weshalb keine Personalunion mit dem Kaiser?" — Als ich dieses Wort gesprochen, schaute mich der Präsident mit großen, runden Augen an: „Ja," sagte er, „das wäre allerdings ein Ausweg, und der geeignetste!" — Ich ließ ihn etwas unter diesem Eindruck und ergriff dann wieder das Wort, um ihm im allgemeinen auseinanderzusetzen, wie not-

wendig es vom Standpunkte der deutſchen Intereſſen ſei, daß das Proviſorium aufhöre. Ich ſagte ihm, daß, ſolange dieſes Proviſorium dauert, die Leute bei uns ſagen: „Seht! die Deutſchen ſelbſt beweiſen, daß ſie uns nicht zu behalten gedenken. Sie organiſieren das Land nicht. Das zeigt, daß wir einen dieſer Tage Frankreich entweder zurückgegeben oder verkauft werden.“ Dieſes Argument wirkte wie ein Blitz. „Ja, das müſſen Sie dem Fürſten ſagen!“ (Wieder der Fürſt!) „Das iſt ein ganz weſentliches Moment! So? Das macht den Eindruck des Proviſoriums?“ — Ich hatte die empfindliche Seite berührt. Dann kam ſeine Exzellenz wieder auf die Perſonalunion, ein Beweis, daß dieſer Gedanke ihm Eindruck gemacht hatte. Er ſchlägt den Kronprinzen als Statthalter vor oder als Fürſten. Ich ſagte ihm, Kronprinz oder Kaiſer, das ſei uns einerlei, die Form ſei uns gleichgültig, wir wollten nur aus dieſer Situation heraus. — Und er ſagte mir noch einmal: „Sehen Sie, was Sie tun müſſen. Kehren Sie zu Herzog zurück. Sagen Sie ihm, daß Sie Bismarck ſehen möchten; daß Sie ihn, Herzog, bitten, Ihnen eine Audienz zu erwirken, und dann werden Sie Bismarck alles ſagen, was Sie mir geſagt haben.“ — Hoimann iſt ganz anders wie Herzog, ruhig, gemütlich, einfach, ein Süddeutſcher. Er iſt Heſſe.

Schließlich ſagte mir der Präſident, daß wir vor einer Zentraliſation in Berlin keine Angſt zu haben brauchten. Nichts würde geändert werden; ich möchte es nur meinen Freunden ſagen; im Gegenteil wolle Bismarck auf dem Wege der Autonomie weiter ſchreiten, und „Sie müſſen auch anerkennen,“ ſagte er, „daß man dieſen Weg eingeſchlagen hat.“ — „Ja, aber pianissimo,“ antwortete ich. — „Gewiß,“ erwiderte er, „aber bedenken Sie doch, wie gefährlich es wäre, etwas zu gewähren, was man zurückzunehmen gezwungen wäre.“ — „Ja,“ antwortete ich ihm, „ich verſtehe das vollkommen, wenn ich auch der Anſicht bin, daß Deutſchland ſich zu furchtſam und zu ängſtlich in dieſer Hinſicht zeigt; es iſt ſtark genug, um mehr riskieren zu können.“ — Ich hatte auch dieſen Geſichtspunkt bei Herzog berührt. Er

meinte dann: „Ja, aber welche Garantien können Sie uns dafür geben? Die Garantien werden wir uns eben in den nächsten Wahlresultaten suchen müssen.“

Kaum ins Hôtel zurückgekehrt, wo ich Dir dies alles schreibe, erhielt ich den Besuch von Lucius, vom Intimus Bismarcks. Er lud mich zu Dienstag Mittag ein; nach fünf Minuten der Unterhaltung sagte er mir auch: „Das müssen Sie alles Bismarck sagen! — —“ Immer die Varziner Sphinx! Ich werde heute nacht von ihr träumen, und mehr als je sage ich mir: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!“ — Aber, wenn es sein muß, werde ich gehen. Da ist nicht zu zögern. Und wenn ich irgend welche Konzession erlangen könnte, so glaube ich, daß ich meine Zeit nicht verloren hätte. — Im Momente erhalte ich einen Brief von Duncker, der mich heute abend zum Tee bei sich einlädt, und um fünf Uhr esse ich bei Bamberger, mit den Führern der Nationalliberalen. Welch ein Leben!

Berlin, den 21. November.

Ich muß Dir von zwei Zusammenkünften und zwei Besuchen erzählen. Am Sonntag habe ich also um 4 Uhr bei Bamberger zu Mittag, um 8 Uhr bei Duncker zu Nacht gegessen. Gestern habe ich Löwe und Lasker gesehen. Diesen Abend esse ich mit Lucius und vielen Abgeordneten verschiedener Parteien, die er zu dem Zwecke eingeladen hat. Und morgen abend bin ich zu einer parlamentarischen Soiree bei Hofmann eingeladen.

Bei Bamberger waren die Herren v. Stauffenberg, Präsident der Budgetkommission für Elsaß-Lothringen, Marquardsen, Bull, die auch zu dieser Kommission gehören, Dernburg, der Direktor der Nationalzeitung, und ein Herr Homberger. Stauffenberg hatte gerade das Studium der Elsaß-Lothringen bezüglichen Aktenstücke beendigt. Er sagte mir und wurde dabei von allen andern eifrigst unterstützt, daß der Landesausschuß voriges Jahr und dieses Jahr eines seiner Mitglieder hätte bezeichnen sollen, um nach Berlin zur Zeit der Debatten zu kommen und sich mit dem Reichstag in Verbindung zu setzen. Der Reichstag kennt

den Landesausſchuß nicht genug; kein Abgeordneter gehört ihm an; infolgedeſſen zieht der Landesausſchuß immer den kürzeren. Außerdem möchten dieſe Herren von der Kommiſſion, daß man im Landesausſchuß die Ausſtellungen, die man an der Verwaltung zu machen hat, präziſer formuliere. „Wir ſehen wohl“, ſagten ſie mir, „daß der Landesausſchuß irgendwo ſagt, daß Elſaß-Lothringen mehr und ſchlechter verwaltet wird als ehemals, und wir ſind ſicher, daß dem ſo iſt, aber dieſe Bemerkung iſt zu unbeſtimmt; wir müßten präziſe Fakta vor uns haben. Die Beratungen des Landesausſchuſſes ſind die einzigen Dokumente, die wir über das Elſaß haben; wir haben keine Zeit, die Preſſe zu verfolgen und glauben auch, daß ſie wegen des § 10 oft in Verlegenheit gerät, wenn ſie die Fehler der Verwaltung kritiſieren will. Dieſe Fehler exiſtieren aber; es werden viele begangen (merke wohl auf: es ſind Bamberger und Stauffenberg, welche reden!), wir haben aber kein Material hier, keine präziſen Anweiſungen, und die klerikalen Abgeordneten verderben alles durch ihre Einmiſchung. Wir wiſſen, daß Sie berechtigte Klagen zu erheben haben. Aber wir haben keine andren Fakta, als die von den Klerikalen vorgebrachten, und es iſt recht natürlich, daß wir uns dieſer ultramontanen Schilderhebung gegenüber auf der Reſerve halten. Es wäre aber durchaus notwendig, daß wir uns auf das Zeugnis der liberalen Mitglieder des Landesausſchuſſes ſtützen könnten, denn wir wollen Ihr Budget gründlich ſtudieren und werden es mit größerer Strenge tun als der Landesausſchuß es getan hat So ſind wir entſchloſſen, uns der Subvention für das Theater, welche in der Form, wie ſie vorliegt, eine Ungeheuerlichkeit iſt, zu widerſetzen. Wir wollen im Dispoſitionsfonds klar ſehen. Wir wiſſen, daß der Kaiſerliche Reptilienfonds Publikationen im Elſaß unterſtützt, und wir können dieſe Summe von Einkünften nicht ereilen, aber wir wollen wenigſtens, daß man uns ſage, was man mit den ungeheuren Summen anfängt, die unter der Rubrik des Dispoſitionsfonds in Ihrem Budget verzeichnet ſind. Wir glauben auch, daß der Landesausſchuß ſich dem Ober-

präſidenten gegenüber in Verlegenheit befinden muß; die Stellung dieſes Herren wollen wir nicht erſchüttern; wir meinen aber, daß er Fehler begangen hat, die unſern Intereſſen zuwiderlaufen. Man wirft hier dem Landesausſchuß vor, daß er ſich zu ſehr mit dem Oberpräſidenten identifiziert und ſeiner Verwaltung nicht mit genügender Kritik gegenübertritt. Man iſt geneigt, von dieſer Körperſchaft anzunehmen, daß ſie zu ſehr die Intereſſen des Oberpräſidenten vertritt und ſich nicht genügend darum kümmert, die ſehr berechtigten Klagen der Bevölkerung vollſtändig dem Reichstage zu übermitteln. — Das iſt im großen und ganzen der Tenor dieſer Unterhaltung, welche — allem Anſcheine nach — vorbereitet worden war, denn alle anweſenden Abgeordneten ſchienen dieſe Meinung zu teilen. Die Herren meinten ſchließlich, der Landesausſchuß würde korrekt handeln, wenn er jedesmal, wenn das Budget beraten würde, eines ſeiner Mitglieder hierher ſchicken würde, um der Kommiſſion mündliche Erklärungen zu geben. Ich fragte dann v. Stauffenberg, wann die Kommiſſion ihre Arbeiten beginnen würde und ob er es für nützlich hielte, daß ich Dir telegraphierte, damit der eine oder andre von Euch diesmal offiziös nach Berlin käme. Zuerſt erklärte er, daß man Dir ſofort telegraphieren müßte, aber am Ende des Diners meinte er, es ſei doch zu ſpät, außerdem ſei ein offiziöſer Beſuch nicht das richtige; nötig ſei ein wirklich offizieller Delegierter. Er bat mich um die Erlaubnis, mich zu Rate zu ziehen in einigen Fragen, die er ergründen wollte; natürlich ſtellte ich mich ihm vollſtändig zur Verfügung, indem ich aber doch zugleich darauf hinwies, daß ich keinen offiziellen Auftrag hätte und nur als Privatmann, der zufällig in Berlin ſei, Erklärungen geben könnte. Wir kamen dann auf einige ſpezielle Fragen zu ſprechen . . . . Aufgefallen iſt mir, daß die Herren immer wieder betonten, der Landesausſchuß müſſe ſich energiſcher zeigen, ſtrenger der lokalen Verwaltung gegenüber. Nun ſind dieſe Herren aber nicht die Freunde von Herzog und der Berliner Bureaukratie, ganz im Gegenteil! Sie wiederholten immer, Möller ſei zwar ein ausgezeichneter Oberpräſident, aber

„auch das iſt bureaukratiſcher Schlendrian, die Lokalverwaltung läßt ſich nicht von höheren politiſchen Geſichtspunkten leiten, und im kleinen wird viel verdorben, was eine wahrhaft politiſche Leitung leicht vermeiden könnte.“ Du ſiehſt, auf welchen für uns ganz neuen Standpunkt die Nationalliberalen ſich ſtellen. Sie ſind viel mehr unſere Freunde, als wir es dachten. Überhaupt ſehe ich, daß wir in vielen Punkten irrten. Ich habe noch keinen einzigen gefunden, der mir geſagt hätte: Sie langweilen uns! Im Gegenteil, ſie wiederholen alle: Wir haben für das Elſaß dieſelben freundſchaftlichen Gefühle wie 1871. Sie müſſen uns aber durch vernünftige Wahlen helfen und uns über das, was bei Ihnen vorgeht, ordentlich auf dem Laufenden halten.

Bei Duncker hat man hauptſächlich von der Autonomie geſprochen, von der Notwendigkeit einer Reform. Duncker glaubt an die Möglichkeit einer Beſſerung ohne Perſonalunion. Das Reich kann auch einen Statthalter ernennen, ebenſo wie der Kaiſer. Man hat von den Arbeiten Labands geſprochen und ſie als Spitzfindigkeiten bezeichnet. Der Abgeordnete Hänel, welcher dort war und ſelber auch Profeſſor der Rechte iſt, ſagte mir, er habe das Werk Labands geleſen; dies alles ſei aber unnötig, man könne nicht die Verfaſſung Elſaß-Lothringens nach Prinzipien und abſoluten Theorien herſtellen. Duncker will die Verfaſſungsfrage in der Kommiſſion bei Anlaß der Debatten über das Budget zur Sprache bringen. Er will betonen, daß das Proviſorium durchaus aufhören muß.

Bei Löwe haben wir eigentlich nur wiederholt, was ſchon beſprochen worden war. Er kommt immer wieder auf die Notwendigkeit, Bismarck zu ſehen, zurück. Er meint, daß dies die Hauptſache iſt, und daß man auf einmal wichtige Reformen auf dieſe Weiſe durchſetzen könnte. Ich ſagte, man müßte es ſo einrichten, daß Bismarck von der Rednerbühne aus irgend etwas ſagte, das den Eindruck ſeiner Glacisrede verwiſchte und uns den Verſprechungen des Jahres 1871 wieder näher brächte. Ich fügte hinzu, daß, was mich betrifft, ich mich nicht als

berechtigt anſähe, um eine Audienz einzugehen. Niemand hat mich beauftragt, im Namen des Elſaſſes zu reden. Ich würde Gefahr laufen, desavouiert zu werden. Gewiß, wenn dieſer Beſuch zu einer Reform führte, würde er eine große Wirkung hervorrufen. Aber im entgegengeſetzten Falle — und das wäre immerhin möglich — wäre der Eindruck unheilvoll. Löwe meint, ich ſolle mich nicht darum bekümmern; der Umſtand, daß ich Elſäſſer ſei, daß ich mein Land gut kenne, genüge u. ſ. w. — Aber ich geſtehe, daß, je mehr ich darüber nachdenke, ich deſto überzeugter bin von der Richtigkeit meiner Auffaſſung. Ich will es auch heute abend ſehr unzweideutig Herrn Lucius mitteilen. Wenn man will, daß Bismarck das alles erfahre, daß er mich ſehe, ſo wäre es beſſer, daß ich ihn z. B. bei Hofmann träfe, auf einem der parlamentariſchen Abende oder anderswo; aber um eine Audienz eingehen? nein! je mehr ich daran denke, deſto überzeugter bin ich, daß es nicht klug wäre. Ich habe Euch um Eure Meinung gebeten, und beſtehe darauf dringend. Von einem Tage zum andern kann Bismarck auftauchen, und ich könnte dann in große Verlegenheit kommen.

Beſuch bei Lasker! Ausgezeichnet in jeder Hinſicht. Lasker iſt ganz und gar unſer Freund, unſer Verbündeter. Merkwürdig! Auch er ſpricht mir vom Landesausſchuß und ſeiner Haltung dem Oberpräſidenten gegenüber. Da iſt jedenfalls ein Punkt im Spiele, den wir nicht kennen. Man hat den Landesausſchuß als einfaches Werkzeug des Oberpräſidenten geſchildert, der da nicht wagte oder den Willen nicht hätte, ihn genügend zu kritiſieren . . . . Lasker hat mich zu Tiſch gebeten für einen dieſer Tage mit Freunden. Er empfiehlt uns ſehr, alle geeint vorzugehen. Er iſt bis in die letzte Zeit mit Reffzer, den er in Freiburg ſah, befreundet geweſen . . . .

P. S. Ich erhalte ſoeben Deinen Brief. Es freut mich, zu ſehen, daß Deine Anſicht bezüglich Bismarcks mit der, die ich eben zu Papier gebracht, übereinſtimmt.*)

*) Klein drückte ſich folgendermaßen aus. Ich zitiere wörtlich: „Pour répondre à la question que tu me poses, s'il faut demander une

Berlin, den 22. November.

Ich habe alſo den geſtrigen Abend mit Lucius, dem Intimus Bismarcks, verbracht. Wir haben beinahe nur vom Elſaß geſprochen. Es war dort auch Herr v. Unruh, der frühere Präſident des preußiſchen Landtags, Herr Chevalier und einige konſervative Abgeordnete. Ich habe ihnen die Situation auseinandergeſetzt und geſagt: So kann es nicht weitergehen. Man hat den Rock ſchief zugeknöpft u. ſ. w. Ich habe ſie auf die zahlreichen Verwaltungsmaßregeln hingewieſen, welche die Bevölkerung kränken, und hinzugefügt: das fällt alles nicht auf die Proteſtpartei, nicht auf die Ultramontanen, ſondern auf uns. Herr Lucius antwortete, daß ihm das alles ſehr auffalle: man habe in Deutſchland keine Ahnung davon, ich müßte es Bismarck ſagen. Ich antwortete, daß ich meine Freunde in Straßburg um Rat gefragt hätte, und daß ſie derſelben Anſicht ſeien wie ich, nämlich, daß ich nicht berechtigt ſei, darum zu bitten, von Bismarck gehört zu werden. — „Aber," ſagte Lucius, „wenn der Fürſt das Verlangen äußerte, Sie zu ſprechen, würden Sie ſich weigern, zu ihm zu gehen?" — Ich antwortete ihm: „Dann ſtünde ich dem Fürſten zu Befehl, in der Hoffnung, meinem Lande nützlich zu ſein." Ich bin geſpannt auf das, was nun vorgehen wird. Heute abend iſt Soiree bei Hofmann und ich bin eingeladen (um $9^1/_2$). Man ſagt, daß Bismarck dort ſein wird. Ich werde ihn vielleicht ſehen. Ich habe mir eine gute Flaſche St. Julien geleiſtet, um mir Kraft zu geben.

Heute morgen habe ich Stauffenberg das Material über die franzöſiſchen Verſicherungen, das Rablé mir geſchickt hat, gegeben.

audience à Bismarck, je te réponds que je ne puis être de cet avis. Si après avoir vu Herzog et tutti quanti le chancelier manifestait à un de ces Messieurs le désir de te voir, il va sans dire que la chose serait désirable, mais permets-moi de te dire: tu n'es pas qualifié pour demander une audience et je craindrais qu'ici (dans le pays) cela ne fit un effet peu favorable. Tu as vu combien Schlumberger et Koechlin redoutaient une démarche aussi capitale que celle d'une entrevue avec le chancelier, quand on n'y est pas expressément envoyé."

Ebenſo auch die Bemerkungen über die Geſangvereine. Schicke mir alles, was Du kannſt, darüber. Duncker iſt wütend über die Dummheiten, die man bei uns begeht. Er will die Sache im Reichstag zur Sprache bringen. Heute abend, nach der Soiree bei Hofmann, kommen alle Fraktionen im Reichstag in der Trinkſtube zuſammen; einer der Sekretäre, Herr Wölffel, hat mich gebeten, auch zu kommen. Seit einigen Tagen habe ich das Gefühl, und Duncker teilt es auch: Die lokale Verwaltung macht ſich über uns luſtig und ſchwindelt uns alles mögliche vor. Die vexatoriſchen Maßregeln, über die wir uns beklagen, gehen nicht von Berlin aus, ſondern vom Oberpräſidium. „Man ſpielt ein falſches Spiel mit Ihnen. Seien Sie auf Ihrer Hut.“ Dies ganz unter uns! Erinnere Dich an das, was ich Dir von der Unterhaltung bei Bamberger erzählt habe. Es ſpielen eine Menge von Intrigen um Elſaß-Lothringen. Ich werde die ſehr intenſive Empfindung nicht los, daß wir uns viel mehr an den Reichstag wenden müſſen, als wir es bisher getan haben, daß wir nach Berlin gehen müſſen, um die Lichter anzuzünden. Wenn wir es nicht tun, werden die Lämpchen von Herzog und ſelbſt von Möller unſere Lage beleuchten. Eine Tatſache, die mir auch auffällt, iſt dieſe: Niemals kommt es hier jemandem in den Sinn, uns anzuklagen, daß wir darauf hinwirken, daß Elſaß-Lothringen vom Reiche losgelöſt werde; man beſchuldigt uns nicht, doppelzüngig zu ſein, ſondern zu furchtſam. Die Inſinuationen, denen wir in Straßburg Bedeutung beigelegt haben, exiſtieren hier nicht. Man ſpricht von der Politik des Elſäſſer Journals mit großer Sympathie und mit Reſpekt, ſo unter andern Dernburg von der Nationalzeitung. Mein erſter Artikel hat Eindruck gemacht. Er iſt in extenso von vielen Zeitungen abgedruckt worden, und viele Abgeordnete haben mir davon geſprochen.

Ich habe geſtern Lucius geſagt, wir möchten ſehr gerne, daß Bismarck das Wort ergreife bei Gelegenheit der Budgetberatung, um auf ſeinen Standpunkt von 1871 zurückzukommen und den Eindruck des „Glacis“ zu verwiſchen. Lucius hat mir verſprochen, mit Bismarck darüber zu reden. Wenn dies gelänge, würde ich

mir eine ſamoſe Champagnerflaſche bezahlen, auf das Wohl des Elſaſſes und aller unſerer Straßburger Freunde.

Berlin, den 23. November.

Bismarck war geſtern nicht da. Gott ſei Dank! Ich habe den Abend beim Präſidenten des Reichskanzleramtes verbracht, der mich vielen Abgeordneten vorgeſtellt hat. Nach der Soiree ſind wir in einem jener entſetzlichen Bierkeller geweſen, wo man die Luft faſt mit dem Meſſer durchſchneiden kann. Ich habe noch ganz Kopfweh davon! Wir ſind bis halb zwei Uhr geblieben. Ich war da mit Völk, Marquardſen, Buhl, Fäuſtle, eine Exzellenz, die ſo ausſieht, wie ein Schuhflicker. Der Teufel hole mich, wenn ich mich jemals wieder verführen laſſe, in eine ſolche Kneipe zu gehen. Ich habe eine Migräne heute, die mich ganz dumm macht.

Berlin, den 26. November.

Die Eindrücke Fiſchbachs, die Du mir mitteilſt, ſcheinen mir nicht politiſch zu ſein. Wir müſſen zuerſt unſern Wählern Mut einflößen und ihnen ſagen, daß ihre Abſtimmung zu etwas führen kann; dann aber müſſen wir, da wir unſere Reklamationen vor den Reichstag bringen wollen, das Vertrauen dieſer Körperſchaft gewinnen und ihm auch unſererſeits Vertrauen entgegenbringen. Man mag in den Bierhäuſern in Straßburg ſchreien. Das bedeutet nicht viel. Man hat öfters geſchrien und nachher erkannt, daß die, gegen welche man ſchrie, doch recht hatten. Ich bin überzeugt, daß meine Briefe eine gewiſſe Anzahl von denen, die bisher peſſimiſtiſch waren, erſchüttert haben. Die werden ſchon ſtimmen. Wenn unſere künftigen Abgeordneten nichts erreichen, ſo wird man dem Reichstag die Verſprechungen oder eher die ſo herzlichen Beteuerungen wieder ins Gedächtnis zurückrufen, die mir hier gemacht worden ſind, und die Zeitung wird eine ſehr ſtarke Poſition haben, wenn ſie an ihre jetzige Haltung erinnert und ſagt, daß wir Vertrauen gehabt haben, daß wir ſogar der öffentlichen Meinung getrotzt haben, um es zu zeigen, und daß wir nur verlangen, daß man die Verſprechungen halte. Und wenn trotzdem nichts kommt, ſo werden wir doch das Recht

haben, zu ſagen: Wir haben das Unmögliche getan! Es iſt nicht unſere Schuld!

Geſtern habe ich lange mit Puttkamer aus Colmar geſprochen. Er war kühl und zugeknöpft, ein rechter Bureaukrat. Er verſteht nicht, warum die Elſäſſer zuerſt Elſäſſer ſein wollen; er möchte, daß ſie in das große politiſche Leben des großen Deutſchlands aufgingen. „Ihr wart an Frankreich gewöhnt. Ihr werdet Euch nicht darein finden können, nur Elſaß-Lothringer zu ſein.“

Dieſen Morgen habe ich Pommer-Eſche, einen der Räte Herzogs, im Reichskanzleramt geſehen. Wir haben nur im allgemeinen von der Sachlage geſprochen. Wenn etwas in Elſaß-Lothringen ſchief geht, ſollen wir uns an den Reichskanzler wenden. „Schreiben Sie an den Reichskanzler!“ Ich habe eben Duncker geſehen. Er hat geſtern in der Kommiſſion von den Geſangvereinen und den Verſicherungen geſprochen. Er rät, dieſe Angelegenheiten bis zur letzten Inſtanz zu verfolgen, d. h. bis zum Kanzler. Man ſtößt immer wieder auf den Kanzler! Es iſt ein perſönliches Regime, das an Napoleon erinnert.“ —

Die weiteren Briefe haben weniger allgemeines Intereſſe. Ich habe nachher erfahren, daß Bismarck den Wunſch ausgeſprochen hatte, mich zu ſprechen. Herr v. Puttkamer erzählte es mir. Er wollte mich zu einem Diner einladen. Es geſchah dies am Tage nach der Soiree bei Hofmann, am 22. November. An dieſem Abend richtete plötzlich in Gegenwart von Hofmann und mehreren Herren der württembergiſche Abgeordnete Hölder, der ſpäter ein wirklicher Freund für mich wurde, folgende Frage an mich, die ich mich übrigens wunderte, früher noch nicht ſo klar formuliert gehört zu haben: „Sie ſehen ſich doch als Deutſcher an? und wir dürfen mit Ihnen als mit einem Landsmann ſprechen?“ Auf dieſe Frage antwortete ich ſofort — aber nicht ohne Bewegung, denn es war das erſte Mal, daß ich offen ausſprach, was auszuſprechen meine Pflicht war, was ich auch empfand und was mir doch (wer wird es mir übelnehmen?) das Herz zuſammenſchnürte: „Ja! fühlte ich nicht ſo, ſo würde ich

mir nicht das Recht zuerkennen, hier zu ſtehen!“ Ich merkte wohl, daß dieſe Antwort großen Eindruck machte. Von dieſem Augenblick an war das Eis aber überall gebrochen.

Einige Tage nachher ſprach, ſcheint es, Bismarck den Wunſch aus, mich zu Tiſch zu bitten, und es war Puttkamer, der es ihm ausredete (er erzählte es mir ſelbſt ſpäter), indem er ihm ſagte, daß es ſeiner Meinung nach unnötig ſein würde und nur dazu führen würde, mich im Elſaß zu kompromittieren.

Ob das aber die einzigen Beweggründe waren, die da mitwirkten? In Berlin gab es gewiß zwei Strömungen in dieſer Hinſicht. Die einen, die Abgeordneten und Herr v. Hofmann, hätten eine Zuſammenkunft zwiſchen Bismarck und mir gewünſcht. Die andern, Herzog und ſeine Freunde, waren nicht dafür. Im Elſaß gab es auch Männer (Schlumberger und Köchlin), welche eine ſolche Zuſammenkunft ſcheuten, da ſie zu ſehr auf jemand anders als auf ſie die Aufmerkſamkeit gelenkt hätte. Nun wohnte aber Puttkamer in Colmar; er ſtand außerordentlich gut zu den Herren. Wer weiß, bis zu welchem Punkte die Antwort, die er dem Reichskanzler gab, nicht auch den Wünſchen der Herren vom Oberrhein entſprach?

Ich habe das Recht, dieſe Frage zu ſtellen, denn ich fand dieſe Herren ſpäter immer in meinem Weg, und Herr Köchlin iſt der Intrige, die mich ſchließlich mit Widerwillen gegen alle politiſchen Angelegenheiten erfüllte, nicht fernegeſtanden.

Jedenfalls ſah ich den Kanzler nicht. Beinahe wäre es freilich doch noch geſchehen. Im Reichstag ſollte ein parlamentariſches Fiſcheſſen ſtattfinden. Man hatte mich eingeladen. Es ſah ſehr harmlos aus. Ich erfuhr aber dann, daß Bismarck und der Kronprinz teilnehmen würden und einige Herren vorhatten, mich vorzuſtellen. Was mich betrifft, hätte ich nun eine ſolche Zuſammenkunft nicht geſcheut, wenn es irgend ein Reſultat für das Land ergeben hätte. Aber ich mußte mir doch ſagen, daß, wenn Bismarck auf dieſem Fiſcheſſen auch nur ein paar Minuten mit mir ganz gleichgültige Worte gewechſelt hätte, es für das Land und unſere Politik ganz unberechenbare Folgen hätte haben

können. Den Tag darauf würde man in den Zeitungen geleſen haben: „Geſtern hatte u. ſ. w. . . .“ und feindliche Blätter würden die Sache ſo dargeſtellt haben, als ob ich um eine Audienz eingegangen wäre. Bei der krankhaften Empfindlichkeit, die in derartigen Dingen im Elſaß herrſchte, würde es aber unſern Beſtrebungen außerordentlich geſchadet haben. Da ich nun ohnehin in Berlin meinen Zweck erreicht hatte, verließ ich die Stadt, ohne das Eſſen abzuwarten, am 30. November.

Dieſe Zeit in Berlin war für mich eine Periode geradezu fieberhafter Tätigkeit. Tag und Nacht war ich beſchäftigt, ich ging vom einen zum andern, ſchrieb Artikel für das Elſäſſer Journal, machte überall Propaganda im Reichstag, in den Salons, in den Reſtaurants, in den Bierkneipen, wo die Abgeordneten abends zuſammenkamen. Ich knüpfte Beziehungen zu den hauptſächlichſten Zeitungen an. Bis dahin war die preußiſche und Berliner liberale Preſſe über die elſaß-lothringiſchen Verhältniſſe nur durch altdeutſche Berichterſtatter unterrichtet, die ſeit wenigen Jahren im Elſaß wohnten. Dieſe Herren waren aber gegen die Elſäſſer Bevölkerung, die ſie — ſehr mit Unrecht — von ihrem Verkehr ausſchloß, außerordentlich aufgebracht. Sie fanden in dem Lande nicht, was ſie geträumt hatten, das Leben wurde ihnen ſchwer gemacht, ſie hatten viel Ärger, wenig Freude. Ihre Berichte ſpiegelten ihre bittere, ſchlechte Laune wieder, und ſo war die Preſſe in dieſer Hinſicht ganz einſeitig beeinflußt. Das Urteil der liberalen Preſſe zu korrigieren, ſie in den Stand zu ſetzen, auf die Stimme des liberalen Elſaſſes zu hören, ſie für unſere Pläne zu gewinnen, aus ihr unſere Verbündete zu machen, das war gewiß nicht leicht. Man mußte Männern Vertrauen einflößen, die — geſtehen wir es nur — ſchon Gründe genug hatten, mißtrauiſch zu ſein. Man hat mir ſpäter öfters in Berlin wiederholt, daß ich mir Eingang in die Preſſe durch meine loyale und natürliche Art, die Fragen anzuſchneiden und zu behandeln, verſchafft hatte. Man hatte das Gefühl, es mit einem ehrlichen und geraden Manne zu tun zu haben, der nur das Wohl ſeines Landes wollte, und der es nicht außerhalb des Frankfurter

Friedensvertrages ſuchte. Als ich Berlin verließ, hatte ich — ich darf es wohl ſagen — ein von vielen für unlösbar gehaltenes Problem gelöſt. Die liberale Preſſe war für unſere Sache gewonnen. Gerade wie die Augsburger Allgemeine das Jahr vorher, ſo waren jetzt die Nationalzeitung, die Kölniſche Zeitung und das Berliner Tageblatt bereit, das, was ich ihnen ſchicken würde, aufzunehmen.

Eine andre, nicht minder ſchwere Errungenſchaft war die geweſen, das Ohr der Regierung zu gewinnen. Dank den direkten Empfehlungen des Oberpräſidenten v. Patow, der mir für ſeine Freunde in Berlin Briefe mitgegeben hatte, dank dem Eindruck, den ich auf die hervorragenden Männer gemacht hatte, die ich in Merſeburg getroffen, konnte ich vor die Vertreter der Regierung unter durchaus günſtigen Bedingungen treten. Ich kam nicht bloß aus Straßburg, ſondern vom Palais des Oberpräſidenten von Merſeburg. Ich war ſein Gaſt geweſen. Er kannte mich ſchon ſeit langer Zeit, er kannte meine Familie, er konnte für die Ehrbarkeit und Reinheit meiner Geſinnung und meiner Abſichten einſtehen. Das war eine außerordentlich wichtige Unterſtützung. Ich wäre gewiß von den Herren v. Hofmann, Herzog, Pommer-Eſche nicht ſo freundlich empfangen worden, wenn ich dieſe Empfehlung nicht gehabt hätte. Zu meinem Erſtaunen mußte ich bei meiner Rückkehr in Straßburg die Beobachtung machen, daß ſelbſt meine Freunde den Wert dieſer Bekanntſchaft nicht anzuſchlagen wußten. Wenn ich ihnen davon ſprach, hörten ſie mich kaum an, ſie ſetzten dieſe Mitteilung auf das Konto perſönlicher Eitelkeit und meinten, ich wollte mich mit meinen Beziehungen zur hohen Berliner Geſellſchaft brüſten. Ich dachte wohl daran, mich zu brüſten! Ich wollte meine Heimat aus der unleidlichen Lage, in der ſie ſich befand, ziehen, — und ich begann die Möglichkeit eines Erfolges zu ſehen.

Als ich mich wieder auf der Eiſenbahn befand, dachte ich an die Empfindungen, mit denen ich in dieſe Stadt gekommen war, und es ſchien mir, als ob die Sonne für uns am Horizont aufginge, und wir hoffen dürften.

Kapitel 13.

Sieg der Autonomiſtenpartei.

Die Veröffentlichung meiner „Briefe aus Berlin“ hatte in Straßburg,*) im Elſaß und in Frankreich ungeheures Aufſehen erregt. Das Echo dieſer Bewegung gelangte bis an mich, als ich in Berlin war.**) Ich erhielt Zeitungen, anonyme Briefe, Karikaturen. Ich konnte auch diesmal die Beobachtung einer Tatſache machen, die mir ſchon manchmal aufgefallen war: Die öffentliche Meinung (oder was man mit dieſem anſpruchsvollen Titel nennt) im Elſaß war durchaus unter dem Einfluß einiger

*) Die öffentliche Meinung in Straßburg wird durch folgenden anonymen Brief ſehr gut gekennzeichnet, der dem Elſ. Journal zugeſchickt wurde:

„Herr Redakteur! Ewwe haw' i de Kurier geleſe. Sie gän ſich jo e heilloſi Müej fur d' Katz oder wie mer gewehnli ſaat, fur de König von Breuße; awer mer welle's hoffe, Ihr Gſichels (?) packt nitt, unn unſeri Debedirte würde dolle, wenn ſie ſich derzü hergäbte ſich in Berlin üslache zü lon. Ah ſo! tout l'équipage sur le pont! wurrum nitt gahr! Qui trompe-t-on ici, au bout du compte, denn die Klick vum Journal d'Alſace weiß ſo güt odder noch beſſer als alli Litt, daß niks ze machen iſch. Was ſüche Sie denn dernoh do'hinder: ſinn denn der Herr Julius oder die Herre Schneegans, Goguel, North, Pick etc. noch nitt zefridde, daß ſie vum Usſchuß ſinn? Franchement, mon cher Journal d'Alsace, tu es tout bonnement perfide. E. Stroßburjer.“

**) Von befreundeter Seite wurde mir am 27. November 1876 geſchrieben: Le tapage qu'on fait à Strasbourg à cause de la lettre où tu parles de tes entrevues avec les hommes politiques de Berlin, grossi par les nouvelles de la Strasbourgeoise, et les rumeurs au sujet de ta candidature est vraiment infernal et le chauvinisme le plus atroce et le plus imbécile reprend de nouveau le dessus.

Pariſer Kreiſe. Von Paris aus kam die Parole, und das Elſaß folgte ihr blindlings. Solange Paris noch nicht die Zeit gehabt hatte, ſeine Anſicht auszuſprechen, waren die Elſäſſer ganz ruhig und meinen Gedanken zugänglich; ſie fanden ſie billig und vernünftig und ermutigten mich. Das dauerte ſolange, bis Paris geſprochen hatte. Dann trat die Reaktion ein. Natürlich waren in dieſem Falle die Pariſer allem, was ich in Berlin getan hatte, feindlich geſinnt. Die Majorität der Elſäſſer folgte dieſer Strömung; — ich ſage Majorität, und ich habe Unrecht, denn die Wahlen ſollten zeigen, daß wir im Unterelſaß die Majorität für uns hatten. Aber in dieſem Momente konnte man es noch bezweifeln; meine Freunde ſchwiegen; die einzigen, welche die Stimme erhoben, waren meine Gegner, und ſie erhoben ſie ſehr ſtark.

Wenn man übrigens ſieht, auf welchen merkwürdigen Standpunkt ſich ſelbſt die ruhigſten und vernünftigſten Pariſer ſtellten, wundert man ſich nicht über die Torheiten der andern und ihrer elſäſſiſchen Freunde. Ich bekam zu dieſer Zeit einen Brief unſeres Pariſer Berichterſtatters im Elſäſſer Journal, Herrn Dide, welcher ſehr wohl zeigt, wie man die Lage dort auffaßte. Er bezeichnete genau die Grenze, bis zu welcher die Anſicht der Gemäßigteſten in Paris uns folgen würde. — Dieſe Grenze blieb aber ſehr weit hinter dem, was wir verfolgen mußten. Er betonte beſonders, daß es für uns notwendig ſei, uns nicht von der Pariſer öffentlichen Meinung zu trennen, und in Gedankengemeinſchaft mit den Franzoſen zu bleiben. Nun mußten wir aber gerade das vermeiden, wenn wir in Berlin irgend etwas erreichen wollten. Schon der Verdacht einer Konnivenz mit Paris genügte, um alle unſere Anſtrengungen in Berlin unfruchtbar zu machen. Es war zu natürlich, daß man in Berlin Männern mißtraute, die ſich bei jedem Schritte fragten: „Was wird man in Paris ſagen?“ und die ihre Schritte in der Hauptſtadt Deutſchlands dem Pariſer Exequatur unterordneten.

Herr Dide ſprach jedoch dieſe Anſprüche mit vollkommener Naivetät aus: er und ſeine Freunde fanden es ganz natürlich,

daß wir ihren Anregungen folgten; sie hatten keine Ahnung, daß wir in diesen Ansprüchen etwas ungehöriges, unangebrachtes und für uns demütigendes finden konnten. Wie? Frankreich hatte uns im Stich gelassen, es hatte sich geweigert, uns länger zu verteidigen, und nachher erhob es noch den Anspruch, uns seinen Willen zu diktieren? Und um seine Eigenliebe nicht zu verletzen, sollten wir warten, bis und ob es uns erlaubte, in Berlin die für unsere Wiederaufrichtung notwendigen Schritte zu tun? Waren wir denn Kinder? Und konnten wir uns denn nicht selber führen? Es handelte sich doch um uns und nicht um die Pariser!

Das war meine Empfindung; noch viele andre teilten sie. Zur Zeit der Wahlen brach sie stark hervor.

Einige freilich, und unglücklicherweise in unserer unmittelbarsten Umgebung, hatten nicht die Kraft, der Strömung zu widerstehen. Das Brüllen der Chauvinisten in den Bierhäusern schüchterte sie ein, sie verließen uns, — wie sie uns später endgültig im Stiche lassen sollten. Rablé gehörte zu diesen. Ebenso Fischbach. Dieser ging sogar soweit, meine „Briefe aus Berlin" zu verstümmeln, zu entstellen, dem Publikum zu zeigen, daß er sich von mir trenne. — Fischbach ist nie ein wirklicher Politiker gewesen, er hat nie den Mut gehabt, gegen eine Volksströmung anzukämpfen; es schmerzte ihn in diesem Augenblick, sich in der Minorität zu befinden, er konnte es nicht ertragen, daß er nicht für sich den lärmenden Beifall der Bierhäuser hatte und so desavouierte er seinen Mitarbeiter. Er tat es später noch öfter. Er ist für mich stets das Barometer der öffentlichen Meinung gewesen. Er ließ sich immer von den jeweiligen Strömungen hin- und herführen, und tat nichts, um die Geister zu führen und zu leiten.

Sonst billigten meine politischen Freunde meine Haltung. Chauffour und unsere ganze Gruppe war mit mir. Auch Rablé wagte nicht, sich offen gegen uns zu erklären. Die Mitglieder des Landesausschusses teilten selbstverständlich meine Ansichten. Und Fischbach folgte uns schließlich, wenn er auch seine innere

Unzufriedenheit nicht verbergen konnte und mit den Chauviniſten im Verborgenen liebäugelte.

Mit den Chauviniſten! Er, welcher eine ſo ganz verſchiedene Rolle ſpielte, als die Zeitung verkauft wurde, und welcher uns beinahe kompromittiert hätte in jener dunkeln Angelegenheit der Geldzuſchüſſe des Oberpräſidiums!

Die Wahlen ſtanden vor der Türe und drängten bald alles andre in den Hintergrund.

Die Initiative meiner Kandidatur war, ohne daß ich etwas davon wußte, von mehreren Notabeln des Kreiſes Zabern genommen worden, gegen Mitte des Jahres 1876, zur Zeit, als man begann, die Wahlen vorzubereiten. Der Abgeordnete dieſes Kreiſes war bisher mein früherer Kollege in der Nationalverſammlung in Bordeaux, Herr Teutſch, geweſen. Er hatte 1873 eine ſtarke Majorität auf ſich vereinigt, aber die Politik der Enthaltung, die er auf den Rat Gambettas angenommen hatte, mißfiel ſeinen Wählern, die ihn alle 1876 verließen, um ſich an mich zu wenden, den ſie als einen der Vertreter der entgegengeſetzten Politik des Autonomismus anſahen.

Von der Proteſterklärung, die Teutſch im Reichstag verlas, habe ich ſchon oben geſprochen. Damit war ſeine Rolle in Berlin ausgeſpielt. Er kehrte nicht mehr dorthin zurück und kümmerte ſich nicht mehr um die Intereſſen ſeiner Wähler. Was ihm in ſeinem Kreiſe ſehr ſchadete, war folgendes: Die Abgeordneten erhielten damals Erlaubnisſcheine, auf Grund deren ſie auf allen Reichseiſenbahnen während der Dauer der Seſſion reiſen konnten. Herr Teutſch machte nun von dieſen Erlaubniskarten Gebrauch und reiſte gratis — zu ſeinem Vergnügen und im Intereſſe ſeiner Geſchäftsangelegenheiten — drei Jahre in Deutſchland umher. Die Eiſenbahnverwaltung nahm, — wie ſie es immer tut, — von dieſen Reiſen Notiz und der Kreisdirektor ſpielte dem Herrn Teutſch eines ſchönen Tages den böſen Streich, im Zaberner Blatt das Reſultat dieſer ſtatiſtiſchen Angaben zu publizieren. Er fügte noch einige Bemerkungen hinzu über die Schicklichkeit dieſes Verfahrens von Seiten eines Abgeordneten,

der gegen Deutſchland proteſtierte, aber ſich nicht ſcheute, Reiſeerlaubniskarten anzunehmen und zu benutzen. Teutſch zog ſich ſchlecht aus dieſer Affäre. Er antwortete durch einen verlegenen Brief, zahlte einige hundert Franken an die Armen ſeines Kreiſes, forderte den Kreisdirektor, kam aber nicht dazu, ſich mit ihm zu ſchlagen, kurz, ſpielte eine lächerliche Rolle.

Als die Wahlen von 1876 kamen, hatte er ſoviel an Boden verloren, daß Glieder ſeiner eigenen Familie ſich an die Spitze der Bewegung ſtellten, die mir die Kandidatur anbot. Die Initiative ging von den Bezirksräten Wack und Wehrung aus, die im Kreiſe wohnten, wo Teutſch zu Hauſe war. Es war dies um ſo bezeichnender, als ich im Elſäſſer Journal nicht aufgehört hatte, die Politik Teutſchs zu bekämpfen und ſchon damals die Zielſcheibe aller franzöſiſchen Angriffe war.

Teutſch verſuchte ſeine Freunde zu ſammeln, er machte einige Beſuche, aber hatte einen ſo glänzenden Mißerfolg, daß er nicht einmal wagte, ſeine Kandidatur aufzuſtellen. Ich ſchrieb ihm am Anfange des Wahlkampfes, als einem früheren Kollegen, deſſen Anſichten man nicht teilt, deſſen Perſon man aber nicht angreift. Er antwortete mir niemals. Einige Zeit nachher verließ Teutſch das Land und ließ ſich in Frankreich wieder naturaliſieren. Die franzöſiſche Regierung ernannte ihn zum Generalſteuereinnehmer in Epinal oder St Dié.

Wack und Wehrung, beſonders erſterer, waren einerſeits mit Klein ſehr befreundet, andrerſeits mit den Bezirksräten Petri, Reuß, Flurer (Buchsweiler, Zabern und Saarunion) und dem Oberförſter von Lützelſtein, Herrn v. Bodungen, einem altdeutſchen Beamten, der in kurzer Zeit das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen verſtanden hatte, ſehr volkstümlich, im ganzen Lande ſehr einflußreich war und zugleich freundſchaftliche und geſchäftliche Beziehungen zu Klein unterhielt.

Klein ſprach mir zuerſt von der Kandidatur, die ſich vorbereitete. Ich hatte ſelbſt keine Ahnung davon und hatte nicht an die Möglichkeit gedacht. Klein betonte aber die Notwendigkeit, autonomiſtiſche Kandidaturen in allen Kreiſen von Unter-

elſaß aufzuſtellen und meinte: „Du wirſt auch in den Kampf gehen müſſen!“ — Ich antwortete: „Ich bin der, welchen die katholiſche Partei mit der größten Heftigkeit angreift. Ich könnte nur in einem Kreiſe durchkommen, in welchem die Proteſtanten die Majorität haben, Weißenburg, Zabern oder höchſtens Straßburg-Land.“ Ich glaubte damals, daß er ſelbſt eine Kandidatur in Zabern annehmen würde, da er Bezirksrat von Lützelſtein war. Wir ſprachen nicht weiter davon.

Das war im September oder Oktober 1876 in Oppenau vor ſich gegangen, wo wir zuſammen geweſen waren. Ich reiſte nach Berlin ab, ohne daß von meiner Kandidatur weiter die Rede geweſen wäre. Die eigentliche Wahlbewegung begann nach meiner Rückkehr aus Berlin und nahm zugleich den Charakter eines Proteſtes gegen die Angriffe, welche gegen mich infolge der Veröffentlichung der „Briefe aus Berlin“ gerichtet worden waren.

Folgende Adreſſe wurde von den Herren Wack und Wehrung in Umlauf geſetzt. Alle Notabeln, alle irgendwie einflußreichen Männer des Kreiſes Zabern, über Tauſend unterſchrieben:

Herrn A. Schneegans, Direktor des „Elſäſſer Journals.“

Geehrter Herr!

Unſer Land iſt berufen, in kurzem ſeine Vertreter für den Reichstag zu erwählen.

Die Wahlmänner des Kreiſes Zabern erachten, daß es an der Zeit iſt, uns mit den Angelegenheiten unſeres Landes zu beſchäftigen, auf die Enthaltungspolitik zu verzichten und die elſäſſiſchen Intereſſen zu wahren.

Die unterſchriebenen Wahlmänner, wohnhaft im Kanton . . . . . , verſammelt, um ſich über die Beſtimmung eines Kandidaten zu verſtändigen, welcher mit Kraft und Nachdruck die Verteidigung unſerer Rechte und Intereſſen in die Hand nehmen würde, haben beſchloſſen, Ihnen die Kandidatur zu unſerer Vertretung beim Reichstag anzubieten.

Bei jeder Gelegenheit haben Sie in dem „Elſäſſer Journal“ die Politik verteidigt, welche uns als die einzig mögliche und nützliche erſcheint, und wir ſind überzeugt, daß Sie unſerem Kreiſe und unſerem ganzen Lande beträchtliche Dienſte leiſten können.

Wir hoffen, daß Sie die Ihnen angebotene Kandidatur annehmen werden und geben Ihnen die Verſicherung unſeres Zutrauens und unſerer Geneigtheit.

Ich antwortete folgendermaßen:

Liebe Mitbürger!

Eine große Anzahl von Wahlmännern aus dem Kreiſe Zabern hat einen Aufruf an meine elſäſſiſche Vaterlandsliebe gerichtet und mich gebeten, Eure Rechte und Eure Intereſſen im Reichstage zu verteidigen.

Ich wäre meiner Pflichten nicht eingedenk, wenn ich dieſe Kandidatur ausſchlagen würde.

Nicht ein einziger unter uns hat den Krieg und die Annexion herbeigewünſcht; wir haben alle zuſammen ſeiner Zeit gegen die Gewalt, die uns angetan wurde, proteſtiert.

Jetzt iſt es aber nicht mehr an der Zeit, Abſtentionspolitik zu treiben, oder mit andern Worten, uns nicht um unſere Angelegenheiten zu bekümmern. Es iſt im Gegenteil hohe Zeit, daß wir tatkräftig dieſe unſere Geſchäfte ſelbſt beſorgen, und daß wir ſie mit Energie und Ausdauer beſorgen. Wenn wir uns nicht damit abgeben, ſo bleibt die Verwaltung ganz allein Herr und Meiſter in unſerm Land. Sie wird ſchalten und walten können, wie es ihr beliebt; und wer wird darunter leiden? Wir und unſer Land!

Es iſt alſo heilige Pflicht für alle wahrhaftigen und kernigen, alten elſäſſiſchen Patrioten, ſich um die Fahne unſeres Vaterlandes, des Elſaſſes, zu ſcharen, und Deputierte in den Reichstag zu ſchicken, die verſprechen, ſich auf ihren Poſten zu begeben, wie treue Soldaten, und ihre Mitbürger nicht im Stiche zu laſſen.

Seit den letzten drei Jahren haben wir ja klar ſehen können, wohin wir mit der Abſtentionspolitik kommen und wohin es uns führt, die Hände in den Schoß zu legen und alles gehen zu laſſen. Unſere nächſten Intereſſen werden dadurch gefährdet, und am Ende geht unſer ganzes Land moraliſch und materiell zu Grunde.

Jetzt kommen gewiſſe Leute und ſagen Euch: „Ach! was! Es iſt ja doch alles unnütz! Wir werden doch nichts erhalten!“

Wie kann man das wiſſen?

Haben wir nicht geſehen und erlebt, daß man im Landesausſchuß, wo unſere Vertreter mit Patriotismus und Hingebung unſere Geſchäfte beſprochen, nicht zu unterſchätzende Erfolge errungen hat, was doch beweiſt, daß es nicht ſo unnütz iſt, ſich mit den Landesangelegenheiten abzugeben.

Was der Landesausſchuß in Straßburg getan, das ſollten aber auch die Deputierten in Berlin tun, wo ſie mehr Freiheit der Rede und Bewegung haben, als unſere Conseillers généraux im Landesausſchuß. Dieſe Deputierten ſollen für das Elſaß alle diejenigen Rechte verlangen, die jedem ziviliſierten Lande gehören, vor allem das Recht, unſere Geſchäfte ſelbſt zu beſorgen, eine elſaß-lothringiſche Deputiertenkammer zu bekommen und die eigentliche höchſte Verwaltung im Lande ſelbſt zu haben.

Um dieſe ſo notwendigen Reformen zu erhalten, heißt es aber für unſere Deputierten nicht zu Hauſe zu bleiben und zu trutzen; ſo erlangt und erobert man nichts. Nach getaner Arbeit iſt gut ruhen, heißt es im Sprichwort; aber zuerſt muß gearbeitet werden. Um zu ernten, muß man ſäen.

Wenn Ihr, liebe Mitbürger, mir die Ehre erweiſt, mich in den Reichstag zu wählen, ſo verſpreche ich Euch, Eure Intereſſen tätig und energiſch in die Hand zu nehmen und ſie zu verteidigen, ſo viel es nur möglich ſein wird. Als ehrlicher und gewiſſenhafter Elſäſſer werde ich das Ehrenmandat, das Ihr mir anvertraut haben werdet, erfüllen, und, wird dann unſere gemeinſame Arbeit wider Erwarten nicht mit Erfolg gekrönt, nun, ſo könnten wir doch, alle zuſammen, mit gutem Gewiſſen ſagen: Wir haben getreulich unſere Pflicht erfüllt, und niemand kann uns einen Vorwurf machen.

Als Gegenkandidat wurde ein Zaberner Bürger, Herr Xaver Meyer, ein eifriger Ultramontaner, aufgeſtellt. An der Spitze des Komitees von Herrn Meyer ſtand der Advokat Schöll, einer der leidenſchaftlichſten früheren Anhänger des Kaiſerreichs, der offiziellen Kandidaturen und der klerikalen Reaktion. Herr X. Meyer hatte ſelbſt, gleich nach dem Kriege, damit angefangen, ſich offen den Deutſchen anzuſchließen, er war Mitglied des Kaſinos der eingewanderten Beamten geworden, dann hatte er nach den Maigeſetzen ſein Verhalten geändert und war zur ultramontanen Oppoſition übergegangen. Die Germania und die klerikalen Zeitungen der Rheinprovinz unterſtützten ihn. Unter ſeinem Programm ſtand die Zentrumsformel. Auch die franzöſiſche Preſſe und die Pariſer Wahlagenten, welche damals ins Elſaß geſchickt wurden, traten für ihn ein.

Wie gegen mich agitiert wurde, und wie wir uns gegen die perfiden Angriffe, die gegen mich gerichtet wurden, wehren mußten, möge folgendes Flugblatt zeigen, das mein Komitee in meinem Kreiſe als Antwort auf die Verdächtigungen meines Gegners verteilen ließ:

An die Wähler des Kreiſes Zabern.

Man verteilt im Kreiſe Zabern einen an die Wahlmänner gerichteten Aufruf, mit einem Stimmzettel für den Herrn Xaver Meyer. Dieſes Schriftſtück fängt damit an, dem unabhängigen und liberalen Kandidaten, Herrn Auguſt Schneegans, Vorwürfe zu machen. In was beſtehen aber dieſe? Man höre und ſtaune:

Erſtens, ſagt das Blättchen, hat Herr Schneegans für Frankreich optiert.

Findet der Verfaſſer, daß dies ſchlecht gehandelt war? So ſage er es einmal frei heraus!

Zweitens hat Herr Schneegans ein Buch geſchrieben über den Krieg von 1870.

Was kann aber der Verfaſſer des Wahlaufrufs für Herrn Xaver Meyer daran auszuſetzen finden? oder was iſt Schlechtes daran?

Drittens hat Herr Schneegans ſeine Option zurückgenommen, und iſt wieder in ſein Heimatland, das Elſaß, zurückgekehrt.

Das haben ja viele getan! Ja, freilich, wenn Herr Schneegans zurückgekommen wäre, um der deutſchen Regierung Plätzchen abzubetteln, oder um ſich gegen ſeine Landsleute zu drehen, dann könnte man ihm ſchon mit Recht Vorwürfe machen! Aber es iſt ja gerade das Gegenteil. Jedermann weiß, daß Herr Schneegans mit ſeiner Rückkehr, überall und immer, mit vielem Mut und großer Energie, die Rechte und die Intereſſen ſeiner Mitbürger verteidigt. Er iſt ins Elſaß zurückgekommen, um uns zu helfen, uns ſo gut als möglich aus unſerer ſchlechten Lage zu ziehen! Und was Plätzchen anbelangt, ſo hat er voriges Jahr ſeines gefunden, — nämlich in der Feſtung Bitſch, wo er einen Monat lang brummen mußte.

Nach Bitſch ſchickt man gewöhnlich unabhängige Leute, die den Mut haben, zu ſprechen, und deshalb iſt auch Herr Schneegans dort geweſen.

Was will nun dieſes Schriftſtück? Und was ſollen dieſe Vorwürfe gegen den Herrn Schneegans bedeuten? Dieſe Vorwürfe ſind ja gerade im Gegenteil dazu angetan, den Herrn Schneegans ſeinen Wählern am wärmſten zu empfehlen.

Nun kommt der Wahlaufruf auch auf den Herrn Xaver Meyer zu ſprechen nnd ſetzt deſſen Vorzüge auseinander. In folgendem beſtehen dieſe:

Erſtens iſt Herr Xaver Meyer nie aus dem Lande gegangen,

und zweitens iſt er Advokat am Tribunal von Zabern.

Wenn das alles iſt, was man von einem Reichstagsabgeordneten verlangen ſoll, ſo iſt das nicht viel!

Es iſt ſchade, daß dieſer Wahlaufruf, der uns über den Herrn Xaver Meyer aufklären ſoll, nicht mehr enthält. Im Grunde iſt er ſehr leer!

Nur am Ende kommt aber etwas beachtenswertes. Da heißt es nämlich, daß diejenigen, die für den Herrn Schneegans unterſchrieben haben, durch dieſe Unterſchrift nicht gebunden ſind! So? Das iſt eine ſchöne Moral! Bis jetzt hieß es im Elſaß: Ein Mann, ein Wort! Wo kann man eine Moral predigen, wie dieſe Schrift eine enthält? Höchſtens in den Jeſuitenſchulen!

Übrigens iſt dieſer Wahlaufruf bei Herrn Sutter in Rixheim gedruckt, wo ja vor dem Kriege das Jeſuitenblatt, der „Volksbote," der den Religionskrieg predigte, herauskam.

Da haben wir's! Und mehr brauchen wir nicht zu wiſſen!

Die Autonomiſtenpartei ſtellte zu gleicher Zeit Kandidaturen in allen Kreiſen des Unterelſaſſes auf. (Bergmann in Straßburg gegen E. Lauth; North in Straßburg-Land gegen Herrn

v. Schauenburg, Neſſel in Hagenau, wenn ich nicht irre, gegen Linder, Rak in Beuſeld-Erſtein. In Colmar hielten wir die Kandidatur von Herrn Ch. Grad für eine der unſrigen. Wir unterſtützten ſie und Herr Ch. Grad widerſetzte ſich dem durchaus nicht. In Oberelſaß und Lothringen hofften wir auf keinen Erfolg und beſchränkten uns darauf, die Fahne unſerer Partei aufzuſtellen.

Es ereignete ſich darauf etwas ſehr merkwürdiges. Die Verwaltungsbehörden vom Oberpräſidenten bis zum letzten Kreisdirektor unterſtützten nicht bloß unſere Kandidaten nicht — und darin taten ſie übrigens, was wir wünſchten, denn wir wollten alle als durchaus unabhängige Kandidaten vorgehen, und viele unter uns, z. B. Neſſel und ich, hatten ſich vorgenommen, freilich immer auf der Baſis des Frankfurter Friedensvertrages, energiſche Oppoſition zu treiben, — aber ſie begünſtigten unſere Gegner, die Kandidaten der Proteſtpartei.

Es fand damals in Mülhauſen eine von den Proteſtlern berufene Volksverſammlung ſtatt. Einige Tauſende wohnten ihr bei; man hielt Reden, deren Spitzen ſich einzig und allein gegen die Autonomiſten richteten; man behandelte uns als Verräter, Verkaufte, Abtrünnige; alle Freundlichkeiten des Repertoriums der République française wurden über unſer Haupt geſchüttet. Die Anſtifter dieſer Kundgebung waren keine andern als Scheurer-Keſtner aus Thann und hinter ihnen Gambetta. — Man ſprach offen von der Rückkehr des Elſaſſes an Frankreich, von der Revanche u. ſ. w. — Die Verwaltung aber, welche ſich doch ſo empfindlich zu andern Gelegenheiten zeigte und den Artikel 10 ſo gut zu handhaben wußte, ließ doch dieſe an Tauſenden zählende Menge ganz ruhig reden und handeln, obgleich ſie ganz offen gegen die durch den Frankfurter Friedensvertrag geſchaffene Sachlage proteſtierte und alle die, welche dieſen Vertrag und ſeine Folgen annahmen, verhöhnte. Der Bericht über dieſe Verſammlung wurde überall im Elſaß verteilt. Die Tatſache, daß die Behörde dieſe Veröffentlichung nicht hinderte, übte auf die Bevölkerung eine ganz in die Irre führende Wirkung aus; man

fragte ſich, ob der Proteſt denn erlaubt, ob die Annexion nur vorübergehend ſei, ob man denn wieder Franzoſe werden würde und werden könnte — und die Folge war, daß eine große Menge von Wählern, welche für unſere Kandidaten geſtimmt hätten, zurückwichen und für die franzöſiſchen Kandidaten eintraten, aus Angſt, daß, wenn die Franzoſen ins Elſaß zurückkehrten, ſie ihnen ihre Abſtimmung zu Gunſten der „deutſchen" Kandidaten hart würden büßen laſſen.

In Straßburg konſtituierte ſich eine Gruppe von altdeutſchen Wählern mit dem ausdrücklich ausgeſprochenen Programm für die Proteſtler zu ſtimmen; dieſe Herren erklärten jedem, der es hören wollte, daß, wenn die Autonomiſten in den Reichstag kämen, es ein Unglück ſein würde; denn dann würde das Ausnahmeregime aufhören, die Elſäſſer würden in der Verwaltung mitzuſprechen haben, ſie würden die Altdeutſchen ſtören. Dieſe Herren wollten vor allen Dingen die Aufrechterhaltung der Diktatur, ſie trieben ſo zur Annexion des Elſaſſes an Preußen. — Der Sieg gemäßigter Kandidaten konnte ihnen durchaus nicht paſſen, ſie hatten jedes Intereſſe daran, daß die Kandidaten des Proteſtes Sieger blieben. Von dieſem Geſichtspunkte aus kämpfte in Straßburg der Altdeutſche Thiele gegen Bergmann.

Nichtsdeſtoweniger gab es auch Altdeutſche, welche die autonomiſtiſche Bewegung unterſtützten. Zu dieſen gehörte in erſter Linie Herr Peterſen, ein hervorragender Richter. Er war Pfälzer von Abſtammung; die Richtung ſeines Fühlens und Denkens brachte ihn uns näher. Er verkehrte viel mit Klein und Ferdinand Schneegans. Auch der Regierungsrat Stempel, ebenfalls Pfälzer, teilte im Grunde dieſelben Anſichten. Der Oberpräſident v. Möller mußte natürlich im Grunde ſeines Herzens die Autonomiſten den Proteſtlern vorziehen, aber anderſeits konnte er nicht mehr wie die andern ſich verhehlen, daß der Eintritt autonomiſtiſcher Kandidaten in den Reichstag der elſäſſiſchen Verwaltung viel größere Unannehmlichkeiten bereiten würde, als das Verbleiben der Proteſtler. Dieſe kamen nicht in die Sitzungen, jene nahmen ſich vor, an der Diskuſſion ſich zu beteiligen. Dieſes

neue Element mußte natürlich für die Verwaltung außerordentlich ſtörend ſein. Herr v. Möller ließ ſich von dem, was bei uns vorging, ſtets genau durch ſeinen Agenten, Herrn Dr. Schricker, unterrichten, welcher das Vertrauen Kleins und Fiſchbachs gewonnen hatte und Herrn v. Möller ausgezeichnete Dienſte zu leiſten wußte.

Die Autonomiſtenpartei war damals, ich möchte ſagen in erſter Linie, antiklerikal. Sie ſtellte ſich durchaus auf den Boden des Kulturkampfes, der von der Fortſchrittspartei (Virchow), von den Nationalliberalen und vom Reichskanzler aufgenommen worden war. Chauffour ſchrieb mir damals: „M. de Bismarck est notre allié naturel!“ Und von Paris aus drang über die Vogeſen als Echo das bekannte Wort Floquets: „M. de Bismarck est l'allié de tous les libéraux!“ Unſere Gegner, die Proteſtler, gingen Hand in Hand mit den Ultramontanen; eigentlich waren ſie im Schlepptau der Ultramontanen, die ſich ihrer bedienten, um ihre Zwecke zu erreichen.

Der Umſtand, daß wir vor allen Dingen antiklerikal waren, läßt erklären, daß die Wahl oft einen ganz konfeſſionellen Charakter annahm. So erhielt ich z. B. in Sulzheim, einem ganz katholiſchen Dorfe, nur eine Stimme, während in Diemeringen, wo nur Proteſtanten und Juden wohnten, alle Stimmen, mit Ausnahme von zwei, auf mich fielen. Mein alter Freund, der Pfarrer Siegfried aus Herbitzheim, ſchrieb mir intereſſante Einzelheiten über die Art und Weiſe, wie der Klerus gegen mich agitierte. In Herbitzheim war zuerſt die Stimmung ganz für mich. Plötzlich änderte es ſich. Er ſchrieb den Grund:

„Le 10, il y a eu un conciliabule de curés à Saarunion et le 11, il y a eu le revirement. Les catholiques disaient: „Mer welle de lutheriſche Gauſert nit.“ Tu as eu 50 voix dont 40 à 45 protestantes. A Oemmingen les enfants catholiques parlaient du luthérien en sortant de l'école. Tu as eu les 50 voix des protestants seuls. Plusieurs protestants n'ont pas voté, craignant que le clergé n'escamotât les nouvelles libertés au profit de la dictature. A Oemmingen le curé a fait passer une liste de conseillers municipaux qui n'a pas admis un seul protestant et qui a tout particulièrement mis en tête des catholiques qui ne savaient pas lire, le nouveau maire y

compris. Voilà pourquoi les protestants ont peur du suffrage universel direct et de l'autonomie."

Unſer Sieg war glänzend. Alle Autonomiſten wurden gewählt. Was mich ſpeziell anlangt, ſo erhielt ich von den 15778 abgegebenen Stimmen 9883. — 5883 waren auf Meyer gefallen. Wir waren ſelber überraſcht von unſerem Sieg. Dieſer Stimmung gab Chauffour in einem Briefe vom 11. Januar 1877 Ausdruck, in dem er ſagte:

„Votre télégramme m'a causé autant de surprise que de joie! Voilà donc le sens commun qui reprend son salutaire empire dans notre malheureux pays. Quel triomphe inattendu, pour Strasbourg surtout! et que vous devez être fier de l'avoir rendu possible, car personne ne peut méconnaître que c'est à votre active et précieuse persévérance qu'est dû principalement ce retour à la saine intelligence de notre situation."

Aus den Wahlen des 10. Januar waren alſo fünf autonomiſtiſche Abgeordnete hervorgegangen: Bergmann für Straßburg-Stadt, North für Straßburg-Land, Rack für Benfeld-Erſtein, Neſſel für Hagenau-Weißenburg, und ich für Zabern. Herrn Grad, der in Colmar gewählt worden war, ſahen wir anfangs auch für einen der unſrigen an. Wir hatten ihn im Elſäſſer Journal unterſtützt. Wir ſollten ſpäter bitter enttäuſcht werden. Die Wut über den uns günſtigen Ausfall der Wahlen war bei unſern Gegnern in Straßburg und auch jenſeits der Vogeſen außerordentlich groß. Die Geſchäfte der Autonomiſten wurden von den Proteſtlern in Straßburg boykottiert. Wir antworteten durch gleiches Verhalten. Die zwei franzöſiſchen Zeitungen, welche uns bisher noch unterſtützt hatten, le Hâvre und la Gironde wurden zehn Tage nach den Wahlen, bereits am 20. Januar vom Organ Gambettas, der République française an den Pranger geſtellt. Am 6. Februar wurde ich aus der Liſte der Ehrenmitglieder der Société de secours alsacienne et lorraine in Lyon geſtrichen. Die anonymen Briefe und Gedichte, die ich bekam, waren Legion.

Vor unſrer Abreiſe nach Berlin kamen wir mit unſern politiſchen Freunden bei North zuſammen, um uns über die

Linie, die wir einhalten würden, zu verſtändigen. Köchlin, der im Namen des Präſidenten des Landesausſchuſſes Schlumberger und Auguſte Dollfus ſprach, betonte die Notwendigkeit für uns, gleich von vornherein, auch äußerlich den Unterſchied zwiſchen unſrer Partei und derjenigen der Proteſtler und Klerikalen zu kennzeichnen. „Uns ihnen nähern, wäre der größte Fehler“, ſagte er. „Es wäre der Selbſtmord der Partei. Wir werden nur etwas erreichen, wenn wir uns von ihnen durchaus trennen.“ Ich unterſtützte ihn ſehr warm, indem ich ausführte, daß die, welche uns in Berlin feindlich geſinnt ſeien, nur auf eine ſolche Annäherung warteten, um uns zu vernichten. Die andern anweſenden Herren, auch Klein und Ferdinand Schneegans, ſtimmten mir bei. Deshalb wurde ich beauftragt, unſere Plätze im Reichstag möglichſt weit von unſern elſäſſiſchen Kollegen zu wählen, zugleich auch möglichſt weit vom Zentrum, deſſen Hoſpitanten ſie waren. Ich beſtimmte deshalb unſere Plätze zwiſchen den Nationalliberalen und der Fortſchrittspartei.

Es war nicht unnötig, über unſer Verhältnis zu unſern andern elſäſſiſchen Kollegen uns ganz klar und unzweideutig auszuſprechen. Es war nämlich von der andern Seite der Verſuch gemacht worden, mit uns zuſammenzugehen. Einige Tage vor dieſer Verſammlung (am 29. Januar) erhielt ich im Zeitungsbureau den Beſuch des Lothringer Abgeordneten, Herrn Jaunez, der mir im Namen der Proteſtler Friede und Freundſchaft anbot, — aber unter der Bedingung, daß ich mit ihnen ginge. Ich verbarg ihm nicht die Überraſchung, welche mir dieſer Schritt verurſachte, und weigerte mich ganz entſchieden, auf näheres einzugehen. „Wie?“ ſagte ich ihm, „Sie ziehen uns ſchon jahrelang in den Kot, noch während der Wahlperiode haben Sie uns auf die heftigſte Weiſe bekämpft mit Mitteln, die ich nicht näher bezeichnen will — und heute, wo wir den Sieg davongetragen haben, bieten Sie uns unter ſolchen Bedingungen den Frieden und Verzeihung der Beleidigungen an? Sie machen ſich wahrhaftig über uns luſtig.“ — Jaunez antwortete, nachdem er einige Zeit geſchwiegen: „Geben Sie acht

auf das, was Sie tun! Sie wissen wohl, daß die ganze französische Presse zu unsrer Verfügung steht und daß, wenn Sie Ihre Zusage nicht geben, wir nur ein Wort zu sagen brauchen und Sie viel heftiger angegriffen werden, als bisher." — „Meinetwegen!" antwortete ich ihm lachend, „Sie wissen Ihrerseits sehr wohl, daß ich die französische Presse nicht fürchte." — „Nun, so haben Sie selbst Ihr Unglück verschuldet. Ich bedaure es, denn ich hätte gern mit Ihnen marschiert." Und er ging hinaus.

Ich vermute, daß ein ähnlicher Schritt bei Grad getan wurde, aber mit besserm Erfolg. Denn, obgleich er zuerst versprochen hatte, auf unsre Sitzungen zu kommen, suchte er Ausflüchte, schlechte Ausreden, kam nicht — und marschierte mit den andern.

In Berlin versuchte Jaunez noch einmal eine Annäherung, diesmal mit Germain zusammen. Im Gespräch sagten sie mir: „Débarrassez-nous des curés!" Ich antwortete, ich würde es mit Vergnügen tun, aber sie müßten zuerst die Pfarrer von ihren Rockschößen schütteln, dann könnten wir vielleicht zusammengehen." Es wäre ja sehr schön gewesen, wenn man vereint hätte marschieren können; Klein hätte es gern gesehen, wenn wir Jaunez hätten gewinnen können; aber so wie die Sachen lagen, war es ja unmöglich. — Die Erfahrungen, die wir mit Grad machten, werde ich nachher erzählen.

In unsrer vorbereitenden Sitzung in Straßburg bei North lenkte Herr Köchlin auf eine Frage unsre Aufmerksamkeit, welche damals in Elsaß-Lothringen sehr viel böses Blut machte, die Optantenfrage. Er gab eine beredte Schilderung des Unglücks der Familien, die von ihren Kindern getrennt wurden, da sie, nachdem sie für Frankreich optiert, nicht mehr zurückkommen konnten, auch ihre Option nicht zurücknehmen durften. Wer nicht in Deutschland gedient, durfte nicht wieder zurück. Herr Köchlin wußte, daß die Protestler und Ultramontanen die Optantenfrage im Reichstag vorbringen wollten, und er beschwor uns im Namen seiner Freunde, ihnen zuvorzukommen,

um unſern Gegnern nicht das Verdienſt zu laſſen, Erleichterungen in dieſer Hinſicht durchgeſetzt zu haben.

Zu dieſem Zwecke, meinte er, ſollten wir eine Audienz bei Bismarck verlangen und ſehen, was da gemacht werden könnte. Was mich betrifft, ſo konnte ich mir nicht verhehlen, daß die Agitation zu Gunſten der Optanten etwas Künſtliches hatte. Im Grunde genommen wußten die Optanten ſehr gut, und mußten wiſſen, wem ſie ſich ausſetzten. Man hatte ihnen in den deutſchen Zeitungen genügend wiederholt, daß ſie nicht wieder zurückkehren könnten. Sie waren durch die franzöſiſche Preſſe irregeleitet worden und litten jetzt darunter. Ich wußte auch von meinen Wahlreiſen her, daß die Elſäſſer, die in ihrer Heimat geblieben, alſo nicht optiert hatten, auf dem Lande es nicht gern ſahen, wenn die Regierung den Optanten Erleichterungen zur Rückkehr ins Elſaß verſchaffte. In Dambach hatte einmal einer meiner Wähler, ein biederer Bauer, unter dem Beifall der ganzen Verſammlung erklärt, daß die, welche optiert hatten, die Pickelhaube nicht getragen hatten, die Folgen ihrer Handlungen auf ſich nehmen mußten und dem Geſetze Genüge tun; ſeine Söhne ſeien geblieben und hätten gedient, die eines gewiſſen Juden wären ausgewandert, hätten für Frankreich optiert, aber nicht gedient; jetzt kehrten ſie zurück und wollten bleiben; „dr'no ſin mir d' Eſel g'ſin", ſchloß er ſeine Rede. Ich mußte mir auch ſagen, daß dieſe Optantenfrage für uns Autonomiſten nicht ein geeigneter Boden ſei. Nichtsdeſtoweniger wollte ich mich in dieſer Hinſicht nicht von meinen Parteigenoſſen trennen und beſchloß in Berlin die nötigen Schritte in der Hinſicht zu tun.

Kapitel 14.

Die Reichstagssession des Winters 1877.

Am 19. Februar reisten wir nach Berlin ab, Bergmann und ich. Wir fünf Autonomisten wollten uns im Kaiserhof treffen. Da ich die Stadt bereits kannte, führte ich meine Kollegen in Berlin ein. Sie wurden von allen Abgeordneten, die ich einige Monate vorher gesehen hatte, mit offenen Armen empfangen; sie fanden das Terrain gut vorbereitet, die Tore offen, die Wege geebnet — und sie fanden das alles ganz natürlich, sie nahmen das mit einer Art Naivetät an und wunderten sich nur am Anfang, daß ich überall schon so gut bekannt und — ich darf es wohl sagen — so allgemein geschätzt war. Herr Bergmann sprach diese Verwunderung auf die ihm eigentümliche Weise aus, indem er sagte: „Aver, min liever Schneegans, Sie sin jo der Hahn im Korb in Berlin!“ North kam von seinen Besuchen bei den Finanzmännern und Bankiers zurück, indem er sagte: „Mais vous êtes déjà connu ici comme le loup blanc.“

Rack sprach wenig. Er dankte mir eines Tages in seiner biedern, wackern Art, indem er meinte, ich hätte ihnen einen famosen Dienst in Berlin geleistet. Nessel kannte Berlin schon. Nach dem Kriege hatte er bei Bismarck gearbeitet und war, wie ich hörte, beauftragt worden, ihn über die Persönlichkeiten aus Elsaß-Lothringen, die sich an ihn wandten, zu orientieren. Er sprach nicht gern von dieser Episode in seinem Leben, die viel Feindschaft, selbst in seiner Familie gegen ihn entfesselt hatte.

Er war dann plötzlich nach Hagenau zurückgekehrt, im Momente, wo man ſagte, er würde endgültig eine Stellung im Auswärtigen Amt erhalten.

Am Tage nach der Eröffnung des Reichstages im weißen Saale, am 23. Februar, wandten wir uns mit der Bitte um Bewilligung einer Audienz an den Fürſten Bismarck. Die Audienz wurde umgehend abends 8 Uhr für den folgenden Tag bewilligt und fand am 24. Februar, 3 Uhr nachmittags, im alten Reichskanzlerpalais, im jetzigen Auswärtigen Amte, ſtatt. Man führte uns zuerſt in einen langen, etwas leeren und altmodiſch möblierten Salon ein. Von dort kamen wir in einen zweiten ſehr ſchön ausgeſtatteten Salon. Statt der Bärenfelle, die vor den Sofas des erſten lagen, bemerkte ich dichte und zugleich feine Teppiche; es war ein wahrer Fürſtenſalon; Albums auf den Tiſchen, ein großes Klavier, Statuetten in Marmor und Gold. Einige Minuten nachher öffnete ſich die Türe im Hintergrunde, und der Fürſt trat ein. Er war in Generalinterimsuniform. Was mir zuerſt auffiel, war der Unterſchied zwiſchen ſeiner jetzigen Erſcheinung und der am Tage zuvor, bei der Eröffnung des Reichstages im weißen Saale, wo er die weiße Küraſſieruniform trug. Sein Geſicht war mir leichenblaß erſchienen, mit roten Flecken auf den Wangen, er hatte etwas wildes, maſſives, abſtoßendes, durch ſeine gewaltige Breite und Größe die ganze Umgebung überragend. Jetzt erinnerte ſein Erſcheinen mehr an das der Porträts, die ich von ihm geſehen hatte; auch hier der Eindruck des Gewaltigen, aber nicht mehr ſo rieſenhaft koloſſal. Die hohe, mächtige Geſtalt, der feſte Schritt, der ſtarke, nicht aber hart umſpannende Druck der Hand, die ſichere, willenskräftige Ruhe des Blickes, alles gab der Erſcheinung des Fürſten den Ausdruck der Kraft- und Machtfülle. Nichts geſuchtes, nichts ſuchendes lag in dem ernſten Auge, in welchem ich weniger das oft betonte Faszinierende, als ein ſelbſtſicheres Wohlwollen beobachtete, dem aber, wenn im Laufe der Unterhaltung die Rede des einen oder des andern von der in Erörterung ſtehenden Frage abzuſchweifen

drohte, unter der plötzlich ſich zuſammenziehenden Stirnfalte, wie ein Funkeln von „raſchem und gebieteriſchem Mahnen zur Rückkehr zur Sache“ entflog*). Ich gewann aus dieſer meiner erſten Unterredung mit dem Fürſten die Überzeugung, daß, falls ich in die Lage kommen ſollte, in nähere Beziehungen zu ihm zu treten, nur in der vollſten Offenheit nach jeder Richtung hin der Weg zu finden wäre, um Verhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Dieſe Offenheit machte ich ſpäter auch zur Richtſchnur meiner Beſprechungen mit dem Fürſten, als er mich beſonders im Laufe der IV. Legislaturperiode, im Jahre 1879, mit dem Erſuchen beehrte, die Elſaß-Lothringiſchen Verfaſſungsfragen näher mit ihm zu erörtern. Ich glaube auch nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, daß gerade dieſe Offenheit es war, welcher ich die Ehre verdankte, vom Fürſten bemerkt und von ihm zu dieſen Beſprechungen herangezogen zu werden. Wer es — beſonders in unſrer Lage — dem Fürſten gegenüber mit „Diplomatiſieren“ verſuchen wollte, der konnte, ſo war meine erſte Auffaſſung, des Scheiterns all ſeiner Bemühungen ſicher ſein.

---

*) Zur Vervollſtändigung dieſer Beſchreibung, die erſt mehrere Jahre nach dem erſten Beſuch bei Bismarck geſchrieben wurde, und nachdem Schneegans ſchon mit dem Fürſten öfters verhandelt hatte, möchte ich einige Zeilen hinzufügen, die er unmittelbar nach dieſem Tag, alſo direkt unter dem erſten Eindruck am 25. Februar 1877 an ſeine Frau ſchrieb: „Ce qui est certainement extraordinaire, je dirais démoniaque, dans le bon et dans le mauvais sens du mot, ce sont les yeux, c'est le regard de cet homme. Il s'efforçait hier de le rendre doux et avenant; on voyait l'effort de bonne volonté, et en effet à certains moments ce regard laissait échapper comme des effluves de charme; il vous enveloppait et vous caressait — et pourtant l'on sentait que ce même œil pouvait d'une seconde à l'autre lancer l'éclair du lion qui saute sur sa proie. L'œil en lui même est étonnamment grand, et d'une vivacité singulière, sans pétulance; je comprends que M. de Patow ait pu me dire que Bismarck a un œil „treuherzig“; en effet quelquefois quand il vous regarde, en développant sa pensée, il prend ce caractère et semble appeler la confiance. Sa voix est de même. On sentait le tonnerre au fond, et pourtant elle murmurait et cajolait et caressait avec une chatterie tout-à-fait particulière.“

Der Fürſt hieß uns willkommen, indem er bemerkte, es ſei das erſtemal, daß elſaß-lothringiſche Reichstagsabgeordnete ſich an ihn wendeten und er begrüße dieſen Schritt als eine günſtige Vorbedeutung für die Entwicklung der reichsländiſchen Dinge im Sinne des Anſchluſſes an Deutſchland. Herr Bergmann ſtellte dann ſeine Kollegen einzeln vor. Zu Neſſel ſagte der Fürſt lächelnd: „Wir kennen uns ſchon von frühern Zeiten.“ Er ſpielte auf die ſchon oben bemerkte Stellung Neſſels bei ihm nach dem Kriege an. Er kam dann auf mich zu, drückte mir die Hand und ſagte: „Ich habe ſchon von Ihnen gehört und freue mich, Sie bei mir zu ſehen.“ Wir beſprachen dann eingehend die Optantenfrage. Mehrere Male betonte der Fürſt, daß er durchaus nicht das Elſaß denjenigen verſchließen wolle, die ſich wieder naturaliſieren laſſen wollten, und er war ſehr verwundert, zu erfahren, daß man für dieſe Kategorie auch Schwierigkeiten erhöbe. Dagegen erklärte er uns (und in dieſem Momente grollte der Donner in ſeiner Stimme und ſein Auge flammte blitzend auf), daß er im Elſaß keine franzöſiſchen Soldaten dulden könne und wolle. Denjenigen gegenüber, welche in irgend einem militäriſchen Verhältnis zu Frankreich ſtünden, müſſe man zurückhaltend und vorſichtig ſein, er wiſſe übrigens ganz genau, daß in Elſaß-Lothringen eine volle Diviſion militärpflichtiger Franzoſen ſich befände und daß, im Falle eines Krieges, dadurch dem Reiche eine Gefahr entſtehen würde, welcher vorzubeugen die Regierung die Pflicht hätte. Frankreich gegenüber müſſe Deutſchland auf ſeiner Hut ſein, nachdem es im Jahre 1870 mit einer vom Zaun gebrochenen Kriegserklärung überfallen worden ſei: Frankreich konzentriere ſeit einiger Zeit ſeine Kavallerie an der Oſtgrenze und könne Metz inveſtieren. Die Regierung ſcheine zwar friedlich geſinnt, aber man könne niemals ſicher ſein, da dieſe Friedfertigkeit jedwedem Zufalle ausgeſetzt ſei. Er erſuchte ſchließlich die Abgeordneten, dem Unterſtaatsſekretär Herzog eine ſchriftliche Eingabe einreichen zu wollen, die er zu prüfen ſich vorbehalte.

Ich nahm ſodann im Auftrage meiner Kollegen das Wort,

um die Verfassungsfrage anzuregen und entwickelte vor dem Fürsten das Programm unsrer Partei, dahingehend, daß das Reichsland zu einer festen Gestaltung wie die andern Bundesstaaten kommen, daß zunächst die Verwaltung nach Straßburg verlegt werden, der Landesausschuß erweiterte Befugnisse erhalten, und allmählich nach einer Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den andern deutschen Staaten fortgeschritten werden möge. Ich betonte dabei, daß wir der Ansicht seien, daß von dem jetzt Bestehenden, also von dem Landesausschuß, als feste Basis ausgegangen werden müsse, um aus diesem Keime die uns notwendig scheinenden Institutionen nach und nach heraus zu entwickeln und zu der vollen Entfaltung einer auf dem Grund des Friedensvertrags ruhenden und aus demselben emporgearbeiteten autonomen Verfassung zu gelangen.

Der Fürst hörte meiner Auseinandersetzung aufmerksam zu; ich beobachtete sorgfältig, während ich sprach, den Ausdruck seiner Züge und seines Blickes, um gewahr zu werden, wo etwa unsre Wünsche nicht mehr mit seinen Ansichten übereinstimmen, wo sie denselben vielleicht direkt zuwiderlaufen würden. Züge und Blick blieben ruhig und wohlwollend, eher ermunternd als ablehnend; schon darin schien mir ein Anfang von Zustimmung zu liegen, daß der Fürst meiner doch ziemlich langen Auseinandersetzung ohne irgend ein Zeichen von Ungeduld und ohne mich zu unterbrechen, gefolgt war. Es lag darin jedenfalls der Beweis, daß die von uns angeregte Frage nicht ohne weiteres a limine abgewiesen werde, daß sie von dem Fürsten eher als eine diskussionsfähige betrachtet werde. In diesem Sinne auch klang Bismarcks Antwort: die Bestrebungen der autonomistischen Partei seien ihm bekannt und auch sympathisch; auch in der Regierung bestehe der Wunsch, die elsaß-lothringischen Verhältnisse nach der besagten Richtung hin, wenn auch vielleicht noch nicht in dem von uns gehofften Umfang, zu entwickeln. Vieles hänge von der Haltung der Bevölkerung selber ab; wenn diese sich ohne Hintergedanken auf den Boden des Friedensvertrags stellte, so stünde der Verwirklichung unsrer

Hoffnungen im wesentlichen nichts entgegen; die unterelsässischen Abgeordneten hätten den richtigen Weg zur Begleichung der Hindernisse gewählt, indem sie sich in direkte Beziehungen zum Reichskanzler gesetzt hätten, und es sei zu hoffen, daß sie nicht vereinzelt bleiben und den Rest der Bevölkerung nach sich ziehen würden. Übrigens, so schloß der Fürst, würde sich die Gelegenheit bieten, diese Sache im Reichstag näher zu erörtern, da die Regierung eine Vorlage eingebracht habe, welche dem Landesausschusse erweiterte Befugnisse gewähren würde. Er stelle uns anheim, diese Gelegenheit zu benutzen und eine Debatte vor dem Reichstag herbeizuführen.

Von dieser Vorlage wird weiter unten die Rede sein.

Bevor er uns entließ, nach dreiviertelstündiger Audienz, ließ der Fürst mündlich die Einladung zu den parlamentarischen Sonnabendsoireen an uns ergehen, indem er beifügte, er würde dort Gelegenheit finden, die schwebenden Fragen, besonders die Optantenfrage, mit uns weiter zu besprechen*).

Wir verfehlten nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und ich darf hinzufügen, daß, was mich anbetrifft, ich den Besuch dieser parlamentarischen Abende beim Reichskanzler als einen integrierenden Teil meiner Abgeordnetenpflichten ansah und nur ausnahmsweise dabei fehlte; ich bin heute noch der Ansicht, daß in diesen vertraulichen Zusammenkünften der Vertreter aller Parteien und aller Richtungen mehr zur gegenseitigen Verständigung erreicht wird, als in allen öffentlichen Sitzungen des Reichstags; hier wird vorbereitet, was dort beschlossen wird; hier reift, was dort zur Entfaltung kommt. Da die Sitte und nicht ein steifes Reglement auf diesem Boden den Umgang mit

*) In dem oben schon angeführten Briefe resumierte Schneegans den Gesamteindruck, den er von Bismarck erhalten in den Worten: „C'est une rude nature en tout cas; il doit pouvoir être excessif dans le mal et dans le bien. Je ne serais pas étonné qu'il fût le plus tendre des papas un instant après avoir été le plus épouvantable tyran politique. Pour nous le lion s'était fait chat angora et il ronronnait de la façon la plus caline."

anders Geſinnten beherrſcht und demſelben die in der Geſellſchaft üblichen, feineren Formen aufdrückt, ſo ſcheiden von ſelbſt alle gröberen oder nicht ſalonfähigen Diskuſſionsformen aus, welche in den Reichstagsſitzungen die Debatten beſchweren, den Verhandlungen einen unnötig gehäſſigen oder auch nur leidenſchaftlichen Charakter verleihen und ſtatt die verſchiedenen Meinungen einander näher zu führen, dieſelben zu immer ſchrofferem Gegenſatz zu einander bringen. Wenn ich in der Lage war, während meiner parlamentariſchen Tätigkeit meiner engern Heimat Elſaß-Lothringen einige Dienſte zu erweiſen, manches auszugleichen, manches vorzubereiten, ſo muß ich dies darauf zurückführen, daß mir unter anderm dieſe Geſellſchaftsabende beim Fürſten die Gelegenheit boten, mit den höchſten Vertretern der Regierung, mit den Mitgliedern des Bundesrats, mit den Abgeordneten aller Parteien in vertraulicher Weiſe, und in der beſondern, für jeden ſich anpaſſenden Form, unſre Lage zu beſprechen, unſre Wünſche zu formulieren und die Pforten zu finden und zu öffnen, welche uns den Durchgang zu der von uns erhofften Verfaſſung und Neugeſtaltung erlauben würden.

Ich beſchränkte meinen Verkehr aber nicht auf die parlamentariſchen Abende. Dank den liebenswürdigen Empfehlungen einiger Freunde kam ich in die Berliner Geſellſchaft, in der ich bald einen außerordentlich anregenden und intereſſanten Verkehr fand. Durch die Empfehlung von Chauffour kam ich in die Familie der Frau von der Heidt (heute v. Bülow), der Witwe des früheren Bezirkspräſidenten vom Oberelſaß, geborene v. Balan, welche mit der ariſtokratiſchen Berliner Geſellſchaft freundſchaftlichen Verkehr pflog. Ich lernte dort den Hiſtoriker v. Sybel kennen, den General v. Hartmann, Richthofen u. a. Andrerſeits trat ich in Beziehungen zu der Familie Siemens von der Deutſchen Bank. Es war dies eine andre Art von Verkehr. Ich lernte dort die Finanzwelt kennen und die mehr nach der Linken neigenden politiſchen Kreiſe. Ich nenne ferner die Familie Dernburg von der Nationalzeitung, den Abgeordneten Bunſen und namentlich die Familie des Bankiers Sobernheim,

in welcher ich die Bekanntſchaft namhafter Schriftſteller und Künſtler machte. Die Freundſchaft von Männern wie Auerbach, Paul Lindau, Dohm vom Kladderadatſch, Spielhagen, Hans Hopfen, Meyerheim, vom Bildhauer Begas, und dem Maler Menzel iſt für mich außerordentlich anregend geweſen. Durch ſie kam ich auch wieder allmählich dazu, mich mit Literatur zu beſchäftigen. Die Pforten der Gegenwart, von Nord und Süd, ſpäter diejenigen andrer wichtiger deutſcher Zeitſchriften, wie der Rundſchau von Rodenberg, mit dem ich auch näher bekannt wurde, öffneten ſich mir allmählich. Ich bin der Familie Sobernheim und namentlich der Frau v. Stengel, mit der ich mich ſehr befreundete, ſtets außerordentlich dankbar dafür geblieben, daß ſie mich in ſo intereſſante Kreiſe einführten, in denen ich für mein ganzes Leben wertvolle Bekanntſchaften machte. Meine Kollegen, die zuerſt wie ich eingeladen worden waren, erkannten die Bedeutung des geſellſchaftlichen Verkehrs nicht und ließen bald die Beziehungen wieder fallen. Dadurch wurde ich in Berlin bekannter als ſie, und ſie ärgerten ſich darüber. Weſſen Schuld war es? Sie waren anfangs ebenſo freundlich aufgenommen worden wie ich.

In meine erſte Berliner Zeit fällt auch die Einladung zum Hofopernball, wo ich den Kaiſer und die Kaiſerin, die Prinzen, kurz alle Fürſtlichkeiten zum erſten Male ſah. Mir, der ich bisher in republikaniſchen Kreiſen gelebt hatte, machte dieſer Abend einen ganz ſonderbaren, eigentümlichen Eindruck. Schon der Unterſchied zwiſchen der Einrichtung eines ſolchen Berliner Subſkriptionsballes und den Pariſern, die ich allein bisher kannte, fiel mir auf. Dort die ganze „Demi-monde“, hier die höchſte Berliner Geſellſchaft, der Kaiſer, die Kaiſerin, die Fürſtlichkeiten, Miniſter, Botſchafter, Abgeordnete. Der Saal war außerordentlich glänzend ausgeſtattet. Von den erſten Logen ſtieg ein Parkett hinunter bis zum Hintergrunde der Bühne. Sprudelnde Brunnen mitten unter dem Laub, funkelnde, ſchimmernde Kronleuchter, zwei Orcheſter, die ſich gegenſeitig ablöſten. Um ½10 Uhr gab die Muſik das Zeichen der „Polonaiſe“, was

bedeuten ſollte, daß in dieſem Augenblick der Hof die Logen verließ, um in den Saal hinunterzuſteigen. Im Moment, wo der Zeremonienmeiſter mit ſeinem ſilbernen Stock eintrat, um das Kommen Seiner Majeſtät anzukündigen, ſtimmte ein Chor einen Hymnus zu Ehren des Herrſcherpaares an, dann ſah man den Kaiſer eintreten, eine Fürſtin an der Hand, dann den Kronprinzen mit ſeiner Gemahlin, darauf eine große Anzahl Fürſtlichkeiten. Der Zug bewegte ſich langſam durch die Menge, die ſich vor ihm verbeugte, wie Ähren unter dem Winde. Die Kaiſerin, welche in ihrer Loge ſaß, verbeugte ſich, als der Zug an ihr vorüberkam. Er ging langſam, würdevoll um den ganzen Saal herum und verließ ihn dann durch dasſelbe Tor. Ich ſah zum erſten Mal den Hof zwei Schritte vor mir. Die Art und Weiſe, wie der alte 80jährige Kaiſer auftrat, hatte etwas wirklich Rührendes, und ich verſtand damals die Ehrfurcht, die man in Deutſchland der Kaiſerfamilie entgegenbrachte. Freilich koſtete es mir zuerſt eine gewiſſe Überwindung. Waren wir von Frankreich her doch nur gewöhnt, Poſſenreißer und Schwindler auf dem Thron und in ſeiner Umgebung zu ſehen. Hier erblickte ich zum erſten Mal wirklich Königliche Majeſtät, welcher die Untertanen pietätvolle Ergebenheit bezeugten. Später ſtieg der Kaiſer allein in den Saal hinunter und redete bald dieſen, bald jenen an. Da konnte man ſehen, wie diejenigen ſtrahlten, die er mit einer Anrede beehrte; ſie gingen auf wie Blumen vor der Sonne. Ich konnte es verſtehen, aber es kam mir doch ſehr Siècle de Louis XIV. vor. — Dank der Liebenswürdigkeit der Familie Sobernheim, die ſich außerordentlich freundlich um mich beſorgt zeigte, machte ich auf dieſem Ball eine Menge ſehr wertvoller Bekanntſchaften. Sehr intereſſant und bezeichnend war mir eine Begegnung mit einem Attaché der franzöſiſchen Botſchaft. Er kam auf mich zu, drückte mir die Hand und ſagte mir, er ſei glücklich, einen Abgeordneten des Elſaſſes hier zu finden und bat mich um die Erlaubnis, mich aufſuchen zu dürfen. So beurteilte man uns alſo in den offiziellen franzöſiſchen Kreiſen. Was hätten die

Herren Lauth und Genossen gesagt, wenn sie das gesehen hätten?

Am 3. März fand die erste parlamentarische Soirée bei Bismarck statt. Wir sahen nun die inneren Gemächer seines Palais, sein Arbeitszimmer, seinen Schreibtisch. Es machte mir alles den Eindruck großer, gesunder Einfachheit. In einer Ecke zeigte man uns ein Sofa, das von einem Bärenfell bedeckt war, und man sagte uns, daß Bismarck, wenn er an Schlaflosigkeit leide, sich manchmal auf dieses Kanapee lege, wenn er das Bleiben im Bett nicht mehr vertragen könne. Während des ganzen Abends ging ein ungeheurer, schwarzer Hund, der den Fürsten nie verließ, in den Sälen umher. — Die Fürstin Bismarck machte mir auch einen sehr einfachen, bürgerlichen Eindruck. Es war überhaupt sehr gemütlich. Bismarck zeigte sich uns gegenüber von seiner gutmütigen Seite*). Er trat auf mich zu und sagte, er habe sich von dem Unterstaatssekretär Herzog mehrmals über die Optantenfrage infolge der von uns demselben eingehändigten Eingabe Vortrag halten lassen, die Sache sei im Gange; der Kriegsminister allein mache noch einige Schwierigkeiten, die aber gehoben werden dürften. Der Fürst fügte dann hinzu, und es klang dabei wie ein Befremden durch seine Stimme: Ich habe nach Ihnen noch den Besuch Ihres Kollegen Grad gehabt, der mich auch bat, die Optantenfrage wieder vorzunehmen; ich antwortete ihm: „Sie kommen post festum; ich habe schon mit Ihren autonomistischen Kollegen die Sache geregelt. Sie hätten sich ihnen anschließen sollen.“ Der diesen Worten zu Grunde liegende Sinn kam deutlich durch den Stimmfall und durch die Gebärde, welche die Worte begleitete, zum Ausdruck. Bismarck wunderte sich eben, daß ein Abgeordneter, der sich nicht zu denen bekannte, welche die Annahme der gegebenen Tatsachen zur Richtschnur ihrer politischen Tätigkeit genommen hatten, dennoch mit einer Bitte vor die

*) In einem Brief an seine Frau sagt Schneegans: „La conversation était très bonhomme et sans gêne. Le chancelier était de nouveau bon papa et point tigre“ (4. März 1877).

Regierung, deren Exiſtenzberechtigung er doch nicht anerkannte, treten konnte.

Das Wort Bismarcks „post festum“ war von vielen umſtehenden Abgeordneten gehört worden und wurde von den Berliner Zeitungen weiter erzählt und mit Randgloſſen verſehen. Ich erwähnte es meinerſeits im Elſäſſer Journal. Grad wurde wütend und behauptete, es ſei unwahr; Bismarck habe ihm im Gegenteil geſagt, er wolle ſich mit der Optantenfrage befaſſen, da er, Grad, ihn darum gebeten habe. Es erfolgte eine recht merkwürdige, aber auch zugleich ſehr kleinliche Polemik daraus, da Grad im Grunde beweiſen wollte, daß, was geſchah, nur wegen ſeiner perſönlichen Vermittlung geſchah und er uns das Verdienſt der Vermittlung und Initiative nehmen wollte. Übrigens hatten auch andre Proteſtler Schritte in Berlin getan. Der Lothringer Jaunez hatte um eine Audienz beim Kronprinzen, die Herren Dollfus, Beſanzon, Abel, Germain beim Kaiſer nachgeſucht. Das Geſuch der letzteren wurde dahin beantwortet, daß die Audienz nicht bewilligt werden konnte; zugleich wurde den Herren anheimgeſtellt, ihre Klagen ſchriftlich dem Reichskanzler einzureichen.

Wenn die Proteſtler nichts erreichten, ſo wurden dagegen unſre Bemühungen von Erfolg gekrönt. Der Unterſtaatsſekretär Herzog teilte nämlich am 5. März dem Abgeordneten Herrn Bergmann mit, daß der Reichskanzler neue Inſtruktionen an das Oberpräſidium habe abgehen laſſen, welche die Bevölkerung befriedigen würden. In einem an die unterelſäſſiſchen Abgeordneten, zu Händen des Herrn Bergmann, gerichteten Schreiben vom 11. März ſprach ſich der Reichskanzler in demſelben Sinne aus. Obgleich dieſe Inſtruktionen eine Beſſerung in der Lage der Optanten herbeiführten, war die Bevölkerung, ſoweit ſie den Proteſtlerkreiſen angehörte, weit davon entfernt, uns für unſre Bemühungen Dank zu wiſſen. Sie verhöhnte uns ſogar. Auch bei der Gelegenheit fehlte es nicht an anonymen Briefen*).

*) Ich will einige bezeichnende Stellen aus einem dieſer edlen Schreiben

Aber wir hatten uns nicht bloß mit den Optanten zu beſchäftigen. Es galt vor allen Dingen für Elſaß-Lothringen eine neue Verfaſſung zu erkämpfen. Am 17. März ſollte die Verfaſſungsvorlage, welcher der Landesausſchuß ſchon begutachtend beigeſtimmt hatte, im Reichstag zur Beratung kommen. Dieſe Vorlage ging im weſentlichen dahin, daß „Landesgeſetze für Elſaß-Lothringen inkluſive des Landeshaushaltsetats, mit Zuſtimmung des Bundesrats und ohne Mitwirkung des Reichstags, vom Kaiſer erlaſſen werden könnten, wenn der Landesausſchuß denſelben zugeſtimmt hat." Es galt nun, zu dieſer Vorlage Stellung zu nehmen.

Im Kaiſerhof hatten wir häufig Beſprechungen über die Linie, die wir einhalten wollten. Unglücklicherweiſe ſtellte ſich ſchon bei den erſten Zuſammenkünften heraus, daß einige von uns ſchwer mit den andern auskamen. Neſſel wurde nervös, ſchon wenn North zu ſprechen anfing, North ſprang in die Höhe, wenn Neſſel das Wort ergriff. Es gab häufig peinliche Auftritte.

Tatſache war, daß North ſehr ermüdend war. Weder er noch Bergmann hatten eine Ahnung von dem, was man parlamentariſche Verhandlungen nennt. Sie verfolgten blindlings ihre Gedanken, ohne ſich um die Wirkung zu kümmern, die ihre Reden auf Andersdenkende ausüben konnten, ohne an die Empfindlichkeiten zu denken, die ſie rechts oder links erregen

---

anführen, welche zugleich beweiſen mögen, mit welcher Erbitterung der Kampf geführt wurde:

„Nous lisons les articles que vous et vos collègues autonomistes faites insérer dans le Journal d'Alsace au sujet des Optants. Ou vous êtes des idiots ou vous êtes des coquins, parcequ'il ne se peut pas que vous ne sachiez ce qui se passe tous les jours ou il faut que vous nous croyiez suffisamment bêtes ou terrorisés pour insérer les platitudes que vous débitez sur ce douloureux sujet dans votre journal Quand il n'y en aura plus, alors on laissera tranquilles ceux qui restent. Or il n'en restera plus et c'est ici que vous triompherez, misérables, qui pendant ce temps ramperez sur vos sales ventres dans les crachats de Mr. Bismarck et consorts, vos maitres" (9. März 1877).

könnten; sie nahmen die Bemerkungen, die man ihnen machte, leicht übel, ganz besonders die Bemerkungen von Nessel, der, da er daran gewöhnt war, in Hagenau die erste Geige zu spielen, stets sehr selbstbewußt auftrat. Bergmann gegenüber hielt sich Nessel zurück; er behandelte ihn mit Respekt wegen seines Alters; aber North gegenüber ließ er sich zu bedauerlichen Ausdrücken verleiten; so nannte er ihn einmal im Zorne die Schlafmütze der Autonomie.

Hinsichtlich der Taktik, die wir befolgen wollten, stimmte ich eher mit Nessel als mit North überein. Schon bei unsrer ersten Zusammenkunft im Kaiserhof machte sich die Unterschiedsauffassung zwischen uns geltend. Ich war der Meinung, wir müßten so viel als möglich verlangen und unser autonomistisches Programm mit allen seinen Konsequenzen entrollen. Was man uns zugeben würde, sollten wir als Abschlagszahlungen hinnehmen. Nessel unterstützte meine Ansicht. North war aber andrer Meinung. Er dachte, daß wir im Gegenteil außerordentlich gemäßigte Forderungen stellen sollten, um die, welche uns zu unterstützen geneigt wären und die es nur unter diesen Bedingungen tun würden, nicht übel zu stimmen. Im Grunde war es nur eine Formfrage. Ich meinte aber, daß wir zugleich die Wirkung, die wir auf das Elsaß ausüben konnten, ebenso wie die auf den Reichstag und die Regierung selbst im Auge behalten sollten; wir mußten wegen des Elsasses unsre Forderungen voll und ganz vorbringen, in der Form aber jedes Wort vermeiden, das irgendwie diejenigen, die wir gewinnen wollten, hätte verletzen können. Bergmann und Rack teilten aber die Ansicht Norths und so blieben wir, Nessel und ich, in der Minorität und mußten uns fügen. Wir taten es recht ungern, aber wegen dieser Formfrage wollten wir mit unsren Freunden nicht uneinig werden.

Es tauchte dann eine andre Frage und — zugleich Schwierigkeit auf. Wer sollte im Reichstag unsre Vorlage verteidigen? Ich fühlte instinktiv, daß dies eine sehr kitzliche Frage für mich sein würde. Keiner von uns hatte die elsässischen Fragen so

ſtudiert wie ich; keiner kannte wie ich die Geſchichte des Elſaſſes ſeit der Annexion bis ins einzelnſte, keiner kannte die Rechtsverhältniſſe unſres Landes ſo gut. Ich ſage es nicht, um mich zu rühmen; es war ganz einfach mein Handwerk, während die übrigen Abgeordneten nur neben ihren andren Beſchäftigungen Politik trieben. Außerdem war ich im Elſaß und in Berlin am beſten bekannt; man hatte mich manchmal in den Zeitungen, ſo z. B. in der Frankfurter den leader der Autonomiſtenpartei genannt. Andrerſeits — und das war ſehr wichtig, — mußte ich auch die Empfindlichkeit meiner Kollegen ſchonen. Neſſel hätte es nie vertragen, wenn ich als erſter geſprochen hätte, und wenn ich mich als Parteichef hätte aufſpielen wollen. Bergmann, der unſer Senior war, hielt es für ſein unantaſtbares Recht, als erſter das Wort zu ergreifen, ſowohl weil er der Älteſte war, als auch, weil er Abgeordneter von Straßburg und ſchließlich, weil er der Herr Bergmann war. Dieſer ausgezeichnete Mann hielt ſehr viel von ſeinen politiſchen Fähigkeiten: ſo war er felſenfeſt überzeugt, daß er die neue Eiſenbahnpolitik Bismarcks angeregt hatte; er glaubte, daß der Reichskanzler in ſeinen Broſchüren ſeine ſchutzzöllneriſchen Ideen geſchöpft habe; er hielt ſich für einen bekannten Mann, der ganz natürlich zuerſt das Wort zu ergreifen beſtimmt war.

North ſprach mir davon, und ich erklärte ihm ſofort, wie ich es auch in der Sitzung unſrer Gruppe tat, daß meines Erachtens Herr Bergmann zuerſt unſre Vorlage vorbringen und verteidigen müßte. Jeder von uns ſollte ſich vorbehalten, wenn es nötig wäre, ſeinerſeits auch in die Debatte einzugreifen. „Bereiten Sie ſich jedenfalls vor“, ſagte mir North, „denn ich fürchte ſehr, daß Vater Bergmann ſich nicht gut aus der Sache wird ziehen können.“

Bergmann nahm an, — ich war aber am Tage darauf nicht wenig überraſcht, als ich ihn in mein Zimmer kommen ſah und die Bitte ausſprechen hörte, ich möchte ihm doch das Material zu ſeiner Rede verſchaffen. Ich ſtellte ſofort die ganze Literatur, die ich nach Berlin gebracht hatte, zu ſeiner Ver-

fügung, mehrere dicke Mappen mit allen hiſtoriſchen Dokumenten, den Reſkripten, Verordnungen, Geſetzen u. ſ. w., außerdem mein Buch: Aus dem Elſaß. Er nahm das alles in ſein Zimmer mit, kam aber nicht damit zurecht; am Tage darauf ſah ich ihn mit ſeinem ganzen Gepäck zu mir zurückkommen und — er bat mich, ihm doch ſeine Rede ſelbſt ſchreiben zu wollen.

Ich ſetzte ſie ihm auf — und er ſchrieb ſie ab, indem er einige wenig glückliche Korrekturen darin anbrachte. Er bedankte ſich nicht bei mir; er hielt es für etwas ganz Natürliches, daß ich die Rolle des Schriftführers der andern Abgeordneten ſpielte und ihre Arbeit beſorgte.

Ohne irgend etwas zu ſagen, bereitete ich mich meinerſeits vor; denn ich war überzeugt, daß es Bergmann nicht gelingen würde, ſich Gehör zu verſchaffen. Wir waren alle beide im Sitzungsſaale geweſen, um unſere Stimmen zu probieren und die Akuſtik des Saales zu ſtudieren. Die Akuſtik war ſchlecht. Man mußte die Stimme ſehr ſtark erheben, um von allen Bänken gehört zu werden. Ich konſtatierte, während Bergmann auf der Rednerbühne ſich verſuchte, daß ſeine Stimme am Ende jedes Satzes ſank und daß man am Schluſſe einiger Perioden nur noch ein dumpfes Murmeln hörte. Ich machte ihn darauf aufmerkſam; es ſei doch ſehr wichtig. Er verſuchte ſeine Stimme mehr anzuſtrengen, verfiel aber nach kurzer Zeit wieder in ſein Gemurmel.

Da faßte ich den Entſchluß, auch meinerſeits mich gut vorzubereiten, um zu verhüten, daß unſre Vorlage einfach begraben werde. Ich ſchrieb aber meine Rede nicht auf; ich beſchränkte mich darauf, einige Notizen aufs Papier zu werfen. Ich traute meinem Sterne. Da ich eine gute und gerechte Sache verteidigte, da ich ſie in voller Ehrlichkeit und mit ganzem Herzen, mit der Jugendfriſche eines Mannes in den beſten Jahren verteidigte, warum ſollte ich nicht durchdringen?

Wir hatten unterdeſſen fortwährend Beſprechungen mit dieſen oder jenen Abgeordneten. Von verſchiedenen Seiten

wurde mir geraten, mich der größten Mäßigung zu befleißigen. Lasker nahm mich eines Tages beiseite, — wir machten einen langen Spaziergang im Tiergarten, — er setzte mir die ganze Schwierigkeit unsrer Position auseinander: „Sie müssen das Ohr des Reichstags und der Regierung gewinnen", sagte er; „die ersten Wahlen in Elsaß-Lothringen haben großes Übel angerichtet. Sie müssen das verlorene Terrain wiedergewinnen und können es nur durch Mäßigung und Klugheit, — man hat mit Ihrer Heimat so schlechte Erfahrungen gemacht, daß man es sich jetzt zwei oder dreimal überlegt, ehe man die geringste Konzession macht. Sie müssen dem Reichstage und der Regierung zeigen, daß man auf Sie Vertrauen haben kann." Lasker lobte North sehr und forderte mich auf, seinen Ratschlägen zu folgen; sie seien stets von großer Klugheit eingegeben. Durch diese Unterhaltung mit dem nationalliberalen Abgeordneten wurde ich wieder North näher gebracht und hielt von dieser Zeit an große Stücke auf seine Ansicht, wenn ich auch bedauerte, daß er sie oft mit so wenig Takt formulierte und auf diese Weise unsern Feinden Waffen gegen uns in die Hand spielte. Alle Abgeordneten äußerten sich übrigens im selben Sinne wie Lasker; Löwe-Calbe besonders, dann Bamberger, v. Stauffenberg, v. Bennigsen, Forckenbek u. a. Man mißtraute nicht gerade den Autonomisten, aber man fragte sich doch: Was denken sie im Grunde? Sehen sie sich alle als unsereins an? Sind sie Deutsche oder verbergen sie nur ihre Flagge, die eine französische wäre?

Es galt dieses Mißtrauen zu überwinden und zu entwaffnen. Aus dem Grunde entschloß ich mich, bei der ersten Gelegenheit das „befreiende Wort" zu sprechen und öffentlich zu erklären, daß wir uns als deutsche Abgeordnete eines deutschen Landes ansähen.

Es geschah dies in einer Fraktionssitzung der Nationalliberalen. Wir hatten es nämlich für angemessen gehalten, bevor die Debatte im Plenum des Reichstags eröffnet wurde, unsre Stellungnahme vor den in Frage kommenden Fraktionen

näher zu beleuchten. Nach meinen vorjährigen Erfahrungen waren es die Nationalliberalen, die Reichspartei, die Konservativen, die Fortschrittspartei und die an die Rechte derselben sich anlehnende Gruppe Löwe, auf die es vor allem ankam.

Am 10. März wohnten Bergmann, Nessel und ich einer Fraktionssitzung der Nationalliberalen bei. Ich ergriff auf den Rat meiner Freunde das Wort, um unsern Standpunkt auseinanderzusetzen. „Vor allen Dingen, meinte ich, müßte zwischen uns völlige Klarheit in politischer Beziehung herrschen. Deshalb schickte ich die bündige Erklärung voraus: „Wir treten vor Sie als deutsche Abgeordnete eines deutschen Landes."

Ich darf hierbei bemerken, daß diese Erklärung uns allen damals nicht leicht wurde; wir hatten alle — und ich, der ich länger als meine Kollegen dem französischen Staatsverbande angeschlossen geblieben, wohl noch mehr als diese, — das Gefühl, daß wir einerseits, und trotz der Anfeindungen, die uns von Frankreich her in reichlichem Maße zufielen und uns an damals noch empfindlicher Stelle verletzten, nicht den Anschein erwecken durften, als vergäßen wir die Pietät zu unserm früheren Vaterlande, — daß wir aber andrerseits unserm engeren Heimatslande Elsaß-Lothringen gegenüber die absolute Pflicht hätten, unter Hintansetzung aller Gefühlsmomente, die einzig korrekte Stellung einzunehmen, die als einzige Vorbedingung zu irgend welchem verfassungsmäßigen Fortschritt angesehen werden mußte. Ohne meinen damaligen protestlerischen Kollegen irgendwie nahetreten zu wollen, muß ich bekennen, daß ich mich, nach meiner Empfindung, einer Illoyalität schuldig gemacht hätte, wenn ich von der Reichsverwaltung verfassungsmäßige Zugeständnisse verlangt hätte, ohne mich ehrlich und offen auf den gesetzlichen Boden gestellt und zu dem durch den Friedensvertrag geschaffenen internationalen Recht bekannt zu haben. Stellte ich mich auf den Standpunkt eines altdeutschen Abgeordneten, so konnte ich von demselben nur eine einzige Antwort auf die von protestlerischer Seite ergehenden Verfassungsanträge erwarten: — „Wer sich nicht als Deutscher be-

kennt und nicht ehrlich und ohne Vorbehalt noch Hintergedanken als solcher vor uns tritt, der begehrt von uns Waffen, um uns selber zu bekämpfen, und dem haben wir, im eignen Interesse des Reiches, die Pflicht, diese Waffen zu verweigern.“ Eine solche Illoyalität widerstrebte meinen und meiner Kollegen innersten Gefühlen und deshalb stellten wir uns in oben gesagtem Sinne offen und ehrlich auf den Boden des Friedensvertrags, um als deutsche Abgeordnete eines deutschen Landes eine Verbesserung der verfassungsmäßigen Zustände und eine Gleichstellung mit den andern deutschen Staaten zu erstreben. Im weiteren Verlaufe meiner parlamentarischen Tätigkeit lösten sich allmählich, und nicht zum geringsten Teile infolge gerade der Schmähungen, mit denen uns unsre früheren Landsleute überschütteten, die Gefühlsbande, die mich damals noch an Frankreich knüpften, und was im Anfange aus politischen Vernunftgründen geschah, das festete sich allmählich zur überzeugten, liebevollen Treue zu Deutschland und zum Reiche, zu meinem neuen, oder besser wiedergefundenen Vaterlande.

Nachdem ich meine Rede zu Ende gehalten hatte, beglückwünschte mich Nessel: er hätte nie geglaubt, daß ich so gut sprechen würde. Es sei ausgezeichnet gewesen. Bergmann redete darauf. Er war aber so gerührt, daß er durch Schluchzen unterbrochen wurde und aufhören mußte. Darauf redeten Stauffenberg, Bamberger und Lasker. Die ganze Fraktion zeigte sich unsern Bestrebungen günstig. In ähnlicher Weise verliefen die Besprechungen mit den Konservativen, an denen North und Bergmann teilnahmen. Bei den Fortschrittlern war ich allein. Sie empfingen uns ziemlich kühl. Richter konnte sich nicht für uns erwärmen. Er sagte es uns offen. Dagegen unterstützte uns die Gruppe Löwe-Calbe sehr kräftig.

Der Tag der Plenarsitzung, der 17. März, brach an. Es war ein großer Tag für uns, ein Tag der Krisis. Wie würde das alles enden? Wir waren aber sehr vertrauensselig. Hatten wir doch die große Mehrheit des Reichstags für uns, und waren wir doch unsres guten Rechtes gewiß. Herr Bergmann

verlas ſeine Rede. Am Anfange verſtand man ihn. Nachher ließ ſeine Stimme nach. Eine Menge von Abgeordneten erhoben ſich und drängten ſich um die Rednerbühne. Einer von unſern Freunden kam zu mir und ſagte mir: „Sie müſſen ſprechen; es iſt alles unnütz, wenn man den Redner nicht hören kann!“

Da einer der Proteſtler, wenn ich nicht irre, der Pfarrer Simonis, in ſeiner Antwort auf Bergmann geſagt hatte, der Landesausſchuß ſei eine des Landes unwürdige Verſammlung, benutzte ich dieſe günſtige Gelegenheit und bat ums Wort.

Ich werde nie den Eindruck vergeſſen, den ich empfand, als ich auf der Rednerbühne ſtand, Aller Augen ſich auf mich richteten und allmählich die Ruhe ſich um mich wieder herſtellte. Die Erregung ſprach in mir, zugleich war aber auch in mir ein Gefühl der Stärke, und nach den erſten Worten fühlte ich mich wie vom Feuer ergriffen, von einer Art beſondrer Wolluſt, vom Gefühl, daß meine Stimme dieſe ganze Verſammlung beherrſchte und daß ich nun frei und coram populo von allem würde reden können, was ſeit ſo langen Jahren meine Seele erfüllte.

Plötzlich, mitten durch die Stille der Verſammlung, erhebt ſich eine Stimme am Fuße der Rednerbühne, gerade vor mir, und unterbricht meinen Gedankengang durch die laut dazwiſchen geworfenen Worte: „Sie waren auch in Bordeaux!“ Ich ſchaue hinunter! Es war Grad! Grad, den wir bei den Wahlen unterſtützt hatten, der mich auf dieſe Weiſe angriff.

Ich hätte aus dem Sattel gehoben werden können, da waren wir verloren; ich ließ mich aber nicht aus der Faſſung bringen, blieb kaltblütig und antwortete ihm: „Ja wohl, ich bin auch in Bordeaux geweſen, und wir werden davon ſprechen, wann Sie wollen . . .“ Der Präſident griff dann ein: „Ich bitte, den Redner nicht zu unterbrechen. Es iſt mir unmöglich, derartige Unterbrechungen zu kontrollieren, und ich kann ſie nicht dulden.“ Ich fuhr dann fort, verteidigte den Landesausſchuß und ergriff zugleich die Gelegenheit, um mehrere Mißſtände in der Verwaltung unſres Landes, in der Form maßvoll,

im Grunde ſehr energiſch zu kritiſieren. Ich ſchloß damit, daß wir die gegenwärtige Vorlage als Abſchlagszahlung annehmen würden, wenn auch unſre Wünſche viel weiter gingen; jeder Schritt vorwärts zum Selfgovernment des Landes müſſe aber unterſtützt werden. „Wir werden mit der Regierung gehen", ſagte ich am Schluß, „ſo lange ſie auf der Bahn des Fortſchritts weitergehen wird. Wir werden ſie aber bekämpfen, wenn ſie es nicht mehr tut, und in dieſem Falle allein vorwärts gehen, um ſo gut als möglich die Intereſſen und Rechte unſres Landes zu verteidigen."

Es wurde ſehr lebhaft Beifall geklatſcht, und nach der Sitzung kam Lasker auf mich zu und ſagte mir: „Sie und Bergmann haben beide ſehr klug geſprochen; die Lage war ſchwer für Sie. — Sie haben aber durch Ihre beiden Reden für Ihre Angelegenheiten einen ſicheren Boden geſchaffen. Ich kann Sie nicht genug dafür beglückwünſchen."

Dieſelbe Empfindung machte ſich überall geltend. Die erſte Schlacht hatten wir gewonnen. Der einzige, der ſich nicht zufrieden äußerte, war — Neſſel. Nach der Sitzung kam er auf mich zu und ſagte in einem ſonderbaren Tone, den ich nicht recht verſtand: „Geben Sie acht, Schneegans, Sie ſind der Angreifer geweſen, Sie!" — „Und dann?" erwiderte ich, „wenn das auch wäre?" . . . Er wiederholte: „Sie ſind der Angreifer geweſen!"

Wie? Man griff den Landesausſchuß, unſre Straßburger Freunde an, und ich hätte da nicht eingreifen ſollen? Waren wir nicht dafür im Reichstag? *)

*) Klein war dagegen über die Haltung von Schneegans entzückt. Er beglückwünſchte ihn wegen ſeiner Mäßigung und ſchrieb ihm den 21. März 1877: „Pour ce qui te concerne en particulier je te suis personnellement reconnaissant d'avoir défendu envers et contre tous le Landesausschuss . . . . . et d'avoir très proprement remouché ce coquin de Simonis . . . . Ta réfutation du discours de Simonis a fait battre plus d'un cœur alsacien et pourvu que les corbeaux et ce misérable Grad continuent leur . . . . ., ils se couleront, s'ils ne le sont déjà, complétement dans le pays. Vous êtes tout à fait dans le vrai.

Noch einige Worte über Herrn Grad, der mich unterbrochen hatte.

Als Neubekehrter — er hatte ja zuerſt auf unſrer Seite geſtanden und hatte ſich bei der Wahl von unſrer Preſſe unterſtützen laſſen — war Herr Grad uns ganz beſonders feindlich geſinnt. In ſeiner Haltung gegen mich lag ſogar noch mehr als die politiſche Gegnerſchaft des Klerikalen gegen den Liberalen. Es lag darin eine gewiſſe Berufseiferſucht. Er hatte den Wunſch — und ſprach es ſogar offen aus — der Wortführer des Elſaſſes in der Preſſe zu ſein; er fand mich aber überall in ſeinem Wege. Im Elſaß war er ſtets auf der Lauer geweſen, mich, ſei es im „Industriel alsacien“ (ich weiß es aus einer Äußerung des Direktors dieſer Zeitung, Herrn Zorn ſelbſt), ſei es im „Elſäſſer Journal“, zu verdrängen. Wenn ihm auch öfters das unnütze ſeiner Schritte nahegelegt wurde, machte er immer wieder neue Verſuche. Als er nach Berlin kam, verſuchte er zu den deutſchen Zeitungen in Beziehung zu treten; er fand aber alle Türen verſchloſſen. Dank meinem Aufenthalte im November 1876 hatte ich in den namhafteſten Zeitungen Eingang gefunden; meine Artikel wurden ſehr gern angenommen, und er hatte das Nachſehen. Er knüpfte nun Beziehungen zu den franzöſiſchen Zeitungen an, und ganz beſonders zur „Agence Havas“. Bald entwickelte er eine fieberhafte Tätigkeit in den „Débats“, dem „Temps“, auch ſpäter, als ich nicht mehr im „Mülhauſer Induſtriel“ arbeitete, in dieſer Zeitung. Er fügte uns auf dieſe Weiſe den größten Schaden zu. In den Telegrammen, die er an die „Agence Havas“ ſchickte, überſchüttete er uns mit den ſchmählichſten Lügen. So telegraphierte er an dieſe Agentur ein Reſumee meiner Rede, das in jeder Hinſicht ungenau, erlogen und falſch war. Er behauptete z. B., ich hätte ausdrücklich erklärt, die Elſäſſer ſeien glücklich, annektiert worden zu ſein. Ich hatte

votre attitude sera respectée partout où l'on s'intéresse aux affaires alsaciennes.“

nichts derartiges geſagt. Heute kann ich mich freuen, nicht mehr Franzoſe zu ſein und mein wirkliches Vaterland in Deutſchland wiedergefunden zu haben. Aber im Jahre 1877 war ich noch nicht ſo weit und beſonders hätte ich nicht gewagt, in meiner Eigenſchaft als Abgeordneter ſo zu reden. Ich wußte zu gut, was ich meinen Wählern ſchuldig war und wäre der größte Tor geweſen, wenn ich auf der Rednerbühne des Reichstags eine derartige Erklärung gemacht hätte, welche mich jeglicher Autorität im Elſaß beraubt hätte. Grad ſchob mir nichtsdeſtoweniger dieſe Torheit unter und man hielt ſie für wirklich. Er wußte ſehr wohl, daß ein derartiges, nicht unterſchriebenes Telegramm nicht dementiert werden konnte, daß ein Dementi nicht aufgenommen worden wäre, — die Verleumdung verbreitete ſich unterdeſſen, zog immer weitere Kreiſe, und ſein Zweck war erreicht.

In Bezug auf die oben angeführte Unterbrechung entſpann ſich zwiſchen Grad im „Industriel alsacien“ und mir im „Elſäſſer Journal“ eine heftige Preßfehde. Am 3. April antwortete ich ihm folgendermaßen:

Monsieur et cher collègue,

Vous rappelez dans l'Industriel Alsacien d'hier que vous m'avez interrompu dans la séance du Parlement du 20 mars, en me criant: „Vous étiez aussi à Bordeaux!“ et vous me mettez en demande de vous répondre.

Je veux bien y consentir, et cette réponse sera fort simple.

Les mêmes électeurs qui m'avaient fait l'honneur en 1871 de m'élire représentant du peuple à l'Assemblée nationale de Bordeaux, se sont adressés à moi en 1876 pour me prier de les représenter au Parlement de Berlin; ils l'ont fait, en me demandant de défendre les droits, les libertés, les intérêts de l'Alsace, conformément au programme politique que je défends depuis quelques années dans le Journal d'Alsace, et que, la paix signée, j'avais déjà, sans rechercher votre permission, exposé publiquement, aussi bien en Suisse qu'en France. J'ai accepté cette candidature, offerte dans ces conditions à „l'ancien député à l'Assemblée nationale de Bordeaux.“ je me suis présenté devant un grand nombre de réunions publiques; j'ai répondu à toutes les attaques dont m'ont honoré mes adversaires que je ne savais pas alors être vos amis. Ces adversaires me reprochaient d'avoir signé la première protestation de Bordeaux; je

leur ai rappelé qu'après le vote de cession mes collègues et moi nous avons signé un second manifeste, dans lequel vous trouverez les lignes suivantes:

„La revendication de nos droits reste éternellement ouverte à tous et à chacun d'entre nous, „dans la mesure et dans la forme que notre conscience nous dictera".

Vous n'ignorez pas qu'à la suite de cette lutte électorale une majorité de 4000 voix m'a chargé du mandat honorable de représenter au Parlement la circonscription de Saverne. Je n'ai pas l'habitude de reculer quand mon pays fait appel à mon dévouement et, que vous y consentiez ou non, je continuerai à siéger, à voter et même à parler au Reichstag: il vous sera toujours loisible de m'interrompre.

Je comprends que vous constatiez avec déplaisir que mes électeurs me continuent en 1877 encore la confiance qu'ils avaient bien voulu me témoigner en 1871; quant à moi, je suis fier de ce témoignage d'estime, et je m'efforcerai de m'en montrer toujours digne. Je rendrai compte à mes électeurs de mes votes, de mes actes, de mes paroles; quant à vous, cher collègue, qui n'avez jamais été un de mes électeurs, vous ne trouverez sans doute pas étonnant que je vous dise que vous n'avez pas de compte à me demander, que je n'en ai pas à vous rendre, et que député d'Alsace-Lorraine au même titre que vous, je n'ai à recevoir et n'accepterai de vous ni leçon, ni avertissement, ni observation quelconque. Veuillez agréer, Monsieur et cher collègue, l'expression de ma considération distinguée.

Die Polemik zwiſchen dem „Elſäſſer Journal" und Grad dauerte ſpäter ohne mein Zutun noch weiter fort. Während ich in Berlin war, ſchrieb Fiſchbach, der gegen Grad wegen ſeiner Fahnenflucht beſonders erboſt war, grobe geſchmackloſe Artikel gegen ihn. Ich bedauerte ſehr, daß er ſich in der Form ſo weit hinreißen ließ. Später hat man Grad, ſcheint es, erzählt, ich ſei der Verfaſſer dieſer Artikel geweſen, und Fiſchbach habe ſie unter Proteſt und gegen ſeinen Willen abgedruckt. In dieſer ganzen Angelegenheit hat eine wahre Hochflut von Lügen um mich getobt. Wenn ich daran denke, wundere ich mich, daß ich noch lebe und daß ich den Verſtand nicht verloren habe. Was ich verloren habe, das iſt das Vertrauen in die Geradheit der Menſchen. Ich war ein rechter Don Quixote, mitten unter Leuten, die nur an ihr perſönliches Intereſſe dachten, — ich jagte

nach Hirngeſpinſten, nach der Vereinigung aller Elſäſſer unter der Fahne des Liberalismus, nach der Autonomie des Elſaſſes, nach der Erweckung des alten elſäſſiſchen Geiſtes. Die Leute kümmerten ſich den Kuckuck darum! *) . . .

Bisher hatten ſich die elſaß-lothringiſchen Abgeordneten geweigert, an den Kommiſſionen, in denen über das Budget debattiert wurde, teilzunehmen. Es war auch dies eine Art, weiter zu proteſtieren. Wir erklärten, bereit zu ſein, in die Budgetkommiſſion einzutreten, und wir traten ein. Die Diskuſſion dauerte ſehr lange und ging bis ins einzelne. Ich leitete die Debatte, ich hatte Material über eine Menge von Fragen geſammelt, über welche ich mich vorgenommen hatte, die Regierung zu interpellieren. Herzog hatte es nicht leicht; er verſchanzte ſich einmal hinter das Berufsgeheimnis, da er nicht antworten konnte. Ein altdeutſcher Abgeordneter — ich glaube, daß es Windthorſt**) war, — hob hervor, daß die Autonomiſten

*) Die Haltung von Grad hatte auch die Herren in Colmar, die ihn bei der Wahl unterſtützt hatten, ſchmerzlich überraſcht: Chauffour ſchrieb am 5. April 1877 an Schneegans: „Je suis profondément écœuré par tout ce qui s'est passé dans cette ridicule et déplorable campagne, et si vous vous rappelez mes hésitations au sujet du candidat à appuyer à Colmar, vous devez trouver qu'elles n'étaient que trop justifiées pour ne pas les trouver aujourd'hui converties en un véritable regret d'avoir aidé quelque peu à ouvrir le Reichstag à un jeune écervelé." Am 14. Mai ſagte er: „Je n'ai pas besoin de vous dire, je pense, combien j'ai été péniblement impressionné par la déplorable polémique engagée contre vous par ce brouillon de Grad. Je crois vous exprimer l'opinion de tous les hommes sérieux en vous disant que cette lutte sans dignité qui ressemble plus à une gaminerie mal éduquée, inspirée par une „Grossmacherei" tout-à-fait personnelle et ridicule, nous a paru ne pouvoir avoir d'autre résultat que de démoraliser du même coup la députation et la presse alsacienne".

**) Schneegans' perſönliche Beziehungen zu Windthorſt ſind trotz der politiſchen Gegnerſchaft ſtets durchaus korrekt, ſogar bis zu einem gewiſſen Grade freundlich geweſen. Er ſchreibt hierüber: „Als ich 1880 zum Konſul in Meſſina ernannt wurde und von ihm Abſchied nahm, ſagte er mir lächelnd: „Ich wünſche nur, daß Sie in Italien zu einer richtigeren Würdigung der katholiſchen Partei gelangen." v. Schorlemer-Alſt, der lebhafteſte, der heftigſte Redner des Zentrums, war außerhalb des Sitzungsſaales ſtets

viel aggreſſiver gegen die Regierung waren als die katholiſchen Abgeordneten. Er zog aber nicht daraus die Folgerung, daß wir alſo unabhängig waren, daß wir ehrbar unſre Miſſion erfüllten, nein, er folgerte daraus nur, daß wir die Intereſſen von Herrn v. Möller gegen Herzog vertraten. Andrerſeits warf man uns im Elſaß vor, die Kreaturen von Herzog zu ſein. Der Proteſtler Germain z. B., der ſehr witzig und geiſtreich zu erzählen wußte, erzählte an ſeinem Stammtiſch im Café du Broglie in Straßburg vor einer Menge von jungen Leuten, daß wir vor der Abſtimmung im Reichstage ſtets auf Herzog ſchauten, auf deſſen Kommando wir ja oder nein ſtimmten; dieſer habe ſogar telegraphiſche Zeichen mit uns verabredet, damit wir uns nicht täuſchten. Herzog, den wir ganz beſonders bekämpften!! Er fügte hinzu, ich hätte eines Tages das Zeichen mißverſtanden und hätte mich erhoben, um „ja“ zu ſtimmen. Da hätte mich Bergmann verſtändigt, daß Herzog ein „Nein“ wollte und ich hätte mich ſchnell wieder geſetzt. Ich erinnere mich ganz gut, daß ich mich eines Tages, als man über irgend welche Vorlage paragraphenweiſe abſtimmte, im Paragraphen irrte und mich erhob, da ich dachte, es ſei ein andrer Paragraph an der Reihe. Bergmann ſagte mir dann: „Was tun Sie? Es iſt nicht dieſer Paragraph, ſondern der vorhergehende.“ Und ich ſetzte mich. In unſrer kleinen Gruppe hatte ſich jeder volle Freiheit vorbehalten, in außer-elſäſſiſchen Angelegenheiten zu ſtimmen, wie er wollte. So ſtimmte ich manchmal mit den Fortſchrittlern, während Bergmann und North mit den Konſer-

---

ein vollkommener Gentleman. Die elſäſſiſchen Pfarrer Winterer, Simonis und Guerber waren ſeit langen Jahren meine politiſchen Gegner, ſie hatten mich früher in der Revue catholique d'Alsace angegriffen und fuhren nach dem Kriege fort. Guerber blieb aber in geſellſchaftlicher Beziehung ſtets höflich. Wir zogen uns manchmal gegenſeitig auf und lachten zuſammen. Er verſuchte ſogar mich zu bekehren — leider ohne Erfolg. Wenn er mich, den Proteſtanten, zum Katholizismus bekehrt hätte, würde er mich dann noch trotz meines autonomiſtiſchen Programms einen Renegaten und Apoſtaten genannt haben? Nein, gewiß nicht, alle meine Handlungen würden dann ſehr lobenswert geweſen ſein.“

vativen ſtimmten. Doch waren wir faſt immer mit den Nationalliberalen einig. — Dieſe Erzählungen Germains ſchadeten uns in Straßburg aber weit mehr, als wir ahnen konnten. Klein ſchrieb mir einmal, wir möchten dieſe perfide Bekämpfungsart ja nicht unterſchätzen.

An die Einbringung einer weitergehenden Vorlage war in dieſer Seſſion ſelbſtverſtändlich nicht zu denken. Meine Kollegen und ich beſchränkten uns darauf, die Frage, ſo oft uns dazu die Gelegenheit geboten wurde, in den parlamentariſchen Soireen des Reichskanzlers, ſowohl mit dem Fürſten ſelbſt als mit den Abgeordneten zur Sprache zu bringen und für eine künftige Reichstagsſeſſion in dieſer Weiſe vorzubereiten.

Ich verließ Berlin anfangs Mai mit dem Eindruck, daß wir den richtigen Weg gewählt hatten, indem wir verſuchten, mit dem Reichskanzler ſelber Verhandlungen anzuknüpfen und daß alle bis dahin in Straßburg bei dem Oberpräſidium unternommenen Schritte ohne erheblichen Nutzen waren; in Berlin, im Reichskanzlerpalais und am Hofe allein lag die Entſcheidung, und dort mußte der Hebel angeſetzt werden, ohne das Dazwiſchentreten der unteren Inſtanzen anzurufen. Wir hatten das Gefühl, daß das bekannte franzöſiſche Sprichwort auf unſre Lage paſſe: Il vaut mieux s'adresser à Dieu qu'à ses saints.

Die elſaß-lothringiſche Verfaſſungsfrage war durch die Reichstagsdebatte in Fluß geraten. Sie blieb nun ſowohl in Elſaß-Lothringen ſelbſt, als auch in der überrheiniſchen Preſſe auf der Tagesordnung. In den Zeitungen wurde ſie nach allen Richtungen und bis in die Modalitäten ihrer eventuellen Ausführung erörtert; man ſprach von Einſetzung einer Statthalterſchaft, von Perſonalunion mit dem deutſchen Kaiſer, wie Luxemburg dem holländiſchen Königshauſe gegenüber, von Anſchluß an das Großherzogtum Baden, ebenfalls in Form einer Perſonalunion oder auch der Errichtung eines ſüddeutſchen Königreichs. Es wurde behauptet, der Kaiſer habe ſich während ſeines Aufenthaltes in Straßburg eingehend mit

dieſer Frage beſchäftigt; auch wurde die Reiſe des Unterſtaatsſekretärs Herzog nach den Reichslanden im Herbſt dieſes Jahres mit derſelben in Verbindung gebracht. Von ſüddeutſchen Blättern wurden ſogar ſchon Perſonalfragen dabei berührt und unter anderm der Reichstagsabgeordnete v. Stauffenberg, welcher von jeher und mit Sachkenntnis und beſonderem Wohlwollen für die elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten in unſere Debatten eingegriffen hatte, als der künftige „Miniſter“ des auf neuer Baſis konſtituierten Reichs- oder Kaiſerlandes genannt.

Wir unterelſäſſiſche Abgeordneten blieben dieſen Diskuſſionen fern. Als Direktor des „Elſäſſiſchen Journals“ begnügte ich mich damit, die verſchiedenen Projekte zur Löſung unſrer Verfaſſungsfrage zu erwähnen und unſern Leſern vorzulegen. Im übrigen war ich der Anſicht, daß im damaligen Stadium der Dinge nach meiner Kenntnis der Verhältniſſe in den maßgebenden Kreiſen in Berlin alle dieſe Projekte, Vorſchläge u. ſ. w. verfrüht ſeien und in der Luft ſchwebten, beſonders aber, daß eine Verquickung mit Perſonalfragen der Weiterentwicklung unſres Programms nur ſchaden könne: die Löſung mußte, dies war meine feſte Überzeugung, nach erneuerten Beſprechungen unſrerſeits mit dem Reichskanzler in der nächſten Reichstagsſeſſion angebahnt werden. Von Straßburg aus konnte uns nur dadurch wichtige Beihilfe erwachſen, daß der Landesausſchuß unſre Wünſche unterſtützte. Dies geſchah auch. In der Eröffnungsſitzung, am 10. Dezember 1877, beſprach der Alterspräſident, Herr Flurer, das Geſetz vom 2. Mai dieſes Jahres, „das für unſer Land von größtem Werte iſt“, indem er ſagte, „man verdanke es der Haltung unſrer elſäſſiſchen Abgeordneten im Reichstag und den zahlreichen Sympathien, welche unſre Sache in dieſer Verſammlung gefunden hat“; und in der Schlußſitzung vom 23. Dezember faßte dieſe Verſammlung den Beſchluß, den Wunſch auszuſprechen, „daß dem Lande eine eigene Verfaſſung als Bundesſtaat gewährt werde, mit dem Sitze der Regierung in Straßburg und Vertretung im Bundesrate.“

In der Auseinandersetzung, welche sich an diesen Beschluß anknüpfte, wurde von dem Antragsteller, Rechtsanwalt Ferdinand Schneegans, sowie von dem Abgeordneten Baron v. Bulach, die Errichtung eines „Kaiserlandes“ mit Personalunion nach Luxemburger Muster erwähnt und darauf hingewiesen, daß nach dieser Richtung hin die Wünsche der elsaß-lothringischen Bevölkerung Befriedigung finden dürften.

In seiner prinzipiellen, allgemeinen Fassung war dieser Beschluß des Landesausschusses von großem Werte für unsre weiteren Bestrebungen im Reichstage und in den höheren Regierungs- und Gesellschaftskreisen in Berlin.

Kapitel 15.

Kämpfe um die Verfassung des Reichslandes.

Eigentlich hätte man im Elsaß mit dem Resultate, zu welchem wir gelangt waren, zufrieden sein können. Das war aber leider nicht der Fall. Und zwar nicht bloß in der Protestpartei, — das war ja begreiflich —, nein, in unsern eigenen Reihen, unter unsern Parteigenossen und nächsten Freunden machte sich Unzufriedenheit über unsere Haltung im Reichstag geltend. Mein Freund Chauffour, auf dessen Urteil ich sehr viel gab, schrieb mir am 14. Mai 1877, zwar zurückhaltend und wohlwollend, aber doch bestimmt, daß er fände, wir hätten mehr wie eine Partei Möller als eine wirkliche Autonomistenpartei gehandelt. Herr von Türkheim ging noch weiter. Wenn er auch die Ungerechtigkeit unserer Feinde beklagte und anerkannte, daß wir mit Geschicklichkeit und Talent vorgegangen seien, meinte er, wir hätten doch bessere Dienste leisten können, wenn wir uns „weniger geräuschvoll“ er sagte sogar „und weniger enthusiastisch“(!) in die Arme der Nationalliberalen und Konservativen geworfen hätten, ferner, wenn wir uns so viel als möglich unsern oberelsässischen und lothringischen Kollegen genähert hätten, und es vermieden hätten, die Spaltung unter den Elsässern noch zu vertiefen. Diese Herren urteilten, ohne die Sachlage zu kennen. Sie waren nicht in Berlin gewesen, sie stellten sich nicht die Schwierigkeiten vor, die wir zu überwinden hatten. Daß wir den richtigen Weg gewählt und doch nicht so unnütze Arbeit getan

hatten, wie unſere lieben Freunde annahmen, beſtätigte mir der Abgeordnete Löwe-Calbe in einem Briefe vom 19. Juni, in dem er mir ſein Bedauern darüber ausdrückte, daß wir im Elſaß nicht der Dankbarkeit unſrer Mitbürger begegneten. Er meinte,

„daß dies gerade in dieſem Augenblick geſchieht, nachdem es Ihnen und Ihren Spezialkollegen gelungen iſt, einen in der Tat über alles Erwarten großen Schritt zu tun, das überraſcht mich doch. Wie wenig kennt man die Verhältniſſe, wenn man den Wert Ihrer Leiſtung damit verringern will, daß man ſagt: Sie hätten nur Türen, die ſchon geöffnet geweſen, eingeſtoßen. Wenn Sie nicht ſo vorſichtig die Türen vorher gelockert hätten aus dem ſtrengen Verſchluß, in welchem die Vorurteile ſelbſt freundlich geſinnter ſie gehalten haben, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, die Bedenken in aller Stille zu zerſtreuen, die in den leitenden Kreiſen, z. B. gegen die Reiſe des Kaiſers von neuem auftraten, ſo würden Sie vielleicht gar kein Reſultat zu verzeichnen haben, ſicherlich ein viel geringeres. Hätten Sie Ihre Tätigkeit nur mit ſogenannter Energie auf die Tribüne des Reichstages getragen, ohne vorher die Parteien mit wirklicher Sorgfalt über die Sachlage zu orientieren und die leitenden Kreiſe aufzuklären, ſo würden Sie dieſe angeblich offene Tür nicht allein nicht geöffnet, ſondern nur noch feſter zugerannt und für Jahre hinaus unwegſam gemacht haben. Denn außer dem aufrichtigen Wunſche der Freunde einer freiheitlichen Entwicklung, Elſaß-Lothringen auf dem Wege zur Selbſtverwaltung aus dem Ausnahmezuſtand zu erheben, liegt ja gar kein Grund vor, der hier die Regierung und das Parlament beſtimmen könnte, dieſe Änderung jetzt ſchon zu vollziehen. Die Militärpartei erklärt, daß das Land viel bequemer und ſogar beſſer und billiger regiert werden kann, wenn man vorläufig noch von aller Vertretung u. ſ. w. abſieht, und daß es auch dem Bedürfnis der Sicherheit, ſolange Frankreich revancheſüchtig iſt, viel mehr entſpricht, eine einfache und ſtramme Verwaltung zu haben. Die ſog. Energie der Herren Guerber, Simonis und Genoſſen dient dieſer Partei am beſten."

Dieſe Äußerungen des bedeutenden Parlamentariers dürften zur Genüge zeigen, daß wir richtig gehandelt hatten. Was mich in der Kritik meiner Freunde am meiſten ſchmerzte, war aber, daß einer von denen, die ich zu meinen wärmſten perſönlichen Freunden zählte und mit dem ich ſeit langen Jahren in politiſcher Hinſicht auch ſtets Hand in Hand gegangen war, Kablé, auch nun anfing, ſich von mir zu trennen. Daß wir bis dahin politiſch ſtets Hand in Hand gegangen waren, habe ich ſchon mehrmals hervorgehoben. Freilich wußten wir alle, die wir ſchon lange vor dem Kriege mit Kablé zuſammengearbeitet hatten,

daß er kein feſter Charakter war. Sehr oft zog er ſich unter irgend einem Vorwand im letzten Augenblick von einer Unternehmung zurück, in der man ſich hätte kompromittieren können. Der öffentlichen Meinung zu trotzen, wagte er niemals. Wenn er auch im Grunde durchaus liberal war — auch in die Bewegung des Jahres 1848 war er hineingezogen worden, — ſo trat er der klerikalen Partei gegenüber nie ſchroff entgegen. Seit dem Kriege waren wir ſtets einträchtig vorgegangen. Wie wir in Bordeaux derſelben Anſicht geweſen waren, wie er an der Notabelnverſammlung des Jahres 1871 teilgenommen, und mit uns die Autonomiſtenpartei gegründet hatte, habe ich erzählt. Zur Zeit der Kriſis des Elſäſſer Journals waren wir ganz einig geweſen. Wir hatten zuſammen die elſäſſiſche Korreſpondenz gegründet. Kurz, ich hielt ihn vollſtändig für unſern politiſchen Freund. Als die Wahlen des Jahres 1877 vorbereitet wurden, dachten wir, daß er ſich auch als Kandidat unſerer Partei würde aufſtellen laſſen. Während meiner Abweſenheit in Berlin hatte meine Frau Gelegenheit, ihn einmal zu fragen, — es war am 22. November 1876, er verkehrte ſehr intim bei uns, da er der Pate meines letztgeborenen Söhnchens war, — ob er ſich uns nicht anſchließen und eine Kandidatur im Kreiſe Straßburg-Land annehmen würde. Er antwortete ausweichend, er ſei kein Politiker, er beſchäftige ſich nur als Dilettant damit, das ſei meine Sache, man möge ihn nur ruhig in ſeiner Verſicherungsgeſellſchaft laſſen. — Kein Wort von ihm hätte uns aber die Vermutung nahegelegt, daß er der Kandidat einer andern Partei als der autonomiſtiſchen ſein könnte. Es mußte nichtsdeſtoweniger etwas im Gange ſein. Denn er erzählte mir ſelber nachher, daß gerade zu dieſer Zeit der Abbé Simonis ihm im Auftrage der Klerikalen und Proteſtler die Kandidatur für Straßburg-Land angeboten habe. „Aber Sie nehmen nicht an?“ ſagte ich ihm mit Entrüſtung. „Was denken Sie?“ antwortete er ebenſo entrüſtet. „Ich, eine Kandidatur aus den Händen des Abbé Simonis annehmen?!“ — Nichtsdeſtoweniger tat er es 1878 — und verriet auf dieſe Weiſe unſere alte Freundſchaft.

Aber ſchon zur Zeit der Wahlen des Jahres 1877 ſpielte er ein doppeltes Spiel. Am Tage der Wahl waren wir, Klein, Ferdinand Schneegans, Fiſchbach und ich im Zeitungsbureau verſammelt. Der Sieg Bergmanns über Lauth in Straßburg war eben bekannt geworden. Da trat das Faktotum Kablés ein, um ſich nach dem Ergebnis der andern Kreiſe zu erkundigen. Ich ſagte ihm: „Herr Bergmann iſt in Straßburg gewählt!“ Er antwortete: „Ja, wir wiſſen es bereits!“ Der Ton, in dem er dieſe Worte ſprach, überraſchte mich. „Was hat Herr Kablé dazu geſagt?“ fragte ich. — „Oh!“ erwiderte er, „er war ſehr traurig darüber.“

Traurig??

Am ſelben Abend verließ Kablé Straßburg, um in die Schweiz nach Lauſanne zu fahren! — Wir gingen, die obenerwähnten Herren und ich am ſelben Abend zu Bergmann, um ihm zu gratulieren. Unterwegs ſagte mir Ferdinand, indem er auf die vorige Szene anſpielte: „Mein Lieber! Zählen Sie nie auf Kablé! Er iſt ſtets ein falſcher Bruder geweſen!“

Einige Tage nachher erhielt ich aber von ihm einen Brief, in dem er mir zu meinem Sieg gratulierte.*) Schon vorher hatte er mir (am 13.) telegraphiſch ſeine „bien cordiales félicitations“ mitgeteilt. Am 22. Januar kam er noch einmal in einem Brief auf die Wahlen zurück und ſagte ausdrücklich:

„Oui, je suis satisfait du résultat des élections, et je puis l'être de bon cœur, parceque je n'ai jamais vu dans cette lutte le moindre symptôme d'une lutte nationale. . . . Je compte surtout sur vous pour donner l'impulsion dans le sens libéral!“

Wie das alles zuſammenreimen? — Ich dachte mir, daß

*) Der Wortlaut dieſes Briefes vom 17. Januar 1877 iſt intereſſant: Je vous ai envoyé l'autre jour un télégramme pour vous féliciter de votre élection. J'ai été étonné du succès grandiose que vous avez eu; je m'attendais bien à votre nomination, mais je ne pensais pas que vous auriez eu une si brillante majorité. Quoiqu'il en soit cela m'a fait plaisir et je n'ai qu'à vous dire: Macte animo puer, sic itur ad astra! „c'est à dire remplissez courageusement votre programme, sans quoi souvenez-vous que la Roche tarpéïenne est près du Capitole.“

ich die Worte des Faktotums falſch verſtanden oder falſch gedeutet habe, oder auch daß der Mann nicht die Wahrheit geſagt habe. Wie hätte ich den Worten meines Freundes mißtrauen ſollen?

Als Kablé nach Straßburg zurückkam, ſchien er mir etwas verlegen. Das Verhalten ſeines Freundes Rodolphe v. Türkheim ließ mich auch vermuten, daß etwas nicht ganz richtig war. „Wenn Sie dem Oberpräſidenten gegenüber keine Verpflichtungen auf ſich genommen haben", ſagte mir dieſer, „gratuliere ich Ihnen". — „Was für Verpflichtungen?" erwiderte ich. „Niemals haben wir Verpflichtungen irgendwelcher Art übernommen!" — Türkheim ſchien mir es nicht glauben zu wollen. Ich drang in ihn, er möchte ſich doch deutlicher ausdrücken. Er wich aber meinen Fragen aus, und wir trennten uns.

Als ich in Berlin war, ſchrieb mir Kablé manchmal. Er bat mich in gewiſſen Angelegenheiten um meine Unterſtützung. So in der Optantenfrage; namentlich aber in der Frage der Verſicherungen. Ich trat für ihn ein und verteidigte die franzöſiſchen Verſicherungen, die man aufheben wollte.

Während dieſer Seſſion reiſte Kablé nach Paris. Das war ſein Damaskusweg! Er traf dort viele ausgewanderte Elſäſſer, namentlich Scheurer-Keſtner, mit dem er zu Gambetta ging. Als ich ihn wiederſah, fand ich ihn ſehr verändert. Er ſprach mir mit einer Zurückhaltung, die ich an ihm nicht gewohnt war, von ſeinem Beſuche beim franzöſiſchen Staatsmann. „Wir haben auch von Ihnen geſprochen," ſagte er auf einmal. „Ich habe Sie verteidigt!" — „Ich hoffe es wohl," erwiderte ich „und hätte von Ihnen nichts andres erwartet." — Wie in einer Anwandlung plötzlicher Offenheit antwortete er: „Vous aurez beau faire" und es war, als ob er ſein Herz ausſchüttete, „vous êtes coté là bas. Was Sie betrifft, iſt die Rechnung dort abgeſchloſſen, mögen Sie tun, was Sie wollen. Sie werden nichts mehr daran ändern können. Ich kann Ihnen nur den Rat geben: Werfen Sie ſich nur vollſtändig in das deutſche Fahrwaſſer! Die Franzoſen ſehen in Ihnen nur einen Deutſchen!"

— „Wir ſind doch in dieſer Beziehung einverſtanden," meinte ich, „wir ſind zunächſt Elſäſſer!" Und ich fügte nicht ohne Unwillen hinzu: „Ich verſtehe nicht, warum ſich die Herren drüben einmiſchen. Die elſäſſiſchen Angelegenheiten gehen weder Gambetta noch Scheurer-Keſtner etwas an. Das ſind unſere Angelegenheiten! Sie ſollen uns in Ruhe laſſen!"

Offenbar war Kablé nicht mehr dieſer Meinung. Er antwortete mir nicht auf dieſe letzte Bemerkung, kam aber wieder auf ſeinen erſten Gedanken zurück; er wiederholte mir, man habe drüben von mir Notiz genommen und ſehe mich als einen Politiker an, mit dem man nichts zu tun haben wolle. „Die Pariſer," ſagte er, „werden Ihnen im Elſaß das Leben unmöglich machen. Sie haben Ihnen einen tödlichen Haß geſchworen."

Dieſe Worte gaben mir viel zu denken. Ich war aber weit entfernt, zu glauben, daß Kablé vorhaben könnte, ſelbſt eines Tages die erſte Rolle in der Hetzjagd zu übernehmen, die man gegen mich zu eröffnen im Begriffe war. Nicht lange vorher hatte er mir, als wir von E. Lauth ſprachen, geſagt: „Lauth muß verſchwinden." Und jetzt dachte er daran, mich ſelber verſchwinden zu laſſen, um unſerer beider Nachfolge zu übernehmen: was aber Lauth betraf, mit ſeiner Zuſtimmung, mit der Unterſtützung ſeiner Freunde, was mich dagegen anlangte, durch den unter der Fahne des Proteſtes gegen ſeine Freunde, die Autonomiſten, eröffneten Kampf.

Dieſe Unterredung mit Kablé machte mir großen Eindruck. Sie zeigte mir, was man in proteſtleriſchen Kreiſen dachte. Chauffour ſagte mir freilich öfters, ich beurteilte ſie zu ſcharf, ich hätte Unrecht, zu glauben, man bekämpfe vor allen Dingen meine Perſon; nichtsdeſtoweniger bewieſen die Tatſachen das Gegenteil. Der Kampf wurde von Tag zu Tag perſönlicher, jemehr man in Paris erkannte, daß mein Programm das einzig richtige ſei, daß ihm die Zukunft gehöre, und man wurde um ſo erbitterter gegen mich, als ich gegen den großen Gambetta im Grunde Recht gehabt hatte. So kam man allmählich zu dem

Entſchluß, die „Autonomie im wahren Sinne des Wortes“ anzunehmen, aber nachdem man die Autonomiſten und mich beſonders aus allen Poſitionen verjagt hätte, die wir innehielten. Man wollte ſich einfach in das Bett legen, das wir gemacht hatten.

Und meinen Freund Kablé hatte man gewonnen, um dieſe Rolle zu ſpielen!

Daß Kablé ſeine Anſichten ganz geändert hatte, konnte ich auch aus dem erſehen, was er mir über meine Broſchüre „Die Elſäſſer Liga“*) ſagte. Dieſe Broſchüre hatte ich unter Zuſtimmung Chauffours geſchrieben, mit dem Gelde unſerer gemeinſamen Unternehmung (der Elſäſſiſchen Correſpondenz), und Chauffour hatte mir dazu gratuliert. Kablé dagegen meinte, er könne meine Anſicht über die Liga nicht teilen. Früher hatte er ſtets verſucht, Lauth und mich zu verſöhnen; jetzt änderte er ſeine Taktik; er verkehrte weniger mit mir, viel mehr mit Lauth, und liebte es, ſich in ſeinem Wagen mit ihm ſehen zu laſſen. Seine neuen Freunde werden ihn wahrſcheinlich beſtimmt haben, mit mir zu brechen. Sie verlangten wohl Beweiſe ſeiner neuen Geſinnung. Und ſo kam es denn zu einer heftigen Szene. Ein Vetter von mir hatte unſern engern Freundeskreis auf ſein Landhaus zum Picknick eingeladen. Kablé ſaß neben mir. Er hatte Champagner mitgebracht. Sein Verhalten mir gegenüber zeigte zuerſt nichts merkwürdiges. Beim Champagner erhob er ſich aber plötzlich und ſetzte ſich an das andre Ende des Tiſches, neben einen wegen ſeines Chauvinismus bekannten Herrn, welcher der gute Freund der Familie Scheurer war.

Auf einmal ſteht er auf und wendet ſich an mich. Mit hochgerötetem Antlitz wirft er mir mein Auftreten im Reichstag vor. Er ſagt mir, alle meine Freunde, Chauffour, Dollfus ließen mich im Stich und wollten nichts mehr mit mir zu tun haben. Ich verſuche zu diskutieren: „Weshalb? bei welchem

*) Später unter dem Titel erſchienen: Die Elſäſſer Liga diesſeits und jenſeits der Vogeſen, von Alſaticus, mit dem Motto: Ich hab's gewagt. Verlag von Georg Stilke, Berlin 1878.

Anlaß, bei welcher Gelegenheit?" Er antwortet mir durch allgemeine Redensarten. Ich dringe auf ihn ein, fordere ihn auf, bestimmte Vorwürfe zu formulieren. Er spricht dann von einer gewissen Abstimmung. Ich suche ihm die Sache zu erklären und erzähle alles bis ins einzelnste. Da braust er auf und schleudert mir das Wort entgegen: „Dann haben Sie gelogen!" — Darauf großer Auflauf. Ich sage mir: Er ist betrunken! und wende mich zu den andern, mit denen ich plaudre. Er setzt sich wieder. Nach kurzer Zeit — denn der ganze Abend war verdorben, und die Unterhaltung kam nicht mehr recht in Fluß — brechen wir auf. Ich gehe nach Hause, ohne mit ihm ein Wort gewechselt zu haben.

Aber, siehe da, zwei Tage nachher erscheint er bei mir, ganz beschämt, niedergeschlagen, seiner selbst nicht sicher, und erklärt mir, er habe an dem Abend wahrscheinlich etwas zu viel getrunken, er bäte um Entschuldigung. Er sei freilich in manchen Fragen mit mir nicht einverstanden. Ich sage ihm dann: „Nun, so wollen wir mit einander diskutieren, wollen uns aber derartige Grobheiten nicht an den Kopf werfen."

Einige Tage nachher sagte mir mein Vetter: „Gib acht! Die Szene von neulich war vorbereitet. Flach, ein Mitglied des Protestlerkomitees hatte mir am selben Tag gesagt: Heute essen Kablé und Schneegans bei Ihnen. Es wird was geben!" Das waren die Freundschaftsbeweise, die Kablé seinen Leuten geben mußte.

Da ich aber wegen der Bemerkungen Kablés hinsichtlich meiner oberelsässischen Freunde ins klare kommen wollte, schrieb ich an Chauffour; er antwortete mir sehr freundlich, daß er wohl in einigen Punkten nicht mit mir übereinstimme, daß von einem Bruche aber keine Rede sein könne.*) Als ich Dollfus einige

*) 24. Juni 1877: „Si au lieu de vous excommunier, vos amis communs se réunissaient pour discuter librement comme vous, comme il conviendrait à des hommes libres et animés d'une conviction commune, les écarts ou les dissentiments qu'ils vous reprochent, je suis convaincu que la communauté de sentiments qui

Zeit ſpäter in Berlin traf, ſprach ich ihm von dem oben erzählten Vorfall. Er antwortete mir mit ganz erſtaunter Miene: „Aber ich beginne zu glauben, daß dieſer brave Kablé nicht ganz bei Troſt iſt. Es iſt möglich, daß Sie in Berlin die Dinge anders angeſehen haben, als wir in Straßburg; Sie hatten aber dann eben einen beſſern Platz als wir, um ſie richtig zu beurteilen. Niemals iſt von unſerer Seite irgend etwas geſchehen, was Kablé berechtigen könnte, zu erklären, daß wir uns von Ihnen losgeſagt hätten. Und was dieſes „Scherbengericht“ anlangt, ſo iſt es geradezu lächerlich.“

Lächerlich gewiß! Aber nichtsdeſtoweniger exiſtierte es und ſollte zu weittragenden Folgen führen. Die Wahlen des Jahres 1878 ſollten es zeigen.*)

So ſtanden die Dinge im Elſaß. Daß ſie unſere Aktion in Berlin nicht erleichterten, läßt ſich begreifen. Am 6. Februar 1878 trat der Reichstag wieder zuſammen. Bei der Beſprechung einer Interpellation von Winterer über das Verbot des Oberpräſidiums, eine Zeitung zu gründen,**) hatte ich Gelegenheit, die Verfaſſungsfrage wieder anzuregen: obgleich ich mich im Laufe dieſer Debatte für die Bewilligung einer Zeitung an die Gegenpartei und für die volle Preßfreiheit in Elſaß-Lothringen ausgeſprochen hatte, wurden wir, meine Parteigenoſſen und ich, nichtsdeſtoweniger von dem Abgeordneten v. Schorlemer-Alſt verdächtigt, als ſeien

---

existait entre nous avant la dernière campagne parlementaire, se rétablirait bien vite.“

*) Schneegans erzählte den Vorfall Kablé auch ſeinem Freunde Löwe-Calbe. Er kannte Kablé ſeit 1873, wo er ihn in Graubünden getroffen hatte. Durch Kablé hatte Schneegans ſeine Bekanntſchaft gemacht. Er antwortete ihm am 19. Juni: „Recht betrübt hat mich die Wandlung, die Sie mir von Herrn Kablé berichten.“ Alſo ſah er das auch als eine Wandlung an. Über Kablés Gedanken, ſich den Ultramontanen zu nähern, zeigte er ſich ſehr entrüſtet. Er meinte darüber: „Wenn ein Mann wie Herr Kablé ſagt, man könne ſich des Ultramontanismus in aller Ruhe bedienen, um einen gemeinſamen Gegner zu bekämpfen, ſo iſt das der ſchwerſte politiſche Irrtum, dem man ſich ergeben kann.“ Es bezogen ſich dieſe Bemerkungen auf die Anſichten Kablés bezüglich der Elſäſſer Liga.

**) Es handelte ſich um den „Elſäſſer“, ſiehe ſtenograph. Bericht S. 237.

wir ebenſowenig unabhängig, als unzuverläſſig, und warnte der betreffende Abgeordnete die Reichsregierung davor, ſich auf ſolche zu ſtützen,

„die von ihren franzöſiſchen Sympathien abgefallen ſeien, weil dieſe in kritiſchen Zeiten die Gewohnheit haben, daß ſie einfach wieder abfallen und wieder zur erſten Liebe zurückkehren."

Ich antwortete hierauf folgendes:

„Indem ich mich mit ſchwerem Herzen auf den Boden der gegebenen, von uns ja nicht geſchaffenen Tatſachen geſtellt habe, habe ich keine von den Sympathien zu meinem früheren Vaterlande Frankreich verleugnet. Ich glaube aber politiſch klug und korrekt und patriotiſch gehandelt zu haben, indem ich die Rechte und die Intereſſen meines engeren Vaterlandes, meines vor allem geliebten Vaterlands Elſaß-Lothringen auf dieſem Boden verteidige und jedenfalls glaube ich, iſt es merkwürdig, daß in einem deutſchen Reichstag uns dieſer Vorwurf gemacht wird."

Das Elſäſſer Journal begleitete die Wiedergabe dieſer Erklärung mit folgender Bemerkung:

„das ganze Programm der Partei, die wir repräſentieren, liegt in dieſen Worten . . . . . Es ſind dies gute und würdige Worte, es ſind auch ehrenwerte Worte."

Anfangs März wurde die Geſetzesvorlage, betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers, dem Reichstage vorgelegt. Bei Vorbeſprechung derſelben vertrat ich bei unſeren engeren Parteigenoſſen die Anſicht, daß wir die Gelegenheit wahrnehmen müßten, um in irgend einer Weiſe bei dieſem Anlaß unſere Wünſche vorzubringen; wenn es ſich um eine Vertretung des Reichskanzlers überhaupt handle, würde Elſaß-Lothringen als ein Reichsland, deſſen Verwaltung direkt vom Reichskanzler in letzter Inſtanz geführt würde, naturgemäß dadurch berührt und könne ſich eine, freilich bei der Lage der Dinge vorausſichtlich nur platoniſche Beſprechung unſerer Verfaſſungszuſtände daran knüpfen. An einen ſofortigen praktiſchen Erfolg dachte ich dabei nicht, wohl aber daran, daß die elſaß-lothringiſche Verfaſſungsfrage dadurch wieder auf die Tagesordnung gebracht und der Aufmerkſamkeit der in Betracht kommenden Kreiſe wieder näher gerückt würde. Ich hegte dabei die Hoffnung, daß der Reichskanzler ſelbſt ſich veranlaßt fühlen würde, das Wort zu er-

greifen und die mir im Laufe des Vorjahrs und diesmal wieder in den parlamentarischen Soireen persönlich gemachten Eröffnungen und Ermutigungen vor dem Reichstage zu wiederholen. Auf die Ermöglichung dieses Eingreifens des Reichskanzlers in die Debatte richtete ich nun mein ganzes Augenmerk und suchte den Weg aufzufinden und zu eröffnen, auf welchem ich zu diesem Ziele gelangen konnte. Im Einverständnis mit meinen engeren elsässischen Parteifreunden brachte ich zunächst folgenden Zusatz-Antrag zu dem Stellvertretungsgesetz ein:

„Der Reichstag wolle beschließen, am Ende des § 2 folgenden Zusatz beizufügen:

Der Stellvertreter des Reichskanzlers für Elsaß-Lothringen hat seinen Amtssitz in Straßburg."

Dieses Amendement und überhaupt die ganze Frage besprachen wir zunächst in einer Fraktionssitzung der nationalliberalen Partei. Ich ergriff die Gelegenheit, um die ganze politische Lage des Reichslandes dabei aufzurollen, und führte aus, wie sehr das Land darunter leide, daß wir von Berlin aus regiert würden.*) In Berlin kenne man unsere Lage nicht und könne sie nicht kennen.

„Ferner stehen wir durch diese Organisation vor einer Lage, die eine ungeheuere Verschleppung aller Geschäfte zur Folge hat: wir haben vier Instanzen durchzulaufen, Kreisdirektor, Bezirkspräsident, Oberpräsident, Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen und dann auch noch den Bundesrat und den Kaiser selbst; eine Einheit in der Behandlung der Geschäfte ist unmöglich; sie existiert auch nicht."

Ich zitierte verschiedene Angelegenheiten, die der Optanten unter anderm, welche bewiesen, daß keine einheitliche Verwaltung existierte.

„Es kömmt selbst vor, daß die verschiedenen Instanzen unter einander in Kollision geraten, so daß die Bevölkerung gar nicht mehr weiß, wer Koch und Kellner ist, wohin sie sich wenden sollen, und das Land in dem Gefühle einer absoluten Rechtsunsicherheit lebt. Aber noch mehr! Diese Lage hat zur Folge eine totale Lahmlegung der gesetzgebenden und organisierenden

*) Diese Rede findet sich im Elsässer Journal 13. März 1878, Nr. 61, nach den Notizen, die Sch. sich gemacht hatte, — er hatte die Rede frei gehalten — wiederhergestellt.

Gewalt: seit der Annexion bestehen bei uns einerseits die französischen Gesetze, andrerseits die deutschen, die gleich von Anfang an in buntem Wirrwarr bei uns eingeführt wurden. Anfangs sagte die Verwaltung, die französischen Gesetze seien de facto abgeschafft; später sagte sie das Gegenteil; sie ist selbst oft unter sich im Zweifel, ob ein Gesetz noch besteht, oder nicht; man hat es erlebt, daß der Bezirkspräsident vom Ober-Elsaß in demselben Falle und fast in demselben Augenblick andre Normen in dieser Hinsicht aufgestellt hat, als sein Kollege vom Unter-Elsaß. Der Gesetzes-Wirrwarr ist unbeschreiblich, in Schul-, Gemeindeangelegenheiten u. s. w. Das Gefühl der Rechtsunsicherheit ist ein allgemeines. Da wäre es nötig, daß eine Regierung käme, die mit der Landesvertretung unser Staatswesen wieder aufrichtete."

Mit diesem unleidlichen Übergangsstadium müsse gebrochen werden. Nach welcher Richtung sollte sich aber das Elsaß weiter entwickeln? Es seien nur zwei Möglichkeiten überhaupt vorhanden:

„Entweder auf dem Wege zur Zentralisation oder zur Dezentralisation, Autonomie, Selbstverwaltung.

Die Zentralisation würde nur möglich, entweder durch Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen, was im Jahre 1871 diskutiert wurde, heute aber ein überwundener Standpunkt ist, oder indem man aus Elsaß-Lothringen so zu sagen die Monade des deutschen Einheitsreiches machte. Wenn Deutschland ein Einheitsstaat wäre, wäre Elsaß-Lothringen selbstverständlich in ihm aufgegangen; Deutschland ist aber ein Bundesstaat und die Erklärungen der Minister von Bayern, Württemberg u. s. w. haben gezeigt, daß es ein Bundesstaat bleiben will und bleiben wird.

Nun kann man doch Elsaß-Lothringen nicht zumuten, ganz allein als ein Stück Einheitsstaat in einem Bundesstaat zu leben, und zwar noch als ein von allen Bundesstaaten bevormundetes Stück Einheitsstaat!

Wenn die Zentralisierung unmöglich ist, so bleibt nur noch die Möglichkeit der Autonomie, der Dezentralisation, des Selfgovernments, auf das Wort kommt es nicht an, sondern auf die Sache."

Das sei auch der Wunsch des Landes. Seit 1871 werde diese Entwicklung befürwortet. Ich zitierte die Wünsche der Maires und Notabelnversammlungen von Straßburg und Colmar anno 1871, die Wünsche der Bezirkstage, des Landesausschusses vom Juni 1876, endlich den letzten und bedeutungsvollsten Wunsch des Landesausschusses vom Dezember 1877. Übrigens schienen manche Äußerungen und Maßregeln der Regierung anzuzeigen, daß sie selber nach der Richtung zu gehen beabsichtigte. Als Beweis führte ich die verschiedenen Aussprüche des Fürsten Bismarck, die Motive des Organisationsgesetzes vom 30. De-

zember 1871, die Einsetzung des Landesausschusses, das Gesetz über Erweiterung der Befugnisse des Landesausschusses an.

Diese Auseinandersetzungen, denen die Versammlung aufmerksam gefolgt war, machten Eindruck; die Herren v. Stauffenberg, v. Puttkamer und Lasker erklärten, „der Redner habe nur die einfache Wahrheit gesagt; die Erfahrungen mit dem Reichslande haben nicht gehalten, was man sich davon versprochen habe; Reformen seien notwendig, und sie und ihre Freunde würden dazu helfen, dieselben herbeizuführen."

Die Redner fügten jedoch bei, für den Augenblick stehe die Neuordnung der inneren Reichsangelegenheiten weit über allem andern, auch über der elsaß-lothringischen Frage. Der Zeitpunkt, um letztere im Plenum des Reichstags zu erörtern, scheine bei diesem Anlasse schlecht gewählt; vor einer eingehenden Sachdarstellung könnten sie nur abraten.

Daß diese Warnungen zutreffend und sachgemäß waren, konnte mir nicht entgehen; andrerseits schien es mir nach wie vor geboten, die Gelegenheit des Stellvertretungsgesetzes nicht vorübergehen zu lassen, ohne den Versuch zu machen, eine Erklärung des Reichskanzlers in elsaß-lothringischer Sache herbeizuführen. Ich beschloß daher, nach vorheriger Besprechung mit meinen Kollegen, an Stelle der eingehenden Auseinandersetzung, wie dieselbe vor der nationalliberalen Fraktion stattgefunden hatte, eine kurze, so knapp als möglich gehaltene Rede treten zu lassen, die nur den einzigen Zweck haben würde, die Regierung und womöglich den Reichskanzler selbst zu veranlassen, seinen Standpunkt darzulegen. Es geschah dies in der Reichstagssitzung vom 8. März. Was ich wollte, erreichte ich vollständig. Auf meine kurze Rede antwortete der Reichskanzler selbst, indem er ausdrücklich versicherte, daß die Sympathien nicht nur des Hauses, sondern auch der verbündeten Regierungen dem von mir befürworteten Bestreben der Elsaß-Lothringer zu einer selbständigen Regierung im eigenen Lande zu kommen, zur Seite stünden. Wenn er trotzdem das hohe Haus bäte, das Amendement an dieser Stelle nicht anzunehmen, so geschähe es keines-

wegs aus Abneigung gegen die Tendenz, die ſich in ihm aus-ſpräche, ſondern nur aus dem Grunde, weil ſich eine Frage von dieſer Tragweite ſo nebenher nicht erledigen laſſe. Und er ging darauf des näheren auf die verſchiedenen Möglichkeiten der Einrichtung einer ſelbſtändigen Verfaſſung ein. Das hatten wir gerade gewollt. Daß unſer Amendement abgelehnt wurde, war für uns nebenſächlich. Wir begnügten uns vorläufig vollſtändig damit, daß uns von der Regierung die Verſicherung zu teil wurde, daß die elſaß-lothringiſche Verfaſſungsfrage als eine zur Tagesordnung gehörende betrachtet wurde. Einige Worte des Fürſten waren für uns ganz beſonders intereſſant. Er ſagte unter anderm, daß die Wahl des Statthalters auf eine Perſon fallen könnte, „die ſich eines ganz ausnahmsweiſen Vertrauens bei dem Träger der landesherrlichen Rechte, Seiner Majeſtät dem Kaiſer, erfreute.“ Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß dieſe Perſon als der Kronprinz des Deutſchen Reiches gedacht wurde, denn kurz bevor ich das Wort ergriff, hatte ich durch den Chef der Reichskanzlei, Herrn v. Tiedemann, erfahren, daß der Reichskanzler dieſe Möglichkeit erwäge. Der Name des Kronprinzen war ſchon früher am Ende des Jahres 1877 von andrer Seite mit unſeren Reformplänen in Verbindung gebracht worden; in Straßburg während der Kaiſerreiſe wurde dieſe Löſung auch beſprochen. Es war dies alles jedoch nur geſprächsweiſe geſchehen, ohne daß wir berechtigt geweſen wären, daraus zu ſchließen, daß dieſes Projekt in den Regierungskreiſen ſchon ſo weit gediehen wäre. Hier trat es uns zum erſten Male als völlig ſpruchreif entgegen. Ich hielt nichtsdeſtoweniger an meiner ſchon früher geäußerten prinzipiellen Anſicht feſt, daß die unterelſäſſiſchen Reichstagsabgeordneten, gerade im Intereſſe der von ihnen vertretenen prinzipiellen Sache, beſſer daran täten, die konkrete Form der Löſung der Verfaſſungsfrage zunächſt nicht zu berühren und ſich beſonders von allen perſönlichen, dabei mitſpielenden Fragen fernzuhalten. Ich ging dabei von folgendem Geſichtspunkte aus: identifizierten wir uns mit einer gewiſſen, uns beſonders ſym-

pathiſchen Form, ſo liefen wir Gefahr, falls gerade dieſe Form ſchließlich auf Widerſpruch ſtoßen oder ſcheitern ſollte, das Prinzip ſelber, das wir im Auge hatten, zu kompromittieren; blieben wir im Gegenteil auf dem Boden des reinen Prinzips ſtehen, ſo war dort Platz für alle Löſungsformen, und das Scheitern der einen ließ den Platz nur für eine andre frei. Daß dieſe Auffaſſung richtig war, bewies die Folge; als das Kronprinzenprojekt nach dem Nobilingſchen Attentat aufgegeben werden mußte, konnten wir die einfache Statthalterſchaft aufnehmen, und ohne mit früheren Vorſchlägen in Konflikt zu kommen, unſere Verfaſſungsfrage auf dieſem Boden weiterführen. Es waren übrigens auch andre Kombinationen erwogen worden, die ich an dieſer Stelle anzuführen nicht verſäumen möchte, da ſie von hiſtoriſchem Intereſſe ſind. Am 24. März erhielt ich vom Prinzen Hermann von Sachſen-Weimar einen Brief. Der Prinz ſtand in ſehr naher Beziehung zur Kaiſerin. Er war ihr Neffe und Patenkind. Ich kannte ihn damals noch nicht. In ſeinem Schreiben ſprach mir der Fürſt ganz offen von unſerer Lage; er ſagte mir, der Kaiſer ſei entſchloſſen, einen Statthalter für Elſaß-Lothringen zu ernennen, er dürfe hoffen, daß die Wahl auf ihn fallen würde; er bat mich, ſeine Kandidatur zu unterſtützen und auch meine Kollegen dafür zu gewinnen. Wir hatten mehrere Unterredungen mit dem Prinzen. Aus den oben angeführten Gründen hielt ich es aber nicht für opportun, öffentlich für die Kandidatur des Prinzen einzutreten. Ich beſuchte ihn aber in Stuttgart, auch meine Kollegen Bergmann und North, ſpäter Klein unterhandelten mit ihm. Bismarck hätte freilich dieſe Kandidatur ſicher nicht unterſtützt. Ebenſowenig wollte der Kanzler von dem Plane etwas wiſſen, den Großherzog von Baden mit der Statthalterſchaft zu betrauen, reſp. Elſaß-Lothringen und Baden zu einem Königreich zu vereinigen. Der Fürſt ſagte es mir einmal ganz offen: „Wir haben genug kleine Staaten, und niemals werde ich leiden, daß der Großherzog Ihr Land annektiere.“ Dieſes Projekt erfreute ſich aber mancher Sympathie im Elſaß. Namentlich waren die Familien von

Bulach und Goldenberg ſehr dafür. Herr Goldenberg beging einmal ſogar in dieſer Hinſicht eine recht grobe Taktloſigkeit. Als der Großherzog während der Manöver im Elſaß weilte, lud er ihn mit ſeinem Stabe zum Nachteſſen in ſein Landhaus ein. Beim Nachtiſch erhob er ſich und brachte die Geſundheit des Großherzogs, des „künftigen Souveräns“ von Elſaß-Lothringen aus. Der Großherzog zog ſich geſchickt aus der Affäre. Sofort ſtand er ſelber auf und ſprach ungefähr folgende Worte: „Wenn deutſche Generäle vereinigt ſind, gebührt der erſte Toaſt Seiner Majeſtät dem Kaiſer. Wenn ein Fürſt unter ihnen weilt, iſt das noch weit mehr der Fall. Ich bitte Sie alſo auf das Wohl Seiner Majeſtät Ihr Glas zu erheben.“ Herr Goldenberg verſtand die Lektion, war aber ſo entrüſtet darüber, daß er von nun an zur Oppoſition überging und unter Manteuffel ſpäter ſogar Proteſtler wurde.

Nach Beendigung der Reichstagsdebatte über das Stellvertretungsgeſetz hatte ich noch manchmal Gelegenheit, mit Bismarck die elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten auf den parlamentariſchen Abenden durchzuſprechen. So kam am 9. März der Reichskanzler noch auf die Sache zurück. Auch er ſehne den Zeitpunkt herbei, ſagte er, wo man dem Reichslande eine eigene Landesvertretung und eigene Regierung mit dem Sitz in Straßburg geben könnte. Die beſte Löſung, meinte der Fürſt, ſei das Kronprinzenprojekt; er möchte aus Elſaß-Lothringen ein deutſches Dauphiné machen, in welchem der jeweilige Kronprinz ſich mit der Führung der Geſchäfte vertraut machen könnte, wo er einen, wenn auch beſchränkten Wirkungskreis finden würde, der ihm ſpäter bei der Thronbeſteigung von Nutzen wäre. Die bedeutendſten Zeitungen: „Augsburger Allgemeine“, „Kölniſche“, „National-Zeitung“ unterſtützten unſere Beſtrebungen, indem ſie die Frage nach allen Richtungen ventilierten, ob Elſaß-Lothringen ein „Kaiſerliches Kronland“, ein „Kaiſerland“, eine „Apanage des Kronprinzen“, ein „Großherzogtum“ u. ſ. w. ſein ſollte. Die verſchiedenſten Meinungen kamen damals zum Ausdruck, das

eigentliche „Kronprinzenprojekt“ ſchien aber weitaus die größten Sympathien zu haben.

Das Elſäſſer Journal äußerte zu dieſer Bewegung, daß „eine Deputation des Landesausſchuſſes ſich nach Berlin begeben ſolle, um mit den autonomiſtiſchen Abgeordneten zu handeln und der Regierung mit Ratſchlägen zur Seite zu ſtehen.“ Dieſem Vorſchlag wurde jedoch keine Folge gegeben. Hingegen erſchienen im Elſäſſer Journal verſchiedene offene Briefe von namhaften Mitgliedern des Landesausſchuſſes, Rechtsanwalt Ferdinand Schneegans, Profeſſor Goguel, Baron Zorn von Bulach, welche die Verfaſſungsfrage von verſchiedenen Standpunkten aus beſprachen, entweder direkt und offen für das Kronprinzenprojekt eintraten oder in allgemeiner Weiſe die „Autonomie“ oder die Errichtung einer Statthalterſchaft auf der Baſis einer Perſonalunion, wie in Luxemburg, befürworteten.

In dieſe Zeit fällt eine Beſprechung, welche Bergmann, North und ich mit dem Fürſten hatten und welche von beſonderer Bedeutung ſcheint. Dieſelbe fand am 2. April 2 Uhr nachmittags ſtatt. Es handelte ſich dabei beſonders um das „Kronprinzenprojekt.“ Bergmann nahm zuerſt das Wort, um dem Fürſten zu ſagen, daß das Kronprinzenprojekt vielen Anklang gefunden habe; wir hätten dieſe Audienz nachgeſucht, um mit dem Fürſten zu erörtern, welche Schritte nun getan werden ſollten, um die Sache zu fördern.

Bismarck antwortete ungefähr folgendes (wir ſetzten nach der Audienz eine Art Protokoll auf, aus welchem dieſe Worte abgeſchrieben ſind):

„Ich habe die Meinung Seiner Majeſtät des Kaiſers über die Frage noch nicht eingeholt. Als Diener des Kaiſers muß ich mit meiner perſönlichen Meinung zurückhalten. Es iſt mir alſo ſchwer, Ihnen hierin einen Rat zu erteilen. Sie müſſen ſelbſt aus den Verhältniſſen den richtigen Weg erkennen, der Sie zum Ziele führt. Ich habe geſehen, daß die Frage des Kronprinzen als Souverän von Elſaß-Lothringen durch die Preſſe angeregt worden iſt. Es ſind dieſe Artikel aber inſofern nicht ganz richtig, als darin von einer Statthalterſchaft des Kaiſers durch den Kronprinzen die Rede war; eine ſolche Statthalterſchaft aber ſoll es nicht ſein, es würde Sie auch nicht weiter führen. Wenn man Erbſtatthalterſchaft geſagt hätte, ſo wäre

das richtiger gewesen; denn der Kronprinz soll Ihr Landesherr, Ihr Souverän sein; er soll die Maßregeln treffen, die jetzt der Kaiser trifft und zwar soll er sie im Lande selbst treffen. Man hat dagegen geltend gemacht, daß der Kronprinz nicht in Elsaß-Lothringen wohnen kann, da er auch Kronprinz von Preußen ist; aber er brauchte ja auch nicht immer dort zu wohnen, sondern zum Beispiel einen Monat alle Vierteljahre. Mit dem Kaiserland kommen Sie nicht weiter; was Sie brauchen, das ist die Regierung des Landes im Lande selbst und wenn der Kaiser Ihr direkter Souverän wäre und auch einen Statthalter nach Straßburg schickte, so müßte er doch immer noch ein Kabinett in Berlin haben, und das käme immer wieder auf ein Ministerium in Berlin heraus, während der Kronprinz, als direkter Souverän, sich in Straßburg selbst dies Ministerium bilden müßte. Es könnte ein älterer Herr sein, wie Herr von Möller, er könnte einen Elsässer an seine Seite stellen oder einen Süddeutschen. Jedenfalls ist diese Souveränität des Kronprinzen der einzige Weg, der Sie von Berlin losbringt. Der Begriff des Kaiserlandes würde auch Schwierigkeiten mit den verbündeten Regierungen hervorrufen; es würde dies eine Abtretung der Rechte von seiten der andern Staaten erfordern, während, wenn der Kronprinz Ihr Landesherr ist, es nur einer kleinen Änderung im organischen Gesetze brauchte, nämlich die Worte „der Kaiser übt die Staatsgewalt aus" durch die „der Kronprinz" zu ersetzen."

Auf meine Bemerkung, daß wir durch einen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der sich gegen den vom Fürsten befürworteten Vorschlag des Kronprinzen als Landesherrn aussprach, gewissermaßen betroffen wurden, erwiderte der Fürst: dieser Artikel sei weder von ihm noch vom Kronprinzen inspiriert; er (der Fürst) kenne die Quelle, welcher er entspringe, er komme aus einer Strömung, die uns nicht sympathisch ist, „denn es gibt hier in Berlin auch solche, die nicht wollen, daß die Dinge bei Ihnen sich regeln."*)

*) Dieser Artikel war nicht wie Bismarck damals vermutete vom Geh. Hofrat Schneider, dem Vorleser des Kaisers und war nicht von der militärischen Umgebung des Monarchen inspiriert. Der Verfasser war der Redakteur Hugo Jacobi, welcher — wie er meinem Vater später selbst schrieb — die ganz verständliche Ansicht hatte, daß der Kronprinz nach Berlin gehöre, um seinem alten Vater die Repräsentationslast zu erleichtern und der Armee, der fremden Diplomatie, dem politischen und geistigen Leben der Hauptstadt, sowie der eigenen Regierung nicht fremd zu werden. Auch befürchtete er, daß sich bald Gegensätze zwischen Berlin und Straßburg herausbilden könnten, die um so bedenklicher gewesen wären, weil sie dann zwischen dem Kaiser und Kronprinzen bestanden hätten. Das war lediglich Jacobis persönliche Ansicht. Der Artikel war nicht inspiriert.

Bergmann bemerkte dann, daß während des Aufenthalts des Kaisers in Elsaß-Lothringen der Landesausschuß sich entschieden für die Personalunion ausgesprochen und der Kronprinz sich ebenfalls mit dieser Kombination einverstanden erklärt habe; wie wäre nun vorzuschreiten? würde es durch eine Deputation oder auf dem Petitionswege besser sein?

Der Fürst erwiderte: eine Deputation hätte ihre Schwierigkeiten, es könne ja auch der Zufall wollen, daß der Kaiser unwohl wäre und sie nicht empfangen könnte; dies würde sofort die entgegengesetzte Strömung fördern und das Gegenteil von dem Erzielten hervorbringen. Der Petitionsweg scheine besser angemessen; der letzte Beschluß des Landesausschusses wäre der richtige Ausgangspunkt dazu. Nach einigen, die Einberufung des Landesausschusses nebenher berührenden Bemerkungen, sagte der Abgeordnete North: indem der Landesausschuß seinen Beschluß faßte, den Kaiser als Landesherrn zu haben, sei er hauptsächlich von dem Wunsche geleitet worden, die Regierung in das Land verlegt zu sehen; da durch das Kronprinzenprojekt dasselbe Ziel erreicht würde, so würde diesem Projekte nichts entgegenstehen; das Landesausschußmitglied, Herr Ferdinand Schneegans, habe dies in einem offenen Brief, der die Meinung des Landesausschusses wiedergebe, ausgesprochen. Darauf erwiderte der Fürst:

„Die Personalunion würde Sie bald zur Realunion mit Preußen führen, was Sie nicht wollen, und was Preußen auch nicht will. Es ginge wie mit Luxemburg, die Elsaß-Lothringer würden aber viel eher Deutsche werden, als Preußen. Sie müssen ein kleiner Staat werden; in einem kleinen Staat befinden Sie sich auch besser als in einem großen Reiche wie Preußen, wo Sie unter den 25 Millionen untergehen würden."

Nach einigen Worten, über die Art und Weise, die Frage beim Kaiser anzuregen, fügte der Fürst hinzu:

„Der Kronprinz, wie Herr North sagte, hat sich für das Projekt der Personalunion mit dem Kaiser im letzten Jahr in Straßburg ausgesprochen. Er ist ein viel zu ehrfurchtsvoller Sohn, als daß er sich dagegen hätte aussprechen können. Jedenfalls werden Sie mich bereit finden, Sie in diesen Bestrebungen zu unterstützen. Ich werde Ihr Advokat sein. Wenn eine Deputation, die eine Petition überreichen könnte, notwendig erschiene, würde ich es Ihnen sagen; wenn nicht, würde ich abraten. Sie können jedenfalls auf meine Unterstützung zählen."

In den Worten, mit welchen er sich von den Abgeordneten verabschiedete, betonte der Fürst nochmals den letzten Gedanken.

Dies waren, wenn nicht ganz dem Wortlaute, so doch dem vollen Sinn gemäß, die in dieser Audienz gepflogenen Auseinandersetzungen.

Das Kronprinzenprojekt schien von diesem Zeitpunkt an in den höchsten Kreisen festeren Fuß zu fassen. Es wurde in mehreren Zeitungen berichtet, der Kronprinz habe mit Herrn von Roggenbach und mit Herrn von Stauffenberg des Näheren darüber konferiert. Man wollte wissen, daß diese Herren, oder einer von ihnen, als Minister nach Elsaß-Lothringen berufen werden würden. Am Anfang Mai wurde mir durch Herrn von Stauffenberg bestätigend mitgeteilt, daß das „Kronprinzenland fertig sei."

Da erfolgten am 14. Mai und am 2. Juni die beiden Attentate von Hoedel und Nobiling gegen den Kaiser. Am 6. Juni wurde der Kronprinz mit der Wahrnehmung der Geschäfte und Stellvertretung des Kaisers betraut. Am 13. Juni wurde der Reichstag aufgelöst.

Alle das Reichsland betreffenden Projekte wurden in den Hintergrund gerückt; von dem Kronprinzenprojekt besonders konnte zunächst keine Rede mehr sein; man konnte sich die Frage stellen, ob die elsaß-lothringische Verfassungsangelegenheit nicht überhaupt, und vielleicht auf lange Zeit hinaus, von der Tagesordnung verschwinden würde.

Ich hatte natürlich mit meinen politischen Freunden in Straßburg, namentlich mit Klein diese verschiedenen Kombinationen und ganz besonders das damals am nächsten liegende Kronprinzenprojekt brieflich erörtert. Klein war für eine Statthalterschaft des Kronprinzen durchaus nicht begeistert. Er schrieb mir am 6. April, der Gedanke daran, komme ihm wie eine Utopie vor; er könne nicht umhin, diesen Plan als identisch mit dem einer Personalunion mit dem Kaiser anzusehen. Am 7. Mai kam er wieder in einem Brief auf das Projekt zurück. „Wenn der jetzige Kronprinz", meinte er, „zwanzig Jahre lang oder nur

fünf bis ſechs Jahre bleiben könnte, um dem Land eine dauernde, feſte Organiſation zu geben, ſo wäre es ja annehmbar. Aber in den gegenwärtigen Verhältniſſen, wo der Kaiſer ſchon ſo bejahrt ſei, wäre dies ja ausgeſchloſſen. Man müſſe an die Zukunft denken. Wäre das Elſaß Dauphiné, ſo könne der Fall ſehr leicht eintreten, daß an die Spitze unſeres Landes ein Kind oder ein junger Mann träte, welcher unter der Oberaufſicht eines Hofmeiſters ſtünde. Was würde das Land daraus zu gewinnen haben? Das Alles wäre gleichgültig, wenn das Land eine ſtarke parlamentariſche Regierungsform hätte. Aber das ſei ja auch nicht möglich. Klein war übrigens auch nicht dafür, daß dem Elſaß ein Landtag gegeben würde, der aus allgemeinen Wahlen hervorginge:

„Tu vois notre pays avec 1 200 000 ultramontains exposé à un gouvernement parlementaire! Ce serait du propre! .... Il faut nécessairement trouver un moyen terme qui donne satisfaction non pas aux libéraux radicaux qui font de la théorie et qui ne comprennent pas la situation, mais aux libéraux réfléchis qui savent mettre leur républicanisme et leur libéralisme en poche pour se contenter d'un minimum de liberté relatif, minimum que le pays est capable de supporter et de digérer ..... En dépit des criailleries des libéraux je ne craindrais pas de proposer le mode suivant: 20 ou 30 membres seraient nommés par le procédé actuel, c'est-à-dire par les conseils généraux; 20 par les conseils d'arrondissement et 20 ou 30 ou par Kreis ou par les conseils municipaux. Je crois que de cette manière on arriverait à une composition possible. Les membres nommés par les conseils généraux seraient pris au sein de ces derniers, les membres nommés par les conseils municipaux et d'arrondissement seraient choisis en dehors des conseils généraux. Le serment politique serait exigé.“

Auch über die künftigen Miniſter ſprach ſich Klein aus. Von Roggenbach ſagte er, er habe ihn als Menſchen ſehr gerne; er ſei jedenfalls von den beſten Abſichten beſeelt; nach dem, was er ihm vor einigen Jahren und noch neulich geſagt habe, würde er gewiß mit der Bureaukratie tabula rasa machen und den elſäſſiſchen Einflüſſen auch ſehr viel Spielraum gewähren. Freilich ſei er etwas jähzornig von Charakter und habe als badiſcher Miniſter in ſolchen Anfällen Dinge getan, die er gleich nachher

bedauerte. Stauffenberg wäre jedenfalls vorzuziehen; er ſei ein gewiegter Parlamentarier und überhaupt bedeutender. Wie das elſäſſiſche Element in die Regierung hineinzuziehen ſei, erſchien aber Klein nicht leicht zu entſcheiden. Von den damaligen Elſäſſern hielt er eigentlich keinen für geeignet, einen Miniſterpoſten zu bekleiden, entweder wegen ihrer Vorbildung oder wegen ihres Alters oder aus andern Gründen. Dagegen hatte er ſich Folgendes ausgedacht. Ich zitiere ſeine Worte:

„Il faudrait entourer le gouvernement quelque fût sa forme d'un conseil de 7 ou de 9 membres dont les 2/3 fussent alsaciens. Ce conseil serait facile à composer. Les éléments sont là: Schlumberger, Auguste Dollfus, Ferd. Schneegans, Koechlin, Bergmann au besoin pour les tarifs, Aug. Schneegans pour l'instruction publique, North pour les questions financières; ce serait à mon avis la seule manière d'introduire l'élément alsacien dans l'administration. Ce conseil aurait la haute main et la haute surveillance dans toutes les questions administratives; il examinerait toutes les mesures que le gouvernement se proposerait de prendre; il aurait le droit de veto et surtout il lui appartiendrait le droit de proposer la destitution ou le déplacement ou la mise à la retraite etc. de tous les fonctionnaires moins bien entendu les ministres."

Klein endete damit, mich zu bitten, wenn ſich die Gelegenheit böte, den Herrn v. Roggenbach oder von Stauffenberg von dieſen Vorſchlägen zu ſprechen, wenn ich ſie für geeignet hielte. So ſtanden die Dinge, als die Attentate ſtattfanden. Einſtweilen ſollte durch die neuen Wahlen alles in Frage geſtellt werden.

Wenn mein Verhältnis zu Klein während dieſer Legislaturperiode das denkbar Beſte war, ſo war es oft nicht ganz leicht mit meinen in Berlin anweſenden Kollegen auszukommen. Ich habe ſchon im vorigen Kapitel auf Eiferſüchteleien hingewieſen, welche oft das Zuſammengehen unſerer Gruppe erſchwerten. Auch im Jahre 1878 fehlte es nicht an ſolchen. Ich will hier nur einen derartigen Vorfall erwähnen. Der Reichstag wurde aufgefordert, Delegierte zu wählen, die ihn bei der Taufe des Panzerſchiffes „Bayern" in Kiel vertreten ſollten. Auf den Vorſchlag Laskers erwies mir die nationalliberale Partei die Ehre, mich auf die Liſte der Delegierten als „Vertreter des Elſaſſes", —

das wurde ausdrücklich betont — zu ſetzen. Großer Gott! wie viel Neid, wie viel Mißgunſt, wie viel innere Wut rief dieſer unglückliche Vorſchlag hervor! Ich, Ärmſter, ſobald der Reichstag mir irgend eine Ehre erwies*), ſo ſahen meine nächſten Kollegen dieſe Ehre als ihnen entriſſen an. Auch bei dieſer Gelegenheit glaubte in unſerer Gruppe ein jeder (mit Ausnahme von Rack), daß ihm im Grunde genommen, dieſer Platz gebührte. Bergmann tröſtete ſich, indem er offen ſagte: „Sie wiſſen wohl, daß ich in meinem Alter dieſe Strapaze nicht mehr ertragen hätte. Das iſt etwas für Ihr Alter!“ — Aber North und Neſſel waren beleidigt; ſie ließen durch mich den Präſidenten bitten, ihnen die Erlaubnis zu geben, ſich mit Rack den andern Abgeordneten auf der Kieler Reiſe anzuſchließen. Wenn ich auch die Sache wenig korrekt fand, tat ich doch dieſen Schritt, — ich ſprach aber offen mit Stauffenberg und ſagte ihm, ich müßte die Empfindlichkeit meiner Kollegen ſchonen. Er antwortete: „Ach! wir kennen dies ja! wir wollen die Herren einladen, wenn Ihnen damit gedient iſt, aber Sie haben wir als Elſäſſer gewählt.“ Sie wurden alſo eingeladen und gingen nach Kiel.

Dort, in Kiel, war es noch viel ſchlimmer. Plötzlich, als der Zug der Abgeordneten ſich nach dem Arſenal in Bewegung ſetzte, ſehe ich die Herren — Grad und Guerber — anrücken; ſie gehen auf mich zu und ſchließen ſich uns an, ohne daß ſie von irgend jemandem einen Auftrag dazu gehabt hätten. Der Vizepräſident Stauffenberg, welcher den Präſidenten Forckenbeck vertrat, kam auf mich zu und ſagte mir: „Dieſe Herren ſetzen mich in die größte Verlegenheit; ich habe ſchon mit Mühe bei dem Admiral Stoſch die nachträgliche Einladung Ihrer näheren Kollegen erwirkt; wir haben ſie zugelaſſen, weil wir gerne den Elſäſſern, die Ihre Geſinnung teilen, die Gelegenheit bieten, ſich auch mit unſern deutſchen Einrichtungen bekannt zu machen, —

*) In der erſten Seſſion war Schneegans einſtimmig zum Schriftführer in der Abteilung gewählt worden, der er angehörte. In der zweiten Seſſion nach 1878 wählte ihn ſein Büreau zum Vizepräſidenten.

aber dies iſt nun bei jenen beiden Herren gar nicht der Fall. Was meinen Sie dazu?"

Ich antwortete ihm, daß ich ſeine Meinung teilte, daß ich den Schritt dieſer Herren für unkorrekt und unſchicklich hielte, und meinerſeits keine Schuld daran hätte. Beim Verlaſſen der Arſenale waren die Herren Grad und Guerber ſogar mit den Eingeladenen und Delegierten auf die Korvette geſtiegen und waren mit uns auf der Torpedoſtation gelandet.

„Ja", ſagte mir Stauffenberg, „es tut mir herzlich leid für die Herren, ich muß ihnen aber doch bedeuten, daß ſie nicht weiter mit uns fahren können."

Ich ſah von ziemlich nahe, was nun vorging. Stauffenberg näherte ſich ihnen, ſprach mit ihnen; ſie grüßten etwas verlegen — und blieben auf dem Lande, während wir uns einſchifften.

Grad rächte ſich, indem er mich in der franzöſiſchen Preſſe und den elſäſſiſchen Zeitungen, zu denen er Beziehungen unterhielt, wegen meiner Reiſe nach Kiel angriff. Kielerreiſe! Das ſollte mir immer wieder in allen möglichen Saucen zubereitet aufgetiſcht werden. — Aber Ihr, Grad, Guerber, Ihr, North, Rack, Neſſel, Ihr waret alle da, und ohne dazu ernannt, ohne dazu auserleſen worden zu ſein. Ich allein war als regelrechter Vertreter des Elſaſſes in Kiel! Was wolltet Ihr alſo? Wo blieb die Logik in alledem?

Es trug ſich aber ein Vorfall zu, der noch ganz beſonders die Wut der Elſäſſer auf mich ziehen ſollte. Am erſten Abend waren die Delegierten für die offiziellen Feſteſſen auf die einzelnen Kriegsſchiffe verteilt worden. In meinem Kreiſe bat man mich, die Rede auf die Marine zu halten. Ich verſuchte es abzuſchlagen, aber man erlaubte es mir nicht. Ich war in großer Verlegenheit, denn ich mußte die Empfindlichkeiten meiner Wähler ſchonen; ich konnte und durfte nicht wie ein Altdeutſcher reden; ich mußte meinen Charakter als Elſäſſer wahren. Ich tat es. Ich erhob mich und ſagte ungefähr Folgendes: „Wenn ich Altdeutſcher wäre, würde ich Sie mit Begeiſterung auffordern, auf die deutſche Marine zu trinken; ich würde die Verdienſte und

den Ruhm dieſer Marine in enthuſiaſtiſchen Worten preiſen u. ſ. w. Aber ich bin Elſäſſer, Abgeordneter des Elſaſſes und ich muß in Betracht ziehen, daß die, welche mich in den Reichstag geſchickt haben, noch nicht den Enthuſiasmus, den Sie empfinden, teilen, noch teilen können. Mit dieſer Nüance trinke ich auf die Marine.“ Dieſer Toaſt konnte natürlich nicht allen, die an Bord waren, gefallen. Einige Kollegen fühlten ſich dadurch verletzt. Andre verſtanden mich; namentlich die Marineoffiziere. Aber im Elſaß, wo dieſer Toaſt bekannt wurde (durch das „Elſäſſer Journal“), hätte man mir mein Verhalten danken ſollen. Schließlich war doch auch ein gewiſſer Mut dazu nötig, um in Gegenwart der Delegierten des Bundesrates, des Reichstages, der Marineoffiziere alſo zu ſprechen. Aber nein! Keiner dankte es mir! Keiner ſprach ein Wort davon! Im Gegenteil, man machte ſich über mich luſtig, man verbreitete Karikaturen über mich, und ſtellte mich mehr denn je als einen Menſchen dar, der nur verhöhnt zu werden verdiente.

Es ſollte aber noch ſchlimmer kommen. Die nächſten Wahlen ſollten es mir zeigen. Es warteten meiner bittere Erfahrungen.

Kapitel 16.

Die Niederlage des Sommers 1878.

Die Reichstagswahlen vom Sommer 1878 ſollten mir eine der ſchmerzlichſten, grauſamſten Überraſchungen bringen, die ich in meiner politiſchen Laufbahn jemals erlebt. Daß Kablé innerlich nicht mehr ganz mit uns harmonierte, war mir bekannt. Daß aber dieſer Mann, der doch einer meiner beſten Freunde war, uns auf ſo ſchnöde Weiſe verraten würde, wie er es getan, konnten wir, konnte ich, ſein Freund, gewiß nicht erwarten. Ich will dieſe traurigen Ereigniſſe ganz im einzelnen erzählen.

North hatte den Wunſch ausgeſprochen, ſich vom politiſchen Leben zurückzuziehen. Als ſeinen Nachfolger im Kreiſe Straßburg-Land hatten wir Kablé ins Auge genommen. Eines ſchönen Tages kommt er zu mir aufs Bureau und erklärt mir, daß er Kandidat in Straßburg-Stadt ſein werde; er lege Gewicht darauf, es mir ſelber anzukündigen. „Aber", ſagte ich ihm, „wir haben ja Bergmann. Warum Bergmann nicht behalten?" Darauf antwortet er, daß er ſich eben *gegen* Bergmann als Kandidat aufſtelle, und daß er vom Komitee der Proteſtpartei als Kandidat angenommen worden ſei. — „Wie! gegen uns?" — „Ja, gegen Sie! ich komme, um es Ihnen zu ſagen! denn ich habe meinem Komitee erklärt, daß ich Ihr perſönlicher Freund bleiben wollte, wenn ich Sie auch auf politiſchem Gebiete bekämpfte." —

Es handelte ſich alſo um einen wirklichen Bruch! Wie wäre ich nicht überraſcht, ja verblüfft geweſen?

Dieſe Nachricht machte denſelben Eindruck auf Klein und auf Fiſchbach. Der Präſident des Komitees von Kablé war E. Lauth ſelbſt, der frühere Abgeordnete der Proteſtpartei, den Bergmann beſiegt hatte. Die Bedeutung der Kandidatur Kablés war alſo ganz klar.

Er erklärte mir ſelbſt, daß er des Sieges gewiß ſei. Die Katholiken und die Proteſtler würden alle für ihn ſtimmen; in den proteſtantiſchen Kreiſen hatte er auch die ganze orthodoxe Partei für ſich; eine große Menge Gemäßigter, Autonomiſten ſollten auch für ihn ſtimmen, da ſie ihn noch für einen unſrer Anhänger hielten. Ich weiß von einigen Verwandten z. B., daß ſie für Kablé auf Grund dieſes Irrtums ihre Stimme abgaben. Auch viele Altdeutſche ſollten wieder wie das erſte Mal, ja noch mehr wie damals, die Proteſtler unterſtützen. Wie ſehr die öffentliche Meinung hinſichtlich dieſer Kandidatur in die Irre geführt war, möge folgender Brief beweiſen, der uns auf die Redaktion geſchickt wurde:

Strasbourg, le 5 Juillet 1878

Monsieur le Rédacteur.

Votre Journal d'hier parlait d'une candidature Jacques Kablé pour les élections au Reichstag. Le No. d'aujourd'hui ne confirme ni ne dément ce bruit qui se répand en ville. Beaucoup de vos lecteurs présument que la nouvelle a été donnée d'une manière erronnée en ce sens, que l'honorable Mr. Kablé accepte la candidature pour Strasbourg-campagne. L'on affirme que Mr. North ne se représente pas dans cet arrondissement; s'il en est ainsi, on ne lui trouverait certes pas un successeur plus capable et plus digne de la confiance des électeurs que Mr. Jacques Kablé.

Aucun manifeste n'ayant paru jusqu'à présent, l'on se demande à quel titre Mr. Kablé se présenterait en ville en opposition avec Mr. G^rr Bergmann? Comme candidat de protestation? Mr. Kablé n'est pas homme à accepter un mandat impératif, et les capacités intellectuelles qu'on lui connait, ne doivent pas lui permettre, ce nous semble, de servir un parti, qui a fait son temps, si jamais il devait le faire. D'ailleurs ne se croyons pas nous tromper en disant que Mr. Kablé n'a jamais appartenu au parti de la protesta-

tion. Et s'il ne s'agit pas de protestation, pourquoi faire de l'opposition à Mr. G^ve^ Bergmann?

Nous désirions depuis des années que Mr. Jacques Kablé se mette sur les rangs et prenne une part active aux travaux de la vie publique, et si l'arrondissement de Strasbourg-campagne, ou bien celui de Hagenau, voulait fixer son choix sur ce concitoyen généralement estimé, toute l'Alsace s'en trouverait honorée. Quant à Strasbourg-ville nous nous demandons par quel motif les électeurs, qui ont donné leurs voix à Mr. G^ve^ Bergmann, il y a 1½ ans, voteraient aujourd'hui pour un autre candidat, que l'honorable député sortant, qui en acceptant ce mandat avec dévouement, a rendu les services que nul n'ignore et qui en rendra davantage s'il est réélu.

Agréez etc.

Un électeur.

Als Kablé mich verließ, ging ich zu Fiſchbach, um ihn von dem, was vor ſich ging, in Kenntnis zu ſetzen. Ich ſagte ihm: „Das iſt einer der größten Schmerzen meines Lebens. Wir wollen uns aber das Wort geben, Kablé nicht anzugreifen, bevor er uns angreift.“ Ich beſchränkte mich alſo darauf, einen ganz allgemeinen Artikel zu ſchreiben, indem ich mein Bedauern ausſprach, daß Kablé nicht mehr mit uns war, daß er die Kandidatur in Straßburg-Land nicht angenommen habe, daß wir ihn nicht unterſtützen könnten, da wir ja Bergmann hätten uſw. Er antwortete durch einen ſehr heftigen, perſönlich gehaltenen Brief, deſſen Veröffentlichung er in der Zeitung verlangte. Ich will den Brief im Wortlaute anführen, um zu zeigen, welchen Tones dieſer Herr ſich befleißigte, welcher mir geſagt hatte, er wollte nur meine Politik bekämpfen, im übrigen aber mein Freund bleiben:

Strasbourg, le 14 Juillet 1878.

Monsieur le Directeur du Journal d'Alsace,

Dans votre numéro d'aujourd'hui vous dites que vous aviez espéré me voir poser ma candidature dans la circonscription Strasbourg-Landkreis. Vous exprimez en même temps le regret qu'il n'en soit pas ainsi, parce qu'alors vous m'auriez prêté votre appui, tandis qu'aujourd'hui votre désir de faire triompher la candidature de Mr. Bergmann ne vous permet pas d'appuyer la mienne.

Vous avez été mal renseigné sur mes intentions au sujet de la circonscription Strasbourg-Landkreis. Aucun électeur de cette

circonscription ne m'a offert la candidature, et je n'ai jamais songé un seul instant à l'y poser.

Quant au regret que vous exprimez de ne pouvoir pas me prêter votre appui à Strasbourg-ville, ce regret est tout à fait superflu parceque je me garderais bien d'accepter votre appui: ma candidature ne pourrait rien y gagner.

Vous dites plus loin:

„Nous eussions trouvé simple qu'un candidat de la protestation vînt lutter contre le candidat du parti de l'action etc. . . ." Cette division du pays politique en parti de la protestation et parti de l'action est inadmissible. La protestation n'exclut pas le moins du monde l'action, ainsi que l'ont prouvé les honorables députés de la Haute Alsace. Ou bien prétendez-vous que l'action implique nécessairement la soumission? C'est à ce non-sens que pourrait conduire la distinction des partis que vous établissez. Le but de vos observations est évidemment, Monsieur, de faire croire au lecteur qu'entre le programme de l'honorable Mr. Bergmann et le mien il n'existe aucune différence. Et cependant mieux que personne vous savez que mon programme a toujours compris la défense des droits et des intérêts du pays, mais sous la réserve expresse de la protestation que j'ai signée à l'Assemblée nationale à Bordeaux et à laquelle je tiens à rester fidèle. Je regrette que cette réserve n'ait pas assez de valeur à vos yeux pour y trouver une différence entre le programme de Mr. Bergmann et le mien. Ma profession de foi que je me propose de publier sous peu, achèvera, je l'espère de vous convaincre de cette différence et fera cesser un mal-entendu que je ne m'attendais certes pas à trouver dans votre Journal. Je compte sur votre impartialité pour l'insertion de cette réponse à des observations qui me touchent trop personnellement pour que je puisse renoncer au droit de les rectifier.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de ma considération distinguée

J. Kablé.

Ich weigerte mich, dieſen Brief zu veröffentlichen und beſchränkte mich darauf, den Inhalt desſelben anzugeben. Dadurch glaubte ich ihm mehr zu gewähren, als er zu verlangen das Recht hatte. Niemals wird irgend ein Journaliſt geſtatten, daß der Gegner in den Spalten der Zeitung, die er bekämpft, ſeine Polemik führe. Bin ich der Herr in meinem Hauſe? Oder ſind es meine Gegner? Ich konnte den Brief überhaupt zurückweiſen, da er nicht die Antwort auf irgend einen perſönlichen Angriff war, ſondern eine Erörterung meiner Anſichten, meines

Artikels des vorhergehenden Tages und einen Angriff gegen mich enthielt. Statt deſſen erwähnte ich ihn und führte aus, weshalb ich ihn nicht veröffentlichte.

Vorher hatte noch unſer gemeinſamer Freund, Rod. v. Türkheim, welcher mit Bedauern unſern Bruch erfahren hatte, verſucht, uns zu verſöhnen. Er hatte uns beide am 7. Juli zu ſich auf ſein Landhaus nach Truttenhauſen eingeladen zu einem „congrès d'amis." Ich war hingegangen in der Hoffnung, daß der Zwiſt dort beigelegt werden könnte. Kablé war aber nicht gekommen. Offenbar erlaubte ihm ſein Komitee nicht, daß er ſich mit mir verſtändige.

Im Gegenteil, die Herren eröffneten einen wütenden Feldzug gegen mich. Auf den Plakaten, die jeden Abend angeſchlagen wurden, griff das Komitee Kablé nicht Herrn Bergmann, den Kandidaten, gegen welchen Kablé ſich aufſtellte, — ſondern mich an. Man bediente ſich polemiſcher Mittel, die ich, — der ich doch ſchon eine zwölfjährige Erfahrung als Journaliſt hinter mir hatte, — noch nicht kannte. Kablé erzählte eines ſchönen Tages auf dieſen Plakaten, daß „Herr Schneegans, der Herrn Bergmann unterſtütze, von ihm und Herrn North ganz anders ſpräche, wenn er ſich mit einem privatim unterhalte." Er wollte auf dieſe Weiſe ſehr klar zu verſtehen geben, daß ich dieſe Herren hinterrücks angriffe, obgleich ich ſie in der Öffentlichkeit unterſtützte. Da ich Kablé als einen intimen Freund anſah, hatte ich ihm manchmal erzählt, daß Bergmann und North hie und da langweilig und pedantiſch wären. Er nutzte dieſe vertraulichen Mitteilungen aus, um ſie auf dieſe Weiſe zu verdrehen. Er erzählte ferner ſeinem Komitee, daß er mir Geld geliehen habe und ließ ſo annehmen, daß ich es ihm ſchuldig ſei. Er ſpielte auf eine Summe an, die er mir einſt in Bern bei Anlaß der Gründung der Helvétie geliehen hatte.

Klein kam eines Tages ganz außer ſich zu mir und fragte mich, ob ich ihm wirklich etwas ſchuldig ſei; er würde mir ſofort die nötige Summe geben, um ihn zu bezahlen. Das mache doch einen zu ſchlechten Eindruck. Ich antwortete ihm, daß ich ihm

keinen roten Heller ſchuldig ſei und brachte ihm die Quittung Kablés. — „Wie?“ rief er aus, „zu 5 %? Was will er denn? Das war kein Dienſt, den er Dir leiſtete. Er legte einfach ſein Geld ſehr vorteilhaft an!“ Klein war empört.

So wurde die Polemik von Tag zu Tag giftiger.

Wir konnten unſrerſeits nicht mehr ſchweigen. Da der Kampf dieſe Wendung nahm, ſah ich mich gezwungen, ob ich wollte oder nicht, alle meine Batterien auffahren zu laſſen. Das war ich meiner Partei, das war ich unſerm Kandidaten ſchuldig. Unſre Freunde, Ferdinand Schneegans z. B., fanden ſogar, daß ich ſo maßloſen Angriffen gegenüber zu mäßig blieb.

Kablé kannte ſich aber nicht mehr vor Wut. North ſagte mir eines Tages: „Geben Sie acht, daß Sie Kablé nicht auf der Straße antreffen. Er iſt wütend auf Sie und hat mir heute morgen geſagt, daß, wenn er Sie auf der Straße trifft, er Sie vor allen Leuten ohrfeigen wird.“ Am Abend desſelben Tages ſuchte mich Klein auf, um mir zu ſagen: „Kablé wird toll.“ Er hat mir eben geſagt: „Wenn Du Schneegans ſiehſt, ſage ihm, daß, wenn er das Unglück hat, jemals wieder den Fuß über meine Schwelle zu ſetzen, ich ihm durch meinen Kutſcher die Türe werde weiſen laſſen.“

Das war zu viel! Das erlaubte ſich ein Mann, welcher der Pate meines jüngſten Kindes war. Das war kein politiſcher Streit mehr, ſondern eine perſönliche Angelegenheit. Ich mußte die Ehre meines Hauſes wahren. So ließ ich ihm denn ſeine Patengeſchenke alle zurückſchicken.

Dieſer Schritt übte aber eine ganz andre Wirkung aus, als ich mir vorgeſtellt hatte. In der ganzen Stadt ſchrie man noch ärger gegen mich als zuvor. Man behauptete, ich hätte das getan, um Kablé herauszufordern. Selbſt North warf mir vor, ich hätte Unrecht getan. Und doch mußte ich mir ſagen, daß ich ein Elender geweſen wäre, wenn ich die ſilbernen Löffel, die dieſer Menſch meinem Kinde geſchenkt, unter meinem Dache behalten hätte. Klein verſtand mich ſehr wohl, wenn er auch bedauerte, daß unſer Bruch ſo unheilbar geworden war.

In dieſer Kampfesart erkannte ich aber ſehr wohl die Gambetta, Scheurer und Genoſſen vertrauten Mittel. Sie hatten ganz auf dieſelbe Weiſe einſt das Kaiſerreich bekämpft. Scheurer und ſeine Freunde hatten mir damals oft geſagt, daß das mächtigſte Mittel zur Bekämpfung eines Feindes nicht auf dem Boden der Prinzipien zu ſuchen ſei. Man müſſe ihn nicht in ſeinen Handlungen angreifen, ſondern in ſeinem Privatleben, in ſeiner geſellſchaftlichen Stellung; man komme aber zu dieſem Ziele durch einen unaufhörlichen, unſichtbaren, perſönlichen Verleumdungskrieg. Man müſſe ihn allmählich zu iſolieren ſuchen, ihm ſeine Freunde und Anhänger, einen nach dem andern rauben. Das wäre eine viel wirkſamere Taktik als die Bekämpfung der Politik. Die Herren ſahen auch ſehr wohl ein, daß meine Politik im Grunde genommen die einzig vernünftige war, und daß ſie früher oder ſpäter gezwungen ſein würden, denſelben Weg einzuſchlagen wie ich. Man mußte alſo den Träger dieſer Politik unmöglich machen; und jedes Mittel dazu war gut — oder ſchlecht genug.

So erzählte man denn dem Publikum die abenteuerlichſten Geſchichten über mich. Man griff meine Familie an; man verdächtigte meine pekuniären Hilfsquellen. Da kam jenes Märchen auf, das ich ſchon oben erwähnte, ich hätte mich durch Vermittlung meines Schwiegervaters in Merſeburg dem Kronprinzen oder Bismarck für 20 000 Mark jährlich verkauft. Die Verleumdung ſchwoll und ſchwoll immer höher um mich.

Klein erſchrak über die Heftigkeit, über dieſes Creſcendo von Bosheit um mich her. Er ſagte mir einſt: „Kablé weiß, daß Du in ſehr vielen Zeitungen über die elſäſſiſche Politik korreſpondierſt.“ — „Natürlich wird er es wiſſen“, antwortete ich, „er iſt doch einer der Aktionäre der elſäſſiſchen Korreſpondenz geweſen; er kennt wie Chauffour und Dollfus alle Zeitungen, zu denen ich Beziehungen habe.“ — „Nun wohl“, antwortete er, „er erzählt ſeinem Komitee und ſeinen Freunden, was Du tuſt. Man weiß, daß Du in dieſen und jenen Zeitungen korreſpondierſt: und alles, was über Elſaß-Lothringen

erſcheint, wird Dir jetzt zugeſchrieben. — Wenn auch die Zeitungen uns unterſtützen, Kablé hat Mittel und Wege gefunden, um dieſe Unterſtützung illuſoriſch zu machen. Er ſagt einfach, daß alle dieſe Artikel von Dir ſind, und daß Du Dich ſelber in der Preſſe unterſtützeſt. So üben denn dieſe Artikel keine Wirkung mehr aus.“

So wütete der Wahlkampf damals in Straßburg. Man verſuchte, mich auch in meinem Wahlkreiſe zu bekämpfen. Aber hier ohne Erfolg. Der Boden war nicht vorbereitet worden. Der Notar Flach hatte zwar den Einfall, ſich gegen mich aufzuſtellen, führte aber den Gedanken nicht aus. Die Pamphlete und Verleumdungen, die man in meinem Wahlkreiſe verbreitete, übten keine Wirkung aus.*) Selbſt Herr Goldenberg, den man auffordern wollte, ſich gegen mich aufzuſtellen, weigerte ſich. — Er unterſtützte mich im Gegenteil. Später freilich, nach dem Siege Kablés, als er ſah, von welcher Seite her der Wind blies, ging er zur Proteſtpartei über.**) Der Sieg, den ich davontrug, war glänzend. Von 10 286 Stimmen fielen 9537 auf mich. 367 Stimmen waren ungültig. 749 zerſplitterten ſich auf Simonis, Guerber, Winterer, Glöckler, Meyer.***)

---

*) In einer Volksverſammlung in Drulingen am 30. Dezember 1877 hatte Schneegans übrigens ſchon auf die bereits damals gegen ihn erhobenen Anklagen in einer Rede geantwortet, welche auch als Broſchüre unter dem Titel: Pro domo, Straßburg, Fiſchbach 1878 in deutſcher und franzöſiſcher Sprache verbreitet wurde. In dieſer Rede hatte er ſich gegen die ſchon nach den Berliner Briefen auf ihn geſchleuderten Schmähungen gerechtfertigt. Sie übte ſehr gute Wirkung aus.

**) Über die andren Gründe, welche Goldenberg beſtimmten, vergl. S. 348.

***) Wie ſehr einzelne Wähler an Schneegans hingen, möge aus folgendem Gedicht hervorgehen, — das auch als Kurioſum aufbewahrt zu werden verdient, — welches ein biederer Bürgermeiſter von Imbsheim für ihn als Neujahrswunſch verbrachte, am 31. Dezember 1878:

1. Das neue Jahr hat angefangen
Und auch das alte iſt zu End.
Wir fühlen in uns ein Verlangen
Zu legen in Herrn Schneegans' Händ
Ein Jahreswunſch, der offenbar
Von vielen Ihm gewünſchet war.

2. Wir wünſchen Ihm ein langes Leben,
Auch ſtets dabei ein froher Mut.
Ihr holdes Weib möcht Sie umgeben,
Weil dieß gewiß Ihr höchſtes Gut
Bis in Ihr hohes Alter 'nein,
Sodaß Sie beide glücklich ſeyn.

In Straßburg dagegen wurde Kablé gewählt. Im Lager Kablés feierte man die Niederlage Bergmanns, ſowie wenn ich geſchlagen worden wäre. Dieſe Wahlkampagne, die letzte, die

---

3. Geſundheit möcht Gott Ihnen ſchenken,
Auch daß die Kinder recht gedeihn,
Ja, mög der Herr es alſo lenken,
Daß ſie recht artig, fromm und rein
Den Eltern Ihre Freude ſind
Wie einſt das liebe Jeſus Kind.

4. Wir wünſchen Ihm im neuen Jahr
Gott möge Ihn auch darin ſchützen
Und ihn behüten immerdar,
Auch wenn Er tut im Reichstag ſitzen
Und trägt dort unſre Wünſche dar
Vom Brandweing'ſetz vom alten Jahr.

5. Wir wünſchen, daß es möcht gelingen
Herrn Schneegans in dem Reichestag
Das Plaggeſetz hinweg zu bringen,
Das ſchwer auf unſerm Lande lag.
Ach! wär'n wir ſolcher Plage los
Wie wär' dann unſre Freud ſo groß.

6. Wir wünſchen allen Reichstagsglieder
Von unſerm lieben Elſasland
Sie möchten treu als unſre Brüder
Einander reichen Ihre Hand,
Und alſo könnte es gelingen
Den ſchweren Druck hinwegzubringen.

7. Wie würden wir uns Alle freuen,
Wenn wir von Plackereien los
Und Freude wär's in allen Reihen
Und unſer aller Dank wär groß.
Drum flehn wir nochmals helft uns doch,
Befreit uns von dem Sklavenjoch!

8. Der Brief möcht Sie nun treffen an,
Wie ich Sie letzthin auch getan
In G'ſundheit und in heiterm Sinn
Wie ich Gottlob auch heut noch bin.
Und weil ich jetzt auch endchen muß
Grüß ich Sie freundlich noch zum Schluß.

Hochachtungsvollſt
Ihr ergebenſter
Kaufmann, Bürgermeiſter.

Ein andres Kabinettſtückchen in ſeiner Art, in Sprache, Stil, Gedankengang für den elſäſſiſchen jüdiſchen Kleinbürger typiſch iſt folgender Brief, den Schneegans ſchon früher bekam. Er iſt ſo bezeichnend und ſo urkomiſch, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann, ihn hier in extenso mit allen Fehlern orthographiſcher und grammatiſcher Art wiederzugeben.

Muhlhausen, Canton Bouxweiller, Kreis Zaverne, Basse-Alsace, le 22 Janvier 1877.

Bien honoré Mr. Auguste Schnéegans, Directeur du Journal d'Alsace, ancien député du Bas-Rhin de Strasbourg.

Le Nommé Baruch Lang Ministre officiant et instituteur privé Israélite près la communauté Israélite de cette commune, sudite à Muhlhausen, Canton de Bouxweiller, Bas-Rhin, Kreis Zaverne.

ich mitmachte, iſt für mich etwas Schreckliches geweſen, nicht weil unſer Kandidat in Straßburg geſchlagen wurde — ich war häufig in der Minderheit geweſen und ich konnte mich in poli-

---

natif de Dürmenach, Canton Ferrette, Kreis Altkirch agé de 58 ans a l'honneur comme incognito homme dévoué et fidèle à votre organe libéral, et comme autrefois je lisais souvent votre journal, que je parcourus avec plaisir et enthousiasme y puissant, les plus nobles sentiments, libéraux, tolérants, phylantropiques, pacifiques et conservatives pour cet orgâne que vous repandez pour nos Alsaciens et vos lecteurs je porte et rends hommâge à votre talent et à votre sentiment libéral et je suplie l'Eternel Jehowa Le seigneur à nous tous, vous conserve encore longtemps vos facultes, physiques, morales, intellectuelles et scientifiques, pour que vous puissiez verser sur vos lecteurs cet esprit pacifique, conservatif et libéral, enfin compattez cette fronde Alsacienne et arogante, les ultramondains (sic) obscurs, qui voudraient obstruer le passage du progrès, tâchez d'extirper ce venin empoissonneur des Jéussites et dévoilez à vos lecteurs les intrigues hypocrites des tartuffes ultramondains, qui compattent présentement notre empire libéral, protecteur, tolérant et paternel, que Dieu le fortifie et l'éclaire pour qu'il puisse toujours nous Conserver sa bienveillance Impériale, prions! pour leur bien être, que Malgré tous les obstacles et tous les pièges que les Jéussites nous tentent, ils échouront, et cette noble œuvre libérale et conservative sera acclamée par tout l'univers qui marchera progressivement en couronnant l'œuvre de notre Auguste et noble Empereur et de Bismarck que Dieu les bénissent et les protegent. Mais aussi Mon seigneur Monsieur Schnéegans, comme députés noble franc et loyal défendez aussi les droits de Notre province si terriblement éprouvée et si patiente, que nous ayons un gouvernement à part, pour que chacun n'eusse pas le droit de nous subjuguer c.-a.-d. que notre province soit regie par un prince ou un duc Allemand, — qu'elle devienne independante comme les autres états Allemands, soumis à la Brusse; soutenez et défendez modéremment cette belle cause, ne vous laissez pas insinuer par les ultramondains hypocrites, ne soyez pas tenté par l'ambition et vive l'Empereur ainsi que Notre Alsace martyrisée par cette indivualité déspotique et intercèdez près de l'Empereur pour obtenir un gouvernement à part et indépendant. — Monsieur, agréez s. v. p. ma demande en envisageant ma triste position et précaire. Savoir» Je voudrais lire aussi votre Journal quotidien, mais mes moyens pécuniaires ne me le permettent point, car en tout je n'ai que 200 fr. d'appointements par an avec un secours que l'empire Brussien comme autrefois l'empire Français m'alouait un petit secours insuffisant de

tiſcher Hinſicht tröſten, da ich in meinem Wahlkreiſe einen ſo glänzenden Sieg errungen hatte. Nein, was für mich in dieſem Wahlkampfe ſo ſchrecklich geweſen iſt, was mir einen Schlag verſetzt hat, von dem ich mich nicht erholt habe, — das iſt der Verrat deſſen, auf den ich gerechnet hatte, um die Autonomiſtenpartei auf unzerſtörbarer Baſis aufzurichten, das iſt die Art und Weiſe, wie er mich verriet, wie er mich bekämpfte, wie er es anſtellte, um mich um die Sympathien meiner Mitbürger zu bringen. Seinem ganzen Verfahren lag kalte Berechnung, perfider Groll zu Grunde, welche vor keinem Mittel zurückſcheuten,

---

80 Mark insuffissant pour mon entretien, Done j'ose vons suplier de m'envoyer votre jonrnal chaque semaine deux fois, c.-a.-d. le journal traduit en français et je vous prierais de reduire le prix d'abonnement autant que possible, car je ne pourrais que cinq ou 10 fr. au plns par an, et je me priverais de beaucoup des choses indispensables, Mais je parconrrais de nouveau avec enthousiasme vos lignes qui jetteront un pesaume consolateur sur celui qui desire le progrès; toute notre commune protestante et israelite ont voté pour vous, et Moi j'ai preché en votre faveur, ce n'est pas par flatterie ni par courtoisie que je mentionne cela c'est par conviction, espérons que notre cause libérale et humanitaire remportera la victoire, sans qu'il y ait versé le moindre goute de sang, le monde l'éclairera par l'instruction et la lecture des journaux liberaux, exercez sur votre serviteur cette reduction de prix ou cette noble charité. Monsieur Schnéegans, vous m'objecteriez peut-être Mr. Lang, pourquoi n'acceptez vous pas une place plus lucrative, je prendrais la liberté de vous observer que je ne puis plus y prétendre, vu que je suis maladif, faible et infirme — affecté d'une affection de foie, mais je ne garde pas le lit, je puis encore faire mon petit métier, de quelques élèves que je dirige, mon seul entretien et ma seule consolation serait de lire votre journal, redaction Française, prix reduit de cinq à 10 fr. par an, plus je ne pourrais pas payer en vous souhaitant tout le bien être possihle. — Pour prendre des plus amples renseignements sur ma moralité, veuillez vous adresser à Mr. le Maire de Notre commune où je rende présentement Mr. Schnepp à Muhlhausen Canton Bouxweiller, Kreis Zaverne Basse Alsace, on a dressez-vous s. v. p. à Mr. le Grand Rabin, Mr. Aron de la Communauté Israelite de Strasbourg. En vous priant d'agreer mes civilites très empressées, votre dévoué Serviteur hunple et soumis Baruch Lang, ministre officiant à Muhlhausen, Canton Bouxweiller, Kreis Zaverne Unterelsaß."

welche ſich der gemeinſten Waffen bedienten, und dies, obgleich er wußte, daß dieſe Waffen Waffen der Lüge waren. — Denn Kablé kannte mich zu gut, als daß er hätte glauben können, daß ich in Wirklichkeit der Menſch war, zu welchem er mich machte. In meinem Innern vollzog ſich damals wie ein Zuſammenſturz. Mein Glaube in die Menſchen war erſchüttert, war vernichtet. — Kablé, in den ich mein volles Vertrauen geſetzt hatte, Kablé, den ich von allen meinen Freunden als den würdigſten zum Paten meines letzten Kindes ausgeſucht hatte, Kablé bekämpfte mich wie keiner, wie niemand es bis zu dieſem Tage getan hatte, und die vergifteten Pfeile, die von allen Seiten auf mich herniederfielen, es war die Hand meines beſten Freundes, der ſie verſandte.

Das war kein politiſcher Schmerz. Es war ein weit tieferer Kummer! Es war die Trauer um den Verluſt eines Freundes, um den Verrat eines Freundes, der mir eine blutende Wunde ins Herz ſchlug.

Kablé erzählte damals, als ich ihm ſeine Patengeſchenke zurückſchickte, daß er den Gedanken gehabt hätte, ſie der Wohltätigkeitslotterie zu ſchenken mit der Aufſchrift: Von Herrn Schneegans dem Herrn Kablé zurückgeſchickt.

Als Klein es mir erzählte, antwortete ich ihm. „Er möge es tun! und am Tage darauf werde ich der Wohltätigkeitslotterie ein Exemplar von Ciceros „De Amicitia“ ſchenken, mit der Aufſchrift: „Herrn Kablé gewidmet von Herrn Schneegans.“ —

Auch der Wahlkreis Hagenau war uns verloren gegangen. Herr Neſſel hatte ſeine Kandidatur nicht wieder aufgeſtellt. Perſönliche Gründe hatten ihn dazu beſtimmt. Sein Onkel, deſſen einziger Erbe er war, gehörte zu der klerikalen Partei und war ein wütender Fanatiker. Er und ſeine Parteigenoſſen wußten dieſen Umſtand auszunutzen, um ihn dazu zu bringen, von einer Kandidatur abzuſtehen. Man ſuchte ihn auch mit mir zu entzweien, indem man geltend machte, er ſolle nicht dulden, daß ich immer die erſte Geige ſpielte. Neſſel war neidiſch von

Charakter, und ſolche Beweggründe verfehlten ihre Wirkung nicht. North und Rack waren wiedergewählt worden, und in Lothringen hatten wir auch einen Wahlkreis erobert, — unſer Kandidat Lorette hatte geſiegt. So war die Niederlage in Hagenau wett gemacht. Der Verluſt Straßburgs laſtete aber ſehr ſchwer auf uns.

Ich reiſte äußerſt entmutigt im Herbſt 1878 nach Berlin ab. Um mich zu zerſtreuen, fuhr ich über Brüſſel und Oſtende. Ich wollte vergeſſen, ich wollte mich erholen, — aber den Verrat eines Freundes vergißt man nicht ſo leicht, verzeihen kann man ihn auch nicht. Auch jetzt noch, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, empfinde ich dieſen Schmerz wie am erſten Tage und fühle ſehr deutlich, daß mein Herz weder vergeſſen noch verziehen hat.

In Berlin ſtieg ich wiederum im Kaiſerhof ab. Kablé logierte ſpäter im ſelben Hotel. Wir gingen aneinander vorbei, ohne zu grüßen.

Ich war zuerſt allein in Berlin. Auch meine näheren Kollegen waren bei der Eröffnung des Reichstages nicht zugegen. Eine tiefe Entmutigung hatte ſich unſrer ganzen Partei bemächtigt. Die erbitterten Angriffe gegen mich hatten ſogar die feſteſten unter uns erſchüttert. Allmählich merkte ich auch, daß ſelbſt unter meinen Freunden der Gedanke immer mehr Platz griff: Wenn wir etwas erreichen wollen, müſſen wir Schneegans, gegen den ſich die Hauptangriffe richten, über Bord werfen. Manche von ihnen dachten ſogar, dann ihren Frieden mit der klerikalen Partei zu machen. Die Bedingung eines ſolchen Friedens war aber meine Ausſtoßung. Durch Vermittlung des Baron Zorn v. Bulach erhielt damals mein Freund Klein eine Audienz beim Biſchof von Straßburg, Raeß. Er ſprach mir davon und ſagte mir, daß die Katholiken bereit ſeien, mit den Autonomiſten zu gehen, nicht aber mit mir, den ſie als ihren ſchlimmſten Feind anſahen.

Übrigens hatte ſich in der Proteſtpartei auch eine Wandlung infolge der Ereigniſſe von 1877/78 vollzogen. Früher hatte dieſe Partei als Deviſe die protestation et abstention,

Proteſt und Enthaltung von jedweder parlamentariſcher Tätigkeit anerkannt. Das Verderbliche dieſer Politik war aber zu klar, als daß es ihre Führer nicht allmählich erkannt hätten. So hatten ſie denn neben dem Proteſt nun auch die „Aktion", d. h die politiſche Tätigkeit auf ihr Programm geſtellt. Wie ſie das auffaßten, mag aus dem oben mitgeteilten Briefe von Kablé hervorgehen. Dieſe Wandlung war zuerſt durch Gambettas Zeitung „la République française" am 9. Juli angekündigt, ſie war im Laufe des Jahres 1878 beſchloſſen worden und zwar, als Kablé ſich zur Zeit der Weltausſtellung nach Paris begeben hatte und dort durch Vermittlung des Senators Scheurer-Keſtner ſeine früheren Beziehungen zu Gambetta wieder aufgefriſcht hatte; mit ihm waren gewiß die vor der Türe ſtehenden Reichstagswahlen beſprochen worden; wahrſcheinlich war auch die Kandidatur Kablés mit dieſem Programm dort gutgeheißen worden. Dadurch hatten aber die Proteſtler ſehr viel mehr Anhang im Elſaß wieder gewonnen.

So war denn die Situation für uns ungleich ſchwerer als früher. Es krachte unſre Partei in den Fugen. Bei meiner Abreiſe aus Straßburg hatte mir Klein unumwunden erklärt, daß, wenn in dieſer Seſſion kein definitiver Schritt geſchähe, die autonomiſtiſche Partei ſich auflöſen und das Feld den Gegnern überlaſſen müßte. Eine Annäherung an die Klerikalen, die ja ihrerſeits ſtets zur „Aktion" bereit geweſen waren und ſich an den Reichstagsdebatten beteiligt hatten, mochte ihm noch vielleicht aus einem andern Grunde geboten erſcheinen. Es lagen verſchiedene Anzeichen vor, die auf eine Beendigung des „Kulturkampfes" hindeuteten; augenſcheinlich wollte er ſich auf eine Wendung der Lage nach dieſer Richtung hin vorbereiten.

Die Lage wurde für uns dadurch noch verſchlimmert, daß die Pläne des Reichskanzlers, ſowohl das Kronprinzen- als auch das einfache Statthalterprojekt dem Straßburger Oberpräſidium und den mit demſelben in Berührung ſtehenden Straßburger Kreiſen nicht genehm waren; man ſah voraus, daß die Perſon des Oberpräſidenten dabei in Gefahr kommen könnte. Mehrere

Landesausſchußmitglieder begannen ſich unſern Beſprechungen gegenüber kühl, ja beinahe ablehnend zu zeigen, ſeitdem dieſe Perſonalfrage aufgetreten war. Auf mich warfen ſie natürlich ganz beſonders das Odium dieſer Pläne.

Daß man mich vor allen Dingen „loshaben“ wollte, merkte ich immer mehr. Ich konnte es ſchon im Herbſt 1878 an einem beſondern Vorfall konſtatieren. Ich war in Berlin, als in meinem Wahlkreis eine Wahl zum Bezirkstag im Kanton Saarunion ſtattfinden ſollte. Freunde aus der dortigen Gegend ſchrieben mir, um mich zu bitten, eine Kandidatur anzunehmen. Ich antwortete, daß ich nur annehmen könnte, wenn ich ſie dadurch momentan aus der Verlegenheit zöge; ich möchte ihnen lieber raten, einen Herrn aus der Gegend ſelbſt zu wählen. Sie erwiderten mir, daß ſie keinen Kandidaten hätten und daß ſie nicht wüßten, was ſie tun ſollten, falls ich die Kandidatur abſchlüge. So geſtattete ich ihnen denn, meinen Namen auf die Liſte zu ſetzen; zugleich fügte ich aber hinzu, daß am Tage, wo ſich ein lokaler Kandidat melden würde, ich mich ſofort zurückziehen würde. Dieſer lokale Kandidat ſtellte ſich am Tage vor der Wahl ein. Er wurde gewählt. Es war ein Autonomiſt, einer unſrer Freunde. Ich gratulierte den Herren wegen dieſer Wahl. Wie groß war aber nun meine Überraſchung, als ich am Tage nach der Wahl, am 20. September, einen Brief von Klein erhielt, in dem er mir ſagte, nach dieſer Niederlage könne er mir nur einen Rat erteilen: ich möchte alle meine Ämter niederlegen, ſowohl als Abgeordneter wie als Direktor des „Elſäſſer Journals“, und mich von nun an nur mit Literatur beſchäftigen! — Es fiel mir nicht ein, dieſen Rat zu befolgen. Ich hatte durchaus nicht das Gefühl, daß ich eine Niederlage erlitten hatte, und ich war der Anſicht, im Reichstag ſowie in der Zeitung notwendiger denn je zu ſein. Dieſe Empfindung teilten auch meine Kollegen Rack und Lorette. North dagegen ſprach ſich weniger kategoriſch aus. Er war wie Klein durch die Erbitterung der perſönlichen Angriffe gegen mich beſtürzt. Mir kam es vor, — und ich bin noch heute der Meinung, — daß die

Autonomiſten ihrer Sache beſſer gedient hätten, wenn ſie ſich um mich geſchart hätten, ſtatt mich im Stiche zu laſſen und aufzuopfern. Ich werde es wohl ſagen dürfen: ich war die Seele der Partei. Die Ereigniſſe haben es übrigens bewieſen. Nach meiner Abreiſe iſt die autonomiſtiſche Partei verſchwunden. Sie verſtanden es aber nicht oder wollten es nicht verſtehen. Sie träumten davon, die Partei mit Hilfe der Klerikalen zu rekonſtituieren!

Das war aber nicht der einzige Vorfall, der mich hätte entmutigen können. Am 8. Oktober bekam ich von Fiſchbach einen Brief, der mir unſre und auch meine perſönliche Situation in den düſterſten Farben malte. Die Autonomie ſei tot und begraben, meinte er. Wenn wir fortfühven, davon zu ſprechen, würde man uns beſchimpfen, und was noch ſchlimmer ſei, man würde uns auslachen. Ich ſei vielleicht erſtaunt, ob des ernſten Tones, den er heute anſchlage. Niemals habe er ſo ernſt mit mir geredet. Er verfolge die Dinge hier von nahem. Er ſehe, was man alles gegen mich im Schilde führe und komplotiere, und er möchte nicht, daß mir noch betrübendere Abenteuer zuſtießen. Er ſchwöre mir, niemand habe es je mit mir ſo gut gemeint . . . Ich dürfe nicht meine Geſundheit, meine Ruhe in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht weiter aufs Spiel ſetzen, um nur Undankbarkeit und Beſchimpfungen zu ernten. Wenn ich nicht Familienvater wäre, würde er mir offen, brutal, aber mit herzinniger Freundſchaft ſagen: Treten Sie vom politiſchen Leben im Elſaß zurück, das Ihnen doch nur Trauer und Enttäuſchung bringt.

„ . . . . J'ai à tout instant la rage au cœur devant ce déchaînement passionné, aveugle et sourd tout à la fois. Je n'ai jamais pu comprendre que l'on dise: „Que m'importe que cet autre se coule! Et je ne saurais en tout cas le faire vis-à-vis de vous qui m'avez guidé, conseillé, aidé au début de ma carrière . . . .“

Dieſer Brief wird gewiß ganz aufrichtig und freundſchaftlich gemeint geweſen ſein. Nichtsdeſtoweniger werden auch noch einige andre Motive Fiſchbachs gutgemeinte Ratſchläge veranlaßt haben. Ich ſtörte ihn auch in der Zeitung und in dem mit ihr verbundenen Verlag. Das Haus Hetzel in Paris,

zu dem er Beziehungen hatte, drohte ihm mit Entziehung ſeiner Aufträge, wenn er weiter mit mir arbeitete; die Agentur Havas war gegen ihn. Man ſpielte ihm alle Streiche, die man in Paris bei ſolchen Gelegenheiten ſo gut zu ſpielen weiß. Das alles mochte ihn mit dazu beſtimmen, mir ſolche Ratſchläge zu erteilen.

Kurze Zeit darauf, am 13. Oktober ſchrieb mir Klein einen höchſt bemerkenswerten Brief, der auch zeigt, wie unpopulär ich im Elſaß geworden war. Klein ſagte unumwunden:

„Tu rendrais l'Alsace-Lorraine à la France que l'on trouverait encore moyen de te pendre."

Er fügte hinzu, Kablé fahre fort, mit allen möglichen Mitteln meine Stellung im Lande zu untergraben.

„Il te suit pas à pas dans tout ce que tu fais et feras non seulement à Berlin et à Strasbourg, mais surtout dans ton arrondissement. Lui et ses amis feront tout, absolument tout pour te couler."

Er würde, ſo habe er ihm ſelbſt geſagt, auch die Hälfte ſeines Vermögens opfern, um zu dieſem Ziel zu gelangen. Die ganze Lage ſei überaus ſchlecht, fuhr Klein fort und er führte es zum Teil auf die allgemeine politiſche Konſtellation zurück.

„Le succès de l'exposition en France, le discours de Gambetta, la certitude que les élections seront bonnes, que la République sera définitivement constituée font revivre les sentiments français plus fort que jamais. En Allemagne c'est tout le contraire. Si en France l'avenir se montre sous des couleurs vives, l'Allemagne a l'air de dégringoler."

Er fürchtete, daß die Reaktion und mit ihr der Bureaukratismus an Boden in Deutſchland gewinnen würde. Was würde aber dann aus den Autonomiſten werden? Sie ſeien zwiſchen Hammer und Amboß. Einerſeits haßten ſie die Bureaukratie, weil ſie unabhängig und liberal ſeien, anderſeits verabſcheuten ſie die Chauviniſten, weil ſie deutſchfreundlich ſeien.

„Nous ne sommes appuyés ni soutenus nulle part, il faudra dès lors faire comme Bismarck au parlement, chercher un appui. Où est-il? Je ne le sais en ce moment, mais je le cherche et peut-être finirai-je par le trouver. Il n'y a pas à dire, il faut changer

notre programme et j'attends que tous nos amis soient ici pour les convoquer et discuter la situation."

Dieſe Änderung des Programms war — er mochte es mir nicht direkt ſagen — eben die Allianz mit den Klerikalen. Wie ſchwarz er aber in die Zukunft ſah, mögen noch folgende Worte zeigen:

„Je te l'avoue, je ne suis non seulement découragé, mais je suis dégoûté au plus haut point de cette ignoble boutique . . . ."

In dieſer traurigen Auffaſſung der Lage beſtärkte mich auch eine Unterredung, die ich mit dem Präſidenten des Landesausſchuſſes, Herrn Schlumberger, der auch in Berlin war und im Kaiſerhof wie ich wohnte, um dieſe Zeit hatte. Auch er teilte mir mit, daß im ganzen Elſaß die Parole ausgegeben war: „se débarrasser de la coterie!" Die „Coterie, die Clique", das waren wir aber. Die Proteſtpartei hatte ihre Poſition, ſo meinte auch Schlumberger, ungemein dadurch im Lande verſtärkt, daß ſie von uns gelernt hatte und tätig mitarbeiten wollte, freilich immer mit der bekannten Reſerve. Sie wollten durch ihre Leute das machen laſſen, was wir anſtrebten, aber ſie legten den Hauptanſpruch nicht wie wir auf die Konſtituierung des Landes als Bundesſtaat, ſondern auf die Gründung einer Deputiertenkammer, eines Landtages auf der Baſis des allgemeinen Stimmrechts. Das natürlich mußte im ganzen Lande viel populärer ſein als unſre Vorſchläge. Was ſollten wir bei dieſer Sachlage tun? Auch ich meinte, daß wir Unterſtützung ſuchen mußten. Aber ich ſuchte ſie nicht, wie Klein bei den Klerikalen. Ich dachte mir, daß man verſuchen könnte, die unzufriedenen altdeutſchen Elemente im Elſaß dadurch an ſich zu ziehen, daß man den liberalen Grundgedanken noch ſtärker betonte und mit den deutſchen Fortſchrittlern Hand in Hand ginge. Vor allen Dingen war mir aber klar, daß wir im Reichstag in Berlin alle Hebel anſetzen müßten, um die Verfaſſungsfrage zu löſen. Wenn wir da einen Sieg erreichten, könnte vielleicht alles noch gut werden. Es gehörte freilich viel Optimismus dazu, in einer ſolchen Lage noch an einen Sieg zu denken.

Ich begann allein, ich darf es wohl ſagen, die Aktion in

Berlin. Ich entſchloß mich, alles daran zu wenden, um die Verfaſſung durchzubringen. Auf mein eigenes Riſiko veröffentlichte ich eine „autographierte Straßburger Korreſpondenz", die ich den Zeitungen, den Reichstagsabgeordneten, den Delegierten des Bundesrats, den Miniſtern ſchickte, und in der ich unſer Programm auseinanderſetzte und unſre Wünſche formulierte. Da das Komitee unſerer Zeitung mir erklärt hatte, daß es mir für meinen Berliner Aufenthalt keine pekuniäre Unterſtützung mehr geben konnte (oder wollte), ſo verkaufte ich eine gewiſſe Anzahl Papiere und ſetzte mein Privatvermögen, das ſchon durch die Koſten der Wahl, welche mir nicht erſetzt worden waren, mitgenommen worden war, in den Dienſt der allgemeinen Sache. Die Redaktion der „Straßburger Korreſpondenz" ruhte allein auf mir. Keiner meiner Freunde beteiligte ſich daran. Dabei ſchrieb ich für das „Elſäſſer Journal", und war Mitarbeiter zahlreicher deutſcher Zeitungen. Es war von der größten Wichtigkeit, die deutſche Preſſe bei guter Stimmung uns gegenüber zu erhalten, — es war aber nicht leicht, ſo z. B. bei der „Nationalzeitung", die ich große Mühe gehabt hatte, zu gewinnen. Ich blieb in Berlin, während die Andern nach Hauſe zurückkehrten. Ich durfte die Fühluug mit dem Reichstag nicht verlieren. Die Andern fragten manchmal: „Sie bleiben in Berlin? Sie amüſieren ſich alſo gut?" — Jawohl, ich dachte daran, mich zu amüſieren. Ich wollte das Werk vollenden, das ich begonnen hatte. Und ich vollendete es.

Kapitel 17.

Der Sieg — doch errungen.

In Berlin hatte glücklicherweise Kablés Sieg keinen so schlechten Eindruck gemacht, wie wir befürchtet hatten. Manche Herren, die ihn von früher her kannten, glaubten, daß er sich uns doch noch nähern würde und daß sein „Protest" nur ein recht zahmer sein würde. Der autonomistischen Partei wurde dadurch ein Beweis des fortdauernden Vertrauens entgegengebracht, daß die 5. Abteilung des Reichstages, der ich zugeteilt war, mich zum stellvertretenden Vorsitzenden erwählte, — eine Demonstration, durch die ich mich nur geehrt fühlen konnte und wodurch man auch ausdrücklich unsere Position verstärken wollte. Diese Wahl beschwor aber im Elsaß selbst wieder vielen Neid gegen mich herauf, als strebte ich durch Zurückdrängen meiner Kollegen nach einer mir nicht zustehenden „Führerrolle." Die zugleich mit dieser Wahl von andrer Stelle mir zuteilgewordenen Auszeichnungen führten diesem Gefühle weitere Nahrung zu.

Am 11. Februar wurde ich durch eine Einladung zum Ball im königlichen Palais auf den folgenden Abend überrascht. Ich hatte schon mehrmals mit meinen Kollegen hohen Festlichkeiten im königlichen Schloß beigewohnt; daß eine Einladung ins Palais eine besondere Ehre war, wußte ich damals nicht, und wurde erst durch einen Reichstagsabgeordneten darauf aufmerksam gemacht. Außer mir waren nur noch fünf Abgeordnete geladen worden.

Ich begab mich am 20. zur vorgeschriebenen Stunde ins Palais. An diesem Tage — ich entsinne mich nicht, ob es nicht

vielleicht im Palais ſelber geſchah, — teilte mir Herr v. Lucius im Auftrage des Fürſten v. Bismarck mit, daß letzterer mich zu ſprechen wünſche, und zwar in der elſäſſiſchen Verfaſſungs-Frage; ich möge in den nächſten Tagen bei ihm vorſprechen; der Fürſt würde mich zu jeder Stunde empfangen. Dieſe Eröffnung war eine um ſo freudigere Überraſchung für mich, als in einigen Reichstagskreiſen eine ziemlich ſkeptiſche Stimmung in Betreff Elſaß-Lothringens herrſchte; alles ſtand unter dem Zeichen der kommenden Zollverhandlungen; ob für Elſaß-Lothringen etwas übrig bliebe, ſchien allmählich fraglich.

Als beim Souper die allerhöchſten Herrſchaften ſich zum Saal zurückbegaben, wo Cercle gehalten werden ſollte, blieb die Kaiſerin, die in Begleitung des Herzogs von Ratibor und Herrn v. Lucius vorbeiſchritt, vor der Gruppe der Reichstagsabgeordneten ſtehen und ließ mich durch einen der Herren hervorrufen. Die Kaiſerin begrüßte mich mit den Worten: „Es freut mich, Sie bei uns zu ſehen; wie geht es dem Elſaß? Sagen Sie dort, daß wir alles tun wollen, um Sie glücklich zu machen! Sagen Sie mir, was Sie wünſchen!“

Obwohl ich mich durch die hohe Auszeichnung, die mir ſo unerwartet zu teil geworden, befangen fühlte, konnte ich doch meine Gedanken ſammeln und meiner anfänglichen Verwirrung Herr werden. Es entſpann ſich nun eine Unterhaltung, die, wie mir nachher geſagt wurde, durch ihre Länge und durch den großen Ernſt und die wohlwollende Aufmunterung, welche die Kaiſerin ſowohl beim Sprechen als beim Zuhören entwickelte, die Umgebung in Verwunderung ſetzte. Ich erzählte der hohen Frau unſre Lage, daß wir aus dem jetzigen, unhaltbaren Zuſtande herauskommen müßten, und daß wir die kaiſerliche Unterſtützung anrufen möchten, um uns zu helfen. Ihre Majeſtät beendigte die Unterhaltung, indem ſie mir ſagte:

„Geben Sie die Hoffnung nicht auf! Es muß und es wird beſſer werden!“ *)

*) Schneegans bemerkt dazu: „Dieſe ſowie die andren, nächſtfolgenden Mitteilungen über Unterhaltungen, zu denen ich damals von verſchiedenen

Am folgenden Tage wurde mir eine Einladung zum Mittageſſen auf den 22. Februar beim Kronprinzen zugeſtellt. Es war dies ein Sonnabend und fiel dieſe Einladung mit der erſten parlamentariſchen Soiree des Reichskanzlers, zu der ich infolge der Aufforderung des Herrn v. Lucius mich nachher zu begeben nicht verfehlen durfte, zuſammen.

Vor Beginn der Tafel trat der Kronprinz in den Saal, wo die Geladenen verſammelt waren und begrüßte ſie der Reihe nach. Als er an mich herantrat, ſagte er, „es freue Ihn, mich in ſeinem Hauſe zu ſehen; ich müßte ihm heute von Elſaß-Lothringen ſprechen; dort ginge es wohl ſchlecht?“

Er unterbrach ſich, indem das Präſidium des Reichstags angemeldet wurde und ſagte:

„Nicht jetzt! Ich muß jetzt offiziellen Empfang halten! Aber nach dem Eſſen ſprechen wir uns wieder!“

So geſchah es auch. Nach dem Eſſen rief mich der Kronprinz mit dem Vizepräſidenten des Reichstags, Herrn v. Stauffenberg, beiſeite und ſagte dann:

„So, nun, mein lieber Herr Schneegans, hier finden Sie zwei Männer, die es gut mit Ihrem Lande meinen, Stauffenberg und mich! Nun erzählen Sie mal, wie es geht! Packen Sie aus!“

Ich antwortete, es ginge ſchlecht bei uns und wiederholte, was ich zwei Tage vorher der Kaiſerin von unſren dortigen Zuſtänden geſagt hatte. Der Kronprinz wollte näheres erfahren; ich ging in die Details der Sachlage ein und entwickelte ihm ein volles Bild unſerer Zuſtände, indem ich hervorhob, daß wir nicht nur gegen die Andersdenkenden unter unſren Landsleuten, die uns viel Bitteres zufügten, ſondern auch noch in den letzten Wahlen gegen diejenigen zu kämpfen hatten, welche, obwohl Altdeutſche, es lieber ſähen, daß die dortige Verwaltung in diktato-

allerhöchſten und höchſten Perſönlichkeiten, ſowie vom Fürſten von Bismarck zugezogen zu werden die Ehre hatte, entnehme ich meinem Tagebuche, in das ich am ſelben Tage noch Notizen darüber niederzuſchreiben pflegte.“

riſcher Weiſe geführt werde und die, in geſchloſſenen Reihen, für den Proteſtkandidaten geſtimmt hatten. Ich endigte, indem ich hinzufügte:

„Die Autonomiſten verlieren den Mut und die Hoffnung! Eure Kaiſerliche Hoheit müſſen uns helfen! Ich ſpreche hier die Anſicht aller unſrer Freunde aus: Sie müſſen uns helfen!“

Der Kronprinz antwortete lächelnd:

„Ja! das will ich ja gern, wenn ich kann! Aber Sie glauben mich vielleicht mächtiger als ich es bin!“

Dann befragte er mich über verſchiedene Details unſrer Lage, worauf ich erwiderte, wie ich es auch ſpäter vor dem Reichstage tat, es fehle unſrer Verwaltung an der nötigen Einheit, der Oberpräſident habe kein Preſtige; jeder Kreisdirektor ſei ein Paſcha für ſich u. ſ. w.

Der Kronprinz hörte mir aufmerkſam zu und unterdrückte ſeine Verwunderung nicht über verſchiedene konkrete Fälle, die ich ihm auseinanderſetzte.

Freiherr v. Stauffenberg fügte dann hinzu:

„Was die ganze Lage dort illuſtriert, das iſt der Umſtand, daß bei den letzten Wahlen altdeutſche Wähler durch Mauerplakate erklärten, man müſſe für den Proteſtkandidaten ſtimmen!“

„Das iſt unerhört!“ meinte der Kronprinz; „das kann und darf nicht ſo bleiben! Wir ſprechen uns wieder! Zählen Sie auf mich!“ Stauffenberg ſagte mir beim Scheiden:

„Diesmal, mein lieber Schneegans, war es nicht umſonſt, darauf können Sie zählen!“

Vom Kronprinzenpalais begab ich mich in die parlamentariſche Soiree des Reichskanzlers. Neben dem Fürſten ſtand deſſen Sohn, Graf Herbert v. Bismarck. Als er mich anſichtig wurde, ſagte er zum Fürſten:

„Hier iſt Herr Schneegans!“

Der Fürſt trat ſofort mit den Worten auf mich zu:

„Nun, Herr Schneegans, wie ſteht es um die Konſtituierung Ihres Landes?“

Ich antwortete:

„Durchlaucht, unſre Hoffnung iſt nicht geſchwunden; nur glaubten wir nach den Attentaten, daß es nicht mehr möglich ſein würde mit dem Kronprinzenland.“

Der Fürſt erwiderte:

„Sie haben recht, wenn Sie noch daran denken, denn meinerſeits denke ich auch daran und daß in dieſer Seſſion ein entſcheidender Schritt getan werden muß; vielleicht nicht in der früher gedachten Form, aber in einer andern. Bleiben Sie in meiner Nähe; ich will länger mit Ihnen darüber ſprechen.“

Ich tat, wie Bismarck es gewünſcht; aber nach mehreren Verſuchen, wobei der Reichskanzler durch neue Vorſtellungen unterbrochen wurde, ſagte er mir, hier ginge es nicht, ich möchte am folgenden Tag um 2 Uhr zu ihm kommen.

Am Sonntag, den 23. Februar, zu beſagter Stunde, ſtellte ich mich bei dem Fürſten ein. Er empfing mich in ſeinem Arbeitszimmer im Erdgeſchoß, und wie er mich in Geſellſchaftstoilette ſah, bemerkte er, dies ſei ganz unnötig, er würde mich öfters zu ſich berufen, auch aus einer Reichstagsſitzung, und ich möchte mich im gewöhnlichen Anzuge bei ihm melden.

„Wir müſſen in dieſer Seſſion die elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten regeln,“ ſagte er, „es kann ja nicht weiter ſo fortgehen; es geht wohl recht ſchlecht?“

„Ja, Durchlaucht!“ antwortete ich, „recht ſchlecht.“

„So erzählen Sie mir ganz genau, wie es dort zugeht, und genieren Sie ſich nur gar nicht.“

Ich legte nun die Verhältniſſe auseinander, wie ich es ſchon beim Kronprinzen getan hatte und wie ich es ſpäter in meiner Reichstagsrede tat. Der Fürſt unterbrach mich einmal, um mir zu ſagen:

„Das müſſen Sie vor dem Reichstag ſagen, wie Sie es mir hier geſagt haben!“

Als ich darauf zu ſprechen kam, daß die Autonomiſten, die Mitglieder des Landesausſchuſſes und der Bezirkstage bei ge-

wiſſen Verwaltungsinſtanzen viel weniger gelten als ihre Gegner, die Proteſtler und Ultramontanen, und daß, wenn letztere etwas begehrten, es immer ſofort bewilligt werde, in der Meinung, daß man ſie dadurch gewinnen könne, machte der Fürſt eine unwillige Gebärde und ſagte, mich ſcharf anblickend:

„Mit ſeinen Feinden regieren, das iſt doch die ſchlimmſte Politik!“

Als ich fertig war, nahm Bismarck das Wort; er ſprach ſich, wenn nicht dem Wortlaute, aber doch dem Sinne nach, folgendermaßen aus:

„Sie können mich als Ihren Verbündeten anſehen; wir werden zuſammen vorgehen.“ Er habe mit Seiner Majeſtät dem Kaiſer über das Projekt des ſogenannten Kronprinzenlandes geſprochen und werde dieſen Gedanken wieder anregen; es ſei aber wahrſcheinlich, daß der Kaiſer dieſes Projekt nicht annehmen werde, da er, bei ſeinem hohen Alter und nach den Attentaten, den Sohn in ſeiner Nähe behalten wolle; dann müſſe man auf eine andre Löſung, eine Statthalterſchaft denken.

Er kam dabei auf die verſchiedenen Vorſchläge zu ſprechen; es beſtehe ein Projekt, nach welchem der Großherzog von Baden „Regent“ von Elſaß-Lothringen werden ſolle; davon wolle er (der Fürſt) aber um keinen Preis etwas wiſſen, obgleich namhafte Elſäſſer (er nannte den Baron Zorn v. Bulach) ſich dafür intereſſierten, man habe in Süddeutſchland ſchon genug kleine Königreiche.

„Perſonenfragen,“ ſetzte der Fürſt hinzu, „ſollen hier zwiſchen uns nicht erörtert werden,“ ſoviel könne er aber ſagen, daß der jetzige Oberpräſident nicht an der Spitze der Verwaltung bleiben würde.

Und er fügte hinzu, der Oberpräſident habe über ſeinen Kopf weg direkte Berichte an Seine Majeſtät den Kaiſer geſchickt, dies ſei ein Vorgehen, das er (der Fürſt) nicht dulden könne. Die Ausdrücke, deren ſich Bismarck bediente, waren ſehr ſcharf: Der Oberpräſident gehorche ihm nicht und führe ſeine

Befehle nicht aus; den alten Herrn wolle er nicht abſetzen, aber . . . . . ., ſo geht es nicht.

Ich verſtand, daß die Tage des Oberpräſidenten gezählt waren, und man ſeinen Namen nicht hineinmiſchen dürfe, wenn man unſer Projekt zur Reife bringen wolle.

Zugleich entnahm ich aber aus dieſer Äußerung des Fürſten, daß ich früher recht gehabt hatte, indem ich mich allen Perſonenfragen prinzipiell ferngehalten hatte, und beobachtete das abſoluteſte Schweigen über alle dieſe Fragen ſowohl in dieſer als auch in ſpäteren Verhandlungen. Bismarck kam dann weiter auf die Organiſation des Landes unter einem kaiſerlichen Statthalter zu ſprechen: Es ſei ſeine Abſicht, Elſaß-Lothringer in die höheren Regierungs- und Verwaltungsſtellen zu berufen; man brauche ja kein Beamter zu ſein, um ein guter Unterſtaatsſekretär oder Bezirkspräſident zu werden; in Frankreich beſetze man dieſe höheren Stellen auch nicht mit geſchulten Beamten; er gedenke zwei Miniſterſtellen an Elſaß-Lothringer zu vergeben; ob ich ihm Namen nennen könne? Ich bejahte es und nannte in erſter Linie Klein, den Präſidenten des unterelſäſſiſchen Bezirkstags.

„Den Herrn kenne ich von 1871 her," bemerkte der Fürſt dabei und ſchrieb den Namen auf, ſowie einige andre, die ich ihm angab.

Ich erlaubte mir hinzufügend zu bemerken, daß, obgleich ich ja nicht wiſſe, ob mein eigner Name in dieſer Richtung irgendwie in Betracht gezogen werden ſollte, ich doch nicht der Anſicht ſei, daß mein eventueller Eintritt in die neue Regierung derſelben von Nutzen ſein könne, da ſich die Spitze der gegneriſchen Bewegung beſonders in letzter Zeit ganz perſönlich gegen mich gewendet und ich ſomit eher eine Gefahr, als eine Stütze wäre; ich würde jedenfalls anheimgeben, dies eventuell zu berückſichtigen. „Aber," fragte der Fürſt, „Sie ſind doch nicht gegen den Eintritt von Elſaß-Lothringern in die dortige Regierung und würden ſich prinzipiell auch nicht für Ihre Perſon dagegen ausſprechen?" Ich antwortete, im Gegenteil, es ſei ja unſer Beſtreben ſeit Jahren, daß die Elſaß-Lothringer ſelber zur Verwaltung ihres

Landes gelangten und wir seien es schon unsrem Programm schuldig, in die uns etwa eröffneten Regierungsstellen einzutreten.

„Wie gesagt, ich bin bereit, Elsaß-Lothringer in die höheren Regierungsstellen aufzunehmen," erwiderte der Fürst.

Er trat dann auf andre Gebiete über, ob es zweckentsprechend schiene, den jetzigen Landesausschuß, die Bezirks- und Kreistage aufzulösen und direkte Wahlen auszuschreiben, um den Landesausschuß auf erweiterter Basis neu herzustellen. Ich bemerkte dazu, daß bei der jetzigen Stimmung die Gefahr vorliegen würde, daß solche Wahlen als ein Plebiszit aufgefaßt würden und daß deren Resultat unzweifelhaft für Deutschland ungünstig ausfallen würde. Die Rede kam dabei auf die Gesinnung der Elsässer vor und nach dem Kriege, und ich glaubte es mir und dem Fürsten, um jedweden Zweifel an meiner Offenheit zu beseitigen, schuldig zu sein, zu bemerken, daß ich, wie alle meine Landsleute, die Annexion an Deutschland nicht gewünscht, sondern dieselbe bekämpft habe.

Der Fürst blickte mir bei diesen Worten scharf ins Auge.

„Das wußte ich", sagte er, „und wenn Sie mir das Gegenteil gesagt hätten, so hätte ich's nicht geglaubt; daß Sie mir es aber mit dieser Offenheit sagen, dafür haben Sie meine Achtung! Mit Ihnen kann ich verhandeln!"

„Welches auch unsre Gefühle damals waren," fügte ich hinzu, „so haben wir uns jetzt auf den Boden der gegebenen Tatsachen gestellt, um ehrlich den Wiederaufbau unsres Landes herbeizuführen." In Betreff der Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrate, bemerkte ich, daß man bei uns diese Frage wie eine Ehrensache ansähe; man würde eine Verweigerung dieser Vertretung wie eine diminutio capitis den andern Ländern gegenüber betrachten. Der Fürst sagte, man müsse die Modalitäten finden; es sei schwierig, aber doch nicht unmöglich; er möchte, daß der Vertreter von Elsaß-Lothringen im Bundesrate eher ein Gesandter, ein diplomatischer Vertreter des Landes sei, der eventuell vom Landesausschuß gewählt werden sollte und jedenfalls ein Elsässer sein müsse.

Bismarck berührte alsdann noch verschiedene Detailfragen der künftigen Organisation und schloß nach zweistündiger Unterhaltung, indem er sagte:

„Können Sie mich versichern, daß ich bei Ihren Freunden einen Halt finde? Ich muß doch dem Kaiser sagen können auch in Ihrem Namen, daß Sie das Kronprinzenland wünschen; ich muß mich doch bei Seiner Majestät auf das Land stützen können." „Für mich persönlich kann ich mit ja antworten, aber ich habe das Recht nicht, für meine abwesenden Kollegen zu sprechen."

„Sind denn die Herren noch nicht hier?"

„Nein, Durchlaucht; ich bin bis jetzt der einzige."

„So telegraphieren Sie ihnen, sie mögen doch kommen, — und kommen Sie dann mit ihnen, um mich zu besuchen."

„Darf ich dann um eine Audienz einkommen?"

„Nein! keine Audienz! Wann Sie wollen! Schicken Sie mir Ihre Karte; ich werde Sie jedesmal empfangen, wir müssen zusammen weiter konferieren."

So endigte diese erste Besprechung, in welcher die Fundamente der künftigen Verfassung gelegt wurden.

Während ich mit dem Fürsten sprach, öffnete ein Diener die Türe und meldete den Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Fürst antwortete, er lasse den Gesandten auf später bitten: „Unsre Sache ist mir wichtiger!" sagte er, zu mir sich wendend.

Ich telegraphierte am selben Abend noch an meine Kollegen, welche den andern Tag in Berlin eintrafen. Am 25. wurden wir bei Bismarck empfangen. Es war ungefähr die Wiederholung der ersten Unterhaltung, die ich mit dem Fürsten gehabt hatte. Ich richtete schließlich die Frage an den Fürsten, ob er der Meinung sei, daß wir einen entsprechenden Antrag im Reichstage einbrächten. Der Fürst antwortete, dies wäre ihm sehr erwünscht.

Am 26. formulierte ich den Antrag in folgender Fassung, nachdem ich mich des näheren darüber mit unsern engeren

Freunden im Reichstage, beſonders mit dem Präſidenten v. Forckenbeck, mit Freiherrn v. Stauffenberg u. ſ. w. beſprochen hatte:

„Der Reichstag wolle beſchließen: den Reichskanzler zu erſuchen, darauf hinzuwirken, daß Elſaß-Lothringen eine ſelbſtändige, im Lande befindliche Regierung erhalte."

Als Antragſteller unterſchrieben: Schneegans, North, Dr. Rack und Lorette; unterſtützt wurde er durch die hervorragendſten Mitglieder der uns befreundeten Parteien.

Wie vorauszuſehen, machten dieſe Ereigniſſe in Straßburg das allergrößte Aufſehen. Ich wurde plötzlich wieder ein Mann, mit dem man rechnen mußte. Am 27. Februar erhielt ich einen Brief von Fiſchbach, in welchem er mir die Stimmung lebhaft ſchilderte:

„Agitation éponvantable ici à la suite des nouvelles de Berlin. Der Schneegans iſch doch e' Kaib! der macht doch ebs! der bliei doch nitt huckc! Si l'affaire réussit, tout le monde aura toujours dit: On fait tort à Schnéegans; il sait ce qu'il veut. Vons voyez ça d'ici. Voici Havas qui vous consacre un bulletin. Jugez le Gejäschts d'après ça. Poussez, poussez, poussez . . . . ."

In der Tat hatte die „Agentur Havas" in Paris am 26. Februar folgendes Telegramm gebracht:

„Aussi attribue-t-on une grande importance à l'audience qne le prince impérial d'Allemagne et le prince de Bismarck ont accordée au député alsacien autonomiste Schnéegans. Ce député a fait un exposé de la situation déplorable des pays annexés et déclaré qu'il fallait absolument transférer l'administration de l'Alsace-Lorraine à Strasbourg, si l'on ne voulait pas que le gouvernement fût abandonné par ses amis. Le prince de Bismarck a pris connaissance du projet tendant à l'établissement d'une lieutenance à Strasbourg exercée par le prince impérial. D'après ce projet, le prince serait chargé de nommer les ministres pour l'Alsace-Lorraine, laquelle serait représentée au conseil fédéral et dotée d'une constitution. D'après les mêmes informations, le prince de Bismarck aurait reçu quatre députés Alsaciens-Lorrains autonomistes, qu'il a consultés au sujet du projet de Mr. Schnéegans. La question serait donc à l'étude et c'est une grosse affaire."

Im ſelben Briefe fügte Fiſchbach noch hinzu, Bergmann ſei in Straßburg am ſelben Tage bei einem höheren Beamten

geweſen, der ihm mit Beſtürzung von meinen Unterredungen mit dem Kronprinzen und Kanzler geſprochen habe. Es ſei das ein ausgezeichnetes Symptom: „Tous ces petits états dans l'état se sentent morveux.“ Und am 1. März ſchrieb mir Fiſchbach, indem er mir einige Zeitungsausſchnitte ſchickte:

„Voyez ce que c'est que de réussir. Il n'y a déjà presque plus d'injures .... L'agitation est considérable ici dans le public et dans les bureaux administratifs ....“

Ja, der Erfolg! In der Politik gibt es nur das! Daß er mir aber eine Überraſchung, wie die folgende bringen würde, hatte ich nicht erwartet.

Am 3. März ſaß ich morgens beim Frühſtück im großen Eßſaal des Kaiſerhofes. Da tut ſich die Türe auf. Kablé tritt ein, geht gerade auf meinen Tiſch zu, bleibt ſtehen und ſagt mir: „Herr Schneegans?“... Ich ſehe ihn an, ohne mit den Wimpern zu zucken. — „Entſchuldigen Sie! Aber Sie haben heute Karten für den Eintritt in den Reichstag zu verteilen, nicht wahr? Können Sie mir welche zur Verfügung ſtellen?“— „Ich habe drei Plätze zu vergeben. Wenn Sie wünſchen, ſtehen ſie zu Ihrer Verfügung.“— „Es ſind Fremde mit mir. Wenn Sie ſie mir geben könnten, würde ich Ihnen dankbar ſein.“ — „Da ſind ſie. Machen Sie davon den Gebrauch, der Ihnen beliebt.“ Ich gab ſie ihm. Er blieb dann vor mir ſtehen und plötzlich ſagte er: „Schneegans? werden wir immer ſo bleiben?“ — Und er reichte mir die Hand. Ich nahm ſie nicht, aber antwortete ihm: „Ich bin bereit, Ihnen näher zu treten. Aber Sie wiſſen, was zwiſchen uns iſt.“ — „Meine Frau ſagte noch heute morgen, daß ſie Sie gerne begrüßen möchte — und ich auch! Ach was! Schneegans! Vergeſſen wir die Vergangenheit und geben wir uns die Hand.“ — „Wenn Ihre Frau den Wunſch ausgeſprochen hat, mich zu ſehen, ſo werde ich die Ehre haben, ihr einen Beſuch abzuſtatten. Was eine Verſöhnung zwiſchen uns aber betrifft, ſo hängt es von Ihnen ab. Ziehen Sie die beleidigenden Worte zurück, die Sie über mich geſprochen haben, und ich werde Ihnen die Hand reichen.“ — „Mir ſin Vieh g'ſin, Schneegans! Voyons, donnons-

nous la main — je dirai à ma femme que vous lui ferez visite.“ — Er reichte mir die Hand, und ich nahm ſie. Ich dachte an das, was Klein mir geſagt hatte: „Wenn es möglich iſt, daß Ihr Euch verſöhnt, ſo wird es ein Glück für uns alle ſein und für die elſäſſiſchen Angelegenheiten“. Er ging hinaus. Ich ſtieg in mein Zimmer hinauf und ſchickte durch den Kellner meine Karte an Frau Kablé. Zugleich ließ ich fragen, wann ſie mich empfangen könnte. Sie antwortete: „Sofort“. Ich zog mich um und begab mich zu ihr. Kablé war dort im Geſpräch mit einer altdeutſchen Dame. Ich erfuhr ſpäter, daß es eine Dame der preußiſchen Ariſtokratie der orthodox-lutheriſchen Partei war. Als die Dame Abſchied genommen hatte, begann die Unterhaltung zwiſchen uns. Frau Kablé ſagte mir, daß ſie ſchon lange den Wunſch hege, mich zu ſehen. Ich antwortete: „Nach dem Schritt, den Ihr Herr Gemahl heute morgen bei mir getan hat, iſt mein Beſuch möglich geworden.“ Sie ſprach von unſerm Bruch und meinte, wir ſollten uns jetzt verſöhnen. Auf dieſe Frage war ich gefaßt. Ich erwiderte: „Wenn Herr Kablé mir erklärt, daß er die beleidigenden Worte, die er über mich während des Wahlfeldzugs hat fallen laſſen, zurückzieht und ausdrücklich bedauert, ſo bin ich meinerſeits bereit, den Brief zurückzunehmen, den wir ihm wegen der Patengeſchenke geſchrieben haben.“ Da erhob ſich Kablé, ging lebhaft auf mich zu, reichte mir die Hand und ſagte: „Ich ziehe alles, was damals hat geſagt werden können, zurück; wir waren alle in einer Periode des Fiebers . . .“ — „In dieſem Fall“, antwortete ich, „ziehe ich meinerſeits den Brief zurück und bin bereit, wieder zu Ihnen in Beziehung zu treten.“ — Man reichte ſich die Hand und gab ſich Rendezvous zum Frühſtück am Tage darauf.

Ich ſchrieb ſofort Klein, was ſich zugetragen hatte und fügte hinzu, daß ich das, was ich getan, beſonders wegen der politiſchen Folgen, die unſre Verſöhnung für unſre Partei haben könnte, getan hätte. Natürlich könnten meine perſönlichen Beziehungen zu Kablé niemals wieder denſelben Charakter der Intimität erhalten wie früher. In der Tat hielt ich mich immer

ihm gegenüber auf der Reſerve, trotz alles Entgegenkommens auf ſeiner Seite. Die Folge zeigte, daß ich in der Beziehung recht tat.

Als ich an dieſem Tage in den Reichstag eintrat, kam Lasker auf mich zu und fragte mich, ob Kablé bei mir geweſen ſei. Erſtaunt erwiderte ich ihm: „Ja, den Morgen ſelbſt.“ — Da ſagte er: „Ich freue mich ſehr darüber; denn ich und v. Forckenbeck haben ihn dazu aufgefordert; wir haben ihn dazu gedrängt. Er iſt ja ganz und gar Ihrer Meinung in der Politik. Er iſt Autonomiſt gerade wie Sie, und Sie müſſen ſich wieder ſehen. Ich will Sie zuſammen bei mir einladen. Das iſt ſchon ausgemacht, und da es ein politiſches Diner ſein ſoll, bitte ich Sie, mir die Perſonen zu bezeichnen, die Sie wünſchen bei mir zu ſehen“ Ich nannte ihm den Präſidenten des Reichstages v. Forckenbeck, den Vizepräſidenten von Stauffenberg und den Abgeordneten Bamberger. Das Eſſen fand am 7. ſtatt. Es verlief außerordentlich herzlich. Kablé, der trotzige Proteſtler, ſchien vollſtändig einer der unſern zu ſein. Beim Nachtiſch erhob ſich Forckenbeck und trank auf die Autonomie des Elſaſſes. Kablé erhob ebenfalls ſein Glas und ſtieß mit mir und den andern auf die Autonomie des Elſaſſes an.

Beim Herausgehen nahm mich Forckenbeck in ſeinen Wagen und ſagte mir, ſobald wir weggefahren: „Lasker und ich haben Ihre Verſöhnung eingeleitet. Kablé kam gerade von Lasker, — der ihm wieder gepredigt hatte, — als er auf Sie zuging. Sie müſſen zuſammen gehen. Kablé iſt ja ganz Ihrer Meinung; er iſt Autonomiſt wie Sie.“

Meinetwegen!

Ich erfuhr ſpäter, daß Löwe ihm bereits am 24. Februar im ſelben Sinne zugeredet hatte; er hatte ihm geſagt, daß er wohl gezwungen ſein würde, ſein Programm auf dem Altar der elſäſſiſchen Heimat aufzuopfern, um mit uns zu gehen.

Einige Tage nach dieſem Eſſen erhielt ich einen Brief von Klein, der mir folgendes erzählte: „Man hat in Straßburg Eure Verſöhnung erfahren. Das Komitee Kablés hat ihm Vorwürfe

gemacht. Darauf hat er den Herren geſchrieben, daß Du ihn um eine Verſöhnung gebeten hätteſt, daß Du ihm Entſchuldigungen entgegengebracht hätteſt, und daß er darauf geruht habe, Dir Verzeihung zu gewähren. Das iſt Kablés Erzählung."

Ich begann mich über Kablés Doppelzüngigkeit nicht mehr ärgern zu können. Ich antwortete Klein, indem ich die Tatſachen wieder richtig ſtellte. Ich mußte in meinem Innern über dieſe Erbärmlichkeit lachen, und blieb Kablé gegenüber ſtets äußerſt reſerviert, wenn auch höflich. Und dies auch dann, als Kablé ſich mir gegenüber über ſeine Parteigenoſſen beklagte, ſo z. B. über Grad, den er geradezu einen Lügner nannte.

Unterdeſſen waren in Straßburg unter dem Einfluß der Berliner Nachrichten auch Schritte unternommen worden, um die Aktion in Berlin zu unterſtützen. Unter Kleins Führung hatte die Mehrheit des Landesausſchuſſes einen Antrag eingebracht, welcher den Wunſch äußerte, daß Elſaß-Lothringen eine ſelbſtändige Regierung als Bundesſtaat mit Vertretung im Bundesrat, und die Regierung im Lande ſelbſt erhalte. Die Lothringer und Grad ſchloſſen ſich dieſem Antrag freilich nicht an, weil ſie nicht den Anſchein erwecken wollten, als wünſchten ſie einen Fürſten an der Spitze der elſäſſiſchen Regierung. Sie reichten einen Spezialantrag ein, in dem ſie nur verlangten, daß die Regierung nach Straßburg verlegt würde. Der Antrag der Mehrheit ging natürlich durch.

Am 7. März ſchrieb mir Klein, daß Puttkamer bei ihm geweſen ſei und eine lange Unterredung mit ihm gehabt habe. Er ſei mehr als eine Stunde bei ihm geweſen und habe ihm alles mitgeteilt, was in Berlin vor ſich gehe. North hatte, ſcheint es, Klein gebeten, einen Verfaſſungsentwurf auszuarbeiten. Er hatte es getan und beſprach mit Puttkamer eingehend die Verfaſſung. Im allgemeinen ſeien ſie einverſtanden, meinte Klein, nur hätte er noch die Einrichtung eines Senates gewünſcht, welcher die Befugniſſe des Reichstages dem Elſaß gegenüber auf ſich genommen hätte. Dieſer Senat hätte 15 Mitglieder gezählt, die vom Kaiſer zu ernennen geweſen wären, darunter wenigſtens

acht Elsässer. Statt der vier von Puttkamer vorgeschlagenen Minister hätte er nur drei gewollt. Hinsichtlich der Wahl des Landesausschusses seien sie einig, nur hätte er noch einen Staatsrat gewünscht, der sich aus sieben bis acht Herren zusammengesetzt hätte, welche aus dem Senat zu entnehmen wären, um einen zu großen Generalstab zu vermeiden. Das Oberpräsidium und die Bezirkspräsidien würden fallen. Meinen Bemühungen zollte Klein volle Anerkennung, wenn er mir auch riet, auf Dankbarkeit von seiten meiner Landsleute nicht zu rechnen.

„Tu nous as rendu un fier service et l'Alsace devrait t'être reconnaissante, mais n'y compte pas: tu connais ma manière de voir à l'endroit de nos braves concitoyens. Je te répète le mot de l'année dernière: tu rendrais l'Alsace à la France qu'on trouverait encore moyen de te pendre."

Einen seltsamen, aber für seine Stimmung bemerkenswerten Wunsch äußerte Klein noch am Schlusse seines Briefes:

„Tu devrais nous rendre encore un plus grand service: débarrasse-nous de la Lorraine française. Il n'est pas au monde d'adage plus vrai: „Lorrain vilain, traître à Dieu et à son prochain." Puttkamer serait aussi de cet avis."

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieser Gedanke Kleins in Regierungskreisen auch ernstlich erwogen wurde.*) In seiner unten mitgeteilten Rede kam Bismarck im Reichstag auf die Möglichkeit einer Trennung zu sprechen. In der darauffolgenden Sitzung protestierte aber Lorette, im Namen Lothringens, Besanzon im Namen der andern Partei, der Protestler und Klerikalen gegen diesen Vorschlag. Ich habe mit dem Reichskanzler nicht darüber gesprochen.**)

Nach den ersten Audienzen hatte mich Bismarck noch am 1. und 5. März zu sich berufen, um die Verfassungsfragen näher im Detail zu besprechen. Ich entsinne mich, daß, als wieder

*) Es handelte sich dabei freilich nicht um das französische Lothringen allein, sondern um Lothringen überhaupt.

**) Interessant ist übrigens, daß Puttkamer sich in der gleichen Sitzung auch gegen Trennung von Elsaß und Lothringen aussprach.

die Rede auf das Eintreten von Elſaß-Lothringen in den Reichsdienſt kam, der Fürſt plötzlich zu mir aufſchaute, lächelte und ſprach:

„Sie ſind ein Optimiſt! Sie werden ſchließlich von Ihren Freunden im Stiche gelaſſen werden!“

„Das darf ich nicht glauben“, erwiderte ich, „es hieße ja unſer ganzes Programm verleugnen!“

„Wir werden ſehen! was mich anbetrifft, ſo bin ich bereit!“

Die Bevorzugung, die mir der Fürſt angedeihen ließ, indem er mich mehrmals zu ſich berief und indem er nur mich, auf den parlamentariſchen Sonnabendſoireen, zu den von ihm mit verſchiedenen Perſönlichkeiten gepflogenen elſaß-lothringiſchen Unterhaltungen zuzog, brachte mir einerſeits viel Ehre, andrerſeits aber auch ſowohl in Berlin als auch in Straßburg viel Neid zu. Auf den parlamentariſchen Soireen hatte es ſich infolge meiner perſönlichen Bekanntſchaft mit den Söhnen des Fürſten, die ich oft in verſchiedenen Geſellſchaften traf, gefügt, daß ich dem Fürſten auch geſellſchaftlich näher kam. Es bildete ſich an dieſen Abenden ein kleiner Kreis, der ſich zum Souper in der nächſten Nähe des fürſtlichen Tiſches ſetzte; es nahmen an dieſer Tafelrunde, außer den beiden Grafen Herbert und Wilhelm, noch teil, der Geheime Legationsrat Lindau, deſſen Bruder Dr. Paul Lindau, Legationsrat Freiherr von Richthofen, von Radowitz, Geheimer Legationsrat von Bülow, Graf von Rantzau, Herr von Holſtein, Graf und Gräfin Dohna, von Schlater u. a. Der Reichskanzler trat öfters zu uns heran, indem er einmal ſcherzend äußerte, dort (am großen Tiſche) werde es jetzt zu ſteif, er komme lieber mal zu uns!“ und unterhielt ſich in ungezwungener Weiſe, auch zuweilen über elſaß-lothringiſche Angelegenheiten. Ich erinnere mich noch, daß in einer ſpäteren Periode unſrer Debatten, der Fürſt einmal unbemerkt zu uns trat, während wir gerade von der künftigen Statthalterſchaft ſprachen.

„Um was handelt ſich's denn hier?“ fragte der Fürſt lächelnd.

„Durchlaucht“, erwiderte Freiherr v. Richthofen mit ſcherzhaftem Ernſt, „wir ſind gerade dabei, den Statthalter von Elſaß-Lothringen zu ernennen.“

„So? und wer ſoll das ſein?“

„Der Feldmarſchall v. Manteuffel!“ antwortete raſch und ohne ſich weiter etwas dabei zu denken, Herr v. Richthofen.

„Ei! davon ließe ſich ja weiterſprechen!“ meinte der Fürſt und entfernte ſich.

Noch eines andern Vorkommniſſes bei dieſen parlamentariſchen Abenden erinnere ich mich, das ich nicht verſäumen will, mitzuteilen:

Es war Bier herumgereicht worden und zwar aus einem, friſch von München angekommenen, im Saale aufgeſtellten Faß, als der Fürſt mit gefülltem Humpen zu uns trat und uns fragte:

„Nun, wie fühlen ſich die Elſäſſer in Deutſchland?“

„Durchlaucht“, antwortete ich, „wir gehen eine Vernunftsehe ein, das gibt oft die beſten Ehen.“

Der Fürſt lachte und erwiderte:

„Liebe und gegenſeitige Achtung ſtellen ſich im Zuſammenleben ein; darauf ſtoßen wir an!“

Und es wurde angeſtoßen.

Am 5. März, als ich zum Fürſten gerufen wurde, eröffnete mir derſelbe, daß er mit Seiner Majeſtät dem Kaiſer über das Kronprinzenprojekt geſprochen habe, daß der Kaiſer dasſelbe aber nicht gutheiße, man müſſe ſich auf die einfache Statthalterſchaft zurückziehen. Er fügte noch hinzu, daß ich alles, was ich ihm perſönlich in der erſten Unterredung erzählt, im Reichstage wieder vorbringen ſollte, „ſo wie Sie es bei mir geſagt haben.“

Bei der großen Wichtigkeit dieſer bevorſtehenden Debatte wollte ich mich diesmal nicht auf eine, wenn auch noch ſo gut vorbereitete, freie Rede verlaſſen, ſondern ſchrieb meine Rede von Anfang bis Ende auf.

Unſer Antrag kam am 21. März auf die Tagesordnung.

Ich erhielt als erſter Antragſteller zur Begründung desſelben zuerſt das Wort.*)

Nachdem ich an die uns ſchon ſo oft gemachten Hoffnungen angeknüpft und eine kurze Darlegung der zur Zeit bei uns beſtehenden Organiſation gegeben hatte, betonte ich unſre Pflicht

„auf dem Boden des durch den Frankfurter Friedensvertrag geſchaffenen Geſetzes unſerm Lande und unſrer Bevölkerung zu helfen, eine Sachlage zu ſchaffen, die den Elſaß-Lothringern erlaube, aus dem drückenden Zuſtande des eroberten Landes ſich herauszuſchwingen zu dem Rechtszuſtand eines den übrigen deutſchen Ländern gleichberechtigten Staatsweſens."

Daß dies unſre Pflicht ſei, hob ich ganz beſonders hervor und begründete es in folgenden Worten:

„Es mag deren Erfüllung Vielen unter uns, in Anbetracht der den Elſaß-Lothringern liebgewordenen und liebgebliebenen Vergangenheit ſchwer fallen. Es erheiſcht aber die Liebe, die wir unſerm Mutterlande Elſaß-Lothringen darbringen, von uns allen, daß wir jenen Gefühlen, die Sie ja, meine Herren, ehren müſſen und deren Berechtigung Se. Majeſtät der Kaiſer bei ſeiner erſten Reiſe nach Elſaß-Lothringen anerkannte, nicht erlauben, unſern Blick in die Zukunft zu trüben, daß wir im Gegenteil mit kühler, ſtaatsmänniſcher Vernunft die gegebenen Verhältniſſe anerkennen und Hand in Hand mit den Vertretern des Reiches an eine Organiſierung der Reichslande herantreten, welche unſern Bevölkerungen, ohne dem Geſamtſtaate zu ſchaden, eine gedeihliche politiſche, wirtſchaftliche und geſellſchaftliche Entwickelung, die der Bildung, des Selbſtbewußtſeins, der keinem andern Volksſtamm nachſtehenden Intelligenz und Arbeitskraft der Elſaß-Lothringer entſpreche, ſichere. . . . .

Ich komme nun zu der durch dieſe Vorbemerkungen unterbrochenen Argumentierung zurück, zu der Notwendigkeit, die Regierung eines eroberten Landes nicht außer, ſondern in dieſem Lande zu führen.

Einer der größten — und folglich auch der beſtverleumdeten — Staatsmänner, Machiavelli, hat über die Politik, welche in dieſer Hinſicht einem eroberten Lande gegenüber zu verfolgen iſt, einige Worte geſchrieben, deren große Wahrheit, deren tiefen Sinn die Elſaß-Lothringer auf Grund ihrer achtjährigen Erfahrung zu würdigen in der Lage ſind — und welche ich der hohen Regierung, ſowie dieſem Hauſe, zur Beherzigung anempfehlen möchte:

„Wenn ein Fürſt, ſagt Machiavelli, Provinzen erwirbt, die eine von ſeinem Staate verſchiedene . . . . Sitte und Organiſation haben, ſo begegnet er Schwierigkeiten, denen er mit viel Geſchicklichkeit entgegentreten muß.

*) Für dieſe Reden vergl. den ſtenographiſchen Bericht der Reichstagsverhandlungen vom 21. März 1879, S. 556 u. f.

Eines der beſten und wirkſamſten Mittel iſt das; in das Land ziehen und dort wohnen .... Denn, wenn man an Ort und Stelle iſt, ſo ſieht man die Urſachen der Unruhen klein entſtehen und kann ihnen abhelfen; iſt man dagegen in der Ferne, ſo kennt man ſie erſt, wenn ſie groß ſind.

„Außerdem — (und ich bitte Sie, Meine Herren, dieſen Paſſus beſonders zu beherzigen!) — Außerdem kann der Fürſt die Handlungsweiſe ſeiner Beamten prüfen und ſeine Untertanen ſind glücklich, wenn ſie die Möglichkeit haben, raſch dem Fürſten ihre Anliegen vorbringen zu können; ſie haben deshalb guten Grund, ihn zu lieben, wenn ſie loyal ſind, ihn zu fürchten, falls ſie ihm untreu ſind.“ —

Was Machiavelli von dem Fürſten ſagt, das findet bei uns ſeine Anwendung auf den verantwortlichen Miniſter für Elſaß-Lothringen.

Dieſer Miniſter — iſt aber der Reichskanzler.

Daß der Reichskanzler, als Solcher, ſeinen Sitz in Berlin haben muß, iſt andrerſeits unbeſtreitbar.

Daß die Reichsgeſchäfte höher liegen als die Geſchäfte der Regierung des Reichslandes, — dem wird auch niemand widerſprechen.

Daß aber das Reichsland dabei zu kurz kommt, — liegt auch auf der Hand, — und Sie werden es natürlich finden, daß für die Elſaß-Lothringer gerade dies Moment beſonders ſchwer in die Wage fällt.

Ich ſchilderte darauf die Mißverhältniſſe, welche aus dieſer Organiſation entſprängen, daß das Haupt der Landesverwaltung in Berlin ſei, zeigte, daß alle Räderwerke in dieſem ſeltſamen Mechanismus verſchoben ſeien. Auch die beſten Beamten könnten ſo nichts Erſprießliches leiſten. Elſaß-Lothringen leide ſchwer unter dem Drucke der Bureaukratie. Ich zitierte einige Worte von Klein, in denen er der infolgedeſſen im Elſaß herrſchenden Entmutigung beredten Ausdruck gegeben hatte. Es ſei zu befürchten, daß, wenn es ſo weitergehe, auch diejenigen Kräfte erſchlaffen würden, welche bis jetzt mitgearbeitet hätten. Weit entfernt, die Sympathien des Landes zu erwecken, ſtoße man die Gutgeſinnten geradezu ab. Der Apparat der Verwaltung ſei viel zu kompliziert, die Geſchäfte würden nicht einheitlich behandelt; die einzelnen Kreisdirektoren handelten nach ganz verſchiedenen Normen, Konflikte zwiſchen Zivilverwaltung, Militärbehörde und Juſtiz gehörten nicht zu den Seltenheiten. Dabei ſei die ganze geſetzgeberiſche und organiſierende Gewalt lahmgelegt. Die franzöſiſchen und deutſchen Geſetze beſtänden zu gleicher Zeit. Nachdem ich an einigen kraſſen Beiſpielen die

ganze daraus entſtehende Mißwirtſchaft klargelegt hatte, ſagte ich geradezu:

„Es iſt ſoweit gekommen bei uns, daß die Bevölkerung ſich ſagt, — da wo die franzöſiſche Geſetzgebung der Verwaltung paßt, wende dieſe letztere dieſe an — da wo ihr die deutſche beſſer paßt, wende ſie die deutſche an.“

Damit es beſſer würde bei uns, müſſe man endlich den von uns ſchon ſo oft und noch jüngſt vom Landesausſchuß ausgeſprochenen Wünſchen Rechnung tragen und wenigſtens folgende Minimalforderungen erfüllen:

1) Die Verlegung der mit Vollmachten ausgerüſteten Regierung nach Straßburg. 2) Die Erweiterung der Befugniſſe des Landesausſchuſſes, namentlich die Verleihung der Rechte der Initiative an dieſe Körperſchaft — und die Vermehrung der Zahl ihrer Mitglieder. 3) Eine Vertretung im Bundesrate, welche in allen Reichs- und Verfaſſungsangelegenheiten eine rein konſultative wäre, und demnach das jetzt beſtehende Stimmenverhältnis der Bundesſtaaten nicht erſchüttern, nicht verändern würde.“

„Laſſen Sie den Elſaß-Lothringern einen größeren Spielraum als bis jetzt in ihren inneren, lokalen Angelegenheiten, und es wird ſich der altelſäſſiſche Sinn auf dieſem praktiſchen Gebiete, in der liebevollen Behandlung der elſäſſiſchen Intereſſen, von den Träumereien und Illuſionen einer in ſich ſelber bis jetzt keinen Halt und keine Beſchäftigung findenden und folglich auf weitere Gebiete abſchweifenden Arbeitsluſt und Arbeitskraft, wieder bewähren, — und die alte Liebe und Hingebung zu dem Mutterlande Elſaß wieder erwachen. In dieſem Erwachen unſres alten Genius, in dem Erkräften unſres vor langen Jahrhunderten ſchon nach Selbſtändigkeit ringenden und im 16. Jahrhundert zu ſo hoher und köſtlicher Blüte emporgewachſenen elſäſſiſchen Sinnes, liegt einzig und allein der Keim einer beſſeren Zukunft. Von heute auf morgen können Sie die Elſäſſer, die geſtern noch Franzoſen waren, nicht in Vollblut-Deutſche verwandeln. — Elſäſſer aber können Sie heute ſchon aus ihnen machen, wenn Sie ihnen erlauben, ihr elſäſſiſches Haus zu beſtellen.“

Das Reich würde dabei keine Gefahr laufen, es könne ſogar von der von uns erſtrebten Reform nur heilſame Folgen erwarten,

„denn es müſſe das Reich mit Befriedigung eine Zukunft ſich eröffnen ſehen, welche die elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten in eine Ära der ruhigen, normalen Entwickelung führt, — die Gemüter im Reichslande beſänftigt, — und ſie aus dem unfruchtbaren und unheilvollen Grübeln nach Wiederaufbau der durch den Frankfurter Frieden zerſtörten Staatsangehörigkeit, zu einem Schaffen und Wirken auf der Baſis dieſes Friedensvertrages führt. Betrachten wir endlich die Dinge von einem höheren internationalen Standpunkte, ſo ſage ich Folgendes:

„Dem Elſaß als Grenzland liegt ſeit langen Jahrhunderten die Pflicht ob, die Ziviliſationen der beiden großen Kulturvölker Mitteleuropas, Deutſchlands und Frankreichs mit einander zu verbinden; — die Vorzüge der Einen auf die Andern zu übertragen; das lebendige, immer wirkende, niemals ermattende Verbindungsorgan der beiden Völker, der beiden Kulturen zu ſein.

„Nicht wie eine Scheidewand ſoll ſich das Elſaß zwiſchen Deutſchland und Frankreich erheben; eine Brücke ſoll unſer Land ſein, auf welcher ſich die beiden Völker die Hand zur Verſöhnung und zum gemeinſamen Wirken reichen.

Als Straßburg noch eine freie deutſche Reichsſtadt war, fühlte ſich deſſen großer Stettmeiſter Sturm von Sturmeck, unſer erhabenes Vorbild, geehrt, der Freund der franzöſiſchen Könige, der Bewunderer des franzöſiſchen Genius, der Vermittler zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Kultur zu ſein.

Als das Elſaß ein franzöſiſches Grenzland wurde, fühlte es ſich geehrt, der deutſchen Philoſophie, der deutſchen Literatur, dem deutſchen Geiſte in Paris das Wort zu reden; in Straßburg lag der chemiſche Kriſtalliſationspunkt der Freundſchaft Deutſchlands und Frankreichs, und hier muß es ausgeſprochen werden, daß aus dem Elſaß im Jahre 1867 und wieder im Jahre 1870 der energiſche Proteſt gegen ein blutiges Zuſammentreffen der beiden Nationen ſich erhob.

Während des Krieges, meine Herren, haben wir Elſäſſer unſere Pflicht erfüllt als treue Söhne unſeres Landes, wie Sie die Ihrige erfüllten; wie ein Bruderkrieg aber mußten jene Ereigniſſe uns berühren, uns, die wir die Traditionen unſerer Väter nicht verleugnet haben, die wir, ob auf franzöſiſcher, ob auf deutſcher Baſis, die Freundſchaft und das friedliche Zuſammenwirken der beiden Nachbarvölker als die eigentliche Bürgſchaft der ganzen mitteleuropäiſchen humanitäriſchen Entwickelung betrachten.

Heute nun, meine Herren — und obgleich der Sieg ſich nicht zu den von uns verteidigten Fahnen hingeneigt — heute ſtehen wir auf demſelben Standpunkte wie früher, und dieſe Tradition unſrer Vorfahren iſt heute noch die unſrige.

Um aber dem Elſaß zu erlauben, dieſe Vermittelungs-, dieſe Verſtändigungs-, dieſe Friedensaufgabe zu erfüllen, darf es nicht als ein untergeordnetes, noch nach Eroberungsmaximen verwaltetes oder nur unfertig geſtaltetes und unter Vormundſchaft geſtelltes Staatsweſen behandelt werden. Es bedarf, um die Traditionen wieder anzuknüpfen, einer Freiheit der inneren Bewegung und Entwickelung, die ihm heute noch fehlt."

Nachdem der Abgeordnete Kablé im Namen der nicht autonomiſtiſchen Abgeordneten einige Worte geſprochen, um zu ſagen, daß die Herren dem Antrage zwar beiſtimmen würden, aber Vorbehalte in Betreff der Ausführung u. ſ. w. machten, nahm der Fürſt das Wort. Er kam zuerſt auf den Schluß meiner Rede

zurück und führte seine Gedanken darüber folgendermaßen aus. Ich gebe den Wortlaut ausdrücklich an, da sich daran ein Nachspiel knüpfte.

„Ich kann nicht leugnen, daß die ganze Entwickelung des ersten Herrn Redners überwiegend wohltuend auf mich gewirkt hat und es noch mehr getan haben würde, wenn er es hätte unterlassen können am Schluß seiner Rede einen gewissen Appell nach Paris hin zu richten, der hier kein Echo finden kann, wenn er es hätte unterlassen können, in diesem Teil seiner Rede seine Heimat als ein künftig neutrales Land darzustellen, auf dem die französischen Sympathien gleichberechtigt mit den deutschen sein würden. Diese geteilte Liebe, meine Herren, können wir nicht annehmen."

Darauf setzte er auseinander, aus welchen Gründen er nicht mehr ganz dieselbe Ansicht über Elsaß-Lothringen habe, als früher.

„Wenn ich", so sagte er, „nicht mehr ganz auf dem Punkte, ich könnte sagen, meiner ersten Jugendliebe zu den Reichslanden stehe, nicht mehr ganz auf dem für mein damaliges Alter schon kaum anwendbaren Ausdruck einer begeisterten Hoffnung, die ich daran knüpfte, in der glücklichen Empfindung, diese alten Reichslande wiedergewonnen zu sehen, so ist das doch wohl erklärlich nach den Zeiten, die wir inzwischen erlebt haben. Ich kann hier auf alle Elemente, die zu meiner Entmutigung mitgewirkt haben, nicht eingehen, der Herr Vorredner hat sie, zum Teil in übertriebener Form, erwähnt; ich will nur das eine nennen. Der erste Mehltau, der auf meine Hoffnungen fiel, das waren die ersten Wahlen in Elsaß-Lothringen, die Erinnerung an den Protest, den wir hier im Namen, angeblich im Namen der ganzen Bevölkerung, aus dem Munde des Herrn Teutsch und unter Zustimmung seiner sämtlichen damaligen Kollegen hören mußten. Es war das dieselbe Tonart, wie wir sie noch heute aus dem Munde der geistlichen Vertreter dieses Landes, der Herren Winterer, Simonis und Guerber, zu hören bekommen, und die doch unter ihren Wählern zahlreich vertreten sein muß. Wir werden daher doch immer alles, was wir diesem Land an Autonomie konzedieren, alles, was ich im Jahre 1871 nach Ausweis meiner damaligen öffentlichen Rede bereit war zu konzedieren, immer unter dem Gesichtspunkt betrachten müssen, ob es mit der Sicherheit der Reichslande, ob es mit der Sicherheit des Reiches auch in weniger friedlichen Zeiten, wie sie im Augenblick vorhanden und in den nächsten Jahren zu hoffen sind, verträglich sein wird. Ich bin ganz bereit, bei den verbündeten Regierungen zu befürworten, daß wir den Reichslanden das höchste Maß von Selbständigkeit gewähren, was mit der militärischen Sicherheit des Reiches auf dieser Seite verträglich ist."

Darauf ging er auf die Einzelheiten ein und betonte namentlich die Schwierigkeit der Teilung der Regierungs-

geſchäfte zwiſchen dem Berliner Miniſterium und dem Oberpräſidium in Straßburg;

„daß dieſe Teilung keine richtige iſt und daß derjenige, der die Verantwortlichkeit trägt, auch den Geſchäften näher ſtehen ſollte, damit konzediere ich ſchon eins der hauptſächlichſten Prinzipien für meine Perſon, die der Herr Vorredner angeregt hat. . . . . Wer Miniſter dieſes Landes ſein will, der muß es meines Erachtens als Hauptamt und als einziges Amt haben."

Deshalb müſſe im Laufe der Zeit eine Änderung herbeigeführt werden.

„Ich ſtimme für die Herſtellung einer Statthalterei mit einem verantwortlichen Miniſterium, das drei bis vier Abteilungen haben kann, ohne daß es gerade drei bis vier Beamte mit Miniſterrang zu haben braucht, ſondern ähnlich wie ein Großherzogtum mit analoger Größe, mit Miniſterialdirektoren, die dort wohnen."

Hinſichtlich der Frage der Initiative des Landesausſchuſſes und der Verſtärkung desſelben, erklärte er ſich ganz mit mir einverſtanden. Auch den dritten Punkt, den ich berührt hatte, die Möglichkeit, die Intereſſen des Landes im Schoße des Bundesrats geltend zu machen, beſprach er eingehend und meinte, daß ihn die Frage ſehr lebhaft beſchäftige, ob und unter welchen Formen es möglich ſein dürfte, dem Reichslande das Recht zu geben, eine konſultative Vertretung im Bundesrate auszuüben. Seine Antwort war alſo durchaus ermutigend. Er ſchloß mit einigen bemerkenswerten, ſeinen Standpunkt dem Reichslande gegenüber im allgemeinen charakteriſierenden Worten. Er meinte, daß im Laufe der Zeit

„unſer guter Wille die Sprödigkeit der Kreiſe, die uns bisher widerſtrebten, überwinden wird, wenn wir ſie ruhig bei ihrer Arbeit laſſen. Ich möchte, daß wir es über uns gewinnen, ſie nicht zu ſehr zu ſtören, weder durch Einwirkung unſerer geſetzgebenden Körperſchaften noch durch Einwirkung unſrer Bureaukratie. Ich habe noch heute Vertrauen auf den deutſchen Keim, der unzerſtört, wenn auch überwuchert von dem glänzenden Firniß der franzöſiſchen hundertjährigen Angehörigkeit, doch unzerſtört vorhanden iſt, und glaube, daß die früher franzöſiſch gezogene, von uns friſch geſtutzte deutſche Eiche, kräftig wieder ausſchlagen wird, wenn wir Ruhe und Geduld haben, und wenn es uns gelingt, die Fehler unſres eigenen Charakters — am Zuvielregieren, möchte ich ſagen, zurückzuhalten und zu mäßigen und uns der ruhigen Beobachtung des Wachstums mehr hinzugeben als dem Bedürfnis, an der Pflanze zu modeln und zu ſchneiden."

Die Debatte wurde alsdann vertagt und am 27. März wieder aufgenommen. Im Laufe dieſer Sitzung nahm ich die Gelegenheit wahr, um auf die Eingangsworte des Reichskanzlers in Betreff des Schluſſes meiner Rede zu antworten, und jenen meinen Schlußpaſſus, der auch von dem letzten Redner, Herrn v. Puttkamer, mißverſtanden worden war, klarzuſtellen. Ich tat es wie folgt:

„Meine Herren, es ſind die letzten Worte des Herrn Vorredners, die mich hier auf dieſe Tribüne führen, und zwar nur, um eine ganz kurze Erklärung abzugeben. Ich hätte dieſe Erklärung ſchon am Ende der letzten Sitzung abgeben können in Antwort auf die Worte des Herrn Fürſten Reichskanzlers. Es waltet, meine Herren, ein Mißverſtändnis vor, das ich beſeitigen möchte, und gerade die letzten Worte des Herrn Vorredners haben mir dieſe Notwendigkeit wieder in den Sinn gerufen. Der Herr Vorredner ſagte in Anknüpfung an einen Paſſus der Rede des Fürſten Reichskanzlers, es läge mir und meinen politiſchen Freunden im Sinn, aus unſerm Elſaß-Lothringen, wie der Herr Vorredner ſich ausdrückte, eine „politiſche internationale Kulturbrücke“ auszubilden. Meine Herren, entweder habe ich mich damals ſchlecht ausgedrückt, oder ich bin mißverſtanden worden. Was man mir untergelegt hat, lag mir nicht im Sinn. Ich habe nur ſagen wollen, daß Elſaß-Lothringen, wie alle Grenzländer, beide Kulturen, beide Philoſophien, beide Wiſſenſchaften, beide Literaturen, in einem Wort, das ganze Kulturweſen beider Völker beſſer kennt, als Provinzen, die weiter von den Grenzen liegen, daß es alſo auf dieſe Weiſe vermittelnd, wenn ich mir dieſen Ausdruck erlauben darf, wirken kann, — daß aber damit geſagt werden ſolle, Elſaß-Lothringen ſolle eine „politiſche internationale Kulturbrücke“ bilden, dies liegt mir nicht im Sinn und auch nicht in dem Sinn meiner politiſchen Freunde. Meine Herren, ich habe erklärt und erkläre hier wieder, daß wir uns auf die Baſis des Frankfurter Friedensvertrags ſtellen. Die Abgeordneten eines Landes haben, unſrer Anſicht nach, die Pflicht, ihren Mitbürgern voranzugehen, um ihnen zu zeigen, wie man das Geſetz achten, wie man ſich vor dem Geſetz beugen muß. Unſer Geſetz aber, meine Herren, iſt der Frankfurter Friedensvertrag. Wir haben erklärt und erklären hier wieder ausdrücklich, daß wir den Frankfurter Friedensvertrag vollſtändig anerkennen, daß wir uns vor ihm beugen, daß wir uns auf dieſe Baſis ſtellen, und daß wir auf dieſer, für uns unerſchütterlichen, Baſis die Autonomie unſres Landes anſtreben. Andres wollte ich nicht ſagen, andres ſage ich nicht und andres werde ich nicht ſagen.

In ſeiner Rede hatte Herr v. Puttkamer auch die Reichstagswahlen erwähnt und einen proteſtleriſchen Wahlaufruf Kablés zur Verleſung gebracht. Er hatte die Worte hervorgehoben, in

denen direkt feindliche Tendenzen gegen Deutschland zu verstehen waren und darauf hingewiesen, daß Deutschland die Pflicht habe, wegen derartiger Äußerungen auf seiner Hut zu sein; es könne gefährlich sein, einem Lande Konzessionen zu machen, dessen Mehrheit solche Abgeordnete wähle.

Ich stand in diesem Augenblicke am Fuße der Tribüne; unwillkürlich schweiften meine Blicke nach der Gruppe der elsässischen Abgeordneten hin. Da sah ich, wie Grad sich erhob, nachdem er lebhaft mit seinen Nachbarn gesprochen hatte und dem Zentrumsabgeordneten, Herrn v. Schorlemer-Alst, einen dicken Band brachte, den ich als denjenigen erkannte, in welchen Grad seine Zeitungsausschnitte hineinklebte.

Er blätterte rasch im Buche und zeigte Schorlemer-Alst lachend eine Seite, welche sie beide schnell durchflogen. Sofort bat Schorlemer-Alst ums Wort. Er antwortete Puttkamer, indem er kaum den Wahlaufruf Kablés, der doch angegriffen war, erwähnte. Dagegen meinte er, daß er sich leider gezwungen sehe, die Waffen, die er in der Hand habe, zu gebrauchen (es lag wie eine Entschuldigung in seinen Worten; ein Edelmann wie er, mußte das Gefühl haben, daß, was er tat, nicht edel sei) und er brachte einige Stellen aus einer Rede zur Verlesung, die ich in Lyon bei einer Weihnachtsbescherung in der Société des secours mutuels d'Alsace-Lorraine gehalten hatte und in welcher ich den damaligen noch vom Kriege beherrschten Gefühlen der Elsässer übertriebenen Ausdruck verlieh. In der Rede Puttkamers war von mir gar nicht gesprochen worden; ich war persönlich bisher überhaupt gar nicht im Spiele gewesen. Und doch antwortete man auf diese Weise Herrn v. Puttkamer.

Ich hatte sofort das Gefühl, daß die persönliche Diskussion, die ich übrigens schon lange erwartete und auf welche ich bereit war, beginnen würde, und ich überlegte bei mir, während er sprach, wie ich erwidern würde.

In diesem Moment sah ich, wie Herr v. Stauffenberg sich erhob, nachdem er mit Lasker und einigen andern gesprochen

hatte, und auf mich zukam: „Antworten Sie nicht," ſagte er mir, indem er mir die Hand drückte, „laſſen Sie Ihre Freunde handeln. Wir werden an Ihrer Stelle antworten und für Sie. Verſprechen Sie mir, nichts zu ſagen."

Ich ſagte ihm, daß ich ſeinen Rat befolgen würde, wenn er es für beſſer hielte; ich ſei aber auf die Antwort bereit. „Nein", erwiderte er, „reden Sie nicht. Wenn Sie reden, müſſen Sie auf Erklärungen eingehen, die einem ſo perfiden Angriffe und ſo illoyalem Überfalle gegenüber unnütz ſind. Laſſen Sie uns ſprechen." So bat ich nicht ums Wort. Als Schorlemer-Alſt fertig war, ſtand Stauffenberg auf und ſprach wie folgt:

„Ich bin durch eine Äußerung des Herrn Vorredners veranlaßt, mich in die Debatte zu miſchen, an der ich bis jetzt ſonſt keine Urſache gehabt hätte, teilzunehmen. Der Herr Vorredner hat uns längere Auslaſſungen des Herrn Abgeordneten Schneegans aus früheren Zeiten, ich glaube aus dem Jahre 1872 vorgetragen. Nun, meine Herren, es iſt denn doch damit eine ganz eigentümliche Sache. Wir wiſſen, Elſaß und Lothringen ſind aus einem Staatsverbande getrennt worden, dem ſie weit über Menſchengedenken angehört haben; ſie ſind infolge eines Krieges von dieſem Staatsverbande getrennt worden, der in weiten Kreiſen, insbeſondere bei denen, welche aktiv teilgenommen haben, große Aufregung und Erbitterung hervorrufen mußte. Daß, meine Herren, unter dieſen Verhältniſſen dieſe Stimmungen längere Zeit nachwirken und Äußerungen in dieſer Richtung getan worden ſind, iſt eben ſo natürlich, als es erklärlich iſt: aber ich, meine Herren, möchte betonen, daß wir hier im Reichstag doch gewiß aber auch nicht den Schein eines Intereſſes haben, nach dieſer Richtung hin mit Rekriminationen irgendwie vorzugehen. Dieſe Rekriminationen beweiſen gar nichts; der einzige Effekt, den ſie haben können, iſt der einer perſönlichen Kränkung, und, meine Herren, wir ſollten wirklich in dieſer Beziehung dieſe ſo ſchwierige und eigentümliche Sache nicht noch mehr erſchweren."

In ähnlicher Weiſe ſprach ſich der Abgeordnete Haenel aus. Dann ſtand Bismarck ſelbſt auf und an die Äußerungen des Abgeordneten Haenel anſchließend, ſagte er folgendes:

„Ich will mich noch einer Anſicht des letzten Herrn Redners anſchließen, das iſt in Bezug auf die Anwendung von Äußerungen gereizter Stimmung aus der Vergangenheit auf die Gegenwart. Ich möchte anheimgeben, daß wir da nicht zu genau in den Archiven und den Bibliotheken nachſuchen, um irgend jemand zu beweiſen, daß er vielleicht vor acht Jahren unter andren Verhältniſſen, mit andren Hoffnungen und Anſichten, eine Äußerung

getan hätte, die er heute nicht wiederholen würde. Ich ſtelle mich zu ſolchen, der Vergangenheit angehörigen Erſcheinungen bei einem Lande, das 200 Jahre und wohl darüber einer andren Herrſchaft angehört hat, nicht anders, als gegenüber einem hannöverſchen Offizier, der ſich bei Langenſalza tapfer geſchlagen hat. Er hat dafür meine Achtung, aber ich bin weit entfernt, ihn daran zu erinnern, daß ſeine damalige Anſicht mit ſeiner jetzigen Stellung vielleicht nicht vereinbar wäre."

So wurde der Angriff Schorlemers abgeſchlagen. Am Schluſſe der Sitzung kamen aber Abgeordnete aus faſt allen Parteien auf mich zu, ſchüttelten mir die Hand und brachten mir eine Art Ovation dar.

Der Antrag der autonomiſtiſchen Abgeordneten wurde nach längerer Debatte beinahe einſtimmig angenommen.

In der am ſelben Abend ſtattfindenden parlamentariſchen Soiree ſprach ich Bismarck meinen Dank dafür aus, daß er mich gegen den Abgeordneten v. Schorlemer-Alſt verteidigt hatte; der Fürſt reichte mir dazu die Hand mit den Worten:

„Ja, mein lieber Herr Schneegans, wir ſind natürliche Verbündete; wir haben dieſelben Feinde, da muß man ſich auch gegenſeitig helfen, und das tat ich gern."

Wenn ich hier im Reichstage ſo wackere Verteidiger unter den Altdeutſchen fand, ſo ſollte ich dagegen in meiner eigenen Heimat bei ähnlicher Gelegenheit elend und ſchmählich von meinen Landsleuten und Parteigenoſſen im Stiche gelaſſen werden. Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1882. Ich war damals in Meſſina Konſul. Im Landesausſchuß ſprach man vom Wunſche des Elſaſſes, auf der Bahn des Selfgovernments weiter zu ſchreiten. Der Regierungsvertreter hatte eben geantwortet, daß eine ſolche Entwicklung von der Haltung der Bevölkerung abhinge.

Da bat Grad ums Wort und ſagte ungefähr folgendes: „Man kann den Elſäſſern doch eine Stimme in der Verwaltung und Regierung geben. Man hat doch zum Konſul in Meſſina einen Elſäſſer ernannt, der gegen Deutſchland viel lebhaftere Worte geſprochen hat als wir hier" — und er las dieſelbe Rede vor, wie Schorlemer im Reichstage. Der Präſident unter-

brach ihn nicht, um ihn daran zu erinnern, daß die erſte Regel parlamentariſchen Anſtandes doch darin beſtehe, Abweſende, die nicht imſtande ſind, ſich zu verteidigen, nicht anzuklagen. Er ließ ihn bis zu Ende leſen. Keiner meiner früheren Freunde öffnete den Mund, um den ehemaligen Parteigenoſſen zu verteidigen, auch die, welche damals im Reichstage geweſen waren und wußten, wie man Schorlemer-Alſt geantwortet hatte, ſchwiegen. Es ſchwieg auch der, den ich ſo oft verteidigt, den ich zu meinen wärmſten Freunden zählte: es ſchwieg auch Klein!

Ein Freund ſagte mir ſpäter einmal: „Sie ſcheinen die öffentliche Meinung ſehr zu verachten?“ Ich antwortete ihm: „Und warum ſollte ich nicht? Ich weiß, daß das Ziel, welches ich verfolgt habe, das Wohl meiner Heimat, des Elſaſſes war; was mein Handeln diktierte, war meine große Liebe zu meinen Landsleuten, und ich ſehe, daß ſie mich verleugnet, ausgeſtoßen und geſchmäht haben, wie könnte ich, was Sie die öffentliche Meinung nennen, nicht verachten?“

Kapitel 18.

Umſchwung.

Die Wirkung der Reichstagsdebatten, die ich im vorigen Kapitel geſchildert habe, war im Elſaß ungeheuer. Klein ſchrieb mir am 29. März:

„L'impression que ton discours et le vote qui l'a suivi ont produit ici est formidable. Les chauvins sont littéralement aplatis ... Par contre le monde administratif depuis Mœller jusqu'au dernier gendarme ne sait plus sur quel pied danser. Mœller, me dit-on, est furieux, il prétend que tout cela n'est qu'une qnestion de personne, que c'est contre lui que tout cela est dirigé. Deux mots sur ton discours. C'est un document de 1er ordre; c'est une œuvre peut-être trop correcte et trop littéraire pour être exclusivement parlementaire."

Nicht einverſtanden war Klein damit, daß die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers auch in der ſpäteren Verfaſſung von einzelnen Rednern als ein Deſideratum hingeſtellt worden war. Er forderte mich auf, in den ſpäteren Debatten über die Verfaſſung recht eindringlich zu verlangen, daß dem Statthalter die ganze Verantwortlichkeit übertragen werde.

Am 4. April verließ ich Berlin, um nach Straßburg zurückzukehren. Ich fand dort eine ſeltſame Stimmung vor. Die einen, die mir früher ausgewichen waren, ja, die nichts von mir hatten wiſſen wollen, ſuchten mich jetzt auf und ſchmeichelten mir; die andern, welche mit mir verkehrt hatten, hielten ſich zurück. Die Freunde des Oberpräſidenten, die Beamten erblickten in mir einen Gegner, ja beinahe einen Feind. Namhafte Mitglieder

des Landesausſchuſſes, nähere Kollegen von mir, frühere Freunde hielten ſich von mir fern. Von eng befreundeter Seite wurde ich auf die Gefahren hingewieſen, welchen mich meine großen Erfolge in Berlin ausſetzten. „Die ganze Welt," ſchrieb man mir, „iſt auf Sie neidiſch, und die, welche Sie Ihre beſten Freunde nennen, ſind Ihre erbittertſten Feinde. Sie werden jetzt mit der häßlichſten Leidenſchaft zu rechnen haben, mit dem Neid und der Mißgunſt. Eine ganze Menge von Leuten wartet nur auf den Moment, wo ſie ſich wegen ihrer Inferiorität an Ihnen wird rächen und wo ſie Ihnen Ihre Erfolge wird büßen laſſen können. Jedermann hat das Gefühl und die Überzeugung, daß Ihnen perſönlich und nur Ihnen das Elſaß ſeine jetzige Entwicklung verdankt, aber dieſes Gefühl und dieſe Überzeugung regen in kleinlichen Geiſtern nie Dankbarkeit und Ehrfurcht an; „ils engendrent l'envie et la haine; c'est la revanche de l'impuissance qui se prépare contre vous."

Die Landesausſchußmitglieder wußten nicht, wie ſie ſich verhalten ſollten. Herr von Möller bat ſie, zu ſeinen Gunſten eine Demonſtration in Szene zu ſetzen. Der Baron Zorn von Bulach, welcher ſeine ganze Hoffnung auf die Thronbeſteigung des Großherzogs von Baden ſetzte, träumte davon, Herrn von Möller unter dem Regiment dieſes Fürſten zum Verbleiben zu veranlaſſen. Und Herr von Möller hatte erklärt, daß er unter dieſen Umſtänden bleiben würde. Die Herren Schlumberger und Köchlin, die eigentlich die Seele des Landesausſchuſſes waren, empfanden es offenbar ſchmerzlich, daß ſie nicht die ganze politiſche Bewegung leiteten. Herr Köchlin, der in der Gegend von Thann wohnte, verſuchte ſich dadurch bei den Familien Scheurer, Lauth und Zuber wieder zu rehabilitieren, daß er mich desavouierte. Ich erfuhr, daß man im Landesausſchuß eine Petition an Bismarck oder an den Kaiſer vorbereitete, um Möller die Statthalterſchaft oder die erſte Verwaltungsſtelle unter einem etwaigen fürſtlichen Statthalter zu übertragen. Bei meiner Kenntnis der Sachlage in Berlin, beſonders der Auffaſſung des Reichskanzlers in dieſer Hinſicht konnte es mir nicht entgehen, daß ein ſolcher

Schritt von unberechenbaren Folgen für unſre Geſamtentwicklung ſein würde, und ſo riet ich Klein gegenüber dringend davon ab: Es würde dadurch alles wieder in Frage geſtellt werden; die Tage des Herrn von Möller ſeien gezählt; wir hätten uns um Perſonalfragen nicht zu bekümmern. Wir müßten nur die Verfaſſung erkämpfen. Die Bewegung ſchien aber immer größer zu werden. Während des Monats, den ich in Straßburg verbrachte, vermieden es die Herren Schlumberger und Köchlin ängſtlich bis zum letzten Tag, mich aufzuſuchen und mich um meine Meinung zu fragen. Erſt am Vorabend meiner Abreiſe kamen ſie zu mir und beſprachen eingehend die Sache mit mir. Ich konnte ſie nur inſtändig bitten, von ihrem Vorhaben abzuſtehen und keine Perſonalfrage anzuregen, da wir ſonſt Gefahr liefen, das ganze Verfaſſungswerk wieder aufs Spiel zu ſetzen. Sie folgten ſchließlich meinem Rat, nachdem ich ihnen geſagt, wer die Perſonenfrage hier in die ſchwebenden prinzipiellen Verhandlungen bringe, der trage die Verantwortlichkeit für die daraus entſtehenden Verwicklungen und möglicherweiſe für das Scheitern unſrer geſamten bisherigen Vorarbeiten in Berlin. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß man mich in den dem Oberpräſidenten naheliegenden Kreiſen beſchuldigte, gegen denſelben „intrigiert“ zu haben, was niemals der Fall geweſen war; ich hatte mich einfach der Perſonenfrage abſolut ferngehalten, da ich der Anſicht war, daß dies Sache der Regierung, nicht aber der Reichstagsabgeordneten ſei, und es mir ſehr daran lag, auch auf dieſem Gebiete ganz korrekt und ohne einen Eingriff in Andrer Rechte und Befugniſſe zu wagen, vorzugehen.

Dieſelbe Haltung hielt ich auch dem Prinzen Hermann von Sachſen-Weimar gegenüber ein. Er hatte mich gebeten, bei meiner Rückreiſe nach Berlin zu ihm nach Stuttgart zu kommen, um mit ihm über die Frage der Statthalterſchaft zu ſprechen. Er ſagte mir, daß die Kaiſerin ihn unterſtütze und er einige Hoffnung habe, ernannt zu werden. Freilich hätte er es ſehr gerne gehabt, wenn wir Abgeordnete einen Schritt zu ſeinen Gunſten getan hätten. Ich antwortete ihm, daß alles vom

Reichskanzler abhinge; es wäre gefährlich, im jetzigen Stadium der Verhandlungen Perſonenfragen anzuregen. Ich perſönlich hätte ſeine Kandidatur nicht ungern geſehen, im Gegenteil; aber ich konnte nicht anders handeln. Es wäre politiſch höchſt unklug geweſen, ſich anders zu verhalten.

Ich kam den 26. April in Berlin an. Ich ſah häufig den Unterſtaatsſekretär Herzog, die Herren von Pommereſche, Scholtz. Am 9. Mai wurde ich beim Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, eingeladen. Da ich ſchon öfters bei andern Miniſtern eingeladen worden war, legte ich dieſem Diner keine beſondere Bedeutung bei, obgleich der Miniſter ſich auffallend lange mit mir unterhielt. Ich ſollte ſpäter erfahren, daß dieſer Einladung doch ein für mich bedeutſames Motiv zu Grunde lag.

Die Geſetzesvorlage über „Verfaſſung und Verwaltung von Elſaß-Lothringen“ wurde vom Reichskanzler am 2. Juni eingebracht und in den Reichstagsſitzungen vom 13. bis 23. Juni beraten. Ich hatte für den 13. Juni eine Rede vorbereitet. Da kam am 12. North zu mir und erklärte mir, daß er vorhabe, die Rede zu halten; es ſei ſo mit Klein und mit den Andern in Straßburg ausgemacht worden. „Sie ſind jetzt bekannt genug“, ſagte er mir, „laſſen Sie doch die Andern auch etwas tun.“ Ich widerſetzte mich dieſem Wunſche natürlich nicht und ließ North reden. Durch eine Ungeſchicklichkeit hätte er aber beinahe das ganze Geſetz zu Fall gebracht. Er ſagte, daß das Elſaß reich genug ſei, ſeine Beamten reich zu bezahlen. Das Parlament verhehlte bei ſo unbedachten Worten ſeinen Unwillen nicht. Eine große Anzahl unſerer Freunde verließ uns. Der Antrag wurde nur mit ganz geringer Majorität angenommen. Ich ſtand in dieſem Augenblick in der Nähe des Präſidenten. Einer der Schriftführer, Herr von Thilo, ſagte mir: „Weshalb haben Sie Herrn North reden laſſen? Er iſt kein Parlamentarier. Es iſt ſchwer für einen Antrag zu ſtimmen, der durch derartige Gründe verteidigt wird.“ Und er hatte die Freundlichkeit, hinzuzufügen: „Wenn meine Freunde und ich für den Antrag ſtimmen, ſo tun

wir es um Ihretwegen, und weil Sie den Antrag eingebracht haben.“ Der Reichskanzler beteiligte ſich nicht an den Debatten; er ließ ſich durch Herzog vertreten.

Unterdeſſen waren auch die Perſonalfragen näher erörtert worden. Ich erfuhr auf einer parlamentariſchen Soiree aus dem Munde des Fürſten Bismarck ſelbſt, daß der Feldmarſchall Manteuffel kaiſerlicher Statthalter, der Unterſtaatsſekretär Herzog Staatsſekretär und der Abgeordnete von Puttkamer Unterſtaatsſekretär für Juſtiz werden würden. Über die drei andern Unterſtaatsſekretärſtellen war noch keine Verfügung getroffen worden. Kurz vor der zweiten Leſung, am 8. Juni, als ich von einer Reiſe nach Straßburg zurückkam und mit Puttkamer zuſammenfuhr, hatte ich mit ihm eine längere Unterredung über die in der Luft liegenden Perſonalfragen. Er ſagte mir, daß die Regierung mit dem Gedanken umgehe, auch Elſäſſer ins Miniſterium zu berufen. Man ſprach von Klein und Bergmann. Was mich betrifft, ſo dachte man einſtweilen daran, mich zum Delegierten am Bundesrat zu ernennen. Der Reichskanzler hatte zuerſt den Gedanken gehabt, den Delegierten am Bundesrat durch den Landesausſchuß wählen zu laſſen. Durch meine zahlreichen Beziehungen in der Hauptſtadt wäre ich, — ſo dachte man in Berlin und Straßburg — für dieſen Poſten geeignet geweſen. Man ließ aber dieſen Gedanken wieder fallen, und es beſchloß die Regierung, ſelbſt die Delegierten zu ernennen. In der Zeit zwiſchen der zweiten und dritten Leſung erfuhr ich, daß man bereits Unterhandlungen mit den in Ausſicht ſtehenden Elſäſſern angeknüpft habe, mit Klein für das Innere oder den Handel, mit Köchlin für die Finanzen. Die Verhandlungen, ſo wurde mir erzählt, ſchienen aber kein günſtiges Ergebnis erhalten zu ſollen, da die Elſäſſer zu zögern und nicht annehmen zu wollen ſchienen. Durch dieſe Nachricht wurde ich ganz und gar beſtürzt. Ich ſah voraus, daß im Falle einer wirklichen Weigerung der Elſäſſer, in die Regierung einzutreten, die Autonomie ein jämmerliches Fiasko machen würde. Das Elſaß würde ſich ganz lächerlich machen. Seit Jahren verlangte es, ſich ſelbſt regieren zu dürfen; man

gab ihm die Mittel dazu, nachdem man jahrelang dafür gekämpft, und nun ſollte es ſich zurückziehen . . . ?

Die dritte Leſung fand am 1. Juli ſtatt. Diesmal ließ ich mich als Redner einzeichnen, ohne Roth ein Wort davon zu ſagen.

Nachdem das Geſetz angenommen worden war, hatte ich noch mit dem Abgeordneten Guerber einen ganz intereſſanten Wortwechſel. Trotzdem wir in der Politik diametral entgegengeſetzter Anſicht waren, hatte ich doch immer ganz angenehme perſönliche Beziehungen zu ihm unterhalten. Ich bin bei ihm nie derſelben Unhöflichkeit begegnet wie bei den andern Klerikalen und Proteſtlern, und ſo empfand ich ein wirkliches Vergnügen, mit dieſem feinen und gebildeten Manne zu plaudern, obgleich ich ganz genau wußte, daß er im Grunde ebenſo fanatiſch war, wie der Abbé Winterer, und die Proteſtanten verabſcheute.

An dieſem Tage kam er alſo in den Wandelgängen des Reichstages auf mich zu und ſagte mir: „Sie haben hier den Sieg davongetragen, aber merken Sie ſich das wohl, wir werden davon im Elſaß profitieren.“

Seine Bemerkung traf durchaus das Richtige. Er hatte die Entwicklung der Zukunft ſehr klar durchſchaut. Nachdem das Verfaſſungsgeſetz angenommen worden war, verfolgte die klerikale Partei zielbewußt folgende Politik:

1. Nach Kräften die Verfaſſung verſchreien, wie wenn ſie nur illuſoriſche Rechte gewähre, und erklären, daß das Elſaß eine Autonomie auf viel breiterer Baſis wünſche.

2. Zu gleicher Zeit unter der Hand von allen durch dieſe Verfaſſung gewährten Rechte profitieren und ſie an ſich reißen.

3. Die Liberalen verhindern, in das Miniſterium einzutreten, und zwar dadurch, daß man alle verſchrie, welche annahmen. So wurde, wie wir gleich ſehen werden, Klein verhindert, anzunehmen. Ich nahm an und wurde verhöhnt.

4. Aus der Regierung alle antiklerikalen Elemente entfernen: Herzog, den Oberſchulrat Baumeiſter und mich.

5. Endlich im Landesausſchuß verlangen, daß man hohe Ämter den Elſäſſern übertrage, und etwa die von Grad im Landesausſchuß 1882 angewandten und oben berührten Argumente gebrauchen: „Ihr habt ja Schneegans ernannt, der 1872 in Lyon die bekannte Brandrede gehalten hat . . . . wir gehen gar nicht ſo weit. So laßt uns denn an der Regierung teilnehmen.“ Ich habe ſtets jene machiavelliſtiſche Geſchicklichkeit bewundert, mit welcher dieſe Herren mit den Argumenten ſpielten. Einmal ſchmähte man mich wegen dieſer Rede, ein andermal bediente man ſich ihrer, indem man ſich den Anſchein gab, als ob man billigte, daß ich meine Anſicht gewechſelt hätte.

Doch greifen wir nicht vor: Am Abend, nachdem der Verfaſſungsentwurf angenommen worden war, ſchickten wir, North, Lorette, Rack und ich, ein Telegramm an Manteuffel, der damals in Gaſtein weilte, um ihm zu gratulieren.

Am 2. Juli, am Tage nach unſerm parlamentariſchen Siege, begab ſich North zu Herrn von Puttkamer, um ihm, wie er ſagte, von den bevorſtehenden Ernennungen zu ſprechen. Als er zurückkam, ſagte er mir, daß, was mich beträfe, ich zum Delegierten im Bundesrat ernannt werden ſollte — oder — man ſtaune — zum Konſul. Es war das erſte Mal, daß man mir von einem Konſulat ſprach. Ich antwortete, daß ich im Elſaß bleiben wolle, daß ich mir abſolut nichts daraus machte, Konſul zu werden; ich hätte für meine Heimat gearbeitet und fände es natürlich, daß ich nach der Organiſation der elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten einen Platz in Elſaß-Lothringen annähme, aber ich fände es höchſt überraſchend, um keinen andern Ausdruck zu gebrauchen, daß man mir ein Konſulat anböte. North kam aber immer wieder auf das Letztere zu ſprechen, und drang in mich ein, ich möchte doch das Konſulat annehmen. „Übrigens“, fügte er hinzu, „man wird Ihnen die Wahl laſſen.“ — „Ich werde mich für den Bundesrat entſchließen“, erwiderte ich. — „Dann werden Sie ſehr unrecht daran tun“, meinte North.

Zum erſtenmal hatte ich die ſehr deutliche Empfindung, daß man mich los werden wollte und daß meine Freunde,

wenn ſie über mich um Rat gefragt wurden, die Regierung bearbeiten mußten, damit ſie mich aus meiner Heimat entfernte.

Ich wollte aber in dieſer Situation klar ſehen und ſo begab ich mich denn am 5. Juli zu Herzog. Ich mußte ſo wie ſo einige Angelegenheiten mit ihm beſprechen, die mit ihm zu regeln einige Landsleute mich aufgefordert hatten. Es war ganz eigentümlich, daß mich damals ſo viele Herren, die in Straßburg nichts von mir wiſſen wollten, in Berlin baten, ihnen Gefälligkeiten zu erweiſen. Als wir dieſe Sache beendigt hatten, brachte Herzog ſelbſt die Unterhaltung auf die Frage der Reorganiſation Elſaß-Lothringens, und fragte mich: „Wie ſtellen Sie ſich der Frage des Eintritts von Elſaß-Lothringern in den Reichsdienſt gegenüber?“ — Ich antwortete ihm, daß meine Meinung ihm bekannt ſein dürfte; ich ſei der Anſicht, daß Elſäſſer hohe Ämter annehmen müßten, ſonſt ſei die ganze Reorganiſation eigentlich illuſoriſch. — „Das weiß ich“, erwiderte er, „und das wird auch geſchehen, wenn die betreffenden Perſonen im entſcheidenden Augenblick Sie, ihren Führer, nicht im Stiche laſſen; aber nicht von den Andern, ſondern von Ihnen ſelbſt will ich im Auftrage des Fürſten mit Ihnen reden.“ — Ich antwortete ihm, daß, was mich beträfe, ich keine andre Meinung haben könnte, und daß ich, um konſequent mit mir zu bleiben, annehmen müßte, in die elſaß-lothringiſche Verwaltung einzutreten, wenn die Regierung mich dazu beriefe. Darauf meinte Herzog, daß, wenn ich es wünſchte, ich zum Miniſterialrat ernannt werden könnte, zugleich mit der Befugnis eines Delegierten beim Bundesrat. Freilich würde dieſes letztere Amt, nach den Abänderungen, die das Geſetz erfahren hätte, nur temporären Charakter haben. „Außerdem“, meinte er, „würde Ihre Situation im Bundesrat in dieſem Moment ſehr kitzlich ſein, denn der Bundesrat beſteht aus hohen Beamten, die es nicht gerne ſehen, daß jemand in ihren Kreis eintritt, der früher nur Abgeordneter und Journaliſt geweſen iſt. Jedoch würde dies nicht ein abſolutes Hindernis ſein für den Fall, daß andre Elſäſſer in der Regierung ſäßen. Aber der Reichskanzler und er

ſähen eine Stellung als Miniſterialrat eigentlich nicht als genügend an; ſie möchten mich einladen, meine Blicke anderswohin zu wenden. Er fuhr dann fort, mit zarter Rückſichtnahme in Gedanken und Ausdrücken mir vorzuführen, wie einerſeits das Leben in Straßburg mitten unter den Ungerechtigkeiten meiner früheren Freunde ſchwierig und peinlich ſein müſſe und dies umſomehr, als jetzt nach den errungenen Erfolgen die Autonomiſten ſelbſt gegen mich zu arbeiten anfingen, anderſeits aber der Fürſt der Meinung ſei, ich ſei zur Diplomatie geſchaffen, und mich auffordern wollte, eine Stelle dieſer Art anzunehmen. „Wir haben alle", ſagte er, „die außerordentliche Gewandtheit und Feinheit bewundert, mit der Sie ſeit drei Jahren manövriert haben." Der Kanzler habe ſchon von mir mit Herrn von Bülow geſprochen; ſie beide wollten mir einen Platz als Konſul in Italien anbieten und mir ſo die diplomatiſche Laufbahn eröffnen. Herzog fügte hinzu, daß er für den Augenblick nicht wünſchen würde, daß ich ein hohes Amt im Elſaß bekleidete; ich ſei von allen Politikern der, welcher am meiſten angegriffen worden ſei; die Regierung müßte ſich viel eher an Männer wenden, die nicht einer ſo leidenſchaftlichen Bekämpfung von vornherein ausgeſetzt ſein würden. Um ſpäter eine hohe Stellung, ſei es im Bundesrat, ſei es im Elſaß, einzunehmen, müßte ich nicht mehr Journaliſt ſein; ich müßte mich einige Jahre in einer Stellung ausgeruht haben, die mich dem Kampfe fernhielte und mir einen ſpätern Eintritt in die Regierung erleichterte. Ich machte meinerſeits alle Gründe geltend, die mich bewegten, das Elſaß nicht zu verlaſſen, politiſche ſowie perſönliche Gründe, und ich beſtand darauf, daß ich eine Stelle im Elſaß oder in Berlin, als Vertreter des Elſaſſes im Bundesrat annehmen wollte. Er bat mich, die Sache mir wohl zu überlegen und ihn vor meiner Abreiſe noch aufzuſuchen. Beim Abſchied ſagte er mir noch: „Der Reichskanzler hat mir lange von Ihnen und von Ihrer Situation geſprochen. Wir glauben, daß Sie ſich über Ihre Freunde im Elſaß Illuſionen hingeben. Sie ſind ein Optimiſt. Dieſe Herren werden Sie im entſcheidenden Augenblick verlaſſen. Sie haben ihnen

die Wege zum Eintritt in die Regierung geebnet. Wenn ſie wollen, werden ſie eintreten können. Aber Sie werden ſehen, ſie werden es nicht wagen und wenn Sie allein im Miniſterium ſind, werden Sie ſich in einer ſo ſchwierigen und unerträglichen Lage befinden, daß Sie verſtehen werden, wie recht der Reichskanzler gehabt hat, Ihnen ein Konſulat anzubieten. Die Tore des auswärtigen Amtes werden Ihnen offen bleiben, was auch geſchehen möge. Am Tage, wo Sie es wünſchen, werden Sie eintreten können."

Den Tag darauf ging ich zu Herrn von Puttkamer, der mir im ſelben Sinne ſprach wie Herzog. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß — namentlich Herzog — mich aus der elſaß-lothringiſchen Verwaltung ſehr gerne entfernt hätte. Das Verbleiben eines Mannes, der ihn ſo häufig bekämpft hatte, konnte ihm nicht genehm ſein. Ja, wenn die Elſäſſer mich kräftig unterſtützt hätten, wenn ich bei ihnen, bei meinen engſten Parteigenoſſen und Freunden einen Halt gefunden hätte! Aber leider war das Gegenteil der Fall. Ich fragte meine Kollegen im Reichstag, Rack, Lorette und North, um ihre Meinung.

Die zwei erſten, die ich allein ſah, rieten mir, die Stellung zu wählen, die mir perſönlich die größten Vorteile böte. „Die Miſſion der Autonomiſten iſt beendigt"; ſagten ſie, „die Partei wird ſich auflöſen oder ihr Programm ändern. Es beſteht ein Intereſſe daran, daß neue Elemente eintreten und die alten verſchwinden. Sie ſind der, gegen welchen unſere Gegner alle ihre Schläge führen. Sie müſſen verſchwinden, um ihnen ihren Angriffspunkt zu entziehen. Sie müſſen es tun, um der Partei einen Dienſt zu leiſten. Gegen Sie iſt man voreingenommen; man wird Ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen, was Sie auch tun mögen. Sie ſind der Sündenbock; nehmen Sie ein Konſulat an, und Sie werden Ihren Freunden dadurch einen Dienſt leiſten." Als ich dann davon ſprach, daß ich alles ablehnen würde, da man ſich anſchicke, mich im Stiche zu laſſen, führte Rack aus, daß meine Stellung in der Zeitung ſehr bedroht ſei. „Die Aktionäre", ſagte er, „ſind müde gegen den Ge-

ramen zu kämpfen und Ihrerseits sind Sie diesem im Wege; auch er hat den Kampf satt und sucht sich mit der Partei Kablé zu verständigen. Von einem Tag zum andern können Sie auf dem Pflaster sein, ohne Zeitung, ohne Partei. Diese löst sich auf; jene sucht mit ihren Gegnern ihren Frieden zu schließen."

Was die Zeitung betrifft, wußte ich, daß, was die Herren ausführten, die volle Wahrheit war. Fischbach duldete meine Gegenwart in der Zeitung nur mit Mühe. Er wollte der Herr sein. Der Verwaltungsrat hatte keine Macht über ihn, und er war des Kampfes müde. North hatte mir schon den Wunsch ausgesprochen, alle seine Aktien zu verkaufen. Die Zeitung hatte sich geweigert, mir die Kosten meiner Wahl und meines Aufenthalts in Berlin zu ersetzen, und dies trotz der Verabredung des Jahres 1877. Fischbach wurde einerseits von Herrn von Bulach, anderseits von den Protestlern bearbeitet.*)

Ich konnte bedauern, daß meine Partei diese Haltung einnahm, aber ich konnte nichts daran ändern und mußte konstatieren, daß meine Kollegen getreu die Gedanken und Pläne wiedergaben, mit denen man umging. Alle zwei rieten mir die Anerbietungen der Regierung anzunehmen. North bestand darauf, daß ich sofort das Konsulat annähme. Ich antwortete ihm, daß ich nach reiflicher Überlegung glaubte, mich für ein Amt in Elsaß-Lothringen entscheiden zu müssen, wie verlockend auch die Anerbietungen bezüglich einer diplomatischen Laufbahn seien. Ich

*) Was damals in der Vorbereitung war, kam 1882 zum Ausbruch. Fischbach gelang es, eine Krisis hervorzurufen. Statt ihm und der Zeitung ihren Willen aufzuerlegen, verkauften die Aktionäre alle ihre Aktien; Fischbach blieb alleiniger Besitzer und Direktor der Zeitung. Die Verständigung mit Kablé vollzog sich kurze Zeit darauf. 1883 hatte die Zeitung ihre Haltung so sehr verändert, daß Fischbach an der Seite von Kablé in einem von den elsässischen Emigranten ins Leben gerufenen Komitee saß, das sich zur Aufgabe stellte, die Überschwemmten im Elsaß zu unterstützen. Bei den Wahlen des Jahres 1884 trat Fischbach für die Kandidatur Kablé ein, die er eine Kandidatur der Konziliation zwischen Protestlern und Autonomisten nannte. Fischbach wurde auch nicht mehr von der französischen Presse angegriffen und rühmte sich dessen.

mußte mir immer wieder ſagen, daß ich mir ſelber, daß ich meiner Partei ſchuldig war, meinem Programm konſequent zu bleiben; man bot den Elſäſſern an, in die Regierung einzutreten; da mußte man annehmen; man würde andern Elſäſſern Anerbietungen machen; ſie mußten annehmen, wie ich mich entſchloſſen hätte, anzunehmen; freilich, wenn ich allein bleiben ſollte, behielt ich mir vor, zu entſcheiden, was zu tun wäre; aber mein Programm am Tage nach dem Siege aufgeben, das wäre eine Felonie, die ich nicht begehen würde.

Lorette allein ſtimmte mir bei. North dagegen meinte, das wären nur Worte, nur Phraſen; ich beginge eine Torheit. Nachdem er ſich etwas bedacht, ſagte ſchließlich Rack: „Nun, Sie können ſich ſpäter, wenn die Dinge im Elſaß nicht gut gehen, ja noch immer für das Konſulat entſcheiden.“

Es wurde mir immer klarer: North — und mit ihm leider auch Klein, — wollten mich um jeden Preis von den Geſchäften entfernen. In dieſem Augenblick dachten ſie wohl noch ſelber in die Regierung einzutreten, aber ſie wollten mich nicht mit ſich haben.

Am 11. kehrte ich zu Herzog zurück und erklärte ihm, daß ich mich für ein Amt im Elſaß entſchiede; ich behielt mir freilich vor, ihm noch zu ſchreiben, nachdem ich meine Familie um Rat gefragt hätte.

Am 7. Juli hatte ich den Feldmarſchall von Manteuffel geſehen. Er hatte ſich über die Situation Vortrag halten laſſen. Er nahm ſich vor, aus der ultramontanen Partei die gemäßigten Elemente loszulöſen, indem er ſich auf den Biſchof von Straßburg und den Baron Zorn von Bulach ſtützte. Er bat mich um Einzelheiten über Klein. Ich ſagte ihm, Klein ſei der Elſäſſer, der für einen Miniſterpoſten im Elſaß wie geſchaffen ſei. Es war auch von Köchlin und Ferdinand Schneegans die Rede. Ich konnte aber aus der Unterhaltung entnehmen, daß die Wahl auf Klein fallen würde.

Am 12. wurde der Reichstag geſchloſſen. Am 15. kehrte ich nach Straßburg zurück. Am 20. hatte ich eine lange Unter-

redung mit Klein über meine perſönliche Lage. Um ganz genau zu erkennen, was er im Grunde darüber dachte, plaidierte ich für das Falſche, um das Wahre zu erfahren. Ich eignete mir die Argumente Norths und Herzogs an und führte aus, ich glaubte wohl, daß es beſſer ſei, das Elſaß zu verlaſſen und das Terrain Andern zu räumen. Klein ging lebhaft auf dieſen Gedanken ein: „Tu as raison“, ſagte er mir — ich habe ſeine Worte nachher ſofort aufgeſchrieben, und das iſt wörtlich, was er ausführte: — „tu feras beaucoup mieux d'accepter le Consulat; tu nous as rendu des services jusqu'à présent, mais dans l'avenir non seulement tu ne pourrais plus nous en rendre, mais tu ne pourrais plus que nous gêner.“ Er fügte hinzu, man müßte ſich den Katholiken nähern, er habe den Biſchof ſchon geſehen, die klerikale Partei nehme die Allianz mit ihm, Klein, an, aber nicht mit mir.

Das war alſo des Pudels Kern! Vor dieſer Partei die Waffen ſtrecken gleich nach unſerm Sieg, lag mir nicht im Sinn. Im Gegenteil! Nachdem ich dies erfahren, ſagte ich mir: erſt recht nicht. Ich überlegte mir die Sache noch lange und gründlich. Immer mußte ich mir aber auch das ſagen: Wenn ich zögere, die Anerbietung einer Stelle im Elſaß anzunehmen, wird mich die Regierung als einen Mann anſehen, der keinen Mut hat, als einen Toren, der die Konſequenzen aus dem, was er ſeit Jahren verlangt, nicht zu ziehen weiß. Und was wird für das Land die Folge dieſer Ablehnung ſein? Es werden ſofort wieder alle Reformen in Frage geſtellt werden; wir werden um ſieben Jahre wieder zurück ſein; die Partei des Bureaukratismus und der Berliner Zentraliſation wird daraus wieder neue Kräfte gewinnen. Ich *mußte* annehmen. Es war meine heilige Pflicht, und dies umſomehr, als ich damals noch das Recht hatte, mir vorzuſtellen, daß ich nicht allein im Miniſterium bleiben würde, daß Klein und andre eintreten würden.

So ſchrieb ich denn am 28. an Herzog und erklärte ihm, daß ich aus all den Gründen, die ich ihm ſchon auseinander-

geſetzt hatte, mich entſchlöſſe, die vorgeſchlagene Stelle im Elſaß anzunehmen.

Am 2. Auguſt kamen die Herren von Pommereſche und von Puttkamer in Straßburg an. Der erſtere begab ſich zu Klein und bot ihm im Namen der Regierung die Stelle eines Unterſtaatsſekretärs an. Klein lehnte ab.

Das war der härteſte Schlag, der uns treffen konnte. Die Partei war tot, unſer ganzes Programm war vernichtet, ja — was noch ſchlimmer iſt, — es war der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Ablehnung Kleins wurde im gegneriſchen Lager mit Jubel aufgenommen. Unſere Gegner, der Baron Zorn von Bulach an der Spitze, gratulierten Klein. Vielleicht kam die Ablehnung Herzog nicht unerwünſcht.*) Ich will es nicht entſcheiden. Jedenfalls war ſie Bismarck ſehr unangenehm. Und wir alle, die wir ſeit drei Jahren dafür gekämpft hatten, daß uns Elſäſſern die Regierung übertragen würde, wir befanden uns infolge dieſer Ablehnung in der grauſamſten und zugleich lächerlichſten Situation. Ich drang mit Ferdinand Schneegans und North in Klein ein, damit er ſeine Ablehnung zurücknähme. Schließlich bedauerte auch Klein ſeinen Entſchluß und bat mich am 26. Auguſt, Puttkamer zu ſchreiben, daß er ſeine Ablehnung zurückzöge. Ich tat es. Es war aber zu ſpät. Die Ablehnung Kleins war an Bismarck nach Berlin telegraphiert worden. Der Geheime Legationsrat Baron von Holſtein erzählte mir ſpäter, daß Bismarck,

---

*) Ein großer Teil der altdeutſchen Beamten intrigierte offenbar gegen dieſe Ernennung wie überhaupt gegen das Eintreten von Elſäſſern in die Regierung. Frh. v. Bodungen, Oberförſter in Lützelſtein, einer der wärmſten Freunde der autonomiſtiſchen Beſtrebungen ſchrieb an Schneegans: „Ein großer Teil der Beamten, auch Ihrer jetzigen Kollegen fürchtet Klein, und wie ich ſicher weiß, wird von dieſer Seite alles aufgeboten, um denſelben nicht hochkommen zu laſſen. Ich weiß ferner, daß die betreffenden Subjekte ihm Unerhörtes andichten, mit einem Wort ihn abſcheulich herabwürdigen. Erhält Klein den fraglichen Poſten nicht, ſo iſt das nicht für ihn, ſondern fürs Land zu beklagen, und dies mag die Regierung verantworten". Klein hätte aber den Mut haben ſollen, trotz dieſer Angriffe gerade wie Schneegans, gegen den auch intrigiert wurde, anzunehmen.

als er die Ablehnung erfuhr, sehr aufgebracht gewesen sei. Er habe ausgerufen, daß jetzt alles vorbei sei; er wolle nicht weiter auf die Mitwirkung von Männern zählen, die im entscheidenden Moment ihr Programm verließen; von Holstein fügte hinzu, und ich darf es wohl hier mitteilen, Bismarck habe ferner geäußert, ich sei der Einzige, den er im Elsaß noch achte, da ich den Mut meiner Überzeugung hätte. Er fügte hinzu, mit der Autonomie sei es jetzt auf lange Zeit aus. Wenn Klein angenommen hätte, würde man, wie ich hörte, auch Köchlin ein Portefeuille angeboten haben.

Meine persönliche Stellung erlitt aber durch diese Wendung der Dinge eine große Änderung. Mit der Vertretung des Elsasses im Bundesrat wurde es eine eigene Sache, jetzt, wo keine Elsässer in der Regierung saßen. Aber sollte ich deshalb die Anerbietungen, die mir Herzog am 16. September machte, — er bot mir die Stelle eines Ministerialrats an — auch ablehnen? Nein, auch jetzt nicht! Was wäre geschehen, wenn ich abgelehnt hätte? Alle meine Freunde im Reichstag, welche uns unterstützt hatten, hätten das Recht gehabt, mir zu sagen: Sie haben uns, Ihre Freunde, betrogen. Wir drehen Ihnen und Ihrem Lande jetzt den Rücken. Sie wissen nicht, was Sie wollen! Sie sind unzuverlässig. Sie haben alle Angst vor dem, was man drüben in Paris sagen könnte. Wir überlassen Sie Ihrem Schicksal, bis andre, vernünftigere Generationen erstehen. Mein Weg war mir durch meine Handlungen, seit dem Jahre 1876 besonders, vorgezeichnet. Ich war gebunden. Es war mir unmöglich, die Konsequenzen, alle Konsequenzen aus meiner politischen Tätigkeit nicht zu ziehen, — denn auf mich wandten sich damals die Blicke, und ein Zögern meinerseits gab allen Feinden des Elsasses das Signal, um uns alle zusammen anzuklagen, unzuverlässig zu sein.

Ich blieb also an diesem Posten. — Aber ich war entmutigt, ich war grausam enttäuscht, mein Herz blutete.

Am Tage nach meinem Siege sah ich mich von meinen Freunden aufgeopfert und im Stich gelassen — und dadurch

allen Anklagen, wie ungerecht ſie ſeien, von ſeiten unſerer gemeinſamen Feinde preisgegeben, dieſer Feinde, welche nun, da die Andern mich im Stiche ließen, nicht mehr die Feinde meiner Freunde, ſondern meine perſönlichen Feinde allein ſein würden; — die Verſöhnung der früheren Autonomiſten und der Proteſtler vollzog ſich hinter meinem Rücken.

Das war das Ziel, auf welches Gambetta, Kablé und die Klerikalen hingeſteuert hatten; und Klein hatte die Hand dazu geboten.

In dieſer Stimmung ſchrieb ich das Märchen des „Ritter Curtius". Sich in den Abgrund zu werfen, um ſein Vaterland zu retten, dieſe Rolle konnte einem edelmütigen Herzen verlockend erſcheinen und ich darf es wohl mit gutem Gewiſſen ſagen: während dieſer ganzen Kampfperiode, voller Bitterkeit und Enttäuſchung, ſind meine Beſtrebungen niemals von Motiven eingegeben worden, die das Gegenteil von edel geweſen wären, — aber ſich in den Abgrund ſtürzen, damit dieſes Opfer ohne Wirkung bleibe, damit alle meine Bemühungen einfach vergeblich ſeien und damit die Leute, denen man helfen wollte, einen mit Schmähungen überhäufen, das war in der Tat ein wirklich tragiſches Los, ein Los, das recht dazu angetan war, einem die Seele mit der herbſten Bitterkeit zu erfüllen.

Denn ſchließlich war ja meine ganze Arbeit, mein ganzes Bemühen, all mein Ringen und Streben, alles war unnütz, vergeblich geweſen; es war in Rauch und Dunſt aufgegangen. Die wirkliche Autonomie des Elſaſſes war für lange dahin — vielleicht für immer! — und ich blieb da, ein neuer Don Quixote, meine Lanze gebrochen in der Hand, auf dem Sattel meiner lahmen Roſinante, und ließ meine „ritterlichen" Gedanken in die Ferne ſchweifen.

Am 1. Oktober wurde ich definitiv ernannt und trat mein Amt an. Klein und North, die ich noch vorher um ihre Anſicht bezüglich meiner Annahme dieſer Stelle gebeten, hatten geäußert, ich müßte jetzt annehmen, ſie würden es aber lieber geſehen haben, wenn ich die Stelle eines Konſuls angenommen hätte.

Am 3. lud mich der Feldmarſchall zum Diner ein und unterhielt ſich mit mir über die elſäſſiſchen Angelegenheiten und die politiſche Lage. Ich gab ihm den Rat, ſeine Regierung durch Gewährung der Freiheit der Preſſe einzuleiten und durch Reviſion der die Optanten betreffenden Geſetze. Der Statthalter bat mich um einen Bericht über die Preßangelegenheiten. Ich ſchrieb ihn und übergab ihn einige Tage darauf dem Staatsſekretär. Ich kam zum Schluß, daß man allen die Freiheit gewähren ſolle. Der Feldmarſchall, welcher meine Anſicht teilte, geſtattete in der Tat das Erſcheinen der „Preſſe“, des Organs von Kablé, und der „Union“, eines ultramontanen Blattes. Dieſe beiden Zeitungen, die mir eigentlich ihr Daſein verdankten, griffen mich nichtsdeſtoweniger in der ſchmählichſten Weiſe an. Und Fiſchbach nahm in meiner ehemaligen Zeitung, dem „Elſäſſer Journal“, niemals meine Partei, um mich zu verteidigen. Schon am 4. Oktober war im „Volksblatt“, das auch von Kablé inſpiriert wurde, ein überaus heftiger Artikel gegen mich erſchienen. Unterſtaatsſekretär von Pommereſche ſprach mir davon und meinte, der Artikel müßte eigentlich gerichtlich belangt werden, da er geradezu ehrenrührige, verleumderiſche Anklagen enthielt, nur müßte ich die gerichtliche Verfolgung beantragen. Ich antwortete ihm, daß ich es nicht tun würde: ich ſei ſelber während ſo langer Jahre Journaliſt geweſen und wünſchte nicht, in der Verwaltungskarriere mit einem Preßprozeß zu debütieren. Es war auch meine Anſicht, daß es beſſer ſei, derartige Angriffe zu ignorieren.

Ich wurde dem Miniſterium des Innern attachiert, ohne daß mir ein beſonderes Reſſort übertragen wurde. Manteuffel und Herzog zogen mich häufig zu Rat, und ich hatte die Genugtuung, zu ſehen, daß meine Ratſchläge befolgt wurden. Die Wendung der autonomiſtiſchen Partei, wenn man ſie noch ſo nennen konnte, trat immer deutlicher hervor: Man näherte ſich immer mehr den Klerikalen. Klein und Herr von Bulach taten alles mögliche, um einen Konflikt zwiſchen Manteuffel und Herzog heraufzubeſchwören. Übrigens war der Feldmarſchall ſelbſt durchaus nicht mit Herzog einig. Am 26. November ſagte er mir

ganz offen bei einem Diner: „Herzog und von Pommereſche verſtehen die Situation nicht; Puttkamer wohl. Ich werde die Verwaltung ſäubern, wenn ich auch einige Zeitlang dem Budget höhere Ausgaben für Beamtenpenſionen auferlegen müßte. Ich werde noch ſechs Monate brauchen, bis ich das Land von Grund aus kenne. Dann werde ich vorangehen.“ Herzog war auch der katholiſchen Partei durchaus nicht genehm. Die klerikalen Organe hörten nicht auf, zu erklären, daß drei Männer aus der Verwaltung verſchwinden müßten: Herzog, der Oberſchulrat Baumeiſter und ich. Klein verzieh der Regierung den Mißerfolg ſeiner Kandidatur nicht. Er klagte Herzog an, daß er zu früh die Verhandlungen abgebrochen hätte und ſagte offen, daß er jetzt ſeine Revanche haben und Herzogs Abgang durchſetzen wolle. Dem Staatsſekretär war dieſe Lage nicht unbekannt. Er ſprach mir davon und fragte mich, wie es denn käme, daß die Autonomiſten immer mehr Hand in Hand mit den Klerikalen gingen. Ich antwortete ihm, — es war am 6. November, — daß es mich ebenſoſehr in Erſtaunen ſetze wie ihn, obgleich ich es vorausgeſehen hätte; ich könnte aber daran nichts ändern. — „Sie ſind aber der Führer der autonomiſtiſchen Partei“, ſagte er, „und als ſolcher ſind Sie hier in der Regierung.“ Ich erwiderte ihm, daß meine Kollegen mich durchaus nicht als ihren Führer anſähen. „Ich kenne ja dieſe Eiferſüchteleien“, antwortete er, „aber vor Deutſchland, vor der Geſchichte ſind Sie der Führer, und wenn nicht der Vater, ſo doch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der Accoucheur der Autonomie, und deshalb ſind Sie hier.“ Darauf kamen wir auf die Fahnenflucht meiner Kollegen zu reden und auf die Ablehnung Kleins, — von einer ſolchen ſprach Herzog ausdrücklich — in die Regierung einzutreten. Das wäre der Grund geweſen, meinte er, daß man alle übrigen Kombinationen hätte fallen laſſen. Auch meine Stellung würde dadurch ganz anders. Als einfacher Miniſterialrat könnte ich nicht die Dienſte leiſten, die man von mir erwartet hätte; es ſei auch ſehr ſchwer, das Elſaß im Bundesrat durch einen Elſäſſer vertreten zu laſſen, wenn kein einziger Elſäſſer in der Re-

gierung ſäße. Durch die Haltung der Autonomiſten, die mich desavouierten und im Stiche ließen, ſtatt ſich um mich zu gruppieren, käme ich überhaupt in der Regierung in eine ſchiefe Stellung. Und er kam wieder auf ſeinen früheren Vorſchlag zurück, ich ſollte ins Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten eintreten, einige Jahre im Ausland als Konſul verbringen und dann würde ſich alles viel leichter machen. Ich hätte dann eine Vergangenheit als Beamter und könnte im Elſaß oder im Bundesrat einen hohen Poſten einnehmen. Herr von Pommereſche ſprach mir ganz im ſelben Sinne und fügte hinzu, er glaube überhaupt jetzt nicht an ein Gelingen meiner den Bundesrat bezüglichen Hoffnungen.

Nichtsdeſtoweniger konnte ich noch nicht einen ſo ſchwerwiegenden Entſchluß faſſen. Der Landesausſchuß ſollte gerade zuſammentreten. Ich bat meine „Freunde", mit dem Statthalter über die Bundesratfrage zu ſprechen, die Elſäſſer hätten doch ein Intereſſe daran, im Bundesrat durch einen der Ihrigen vertreten zu werden. Klein weigerte ſich, dieſe Angelegenheit in die Hand zu nehmen, North ebenfalls. Lorette regte die Frage in der Kommiſſion, an deren Spitze er ſtand, an und interpellierte die Regierung über die Folge, welche ſie dem den Bundesrat bezüglichen Votum des Reichstages zu geben gedächte. Die Regierung antwortete ausweichend.

Die Kriſis wurde von Tag zu Tag ſchärfer. Der Statthalter machte der klerikalen Partei eine Konzeſſion nach der andern. Im Landesausſchuß ſtimmten alle Autonomiſten mit Winterer für die Wiedereinrichtung der kleinen Seminarien. Die katholiſche Strömung wurde immer mächtiger.

Ich verſtand allmählich, daß ich unter dieſen Umſtänden auf die Dauer nicht bleiben könnte. Ich verlor den Boden unter den Füßen; auch der Regierung gegenüber büßte ich immer mehr an Einfluß ein, da niemand hinter mir ſtand. Ich war tief entmutigt. Und was mich noch ganz beſonders anwiderte, was mich mit Verachtung erfüllte meinen Landsleuten gegenüber, das war, was ich täglich im Bureau meines Miniſteriums erleben

mußte. Nie habe ich ſoviel Briefe, ſoviel Beſuche von Proteſtlern und Klerikalen erhalten als damals, welche ſamt und ſonders ſich nicht ſchämten, mich um Gefälligkeiten zu bitten, natürlich immer in ihrem perſönlichen Intereſſe. Hier ſpielten ſie die Demütigen, die Reſpektvollen, ſie gratulierten ſich, einen Elſäſſer im Miniſterium zu haben, ſie dankten mir, daß ich den Mut gehabt hätte, dieſe Stellung anzunehmen, in der ich dem Lande ſoviel nützen könnte, und dieſelben Individuen grüßten mich nicht auf der Straße, ſie drehten mir oſtentativ den Rücken und überhäuften mich mit Schmähungen in ihren Zeitungen. Sogar das Comité de secours des Alsaciens-Lorrains in Lyon, welches mich aus ſeinen Reihen geſtrichen hatte, entblödete ſich nicht — es war am 23. Oktober — ſich mit einer Bitte an mich zu wenden. Der Ekel überwältigte mich immer mehr. Und langſam, langſam keimte in mir der Gedanke, daß ich mich wirklich aus dieſem Sumpfe retten müßte, daß ich die Hand nehmen ſollte, welche mir Bismarck entgegengeſtreckt hatte, als er mir ſagte und ſpäter durch Herzog wiederholen ließ, daß, wenn ich von denen verlaſſen ſein würde, auf die ich zählte, und wenn ich es nicht mehr aushalten könnte, das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ſich mir öffnen würde.

Ich war mir deſſen wohl bewußt, was eine ſolche Annahme bedeutete und was ſie von mir forderte. Aber ich war mir auch der Entwickelung bewußt, die ſich in den letzten Jahren in meinem Denken und Fühlen vollzogen hatte. Ich erinnerte mich an jenes Wort des Bürgermeiſters von La Rochelle, daß es ehrenwerter ſei, ſich einem Feinde zu ergeben, der einen habe erobern können, als einem Freunde treu zu bleiben, der einen ſchmählich im Stich gelaſſen habe.

Der Feind von früher war nicht mehr mein Feind. Ich hatte ihn ſchätzen, lieben gelernt.

Ich teilte Herzog meinen Entſchluß mit. Am 9. Februar 1880 ließ er mir ſagen, daß der Reichskanzler mich nach Berlin würde kommen laſſen. Am 17. wurde ich dorthin berufen. Vor meiner Abreiſe ging ich zum Statthalter. Er ſagte mir: „Es

freut mich, daß dieſe Angelegenheit ſich ſo ſchnell und ſo leicht erledigt hat. Sie haben recht, mit gleichen Füßen hineinzuſpringen. Der Reichskanzler meint es gut, er meint es ſehr gut mit Ihnen. Mit dem Bundesrat ging es nicht. Sie wären in eine ſchiefe Stellung geraten. Denn man kann nicht zweien Herren dienen." Dann bat er mich beim Abſchied, als einen Dienſt, den ich ihm perſönlich erſtattete, ich möchte ihm doch ſagen, in wen er im Elſaß ſein Vertrauen beſonders ſetzen könnte. Ich nannte ihm zuerſt Ferdinand Schneegans, den ehrlichſten und uneigennützigſten unſerer Freunde, dann Bergmann, North und ſchließlich Klein. Er ſprach mir von dem Verhalten dieſer letzten Herren mir gegenüber: „Sie ſind ein Hindernis für ſie," meinte er; „Sie ſind auch ein Hindernis für die katholiſche Partei. Sie ſind in der letzten Zeit zu ſehr hervorgetreten, als daß es nicht Anlaß zu allerlei Eiferſüchteleien, Mißgunſt und Haß gegeben hätte. Sie müſſen alſo weggehen. Gott ſei mit Ihnen, mein lieber Schneegans!"

Den Tag darauf, am 26. Februar fuhr ich nach Berlin. Am 28. machte ich Herrn von Philippsborn, dem Miniſterialdirektor der auswärtigen Angelegenheiten meine Aufwartung. Er ſagte mir, der Reichskanzler habe den Befehl erteilt, mir die erſte freiwerdende Konſulſtelle anzubieten.

Am 6. Mai wurde ich zum Konſul in Meſſina ernannt.

Seltſam, aber wahr! Der erſte, der mir gratulierte, war — Kablé! Er gratulierte mir in den wärmſten Worten. Es ſei das Beſte, was ich hätte tun können. Nun würde er, wahrſcheinlich mit Tachard die Leitung der liberalen Partei übernehmen. Er ſei wie Klein der Meinung, daß ich verſchwinden müßte. Ich ſei der Sündenbock, der in die Wüſte gejagt werden müßte. Er hoffe aber, daß, wenn ich noch vor dem Winter in Italien wäre, er mich aufſuchen könnte.

Als er mein Zimmer verlaſſen hatte, erinnere ich mich, daß ich noch lange Zeit ſtehen blieb und den Kopf ſchüttelte. Zu mir ſelbſt ſagte ich aber: „Welch ein Mann! Und das iſt der, dem du ſolange Jahre dein volles Vertrauen geſchenkt hatteſt."

Wie oft habe ich während meiner politiſchen Laufbahn nicht die Wahrheit jenes Spruches erkannt, des wahrſten von allen, den jeder Politiker über der Türe ſeines Arbeitszimmers in goldenen Lettern einmeißeln ſollte: „Gott beſchütze mich vor meinen Freunden. Mit meinen Feinden will ich allein fertig werden!“

Intereſſant war das Verhalten der Preſſe, als ich ins Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten eintrat. Kablés Volksblatt ſchrieb am 3. April 1880, es ſei den Elſäſſern gleichgültig, ob ich Miniſterialrat oder Konſul ſei, ich ſolle ſie nur in Ruhe laſſen. Die katholiſche Zeitung ſagte dasſelbe, ohne mich zu nennen, nur fügte ſie hinzu, bis jetzt hätten die Proteſtanten die Angelegenheiten im Elſaß geführt, dieſe Führung gebühre aber den Katholiken. Die Zahlen bewieſen es ſchon, den 300 000 Proteſtanten, die überdies noch geteilt ſeien, ſtänden 1 200000 Katholiken gegenüber. Was die Zeitung ankündigte, hat ſich bewahrheitet. Das Elſaß hat eine liberale Autonomie nicht gewollt, es wird eine katholiſche erhalten. Der Abbé Guerber hat recht gehabt. Sie werden die Früchte ernten, die wir geſäet. An wem liegt aber die Schuld? Warum folgten die Liberalen meinem Rufe nicht, warum haben ſie nicht treu zuſammengehalten, warum haben ſie nicht die Konſequenzen aus ihrem Programm gezogen, warum haben ſie mich ſchmählich im Stich gelaſſen? Auch Manteuffel, der ſich hauptſächlich auf die Katholiken ſtützen wollte, trifft ein Teil der Schuld. Wenn er dieſe Partei nicht großgezogen und die liberalen Elemente an die Wand gedrückt hätte, wäre es vielleicht anders geworden. Das Jahr 1880 bedeutet für die Geſchichte des Elſaſſes einen bedeutenden Wendepunkt. Die liberale autonomiſtiſche Partei iſt in dieſer Kriſis vernichtet worden. Sie iſt tot.

Bevor ich Berlin verließ, um die Vorbereitungen zu meiner Reiſe nach dem Süden zu treffen, wollte ich um mich noch die Freunde verſammeln, denen ich es in erſter Linie verdankte, das Ohr Deutſchlands gefunden zu haben und wenigſtens als Abgeordneter die Aufgabe gelöſt zu haben, der ich mich gewidmet

hatte, denen ich es auch verdankte, endlich in Deutschland mein wahres Vaterland gefunden zu haben.

Ich lud zum Essen im Kaiserhof die Familien Sobernheim, von Stengel, Reiche, dann Spielhagen, die beiden Lindau, Hans Hopfen, Auerbach, die Grafen Herbert und Wilhelm v. Bismarck ein.

Beim Dessert ergriff Auerbach das Wort. Er ging von dem Volksliede aus: „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Leiden an.“ Er sprach von der Hoffnung, die Deutschland gehabt hätte, die Elsässer so zu finden, wie es sie geträumt, d. h. in ihnen Brüder zu finden, die sich ihrerseits nach langer Trennung daran erinnerten, in Deutschland ihre wahre Familie wieder zu finden. In mir hätten seine Freunde und er einen solchen Bruder gefunden. Dann sprach er von mir auf originelle Weise und fand die richtigen Worte, um mein Wesen und meine Entwickelung zu charakterisieren. „Unser Freund Schneegans“, sagte er, „ist ein Palimpsest: auf das alte Pergament hatten früher romanische Mönche lateinische Kirchenlieder geschrieben, und als in der Renaissancezeit diese obere Kruste abgekratzt wurde, da fand man unten auf dem unverdorbenen Pergament die alten Klassiker wieder. So ist es Schneegans ergangen. Französische Schrift hatte man auf das Pergament geschrieben, und hier in Berlin, in unserem Freundeskreise ist diese Kruste geschmolzen und ist das alte, kernige, treue deutsche Gemüt wieder zum Vorschein gekommen.“ Und er fügte hinzu: „Sie haben Schweres durchgemacht, ich weiß es, schwere Kämpfe durchgekämpft, ich war Zeuge davon, aber Sie sind Sieger geblieben — und es war nicht leicht. Für dies Kämpfen und wackere Festbleiben haben Sie meinen und unser aller Hochachtung, in ganz Deutschland; ich möchte, ich wäre jünger, um dieses Kämpfen in meinen Liedern zu verherrlichen; ich werde es wohl nicht mehr tun können, aber Sie werden einen Sänger finden, denn Ihre Tat ist des Sanges wert.“ Und er umarmte mich, als er geendet hatte und sagte, wie schwer er es persönlich empfände, daß ich nun von dannen ziehen würde. Ich dankte ihm in bewegten

Worten. Er hatte ausgeſprochen, was ich in meinem Innerſten fühlte. Ich dankte allen Freunden, die mir geholfen hatten, mein wahres Vaterland wiederzufinden.

Spielhagen ſprach im ſelben Sinne wie Auerbach, auch er bedauere meinen Weggang, ich hätte zur Berliner literariſchen Welt gehört, ich würde eine Lücke hinterlaſſen, die nicht leicht auszufüllen wäre.

Ich nahm von dieſem letzten Zuſammenſein eine unauslöſchliche Erinnerung mit nach Hauſe.

Sich von den hervorragenden Geiſtern eines großen Landes geſchätzt und verſtanden zu wiſſen, kann einen von vielen Schmerzen, von mancher Bitterkeit tröſten.

Wenn ich mein ganzes Leben vom Jahre 1872 bis 1880 überblicke, kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß ich im Zeitraume von acht Jahren einen Weg durchlaufen habe, den meine elſäſſiſchen Landsleute vielleicht erſt nach fünfzig Jahren hinter ſich haben werden. — Und das iſt auch der Grund, weshalb ich ſo ſtreng beurteilt worden bin. Ich ging immer ſchneller als die Andern, zu ſchnell für die Andern. Meine ganze Entwickelung vollzog ſich gemäß meiner Art, aus allen Dingen ſtets die logiſchen, notwendigen Folgen zu ziehen, und zu handeln, wie ich dachte, daß gehandelt werden müßte. Ich bin immer einer von denen geweſen, welche ſagen: „Ja — alſo!“ Am Tage, wo ich für uns alle die Notwendigkeit erkannte, uns auf deutſchen Boden zu ſtellen, habe ich mich loyal und ohne Hintergedanken auf dieſen Boden geſtellt, — aber nicht ohne inneren Kampf! ganz im Gegenteil! Der Kampf iſt ſogar ſchwer, qualvoll und lang geweſen. Ich habe mich auf deutſchen Boden geſtellt, indem ich auf der Seite anfing, wo ich den Boden ſchon kannte, d. h. auf den Boden der „Frankfurter Zeitung“. Dann erkannte ich allmählich, daß, wenn ich von hier ausginge, wir nichts erreichen würden, und ich ging weiter und fand den richtigen Weg, als ich die Nationalliberalen kennen lernte. In ihnen fand ich meine wahren Freunde, Männer, die ſo dachten wie ich, die deutſchen „Opportuniſten“, die gemäßigte

liberale Partei, der ich auch unter franzöſiſcher Herrſchaft angehört hatte.

Die große Maſſe der Elſäſſer wird langſam folgen, und zwar um ſo langſamer, als gerade die Nationalliberalen von der im Elſaß ſo mächtigen und zahlreichen ultramontanen Partei beſonders angegriffen und geſchmäht werden. Hoffen wir, daß aber doch allmählich auch über meiner geliebten Heimat die Morgenröte des geſunden allmählichen Fortſchritts leuchten wird.

Anhang.

I.

Als Ergänzung zu Kapitel 12 bringen wir hier in Originalsprache die Briefe, welche Schneegans während seines ersten Berliner Aufenthaltes im „Elsässer Journal" veröffentlichte. Sie erregten damals ein ungeheures Aufsehen sowohl diesseits wie jenseits der Vogesen (s. p. 289) und bedeuten einen bemerkenswerten Wendepunkt in Schneegans' Auffassung der politischen Lage in Elsaß-Lothringen. Sie mögen zugleich hier Platz finden als Beispiel des französischen Prosastils des Verfassers.

Lettres de Berlin.

Novembre 1876.

L'Alsace-Lorraine devant le Parlement.

(Correspondance particulière du Journal d'Alsace.)

Berlin, 15 novembre.

Je sors de la séance du Parlement dans laquelle le budget d'Alsace-Lorraine a été discuté en première lecture. L'impression que je rapporte de cette séance est complexe et je vais essayer de la traduire aussi fidèlement que possible. Vous avez sous les yeux le compte rendu télégraphique; je ne sais s'il rendra exactement la physionomie de ces débats. Ceux-ci ont duré sans interruption de 2 heures de l'après-midi jusqu'après 5 heures. Les députés alsaciens qui ont parlé, MM. Winterer et Guerber, ont été écoutés avec une grande attention, et

j'avoue n'avoir trouvé dans cette Assemblée rien qui justifie le reproche qu'on lui a adressé souvent, de se montrer animée à notre égard de sentiments de dédain; je dois constater, au contraire, que les deux discours de MM. nos députés ont été prononcés au milieu d'un silence parfaitement parlementaire et qui témoignait de la volonté du Parlement de discuter nos affaires budgétaires en connaissance de cause et sérieusement, *sachlich*, comme on dit ici.

M. Winterer, qui a pris la parole le premier, après M. le commissaire du Conseil fédéral, a parcouru tout notre budget, pour exposer un certain nombre de questions sur lesquelles les Alsaciens-Lorrains ont à formuler des critiques. Il a suivi en ceci les discussions du Landesausschuß; il s'est approprié les réclamations qui ont été produites dans le sein de cette assemblée: questions de finances, *Ortszulagen*, surabondance d'employés, sépultures militaires, *Dispositionsfonds*, impôt sur le vin, affaires d'écoles. . . Son discours a été un résumé à peu près complet de ces discussions très-substantielles du Landesausschuß, et certainement ceux qui ont suivi ces dernières avec attention ont dû regretter que M. Winterer, dans cette partie de son discours, n'ait pas cru devoir plus explicitement rendre hommage aux efforts véritablement patriotiques que notre Chambre consultative a faits pour porter la lumière dans ces questions budgétaires si multiples. M. Winterer s'est couvert, à plusieurs reprises, de l'avis du Landesausschuß, „si modéré", disait-il. Mon Dieu! le Landesausschuss n'a été ni plus ni moins modéré que M. Winterer lui-même, et ce dernier n'a eu qu'à puiser dans les délibérations de cette assemblée pour trouver, à mains pleines, les éléments de son discours: c'est le Landesausschuß qui a entamé les discussions sur toutes ces questions d'impôt, d'organisation, d'administration et autres; c'est lui qui, le premier, a produit des réclamations concernant les douanes, les sépultures militaires, etc., etc.; avant lui, MM. les députés se sont contentés de porter à la tribune des plaintes vagues; mais c'est lui qui, avec la presse indépendante de notre pays, a eu le mérite de fixer les points du débat, de les condenser, de les formuler. On aurait désiré que M. Winterer le reconnût et qu'il rendît à César ce qui appartient à César. Pourquoi se poser comme étant „moins modéré" que ceux auxquels on va emprunter leurs arguments les meilleurs? A quoi doit rimer une pareille attitude? et quelle

singulière tactique parlementaire est celle qui porte un orateur alsacien à se donner l'air d'être infiniment plus énergique que d'autres, — lesquels ont, en définitive, fait preuve d'énergie avant lui et ont, par leurs discussions, singulièrement facilité sa tâche? MM. les députés qui siégent au Parlement sont placés, malgré qu'ils en aient, sur le même terrain que le Landesausschuß; ils se placent sur le terrain créé par le traité de Francfort, et par le fait même qu'ils discutent dans un Parlement allemand, ils s'inclinent devant ce traité, qui est la loi internationale de l'Alsace-Lorraine. C'est précisément ce que fait le Landesausschuß, et, après avoir entendu le discours de M. Winterer, je me demande en quoi cet orateur se distingue, pour la nature des sujets traités, de MM. les délégués du Landesausschuß: ces sujets sont les mêmes, sauf quelques rares exceptions; il eût donc été fort simple que M. Winterer se fût placé explicitement sous l'invocation d'une assemblée dont les débats lui ont fourni la matière de son plaidoyer.

Si pourtant la nature de ces sujets est la même, l'esprit dans lequel ils ont été traités par la députation de Berlin et par celle de Strasbourg ne l'est en aucune façon; et voilà où se révèle le caractère spécial et profondément regrettable à tous les points de vue, de ces discours de MM. Winterer et Guerber.

J'ai observé avec une grande attention l'attitude du Parlement pendant que nos députés parlaient. Aussi longtemps que ceux-ci sont restés dans les limites de la politique proprement dite, cette Assemblée s'est montrée fort calme, je dirai même que l'on voyait combien ces arguments de fait, empruntés aux délibérations du Landesausschuß, la frappaient et faisaient impression. Autour de moi, dans les tribunes, on entendait des observations approbatives: „Il a raison," disait-on; „il a parfaitement raison." Mais au bout de peu de temps, l'orateur a oublié qu'il était député, pour ne plus se souvenir que de sa qualité de curé: la politique a cédé le pas à la théologie, ou plutôt elle est apparue aux yeux de tous, même des moins prévenus, comme n'étant que le moyen de laisser percer l'oreille de l'adversaire du Culturkampf. La question des écoles — cette question sur laquelle les libéraux soutiennent des luttes en Alsace-Lorraine, tout comme les ultramontains, mais à un tout autre point de vue — a été pour nos députés le „talon d'Achille", comme on dit en Allemagne; dès qu'ils y ont touché, on a vu apparaître à la place du député qui discute avec calme et

énergie les intérêts du pays et les droits des citoyens, le théologien, ou plutôt le prêtre qui regrette de ne plus posséder l'influence que lui accordaient les anciennes lois, ces lois contre lesquelles, ne l'oublions donc pas! nous, libéraux, nous n'avons cessé de nous élever avant la guerre! On eût dit en ce moment que les écluses venaient de se rompre; l'inondation ultramontaine se déversait dans la discussion: et, chose étrange! à propos du budget d'Alsace-Lorraine, on est venu ouvrir et soutenir une discussion sur le Concordat et sur les articles organiques! et, chose plus curieuse encore! MM. les députés ultramontains d'Alsace-Lorraine, qui, ce me semble, n'ont jamais été des ennemis bien fervents du régime bonapartiste, ni des admirateurs bien zélés de la liberté, ont protesté contre ces articles organiques, comme ayant été introduits dans la législation par un „despote"! Que Napoléon Ier fût un despote, je n'en disconviens pas, et Napoléon III a marché sur les traces de son oncle; mais, pour Dieu! quelle est cette interversion de toutes choses qui nous fait voir aujourd'hui des contempteurs du despotisme napoléonien dans ceux qui, avant la guerre et pendant la guerre, étaient les soutiens de ce régime néfaste, contre lequel nous autres, libéraux, nous luttions! Qu'on se souvienne donc du Volksbote de Rixheim et de l'attitude de ce parti contre nous au moment où la guerre se préparait! Nous, libéraux, qui ne voulions pas de cette guerre et qui prévoyions les désastres, ceux-là mêmes nous appelaient des traîtres, qui viennent aujourd'hui protester, dans une Assemblée allemande, contre le despotisme napoléonien, et qui le font, ô ironie! au nom de la liberté!

Quoi qu'il en soit pourtant de cette contradiction, au moment où les discours de nos députés dévièrent dans cette ornière théologique, tout l'effet qui avait été produit d'abord s'effaça en un tour de main. On pouvait en juger rien qu'en observant l'attitude de l'Assemblée et aussi celle des tribunes. Chacun semblait se dire: Mais de quoi nous parle-t-on ici? Il s'agit du budget d'Alsace-Lorraine, et nous voici à pleines voiles dans des affaires d'Église! Le Parlement se transformait en une sorte de Chapitre ou de Concile.

Vous pensez bien que les adversaires d'une réforme libérale en Alsace-Lorraine n'ont pas laissé passer l'occasion d'enfoncer leur lame dans ce défaut de la cuirasse: M. de Puttkamer en a profité avec une habileté parlementaire très-remar-

quable. Il a insisté sur la question du Concordat et il a eu la fortune de provoquer une réplique de M. l'abbé Guerber, réplique qui a été d'un abbé, non pas d'un député. Et au milieu de ces discussions de Concordat, le Parlement oubliait tout le reste, et tous les griefs, les plus légitimes, étaient entraînés dans la vaste débâcle des affaires théologiques.

Quand une discussion dévie ainsi, elle est perdue. Après s'être escrimée deux heures durant autour de ces sous-entendus ultramontains, comment veut-on qu'une Assemblée revienne à la discussion des faits budgétaires, administratifs ou autres?

M. Duncker a terminé le débat par un discours dont je n'ai malheureusement pu saisir qu'une partie, l'orateur tournant le dos à la tribune où je me trouvais; ce que j'en ai compris a trait à l'attitude prise dans la dernière session par nos députés: ceux-ci avaient refusé de prendre part aux travaux de la Commission du budget d'Alsace-Lorraine qui avait été formée, et j'ai appris, de la bouche de plusieurs députés, que cette absence avait été de tous points funeste pour nous: dans cette Commission, les adversaires des réformes en Alsace-Lorraine (car il en est ici, ne nous faisons pas illusion!) ont pu exposer la situation de notre pays sous des couleurs absolument inexactes, — et MM. les députés d'Alsace-Lorraine qui auraient été qualifiés pour redresser ces erreurs étaient absents! On m'a affirmé ce matin, et celui qui me l'a affirmé peut parler en connaissance de cause — que, si des changements qui nous sont défavorables ont eu lieu depuis lors, c'est dans cette abstention qu'il en faut chercher la cause première. Nos députés consentiront-ils, cette année, à prendre part à ces travaux de la Commission? je l'ignore. La Commission a été votée à l'issue de la séance; elle doit être composée de 21 membres; elle examinera notre budget en détail, et je pense être en mesure de rendre compte de ses travaux dans ces colonnes. J'avoue que l'abstention de nos députés me paraîtrait tout-à-fait illogique: ils n'ont pas imité ceux de leurs collègues qui ont refusé de siéger, et ils ont bien fait! mais, puisqu'ils siégent, puisqu'ils „reconnaissent" le Parlement, comme l'on dit, la logique veut qu'ils „reconnaissent" aussi les Commissions. Que signifie une abstention partielle, quand on s'est résigné à rompre avec le principe même de l'abstention? Si l'on veut faire de l'abstention, qu'on la fasse complète! Les députés qui se sont refusés à retourner au Parlement après

avoir protesté sont au moins restés fidèles à leur première déclaration, — quoiqu'en somme cette abstention, elle aussi, ne soit pas complète et logique: quand on ne veut pas reconnaître l'état de choses, on devrait n'aller point du tout ni à Berlin ni au Parlement; on devrait s'abstenir aussi de voter et d'accepter une candidature; car voter, être candidat, être député, c'est encore „reconnaître le fait accompli."

Mais il faut clôre cette lettre. Ce que je voudrais retenir de cette séance, ce que je voudrais que l'Alsace-Lorraine en retînt, c'est cet enseignement, qu'il est grand temps pour notre pays d'entrer dans une autre voie et d'élire des députés qui ne soient abstentionnistes ni comme les absents, ni comme ceux qui siégent, ni ultramontains par-dessus le marché. Le Parlement, je l'ai vu, „de mes yeux vu," n'est point du tout réfractaire à nos réclamations; il a même le sentiment qu'il doit y avoir quelque chose à faire, que nous avons raison d'élever des réclamations, que nos griefs, ne sont pas sans fondement; — mais chaque fois que les affaires d'Alsace-Lorraine sont portées devant lui, il se trouve en présence, ou bien de députés qui protestent contre l'annexion et qui s'en vont, ou bien de représentants qui détournent les questions dans des ornières théologiques et qui, lorsqu'on les élit dans une Commission du budget, faussent compagnie, non pas même tant au Parlement qu'à leur propre pays et à leurs commettants. Il faut bien convenir que de pareilles attitudes ne sont pas faites pour encourager cette Assemblée à prendre en mains la cause de l'Alsace-Lorraine, et l'on comprend que MM. les députés de tous les pays d'Allemagne se disent: Après tout, si les Alsaciens-Lorrains nomment des députés qui ne s'occupent pas de leurs affaires ou qui s'en occupent au point de vue de la théologie et non pas du pays, — pourquoi nous, Saxons, Prussiens, Bavarois, Badois et autres, serions-nous plus Alsaciens que les Alsaciens eux-mêmes?

Berlin, 17 novembre.

Je me proposais de vous entretenir, dans cette seconde lettre, de questions générales concernant l'Alsace-Lorraine, des impressions que je recueille ici parmi les députés et dans la tribune des journalistes; un nouveau débat qui s'est élevé aujourd'hui dans le sein du Parlement au sujet de notre pays

m'engage à m'arrêter d'abord sur la question spéciale qui a fait l'objet de cette discussion, sur la question des tribunaux de commerce. Vous avez reçu les dépêches que notre correspondant vous a adressées et vous connaissez l'issue de cette affaire. Dans les débats sur l'organisation judiciaire, le Reichstag a repoussé, en deuxième lecture, la proposition tendant à attribuer aux tribunaux de commerce les litiges purement commerciaux, et a repoussé aussi l'amendement Winterer demandant le maintien provisoire des tribunaux consulaires en Alsace-Lorraine.

Je ne veux pas entrer dans le détail du débat, en ce qui concerne son caractère général; je n'ai en vue que les intérêts de notre pays d'Alsace-Lorraine; et je constate, à ce point de vue, que M. le curé Winterer, qui les a défendus, a parlé avec énergie et avec art. M. Winterer est un orateur de mérite; on lui reconnaît, même parmi ses adversaires, un talent parlementaire particulier qui fait défaut à la plupart de ses collègues; je veux dire qu'il ne se laisse pas aller avec la même facilité que ceux-ci sur la pente de la théologie. La théologie perce quelquefois; on la sent latente sous son argumentation; mais l'orateur fait des efforts pour la dissimuler, et ce fait prouve que nous avons devant nous un homme qui comprend qu'il faut tenir compte du milieu dans lequel on parle: on dirait, à Versailles, qu'il y a une sorte d'opportuniste sous ce champion de l'ultramontanisme. Tandis que MM. Guerber et Simonis déploient leur bannière spéciale, M. Winterer la replie. Malheureusement pour lui — et pour nous — cette habileté, très-méritoire, vient un peu tard; l'auditoire sait que c'est un abbé du Centre qui parle et il ne lui tient guère compte de ses efforts do politique. Notez que je constate le fait purement et simplement: sans doute il vaudrait mieux qu'uno Assemblée ne se préoccupât point de ces questions de sous-entendus et qu'elle pesât uniquement la valeur intrinsèque des arguments présents; mais il faut bien que nous prenions les choses comme elles sont et que nous tenions compte des antipathies du Parlement; et voilà pourquoi aussi je ne cesserai de répéter à nos concitoyens d'Alsace-Lorraine de se montrer prudents et politiques dans le choix de leurs futurs députés.

Nous sommes dans la position d'un homme qui cherche un avocat auquel il confiera le soin de défendre ses intérêts devant un tribunal, et je pense que nous avons tous le désir

de gagner notre procès; il faut donc tout d'abord que nous choisissions des avocats qui aient l'oreille de ce tribunal, ou bien, à tout le moins, qui ne lui soient pas antipathiques par principe. En ce moment, la situation est telle que des députés ultramontains sont incapables de faire faire le moindre pas à nos affaires; ils diraient les choses les meilleures, que le Parlement se demanderait jusqu'à quel point il doit les en croire, et il ne les suivrait pas. Si donc nous voulons obtenir des réformes nécessaires, laissons les prêtres à leurs devoirs sacrés et ne les transportons pas de l'église, où s'exerce leur saint ministère, dans le Parlement, qui repousse l'intervention de l'Église dans les affaires de l'État. Que les populations catholiques nomment des députés catholiques, fervents et croyants, rien de plus légitime; mais qu'elles y réfléchissent avant d'élire des prêtres.

J'en reviens à la question des tribunaux de commerce, et je n'ai pas besoin sans doute d'insister sur l'intérêt majeur que nous aurions eu en Alsace-Lorraine à conserver nos institutions existantes qui nous ont rendu de si excellents services. Les Chambres de commerce de notre pays ont exprimé à cet égard le sentiment universel, et il n'y a rien à ajouter à ce qu'elles ont dit. M. le curé Winterer s'est constitué l'organe de ces sentiments; la forme parlementaire dans laquelle il a introduit la question alsacienne et lorraine dans le débat était-elle pourtant heureuse? je me permets d'en douter. Deux députés, MM. Beseler et Goldschmidt, avaient formulé un projet général, tendant au maintien des tribunaux de commerce tels qu'ils existent; ce projet s'appliquait naturellement aussi à l'Alsace-Lorraine. S'il avait été voté, nos tribunaux de commerce subsistaient dans leur forme actuelle, tout comme ceux des pays rhénans, et autres. Il eût donc paru politique que les députés d'Alsace-Lorraine appuyassent cette première motion, sauf à se rejeter, en cas de défaite, sur une motion ultérieure, concernant plus spécialement notre pays. En demandant, dès le début, pour l'Alsace-Lorraine une situation d'exception, en priant le Parlement de ne pas étendre sur le Reichsland la loi d'Empire qu'il s'apprête à voter, ces députés ont donné prise à leurs adversaires, qui ont pu leur reprocher de vouloir soustraire le pays à la législation commune et de faire „bande à part“: reproche que, dans la situation spéciale, il eût été politique de ne point provoquer.

Il faut bien remarquer, en effet, combien le Parlement allemand se montre jaloux de maintenir le caractère de communauté de ses lois, et combien il se cabre devant l'idée que l'un ou l'autre des États de l'Allemagne voudrait échapper à cette communauté. Or, mal gré que nous en ayons, nous faisons maintenant partie intégrante de cet Empire, et le Parlement doit vouloir que les lois d'Empire soient introduites dans le pays d'Empire au même titre que dans le Wurtemberg, dans la Bavière, etc. Prendre une attitude d'exception dès les premiers pas était donc, de la part de nos députés, une faute de tactique. Celle-ci n'enlève rien au mérite du plaidoyer de M. le curé Winterer; mais dans un Parlement il ne s'agit pas seulement de faire de bons plaidoyers; il faut encore prendre ses précautions pour que ces plaidoyers aboutissent. Car je ne suppose pas que nos députés n'ont d'autre pensée que d'élever des plaintes platoniques; ils doivent aussi poursuivre un résultat pratique; ils doivent chercher à obtenir réellement des réformes ou à empêcher le Parlement de voter des propositions qui nous causent un dommage. S'ils ne poursuivaient qu'un but de pure „agitation," comme l'on a dit ici, si le résultat leur importait peu, ils seraient bien près de s'entendre avec les députés absents, lesquels sont d'avis, sans doute, que plus les choses vont mal chez nous, mieux cela vaut! Politique qui n'est pas nouvelle, que nous avons connue et combattue sous l'Empire et qui nous a conduits loin! Quant à ces derniers députés, leur absence est d'autant plus regrettable en ce moment que l'un deux, M. le député de Strasbourg, fait partie de la Chambre de commerce de notre ville, qui a formulé son avis d'une manière si énergique contre la suppression ou la transformation des tribunaux de commerce; si quelqu'un était désigné pour prendre la parole en cette occasion, c'est bien le député de Strasbourg. Cette abstention nouvelle produit ici une impression fâcheuse, surtout parmi les libéraux et les démocrates du Parlement, et vous avez pu en trouver l'écho dans divers articles, notamment dans la Gazette de Francfort, qui ne passe pourtant pas pour être un organe dévoué au gouvernement ou vendu au Reptilienfonds!

Berlin, 21 novembre.

Quand on est Alsacien, ce n'est pas sans une certaine appréhension que l'on se rend à Berlin. Je ne parle pas de cette appréhension qui s'applique à la façon dont un pareil voyage peut être accueilli par une partie de l'opinion publique alsacienne; lorsqu'on a le sentiment que l'on remplit un devoir et que l'on agit dans le but unique de rendre service à son pays et à ses compatriotes, on peut laisser passer, sans autrement s'en préoccuper, quelques commentaires qui tomberont d'eux-mêmes. Les appréhensions dont je parle sont d'une autre nature et appartiennent à un autre ordre d'idées; et je mentirais si je disais que je ne les ai pas ressenties en entreprenant ce voyage et en entrant dans la tribune des journalistes du Parlement.

On nous a répété souvent, depuis 1871, que l'Allemagne est mal disposée à notre endroit, que les Alsaciens-Lorrains n'ont rien à attendre de la part du Parlement et du gouvernement central, qu'on nous regarde ici comme des vaincus sur lesquels on doit faire peser un *Væ victis*. Après des promesses qui ont eu du retentissement, le sentiment de l'Allemagne à notre égard se serait modifié du tout au tout, et de la „république" dont on avait parlé d'abord on aurait fini par ne faire qu'un „glacis". L'Alsace-Lorraine, territoire d'Empire, serait destinée à rester un champ d'expérimentation politique, et toutes nos réclamations, même les plus justifiées, viendraient échouer contre une sorte de parti-pris, comme un mauvais vouloir systématique. Ce sentiment serait celui du gouvernement de Berlin, de la haute administration, du Parlement lui-même, et tous nos efforts pour le raviser seraient condamnés à rester stériles.

„A quoi bon, me disait-on à la veille de mon départ, à quoi bon vous déranger? Vous allez vous heurter contre un roc; vous aurez beau prendre de la peine, prouver que nos réclamations ne sont pas aussi dénuées de fondement qu'on le dit, accumuler arguments sur arguments; — vous n'obtiendrez rien; c'est à peine si l'on vous écoutera, et vous risquerez, par-dessus le marché, que bon nombre de vos compatriotes, dont les événements ont faussé le jugement, vous accusent d'être allé faire le plat valet et de vous prosterner devant le soleil levant, comme l'on dit.

„Nous ennuyons l'Allemagne; elle nous hait; elle veut se

venger sur nous du désappointement que nous lui avons causé en ne déclarant pas au lendemain de 1871 que nous avons été annexés de notre plein gré."

Ce sentiment, à quoi servirait-il de le dissimuler? est fort répandu en Alsace-Lorraine, et comment celui qui, pour la première fois, prend la route de Berlin pour voir de près les hommes et les choses, s'en affranchirait-il? Et pourtant, au risque de voir se confirmer ces appréhensions, il est nécessaire que l'Alsace-Lorraine se mette en rapports directs avec les hommes et les Assemblées à qui le traité de Francfort, notre loi internationale, a transmis les droits de souveraineté sur nous. Il est indispensable que nous connaissions le milieu dans lequel nous avons à vivre, le terrain sur lequel les événements nous ont placés, les pouvoirs publics dont nous dépendons. Puisque nous avons des réclamations à faire valoir, des réformes à demander, il faut que nous sachions à qui nous adresser, quelles sont les préventions qui peuvent exister et qu'il faut détruire, et par quels arguments nous pouvons espérer les combattre. Malgré que nous puissions en avoir, c'est en Allemagne que nous devons vivre: il faut donc que nous connaissions l'Allemagne.

Or ces appréhensions qui nous tiennent tous, plus ou moins, s'amoindrissent singulièrement quand on voit de près les hommes et les choses, et ma surprise n'a pas été petite de trouver au Parlement de Berlin tout le contraire de ce que l'on pouvait redouter. J'ai eu l'occasion de voir les chefs des principaux partis politiques; j'hésitais d'abord à leur parler de notre situation, m'attendant à ce qu'ils me répondissent: Vous nous ennuyez; vous êtes un territoire, un glacis, et nous vous administrons comme il nous plait!

Eh bien! ce langage-là n'est tenu nulle part, ni par les orateurs au sein du Parlement, ni par les députés dans les conversations particulières, et, loin de nous décourager par des fins de non-recevoir, tous les hommes politiques auxquels j'ai eu l'occasion de m'adresser nous encouragent, au contraire, à formuler nos réclamations et nos demandes, à ne pas craindre de lasser leur patience, et partout j'ai trouvé que l'on prête une oreille attentive à l'exposé calme et réfléchi de notre situation et des réformes qu'elle appelle.

„Nous savons, m'ont dit presque tous les députés, que toutes choses ne sont pas au mieux en Alsace-Lorraine; nous

avons la volonté d'y porter remède, et nous avons cette volonté parce que nous voudrions prouver aux Alsaciens-Lorrains que nous n'entendons pas les opprimer, mais les traiter comme nos égaux. Nous comprenons les sentiments douloureux qui ont dû vous assaillir quand vous avez été détachés du pays auquel vous apparteniez depuis deux cents ans; ces sentiments, nous les honorons; nous en honorons l'expression, et nous ne demandons à celle-ci que de ne point dégénérer en diatribe contre nous; nous comprenons que vos députés aient protesté contre l'annexion lorsqu'ils entrèrent pour la première fois au Parlement allemand; vous vous deviez à vous-mêmes de protester, et nul d'entre nous n'aurait songé à vous en faire un reproche, si cette protestation avait revêtu le caractère de la dignité qui lui convenait, si elle s'était présentée comme la grave déclaration d'une population qui, annexée contre son gré, formule, avant de descendre sur ce terrain nouveau, les pensées de regret que ces modifications internationales lui inspirent.

„Nous comprenons aussi que votre situation administrative présente ne vous satisfasse point et nous sommes prêts à vous aider de toutes nos forces; — mais voyez ce que font ici vos députés, ceux que nous sommes bien forcés de regarder comme les représentants de la population, ceux qui parlent au nom du suffrage universel! Les uns refusent de siéger; les autres viennent au milieu de nous, ils prennent la parole dans les séances plénières; ils exposent des plaintes nombreuses, et quand on leur offre d'entrer dans les Commissions spéciales instituées pour permettre aux députés d'étudier à fond les questions, de proposer des remèdes, vos représentants refusent d'y entrer. Qu'arrive-t-il alors? Les adversaires des réformes (car il en est ici!) ont la place libre; on trace de la situation en Alsace-Lorraine des tableaux étranges; et où sont les défenseurs de l'Alsace-Lorraine? où sont ceux qui auraient qualité pour redresser ces erreurs? où sont ceux dont le témoignage pourrait entraîner l'opinion de la Commission et celle du Parlement? Ils s'abstiennent de paraître, ils se dérobent à leur devoir. Que nous reste-t-il à faire? Malgré notre meilleure volonté, nous sommes réduits à l'impuissance; nous ne connaissons pas votre pays, et vos députés, qui le connaissent, refusent de nous éclairer. Bien plus! quand ils parlent, ils se placent au point de vue, non pas de l'Alsace et de ses droits

et de ses intérêts, mais au point de vue de leur Église! et le Parlement se transforme en une salle de Chapitre!

„Que voulez-vous que nous fassions, en présence d'un pareil état de choses? C'est entre les mains de l'Alsace-Lorraine que se trouve le remède: envoyez ici des députés, catholiques, protestants, israélites, qu'importe! des représentants d'opposition marquée, nous n'y contredisons pas! mais des hommes qui connaissent votre pays, qui soient prêts à défendre ses intérêts au sein des Commissions, qui nous éclairent de leurs avis, qui ne nous abandonnent pas au milieu des obscurités de votre budget et de vos affaires administratives, qui soient, au contraire, nos guides et nos maîtres! Ce jour-là, et quand même vous n'auriez qu'une minorité de députés pareils ici, nous serons les premiers à faire appel à leur concours pour porter remède à tout ce que votre situation paraît offrir de peu correct, de peu heureux, et l'Alsace-Lorraine, soyez-en certain, entrera dans une phase de développement normal, digne de votre population et de son passé."

Voilà le langage que l'on me tient ici. Je l'entends de toutes parts. Ainsi parlent les progressistes, les nationaux-libéraux, les conservateurs eux-mêmes. J'ai résumé en ces lignes des conversations nombreuses que j'ai eues depuis mon arrivée. Quand ils parlent de cette question, les députés de tous les groupes se confondent dans un commun sentiment et il n'en est pas un seul jusqu'à présent qui ait laissé tomber une parole que nous puissions avoir le droit d'interpréter comme traduisant une pensée de dédain ou d'hostilité à l'endroit de l'Alsace-Lorraine. Je dois à la vérité de le constater hautement et je le fais dès aujourd'hui, dès les premières lettres, parce que c'est ici, ce me semble, un fait important à établir dès l'abord. Oui! nos populations, que l'on a trompées, tiennent leurs destinées entre leurs mains; c'est d'elles que dépend leur avenir; elles ont le droit d'élire des députés pour les défendre; qu'elles usent de ce droit en ne nommant plus des représentants qui abandonnent leurs commettants, qui refusent de remplir leur mandat et qui, tranquillement assis chez eux, permettent aux adversaires de nos réformes d'occuper toutes les positions et de se faire écouter sans trouver de contradicteurs.

Or, le jour où nos populations auront envoyé au Parlement des députés libéraux, décidés à défendre nos intérêts en

connaissance de cause, à ne reculer devant aucune fatigue pour le faire, à payer de leur personne envers et contre tous, ce jour-là la députation d'Alsace-Lorraine aura derrière elle la grande majorité de ce Parlement, et ce sont les députés de l'Allemagne elle-même qui demanderont, d'accord avec les nôtres, les réformes nécessaires, sans lesquelles notre pays périrait au bout de peu d'années.

Berlin, 21 novembre.

Si l'on ne rencontre pas ici, dans les cercles parlementaires, le parti-pris et la mauvaise volonté que nous redoutons, d'autre part on n'y trouve qu'une connaissance très-insuffisante de notre situation administrative, des griefs légitimes que nous avons à formuler, des réformes qui devraient s'imposer à tous les esprits. Je n'ai pas manqué, comme bien vous pensez, en m'entretenant de nos affaires avec les hommes politiques de Berlin, de porter aussitôt la conversation sur ces points. Il ne s'agit pas seulement de nous renseigner, nous, Alsaciens, sur les vues qui ont cours à Berlin; il s'agit encore de renseigner Berlin sur l'état des choses en Alsace. Or, autant nous avons lieu d'être surpris du sentiment qui règne ici à notre égard, autant j'ai constaté que les députés allemands le sont de leur côté, pour peu qu'on leur fasse connaître en détail, et avec des faits à l'appui, la situation administrative que nous subissons. Je dis: „en détail et avec des faits à l'appui": car voilà, en effet, le principal. Des plaintes vagues, générales, on en a formulé quelquefois à Berlin; mais l'esprit allemand est ainsi fait, qu'il se préoccupe peu de ces sortes de réclamations; il lui faut des faits spéciaux, bien et dûment constatés, légalisés, pour ainsi dire.

Or, de ces faits, nous en trouvons un grand nombre, ne fût-ce que dans l'histoire de nos derniers mois, de nos dernières semaines, et j'ai saisi avec empressement l'occasion de ce séjour à Berlin, pour les exposer au plus grand nombre d'hommes politiques possible.

Voici d'abord la question du jour: les Sociétés musicales d'Alsace, auxquelles l'administration ordonne subitement de changer leurs anciens noms français en dénominations allemandes et auxquelles on interdit de donner à leurs sociétaires des concerts privés; ces anciens noms sont comme la raison

sociale de nos Orphéons; c'est sous ces noms qu'ils se sont fait connaître en Alsace, en France, en Allemagne, en Suisse; les médailles qui ont couronné leurs efforts ont été décernées à ces „raisons sociales“; celles-ci sont pour nos Associations une sorte de propriété commerciale; bien plus! les Sociétés sont reconnues par l'autorité sous ces noms; ceux-ci ont été autorisés et confirmés après 1871 par l'administration allemande, comme ils l'avaient été par les préfets français: que signifie donc cette soudaine mesure qui agite les esprits, qui les irrite profondément et qui, d'une façon mesquine et tracassière, nous fait sentir l'omnipotence administrative? Que signifie cette autre mesure, qui a été prise à l'égard des Sociétés musicales, et qui voudrait rendre publics des concerts auxquels les statuts imposent un caractère privé? Ces statuts sont approuvés par les préfets; ils constituent la loi de nos Sociétés; il y est dit que celles-ci doivent donner tous les ans un certain nombre de concerts privés à leurs membres associés; — et voici venir l'administration, qui ordonne d'ouvrir à tout le monde les portes de ces concerts et qui menace de ne plus autoriser de réunion si l'on ne passe sous ses conditions. Pourquoi cette mesure vexatoire? A quoi rime cet ordre d'ouvrir des réunions de famille au premier venu? Que prétend-on atteindre en procédant ainsi? Est-ce là une mesure de „germanisation“? En vérité, elle serait d'une habileté rare!

Il en a été de même de l'affaire des Sociétés d'assurances françaises autorisées en Alsace-Lorraine. Ces Sociétés ont rempli toutes les conditions imposées par l'autorité allemande pour pouvoir exercer leur industrie; elles sont en règle à tous égards. Un beau matin, il plait a un Kreisdirektor de faire savoir aux maires de sa circonscription qu'ils aient à assurer, à l'avenir, les biens communaux par des Sociétés d'outre-Rhin. Les directeurs des Sociétés françaises réclament auprès du président de la Basse-Alsace. Ce fonctionnaire leur écrit pour désavouer le Kreisdirektor. Quelques semaines plus tard, ce dernier n'en recommence pas moins ses premiers agissements. Nouvelles réclamations des Sociétés auprès du président du département, et refus de celui-ci de répondre cette fois. Puis surgit une circulaire du Kreisdirektor, dans laquelle ce fonctionnaire porte à la connaissance des maires un „avis“ du président supérieur, qui autorise, dans une certaine mesure, les procédés antérieurement désavoués par le préfet et qui con-

seille aux communes de ne conclure avec des Compagnies étrangères que des polices d'une année au plus. Pourquoi? en vertu de quelle loi? nous l'ignorons. Ce „conseil" du président supérieur se transforme en un ordre dans les bureaux de la Kreisdirektion, et le Kreisdirektor de Strasbourg-campagne refuse, ces jours derniers, de ratifier un contrat accepté par le maire et par le Conseil municipal d'une des villes les plus importantes de la Basse-Alsace et portant conclusion d'une assurance avec une des Compagnies les plus anciennes et les plus solides, une Compagnie universellement connue et estimée et possédant, chose à noter! depuis 50 ans une concession dans le grand-duché de Bade!

Faut-il parler d'un autre fait encore? des nominations des maires? Sous le régime français, les préfets prenaient l'avis des Conseils généraux, investis de la confiance des électeurs; aujourd'hui, les conseillers généraux ne sont même pas consultés et les préfets s'en rapportent uniquement aux avis de MM. les Kreisdirektors, commissaires de police, etc. Or les conseillers généraux sont les représentants légaux du canton; ils se sont soumis à toutes les formalités exigées par la loi; ils ont prêté serment; — pourquoi l'administration ne daigne-t-elle même pas les consulter? pourquoi s'expose-t-elle à nommer aux fonctions de maires des hommes qui ne sont pas toujours et partout ceux que l'opinion désigne pour ce poste? Pourquoi procède-t-elle de cette façon bureaucratique, qui affecte de ne pas tenir compte de l'opinion et d'ignorer même l'existence de représentants de cette opinion?

Nous nous le demandons en Alsace, et on se le demande ici. Les députés ne comprennent rien à cette manière d'agir. Tous ces faits, que la presse alsacienne a relevés déjà, mais qui n'étaient point parvenus jusqu'à la connaissance du monde politique allemand, sont autant de révélations pour celui-ci. On conçoit davantage, ce me semble, que l'Alsace-Lorraine a le droit de formuler des plaintes, et l'on est plus porté à la faire entrer dans une voie de self-government. Il semble pourtant que l'on ne veuille pas prendre de décision avant d'avoir vu le résultat des prochaines élections. C'est là un point important, une considération qui revient toujours. J'ai fait observer à tous mes interlocuteurs, à ce propos, que l'on se meut dans un cercle vicieux: que l'Allemagne attend, pour nous accorder des réformes nécessaires, un apaisement des

esprits, — et que les Alsaciens, de leur côté, ne s'apaisent pas, parce qu'on ne leur accorde pas ces réformes nécessaires et parce que, au contraire, l'administration les aiguillonne par des mesures vexatoires et impolitiques. Je réscrve cet ordre d'idées pour ma prochaine lettre.

Berlin, 24 novembre.

Nous nous mouvons dans un cercle vicieux, tel est en deux mots le sentiment que je rapporte de toutes les conversations que j'ai eues ici avec les hommes politiques de tous les partis. Le gouvernement allemand et lo Parlement surtout prêtent assurément l'oreille à nos réclamations; on est disposé à admettre que celles-ci ne sont pas sans fondement, et les députés, pour pou qu'on los instruise de notre situation, reconnaissent qu'en effet nous avons le droit de demander des réformes considérables; seulement, avant de les accorder, ils sont tentés de nous dire, avec le gouvernement: Nous attendons que l'Alsace-Lorraine nous prouve que ces réformes seront bien accueillies, que l'Alsace-Lorraine n'en abusera pas et que ces concessions ne tourneront pas au profit d'une agitation qui forcerait le gouvernement à les reprendre. Je traduis fidèlement ct sans phrases ce que j'entends dire de toutes parts; je le traduis objectivement, comme l'on dit, c'est-à-dire avec impartialité.

A ces objections contre des demandes fort légitimes, un Alsacien n'a qu'une réponse à faire, et la voici:

„Vous nous dites que vous attendez une manifestation quelconque de la part de l'Alsace-Lorraine avant de lui accorder ce qu'elle est on droit de demander, c'est-à-dire la faculté de s'administrer elle-même, de régler son budget, d'organiser dans la plus large mesure possible son économie intérieure. Or l'Alsace-Lorraine attend d'abord de la part de l'Allemagne ces réformes-là: et celles-ci prépareraient précisément cette pacification des esprits, que l'Allemagne demande comme condition préalable de ses concessions. Les Alsaciens-Lorrains so souviennent des promesses faites par M. de Bismarck en 1871; ils en attendent encore la réalisation. Ils ont la conscience d'être une population capable de gérer elle-même ses affaires, au même degré que les Badois, les Bavarois ou les Saxons. Ils ont donné, sous le régime français, des preuves de cette

capacité politique, et l'Allemagne elle-même le reconnaissait alors. Ils se sentent froissés d'être administrés du dehors et de ne pas posséder les organes constitutionnels qui sont le partage de tous les autres États d'Allemagne. Ce sentiment est pour beaucoup dans l'attitude de l'Alsace-Lorraine. Vous pouvez le faire disparaître en effaçant les causes, et vous en effacerez du même coup les effets. L'Alsace-Lorraine et l'Empire d'Allemagne se trouvent en présence, comme dans un procès deux parties, dont chacune attend que l'autre fasse le premier pas. Or nous, Alsaciens-Lorrains, n'avons-nous pas, à bien des reprises déjà, donné des preuves de notre sagesse politique, depuis les dernières élections générales? Le Landesausschuss n'a-t-il pas discuté les affaires du pays avec une modération à laquelle le gouvernement lui-même a rendu hommage? Les élections pour le renouvellement des Conseils généraux et municipaux n'ont-elles pas eu lieu au milieu du calme le plus parfait, avec le concours de la grande majorité, presque de la totalité de la population? Ces élections n'ont-elles pas donné la majorité précisément aux éléments dont se compose le Landesausschuss? L'attitude du pays n'a-t-elle pas été toujours celle du calme le plus absolu? Où signale-t-on des troubles? où a-t-on vu seulement l'ombre d'une rébellion? L'ordre n'est-il pas parfait? La loi n'est-elle pas obéie? Qu'attend-on encore pour mettre notre population en possession de droits qui sont la propriété naturelle et native, pour ainsi dire, de toutes les populations du monde civilisé? Que ces droits nous soient accordés, et la tension qui existe encore disparaîtra! Que l'Allemagne, au contraire, les retienne dans sa main, et l'Alsace-Lorraine restera mécontente, irritée, et ses élections futures seront la manifestation de ce sentiment!"

Voilà, ce semble, ce que la voix de l'Alsace-Lorraine a à répondre à cette argumentation. Le cercle vicieux dont j'ai parlé en commençant se révèle dans l'objection et dans la réplique.

Y a-t-il une solution à cette difficulté? et où se trouve-t-elle?

En ce qui nous concerne, nous ne pouvons la voir que dans une détermination de l'Allemagne, détermination virile et politique, qui prouverait à l'Alsace-Lorraine que les promesses de 1871 ne sont pas oubliées, qu'elles tiennent toujours, comme l'on dit, et que nous pouvons espérer devenir autre chose et

mieux qu'un territoire administré par l'Empire. Sans doute, nous avons enregistré avec satisfaction la création du Landesausschuss; nous voyons aussi qu'il est question d'augmenter, quoique d'une façon minime, les attributions de cette assemblée; mais le Landesausschuss tout entier n'est-il pas, pour ainsi dire, suspendu en l'air encore? Le gouvernement *peut* le consulter; il n'y est point obligé; cette assemblée n'a qu'un pouvoir purement consultatif; elle ne délibère que sur les questions que l'administration supérieure lui soumet; ses séances ne sont même pas publiques; un grand nombre d'affaires, les plus graves, celles qui touchent à la marche journalière de l'administration, échappent à son contrôle; ce n'est point là une assemblée qui puisse être comparée, même de loin, à une Chambre des députés; — et pourtant les membres de cette assemblée n'ont-ils pas donné au gouvernement toutes les garanties désirables, en prêtant le serment exigé, et n'ont-ils pas derrière eux, depuis les dernières élections, la majorité de la population? Si, comme tout le monde l'assure ici, l'Empire est décidé à favoriser un développement de la vie publique en Alsace-Lorraine, pourquoi ne le prouverait-il pas, en ce moment, en accordant par exemple au Landesausschuss le droit d'initiative, la publicité des séances, ou telles autres prérogatives plus importantes encore? pourquoi le Parlement, lors de la discussion du budget, ne formulerait-il pas des propositions tendant à ce but?

On nous répète que tout dépendra des élections futures. Mais ces élections, nous le répétons de notre côté, dépendront en grande partie de l'attitude actuelle du pouvoir et du Parlement. Que le pays se convainque par des faits que la politique suivie par le Landesausschuss conduit à des résultats sérieux, que des réformes plus considérables peuvent être atteintes dans cette voie, — et il n'hésitera plus à suivre ceux qui lui ont donné l'exemple de cette attitude. Qu'il doute, au contraire, qu'il se dise que tous ses efforts sont condamnés à rester stériles, et le mouvement des esprits inauguré lors des dernières élections départementales et municipales s'arrêtera, et la politique d'abandon de soi-même l'emportera derechef!

J'ai constaté, dans une de mes dernières lettres, que la population d'Alsace-Lorraine tient ses destinées dans ses mains, qu'elle peut compter sur le concours du Parlement, pour peu que les prochaines élections fassent entrer dans cette assem-

blée quelques éléments nouveaux, libéraux et décidés à s'occuper des affaires. Mais le Parlement et le gouvernement ne doivent pas oublier, de leur côté, qu'il dépend d'eux en grande partie que l'Alsace-Lorraine prenne cette attitude. Notre devoir nous commande évidemment de renseigner nos compatriotes sur les pensées qui ont cours ici, sur ce que l'on demande de nous; mais il nous commande encore, et tout aussi impérieusement pour le moins, de renseigner le monde politique de Berlin sur les impressions qui sont celles de l'Alsace-Lorraine et sur ce que notre pays demande au gouvernement et au Parlement.

Berlin, 25 novembre.

Les réformes que nous regardons comme nécessaires et indispensables trouvent des adversaires ici, je vous l'ai écrit à plusieurs reprises déjà. Il est bon que nous nous occupions de cette opinion. Dans le sein du Parlement, elle ne se manifeste pas avec la même intensité que l'autre, qui est plus favorable au développement désiré par nous; mais elle existe en dehors et à côté de cette Assemblée: les milieux plus spécialement administratifs et bureaucratiques s'ouvrent avec une grande facilité à cette manière de voir, et c'est dans ces milieux que gît le danger que nous avons à combattre. Ces milieux sont puissants, ne nous faisons pas d'illusions à cet égard! et il ne serait pas de trop de l'appui de tous les partis libéraux du Reichstag, unis aux futurs députés libéraux d'Alsace-Lorraine, pour faire échec à leur influence. Il est même probable que nous ne parviendrons pas, du premier coup, à briser cette résistance ou à modifier sensiblement l'attitude de cette partie de l'administration à notre endroit: il faudra revenir à la charge sans interruption, avec persistance, avec énergie, et ne pas nous laisser rebuter par les difficultés. Mais c'est précisément parce que la résistance de ces éléments est très-accentuée qu'il s'agit d'ouvrir la campagne contre elle sans tarder, qu'il s'agit aussi de s'assurer du plus grand nombre possible d'alliés dans le Parlement lui-même.

Cette opinion dont je veux parler ne se présente pas sous une forme d'hostilité ouverte contre l'Alsace-Lorraine; elle revêt un caractère particulier, pour lequel je ne trouve pas de meilleure expression que celle de bureaucratique. Les hommes d'administration, et surtout en Prusse, se regardent, plus vo-

lontiers encore qu'en d'autres pays, comme connaissant mieux que quiconque les nécessités d'une situation, comme étant plus capables que les intéressés eux-mêmes de déterminer les mesures applicables à tel état de choses, à tel pays, à telle province. Ils n'aiment pas à entendre parler de l'opinion publique. Ils ne sont guère accessibles à des conseils de politique, de retenue, de temporisation. L'administration prussienne est raide *(stramm)*; elle semble avoir pour principe de trancher les difficultés, au lieu de les dénouer, et de ne pas reculer devant la menace de conflits. Ce caractère se révèle dans l'attitude que les uns ou les autres prennent vis-à-vis des réclamations des Alsaciens-Lorrains.

On pensait dans ces milieux que les choses devaient s'arranger chez nous, après 1871, beaucoup plus vite qu'il n'a été fait, et l'on se sent irrité de cette lenteur. Au lieu de se conformer à cet état de choses, très-naturel en vérité, et reconnu comme tel par la plupart des députés eux-mêmes, on se redresse, on regimbe, on croit devoir prendre des mesures qui ont pour but — mais qui n'auront pas pour effet — de le modifier subitement, de briser les résistances, les oppositions, les réclamations même les plus justifiées. On connaît mal en ceci le caractère de l'Alsace-Lorraine. On se fait illusion sur le résultat que l'on poursuit.

Il est des situations qui commandent à l'administration de s'effacer le plus possible, de laisser aller les choses selon une pente logique; les médecins diraient: de laisser agir la nature. Toute intervention brusque d'un agent extérieur ne contribue, dans ces cas-là, qu'à rendre la crise plus intense, qu'à arrêter et à entraver le retour à un état normal. Cette vérité, la bureaucratie prussienne ne paraît pas la comprendre, et si elle parvenait à s'emparer de la direction absolue de nos affaires, cette bureaucratie aurait vite fait de nous appliquer un régime administratif qui s'inspirerait uniquement du principe du *compelle intrare.* J'ai recueilli de ci, de là, des manifestations non équivoques, quoique très-enveloppées dans leur forme de froide courtoisie, qui ne laissent aucun doute à cet égard. On trouve, en certains milieux, que l'Alsace-Lorraine a été conduite avec beaucoup trop de douceur, avec une bénignité qui n'est pas tout à fait digne de l'administration allemande. On ne tient pas compte, ou à peine, des indices, très-sérieux pourtant, de progrès politique que nous ont apportés les dernières élections

départementales et municipales; mais, par contre, on appuie vivement sur toute espèce de petits incidents, qui, grossis par des correspondances de chauvins allemands, prennent des proportions tout à fait insolites et influent, beaucoup plus qu'on ne devrait le croire, la marche des affaires. On dit que la „modération" de l'administration est un mauvais système, que l'opinion publique en Alsace-Lorraine l'interprète comme étant de la faiblesse; on estime que les Alsaciens-Lorrains regardent l'administration comme n'osant pas faire acte d'énergie; on se préoccupe de cette pensée qu'il faudrait leur prouver qu'elle ne les craint pas, qu'elle ne redoute pas de leur faire sentir le poids de sa volonté et de son autorité; — et bien certainement, si les éléments dont je parle étaient tout-puissants, ils exerceraient leur action dans le sens de ce système administratif. Qui sait jusqu'à quel point ils n'attendent pas le résultat des prochaines élections pour faire triompher leur manière de voir, pour le cas où la représentation actuelle de l'Alsace-Lorraine ne subirait pas de changement?

Ici, dans ces milieux plus spécialement bureaucratiques, l'on rencontre aussi des observations et des appréciations qui ne cadrent guère avec celles que j'ai relevées, sur le même sujet, dans les milieux parlementaires.

„Les Alsaciens-Lorrains, dit-on non sans humeur, se souviennent trop du passé; ils songent trop à la France; il faut qu'ils comprennent que l'annexion est définitive, qu'ils doivent se rattacher à l'Empire d'Allemagne et oublier qu'ils ont été des Français. Et s'ils ne veulent pas oublier, nous les y contraindrons!"

Tout autre est le langage que tiennent sur cette question la plupart des députés et des hommes vraiment politiques d'Allemagne. Ceux-ci, comme je vous l'ai déjà écrit, trouvent fort naturel que l'Alsace-Lorraine, annexée contre son gré, se tienne pour ainsi dire sur la réserve, qu'elle conserve des souvenirs et des affections que, de tous côtés et avec une insistance marquée et pleine de courtoisie, on me déclare être honorables et dignes du plus grand respect de la part de l'Allemagne. Sans doute — et de mon côté je dois insister sur cette observation qui est générale — on exprime de toutes parts l'avis, très-décidé dans sa forme, que l'Alsace-Lorraine ne doit pas s'attendre à être, sous aucun prétexte, rétrocédée à la France et que l'annexion est définitive; — mais, ceci

établi, les députés et les hommes politiques répètent que ce serait folie et injustice de demander à notre pays de se transformer du jour au lendemain, de rompre avec ses souvenirs, de les désavouer. „Nous ne pouvons pas, me disait-on hier, vous demander de ressentir un sentiment patriotique allemand et nous n'y songeons pas; ce que nous vous demandons, c'est que vous soyez des Alsaciens-Lorrains, que vous vous occupiez de vos affaires, que vous nous aidiez à redresser ce que votre situation paraît avoir de peu heureux. Quant à vos sentiments, à vos souvenirs, nous les respectons profondément, et nous ne vous respecterions pas si vous les oubliiez!"

Vous voyez combien cette façon d'apprécier notre situation est différente de l'autre.

Que nous commande cet état de choses? Il me semble qu'il n'y a pas de doute possible. Nous devons chercher ici des alliés parmi les hommes qui pensent comme ces derniers, afin d'empêcher les éléments bureaucratiques de l'emporter dans notre administration. Il faut que nous envoyions ici des députés qui trouvent des auxiliaires dans ces partis du Parlement qui sont animés d'intentions bienveillantes à notre égard. Si nous ne le faisons pas, la bureaucratie exploitera ce refus et c'est elle qui règnera chez nous, — et alors la politique qui nous conduira sera bien celle que je caractérisais plus haut, celle du *compelle intrare.*

Qu'y aurons-nous gagné? On le demande à tous les esprits sincères et clairvoyants, et je répète que nous tenons notre avenir dans nos mains.

Berlin, 27 novembre.

Le courant hostile au développement de l'Alsace-Lorraine se révèle parfois, au sein du Parlement, d'une façon qui mérite d'être relevée. Ces jours-ci, nous l'avons retrouvé à propos de la discussion d'un paragraphe de la loi de justice. On proposait de rayer du Code, dans tous les pays de l'Empire, les dispositions légales qui ont pour but de mettre les fonctionnaires à l'abri de poursuites intentées par les citoyens. Tous mes lecteurs comprendront quand je leur aurai dit que différents États d'Allemagne ont, dans leurs Codes, des articles qui sont la reproduction du fameux article 75 de notre ancienne législation impériale française; vous savez avec quelle vigueur

la presse libérale de France, et d'Alsace aussi, a combattu, dans le temps, pour la suppression de cette disposition qui soustrayait les agents de l'administration à l'action normale de la loi et leur créait une situation spéciale d'irresponsabilité. Dans la nouvelle loi d'Empire qui s'élabore, il sera stipulé expressément que les fonctionnaires doivent être mis sur le même rang que le commun des citoyens, et qu'on n'aura pas à demander une autorisation quelconque pour les poursuivre.

Or c'est à propos de cet article qu'un député est venu formuler une proposition tendant à excepter l'Alsace-Lorraine du bénéfice de cette réforme! Partout ailleurs, les fonctionnaires pourraient être poursuivis devant les tribunaux ordinaires par ceux qui se regarderaient comme lésés; mais chez nous on continuerait à administrer dans l'ombre et sous la protection d'un article 75 quelconque! L'Alsace-Lorraine, a-t-on dit, se trouve dans une situation exceptionnelle; il faut lui appliquer aussi des lois d'exception!

La voilà bien, cette théorie étonnante dont nous goûtons les avantages depuis cinq ans! on ne pouvait l'exposer avec plus de candeur. Et voyez combien la logique fait défaut à ces défenseurs des lois d'exception! Quand il s'est agi des tribunaux de commerce, un député alsacien, M. Winterer, parlant cette fois au nom de tous les Alsaciens-Lorrains, avait dit, lui aussi, que, notre pays se trouvant dans une situation exceptionnelle, on pouvait lui accorder le bénéfice de cet état de choses, en lui laissant, à titre d'exception, l'institution des tribunaux de commerce, si populaire chez nous. Le Parlement lui répondit que l'Alsace-Lorraine, étant pays d'Empire, devait être soumise aux lois d'Empire; réponse que nous avons le droit de déplorer, puisqu'elle nous prive d'une institution excellente, mais à laquelle nous ne pouvons contester la logique; il est bien certain, quels que soient nos sentiments à cet égard, que nous devons nous attendre à voir le Parlement nous appliquer les lois qu'il fait pour l'ensemble des États allemands; c'est là une conséquence de l'état de choses nouveau. Nous pouvons espérer des réformes, des adoucissements, quand il s'agit d'affaires locales ou provinciales; et j'estime que sur ce terrain nous pouvons obtenir des résultats sérieux, en agissant avec prudence et en hommes politiques: mais le jour où l'intérêt de l'Empire se trouvera en face d'un intérêt alsacien-lorrain, il faut nous attendre toujours à ce que le premier l'em-

porte. Ceci est un fait indiscutable; je le répète, nous aurons à souffrir quelquefois encore de cette situation, et on nous permettra de ne pas cacher nos regrets et notre amertume en voyant disparaître ainsi des institutions qui nous sont chères; mais aucune argumentation du monde ne fera changer d'avis les députés de l'Allemagne à cet égard.

Ceci établi, nous sommes très-forts pour protester de toute notre énergie contre ces théoriciens politiques qui voudraient soustraire l'Alsace-Lorraine au bénéfice que cet état de choses entraîne pour nous à certains égards, et qui ne craignent pas de demander des lois d'exceptions pour le pays d'Empire. Voyez, en effet, la belle logique! D'un côté, on nous dirait: „Vous voulez garder vos tribunaux de commerce? Nous ne pouvons le permettre, parce que vous êtes pays d'Empire et que vous devez être soumis aux lois d'Empire"; — et de l'autre côté, le lendemain, on ajouterait: „Vous voulez jouir du bénéfice de la loi qui soumet les fonctionnaires au droit commun? Nous ne pouvons le permettre, parce que vous êtes dans une situation exceptionnelle!" — Politique à double détente, qui, si elle parvenait à triompher, nous mettrait absolument hors la loi; nous aurions tous les désavantages de la législation commune: nous n'en aurions pas les avantages; on se réserverait de nous appliquer les lois d'Empire quand elles nous seraient désagréables; et on ne nous les appliquerait plus quand nous pourrions bien nous en trouver. Ce serait bien là une situation digne d'un „territoire" ou d'un „glacis".

J'ajoute aussitôt — et c'est un fait qui paraîtra important — que le Parlement a refusé de suivre le député qui proposait de nous appliquer ce traitement. Le rapporteur lui-même, M. Miquel, a combattu cette motion concernant la mise en tutelle de l'Alsace-Lorraine vis-à-vis de ses fonctionnaires. Il a même eu des paroles vives et qui auront du retentissement: „En Alsace-Lorraine, a-t-il dit, les fonctionnaires sont portés à abuser de leur pouvoir; c'est donc une raison de plus pour nous d'appliquer à ce pays, comme à tous les autres, la loi présente qui a pour but et qui aura pour effet de garantir les citoyens contre les empiétements de l'administration."

Le Parlement, à une très-forte majorité, a suivi son rapporteur, et la malheureuse proposition de M. de Puttkamer a été repoussée: nous ne verrons donc plus en Alsace-Lorraine cet article 75 ou tel autre article de la même famille, qui nous in-

terdira de porter plainte devant les tribunaux ordinaires contre des fonctionnaires par lesquels nous aurons été lésés.

Ce vote du Parlement me paraît important et j'y insiste, parce qu'on y verra la confirmation de ce que j'ai dit dans mes premières lettres: le courant hostile contre nous existe ici, assurément; il emprunte de la force à la faveur qu'il rencontre dans les milieux bureaucratiques prussiens; mais la majorité du Parlement n'est pas dans cette ornière, et nous pouvons espérer qu'elle n'y entrera pas, pour peu que, de notre côté, nous sachions conduire notre barque.

Si le Parlement était animé, en principe, contre nous d'un parti-pris de mauvais vouloir, cette proposition de M. de Puttkamer lui fournissait l'occasion de déployer à l'aise tous ces sentiments, et après nous avoir enlevé, au nom de l'intérêt commun, nos tribunaux de commerce, il nous aurait, au nom de notre „situation d'exception", enlevé la garantie que cet article de la loi de justice va accorder à tous les citoyens contre l'omnipotence bureaucratique.

Je pense que nos concitoyens en Alsace-Lorraine apprécieront à sa juste valeur cet indice de la situation des esprits dans le Parlement de Berlin.

Berlin, 27 novembre.

Les deux principaux projets de loi sur l'Alsace-Lorraine qui sont soumis au Parlement concernent, comme l'on sait, la réorganisation de la Chancellerie et l'extension des attributions du Landesausschuß. Le premier peut être regardé comme voté; le second sera transporté à la session prochaine, c'est-à-dire à la nouvelle législature, qui s'ouvrira au mois de janvier 1877. On a étudié à fond, dans ces colonnes, le premier de ces projets; on a exposé, sans détour, les craintes que sa présentation a provoquées dans notre pays, et nous nous sommes élévé avec force contre toute idée de centralisation de nos affaires à Berlin, idée qui paraissait avoir inspiré ce projet de réorganisation.

Dans les débats publics qui ont eu lieu depuis lors, les orateurs du gouvernement ont déclaré itérativement que la modification proposée ne comporte pas la signification qu'on y avait attachée; les journaux officieux ou semi-officiels ont répété, de leur côté, que rien ne sera changé à l'état de choses

actuel; que la présidence supérieure conservera ses attributions; que l'Office d'Alsace-Lorraine ne doit pas devenir un organe gouvernemental, interposé entre le chancelier responsable et l'administration supérieure locale. On a fait ressortir que l'économie présente ne saurait être modifiée que par une loi formelle, une loi lui servant de base, et cette déclaration a son prix. Nous aurions donc mauvaise grâce de ne pas prendre acte de ces explications et nous ne pouvons, pour le moment, qu'attendre le fonctionnement de la nouvelle organisation. Peut-être l'insistance que la presse indépendante d'Alsace a mise à discuter ce projet n'a-t-elle pas été sans influer sur l'attitude du gouvernement; on a remarqué que l'exposé des motifs, tel qu'il est sorti des délibérations du Bundesrath, ne contient plus certaines phrases qui avaient donné lieu à tant de craintes; l'Office d'Alsace-Lorraine n'est plus représenté comme devant, à l'avenir, prendre rang à côté des Offices indépendants des postes et des télégraphes, et c'est là une modification de la rédaction qui paraît avoir plus qu'une portée littéraire. En tout état de cause, on voit que l'agitation provoquée par la presse alsacienne n'a pas été sans résultat; elle a amené les explications du gouvernement; elle a peut-être amené une atténuation des intentions. Celles-ci, on nous le répète, ne sont pas telles que nous devions redouter une centralisation; nous n'avons donc plus qu'à former un seul vœu, à savoir que l'Office réorganisé se maintienne dans les limites qu'on lui assigne, et que cette modification n'amène pas, dans la pratique, les difficultés que l'on en redoutait.

En ce qui concerne le second projet, celui de l'extension des attributions du Landesausschuss, il est intéressant de connaître les opinions qui ont cours à son endroit dans les diverses fractions du Parlement. La réforme en elle-même, nous l'avons répété souvent, n'est pas de première importance; si le projet était voté, les décisions du Landesausschuss pourraient avoir force de loi chaque fois qu'elles auraient été prises d'accord avec l'administration et le Bundesrath, et elles ne seraient soumises à la sanction du Parlement qu'en cas de désaccord ou de conflit. Le Landesausschuss croîtrait quelque peu en importance, et c'est la raison pour laquelle nous avons cru devoir appuyer cette réforme, tout en reconnaissant qu'elle n'a point la portée d'un progrès considérable. Le Landesausschuß lui-même, obéissant à une pensée politique, s'est gardé de re-

pousser la proposition; il s'en est emparé, au contraire, et en a pris texte pour formuler un vœu très-explicite et très-énergique en faveur de la création d'une véritable Chambre des députés d'Alsace-Lorraine.

A Berlin pourtant, on ne pense pas comme à Strasbourg, et je vais résumer ici les deux opinions qui se font jour et qui, toutes deux, arrivent, quoique par des chemins très-différents, au même résultat, à l'ajournement du projet.

Nous trouvons ici d'abord les partis „conservateurs", d'aucuns diraient féodaux, ceux qui se sentent plus directement attirés par les argumentations de la bureaucratie et du monde plus spécialement administratif. Ceux-ci ne voient qu'avec regret tout ce qui augmenterait l'influence d'une assemblée délibérante; ils n'entendent pas diminuer en quoi que ce soit l'omnipotence, ou seulement le pouvoir, des organes exécutifs. Ils sont d'avis qu'il faut tenir l'Alsace-Lorraine en tutelle, et sans doute cette tutelle est-elle leur idéal en dehors de notre pays aussi. Ils estiment que nous devons être conduits, pendant de bien longues années encore, comme des enfants mineurs qui ne savent pas gérer leurs affaires; ils ne tiennent pas compte de nos droits, je veux dire du droit que possède toute population de régler ses intérêts dans la limite de la Constitution; ils ne tiennent pas compte des preuves de capacité politique que nous avons données sous le régime français; ils ne tiennent pas compte de la déclaration de M. de Bismarck lui-même en 1871, alors que le prince-chancelier s'élevait avec force contre une organisation qui aurait fait de nous „des enfants mineurs". Ils repoussent le projet parce qu'ils entendent laisser le champ libre à l'administration, — et l'on a bien le droit de se demander jusqu'à quel point ces alliés de la bureaucratie prussienne ne nourrissent point la pensée de pétrir l'Alsace-Lorraine pendant une série d'années jusqu'au jour où elle leur paraîtra mûre pour être incorporée purement et simplement au royaume de Prusse. C'est là un danger dont il a été question quelquefois déjà, qui n'est pas chimérique et sur lequel je compte revenir dans une prochaine lettre.

Tout autre est l'argumentation des partis libéraux. Ceux-ci repoussent le projet parce qu'il diminue les attributions du Parlement et, disent-ils, qu'il n'augmente pas dans une mesure équivalente celles de l'assemblée provinciale d'Alsace-Lorraine. Qu'arrivera-t-il, se demande-t-on dans ces milieux,

si nous votons ce projet de loi? „Le Landesausschuß sera évidemment d'accord avec le Bundesrath et avec l'administration chaque fois que ceux-ci lui soumettront des propositions qui seront populaires en Alsace-Lorraine et favorables à une extension de la vie locale; il ne le sera plus pour les autres questions, et c'est alors le Parlement qui sera saisi du conflit: c'est-à-dire que le gouvernement usera du Parlement pour imposer à l'Alsace-Lorraine les mesures impopulaires, tandis qu'il se réservera à lui le bénéfice de faire passer, d'accord avec le Landesausschuß, les mesures populaires. Le Parlement n'interviendra donc dans les affaires d'Alsace-Lorraine qu'en qualité de magister auquel on fait appel quand il s'agit d'appliquer la férule."

On nous permettra bien, à ce propos, de nous demander pourquoi donc le Parlement, dans de pareilles hypothèses, se mettrait forcément du côté du gouvernement ou, pour nous servir de l'expression citée tout à l'heure, de la „férule"? Son rôle ne pourrait-il pas consister, au contraire, a appuyer les vues du Landesausschuß, à leur donner plus de force? Ou bien le Parlement se sent-il à tel point dominé par l'influence du pouvoir, qu'il ne se sente pas en état, en cas de désaccord entre le Landesausschuß et l'administration, de prendre fait et cause pour le premier contre la seconde? Nous ne le croyons pas; car le Parlement, à plusieurs reprises, s'est prononcé contre telles propositions administratives d'Alsace-Lorraine et, dans sa plus grande liberté, il s'apprête même, cette année encore, à repousser des crédits que le Landesausschuß avait cru devoir accorder. Cette argumentation ne nous paraît donc pas inattaquable et peut-être nous permettra-t-on de nous demander si l'opposition des partis libéraux du Parlement contre ce projet n'a pas sa source dans un autre sentiment, un peu inconscient sans doute, mais fort perceptible pourtant et que je veux esquisser en deux mots en disant que dans le Parlement on paraît préoccupé de ne pas se laisser enlever par une assemblée locale l'influence législative plus ou moins directrice.

Quoi qu'il en soit, les partis libéraux de cette Assemblee raisonnent comme je viens de le dire, et c'est au moyen de cette argumentation qu'ils s'apprêtent a ajourner le vote du projet de loi.

Remarquons qu'ils l'ajournent, qu'ils n'entendent pas re-

pousser le projet d'ores et déjà; et voici que nous rentrons dans un autre ordre d'idées, que j'ai signalé à bien des reprises déjà, mais auquel MM. les députés nous ramènent toujours. „Nous attendons vos prochaines élections, disent-ils. Nous voulons savoir, avant de nous engager, jusqu'à quel point les Alsaciens-Lorrains ont rompu avec la politique d'abstention systématique et avec l'ultramontanisme. Nous ne voulons pas dépouiller le Parlement d'une partie de ses droits avant d'être assurés que la situation tend à devenir normale chez vous. Envoyez au Parlement des députés qui s'occuperont de vos affaires, qui siégeront dans les Commissions, qui nous aideront de leurs lumières, — alors seulement nous pourrons augmenter les attributions de vos pouvoirs délibérants d'Alsace-Lorraine."

Je transcris textuellement ce que l'on me répète un peu partout, et, sans doute, l'insistance que l'on met ici à ramener toujours sur le tapis cette question des élections expliquera l'insistance que je mets, de mon côté, à y revenir. Il y a là un nœud dans notre situation. Les élections prochaines auront une importance extrême. Il sera bon que nous ne l'oubliions pas un seul instant.

En résumé, et pour en revenir à la question qui fait l'objet de cette lettre, le second projet de loi sur l'Alsace-Lorraine, portant augmentation des attributions du Landesausschuß, ne viendra pas en discussion cette année, pour les différentes raisons que j'ai énumérées, et le premier, concernant la réorganisation de la Chancellerie, sera voté un de ces jours sans discussion nouvelle. Celui-ci, dit-on, ne change rien à l'état de choses présent; celui-là le modifierait, et c'est parce qu'on ne veut pas s'occuper d'une réforme avant nos élections, qu'on en ajourne la présentation. Que les électeurs d'Alsace-Lorraine se tiennent donc pour avertis! On remet entre leurs mains une responsabilité considérable; c'est d'eux qu'il dépendra tout d'abord que le premier pas vers une réforme soit fait, ou que le Parlement refuse de s'engager dans cette voie, qui, une fois ouverte, nous conduirait, avec plus ou moins de rapidité, vers une situation moins insupportable et plus digne de nous à tous égards.

Berlin, 29 novembre.

Il n'est pas malaisé de résumer les impressions qui, en ce qui concerne l'Alsace-Lorraine, se dégagent de l'atmosphère allemande, et sans doute on reconnaîtra qu'il peut être important de nous rendre compte de cette situation.

En ce moment, l'Alsace-Lorraine, grâce à nos élections de 1873, n'a guère d'autre appui au Parlement que le *Centrum*, c'est-à-dire la fraction ultramontaine. C'est avec ce parti que nos députés ont noué des relations; ce sont les chefs de ce parti, M. Windthorst (de Meppen) notamment, qui plaident parfois notre cause. Ils le font avec talent, à leur point de vue particulier, et c'est aussi à un point de vue particulier qu'ils sont soutenus par nos propres orateurs. Ce parti pourtant n'a pas l'oreille du Parlement; les plaintes les plus justes, les réclamations les plus légitimes viennent se briser contre un sentiment qui a sa source dans un ordre d'idées de beaucoup supérieur à celui auquel nous sommes habitués, en Alsace-Lorraine, à ramener nos affaires. A force de considérer notre situation spéciale, nous oublions trop volontiers que l'Europe tout entière est engagée dans une lutte générale, qui se manifeste partout, en France comme en Allemagne, en Suisse comme en Belgique, dans les grands comme dans les petits États, et qui n'est autre que la lutte des principes libéraux contre l'ultramontanisme. Cette lutte, l'Alsace y a participé avant la guerre, et l'opinion publique n'a pas hésité alors, se conformant à ses anciennes traditions libérales, à se prononcer en faveur de la liberté et du progrès; après 1871, il s'est produit chez nous un mouvement à la suite duquel ce sont précisément les éléments ultramontains qui ont la haute main et qui nous représentent au Parlement. En ce qui concerne nos intérêts et leur défense immédiate, cet état de choses est regrettable; et je n'ai pas besoin, sans doute, de revenir sur ce qui a déjà été dit souvent à cet égard. Mais à un point de vue plus général, nous tous, libéraux d'Alsace-Lorraine, nous devons encore déplorer que notre pays se présente à l'Europe sous ce vêtement d'ultramontanisme, qui ne convient pas à notre vieille réputation, qui fait de nous un objet de surprise, qui nous met en opposition avec tout le mouvement libéral européen.

Voyez la France! nos amis, ceux aux côtés desquels nous combattions naguère, aux côtés desquels nous combattrions encore sans les événements de 1871, sont engagés dans une

lutte ouverte précisément contre ce parti qui détient les siéges parlementaires d'Alsace-Lorraine; voyez les autres pays! partout les libéraux de toutes les nuances s'unissent contre le cléricalisme; — et nous seuls, au milieu de cette levée de boucliers libérale, nous restons rivés à cette chaîne? nous oublions que la guerre de 1870 a été déclarée par ce parti-là? nous ne nous souvenons plus de ce qui s'est fait chez nous, de par ce parti dès 1868? nous avons l'air de ne plus nous douter que nos malheurs proviennent de ceux qui représentent aujourd'hui l'Alsace-Lorraine au Parlement allemand! Qu'on ne se récrie pas! les faits sont là; le passé est ouvert sous nos yeux; les preuves sont partout. Que ce parti se redresse aujourd'hui devant l'invocation de ces souvenirs, trop récents et trop douloureux pour nous, hélas! la chose est toute simple; que des esprits, naturellement libéraux, se laissent entraîner à sa suite et s'aveuglent sur la gravité de la situation et sur les conséquences de leur attitude, le fait est plus regrettable; quoiqu'il s'explique dans une certaine mesure par le désarroi général qui a tout emporté chez nous après 1871. Quoi qu'il en soit, il semblerait déplorable et il serait indigne de notre vieille Alsace libérale que notre pays persévérât dans une voie où il trouve l'appui de tous les éléments réactionnaires de France, d'Allemagne, de Suisse, de Belgique, où il s'isole du grand mouvement humanitaire qui entraîne l'Europe, où il renie ses traditions.

Revenons pourtant à la situation spéciale qui nous est faite ici, grâce au caractère de notre députation. Si cette députation devait rester ce qu'elle est, nous irions au devant de dangers très-sérieux. Il est inutile de le dissimuler. Une vérité désagréable à entendre fait crier; eh bien! que l'on crie! — pourvu que l'on écoute!

J'ai déjà mentionné les dangers qui nous menacent; j'y reviens aujourd'hui et j'entends y insister. Que rien ne se modifie dans notre attitude, et nous marchons, toutes voiles ouvertes, ou bien vers une absorption directe par la Prusse, ou bien vers une centralisation impériale, qui nous transformera purement et simplement en une province de l'Empire administrée à Berlin, et administrée au nom de la force et par la force. L'absorption dans la Prusse a été le rêve d'un certain nombre, dès 1871; M. de Treitschke a été l'organe de cette pensée; M. de Treitschke a fait des adeptes depuis lors, et

l'on se demande ici jusqu'à quel point, dans certaines sphères gouvernementales elles-mêmes, on ne serait pas heureux d'avoir à constater, lors des élections de 1877, un nouvel échec du parti libéral alsacien, pour pouvoir s'en prévaloir et nous conduire directement sous la souveraineté prussienne. Ce n'est un secret pour personne qu'en 1873 une grande partie des électeurs vieux-allemands d'Alsace ont voté contre les candidats alsaciens, dans la pensée que la victoire de la protestation pure et simple, unie à l'ultramontanisme, provoquerait une réaction favorable à l'absorption complète. C'est un mouvement semblable que l'on peut observer ici, et, dans les milieux libéraux, l'on en est très-frappé.

Or remarquez que l'absorption de l'Alsace-Lorraine par la Prusse n'équivaudrait pas à une assimilation de notre pays aux droits provinciaux, municipaux, etc., dont jouissent les populations prussiennes! On ferait de nous des Prussiens de seconde ou de troisième classe, et la bureaucratie se réserverait de nous pétrir jusqu'au moment où elle estimerait que „tout est consommé."

A côté de cette tendance prussienne, il en est une autre, qu'il importe aussi de ne pas perdre de vue. Pour un certain nombre, l'Alsace-Lorraine doit devenir la monade de l'unité allemande, si je puis m'exprimer ainsi; en d'autres termes c'est par nous et chez nous que l'unification germanique devrait commencer. Il y aurait encore des États particuliers ailleurs; mais, en attendant qu'ils disparaissent pour se transformer en provinces, nous, en Alsace-Lorraine, nous leur montrerions le chemin. La centralisation, bannie du reste de l'Allemagne, commencerait chez nous; il ne serait pas question de Chambre des députés, d'administration locale, ni de rien de semblable; on nous réserverait la mission d'ouvrir la marche qui doit conduire toute l'Allemagne à l'idéal unitaire.

Ceux qui pensent ainsi spéculent également sur nos élections. Ils disent ouvertement que, si la députation se modifiait, leurs plans seraient assez compromis, que l'on ne pourrait plus opposer un *Non possumus* à des députés libéraux venant demander des réformes. Ils ajoutent que, si la députation reste ce qu'elle est, rien ne sera plus facile que de procéder à un changement de forme qui mettra fin une fois pour toutes à toutes les velléités d'autonomie, de self-government,

de décentralisation, — mettez le nom que vous voudrez! le mot ne fait rien à la chose.

Vous voyez combien ces perspectives s'écartent de ce que nous avons à demander dans la situation où nous nous trouvons! L'Alsace-Lorraine doit demander à l'Allemagne une organisation qui remette le plus possible entre ses mains la gestion de ses affaires; il est sensible que nous ne pouvons pas demander le self-government politique; l'Empire d'Allemagne ne nous l'accorderait pas, et nous ne sommes pas des rêveurs cherchant à prendre la lune avec les dents. Mais autre chose est le self-government administratif, la décentralisation, si l'on veut, le droit de nous organiser chez nous, la faculté „de faire notre lit", pour me servir d'une expression vulgaire. Voilà ce que nous devons poursuivre, et voilà ce que l'Allemagne sera hors d'état de nous refuser, — si nous envoyons au Parlement des députés libéraux, chargés de le réclamer avec insistance, avec énergie, avec la prudence et l'esprit politique nécessaire.

II.

August Schneegans' ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit.

Von Auguſt Schneegans würde ſich der Leſer nur ein unvollſtändiges Bild machen, wenn er ihn allein von der politiſchen Seite betrachtete. Um ſein Weſen ganz zu erfaſſen, muß man ihn auch als Schriftſteller kennen. Es kann nicht meine Aufgabe ſein, eine eingehende Würdigung ſeiner literariſchen Arbeiten zu geben. Aus naheliegenden Gründen muß ich mich mit einigen kurzen Notizen begnügen.*) Dieſelben mögen auch den Leſer über Schneegans' Leben nach ſeinem Abſchied aus der Heimat und bis zu ſeinem Tode orientieren.

Schon hie und da habe ich in Anmerkung auf die literariſchen Verſuche hingewieſen, in denen Schneegans zuerſt als Jüngling in Galatz und Paris, ſpäter in Straßburg in franzöſiſcher Sprache ein reiches, formvollendetes, phantaſievolles, wenn auch manchmal etwas phantaſtiſches Dichtertalent bekundete. Zu wirklicher Entfaltung ſollten die ſchriftſtelleriſchen Gaben des Politikers erſt in relativ ſpäten Jahren kommen. Die Beziehungen, die er in Berlin zu namhaften deutſchen Schriftſtellern anknüpfte, namentlich zu Auerbach, Spielhagen, Paul und Rudolf Lindau, Dohm, Hopfen, regten ihn mächtig an. Die deutſchen Zeitſchriften eröffneten ſich ihm ebenſo wie die deutſchen Zeitungen, und es begann für ihn eine Zeit unermüdlicher literariſcher Tätigkeit. Zwar ſind es zuerſt noch mehr das politiſche Gebiet berührende Stoffe, die ihn anziehen. So ſchreibt

*) Einen ausführlichen, vortrefflichen Artikel darüber hat in „Nord und Süd", Bd. 78, Heft 254, September 1896, Oskar Wilda unter dem Titel „Karl Auguſt Schneegans" veröffentlicht. Auf meinen in der Erwinia VI, 3, 4, 1898/99 erſchienenen Aufſatz, dem ich auch hier manches entlehne, habe ich bereits p. 21 hingewieſen.

er 1877 im Sonntagsblatt des „Berliner Tageblatts“ (23. Juli) über den deutſchen und franzöſiſchen Parlamentarismus, in der „Gegenwart“ über Thiers (XII. 38, Sept. 77), den Klerikalismus in Frankreich (24. Nov. 77), Italien und Frankreich (Dez. 77), in der „Allgemeinen Zeitung“ über die innere Lage Frankreichs, die Wahlen, die Kriſis in Frankreich (19. Juni, 19. Okt., 13. Nov. 77). Ungemein zahlreich ſind die Artikel, die er meiſtens über Frankreich und ſeine politiſchen Verhältniſſe, die er ja von Grund aus kannte, häufig unter Pſeudonymen im „Berliner Tageblatt“, in der „Nationalzeitung“ und in der „Gegenwart“ veröffentlichte. Von der Politik führten ihn zwei Aufſätze geſchichtlichen Inhalts ab, eine in der „Deutſchen Rundſchau“ veröffentlichte Skizze: „Das Elſaß vor der Revolution von 1789“, Juni 1880, p. 415—428 und ein Aufſatz in „Nord und Süd“, 1881, „Straßburg nach der Übergabe an Frankreich 1681—1698“, die er mit Zugrundelegung von Chroniken und archivaliſchen Dokumenten ſchrieb. So kam er allmählich wieder der Erzählungsliteratur näher.

Die Änderung, die in Schneegans' äußerem Leben durch ſeine Ernennung zum Konſul in Meſſina vor ſich gegangen war, gab ihm die Muße, die zu einer ruhigen, literariſchen Tätigkeit nötig war. Da er ferner als Beamter auch nicht mehr politiſch publiziſtiſch tätig ſein durfte, widmete er ſich nun ganz der ſchönen Literatur. Das ſonnige Italien, das ihm jetzt zur zweiten Heimat wurde, war, wie kein andres Land geeignet, die in ihm ſchlummernden dichteriſchen Kräfte zu regem Leben zu entfalten. Im herrlichen Meſſina, am Strande der von den maleriſchen calabriſchen Bergen begrenzten Meerenge, im Schatten der Pinien und Orangenbäume, auf der Wanderung durch die zerriſſenen Schluchten und über die ſchroffen, kühn zum Himmel aufſtrebenden ſizilianiſchen Berge konnte ſeine Phantaſie, die ſo lange unter dem Alp bedrückender politiſcher Verhältniſſe geſeufzt, wieder frei aufatmen und begeiſterte ihn zu einer Menge das ſizilianiſche Leben behandelnder Erzählungen, die zuerſt in deutſchen Zeitſchriften, ſpäter geſammelt in Buchform erſchienen.*) Es ſind dieſes meiſt humorvolle, kurze Erzählungen, wie „S. Pancrazio von Evolo“, das „Sirenengold“, „der weiße Zauber“, in denen eine feine, gutmütige Ironie mit dem Aberglauben der Sizilianer ſpielt, die ihr armes Heiligenbild ins Waſſer tauchen, wenn ſie Regen nötig haben,

*) Aus fernen Landen. Breslau, Verlag von E. Schottländer, 1886. — Romeos Tochter. — Lenz im Herbſt. — Speranza. — Italieniſche Geſchichten. Leipzig, Ernſt Keils Nachfolger, 1890.

oder Liebestränke brauen, um einem unglücklichen Pärchen zu helfen, oder die Verirrungen ihrer Sinne durch irgend einen bösen Zauber zu entschuldigen wissen, dabei aber doch stets so schlau sind, um aus diesem Aberglauben persönliche, ganz praktische Vorteile zu ziehen. Wer in Sizilien gelebt hat, wird die lebenswahren Typen jener Erzschelme, des Schiffsmaklers, Don Cesare Agresta und des sizilianisierten Schwaben Fritz Lindwurm, gewiß ebenso leicht erkennen, wie die Gestalten der biedern Mönche, der verkrüppelten Bettler, der schwarzäugigen Mädchen und zeternden Matronen, welche die sizilianische Landschaft so bunt und eigenartig beleben. Und ebensosehr dem Leben abgelauscht sind die sizilianischen Erzählungen, welche uns die glühenden Leidenschaften jenes eifersüchtigen, mißtrauischen, rachsüchtigen, in der Liebe wie im Haß keine Grenzen kennenden und auch vor Mord und Totschlag nicht zurückscheuenden, aber seine heftigsten Herzenswallungen und mächtigsten Triebe oft unter harmloser Miene verbergenden Menschenschlags kennen lernen lassen. Mag die Erzählung in der Gegenwart unter gewöhnlichen Bauern am Ätnaabhang, wie in „Auge um Auge", mag sie wie „Romeos Tochter", unter den Revolutionskämpfen der vierziger Jahre in der Bürgerschaft und der aristokratischen Gesellschaft Messinas, mag sie selbst im Mittelalter, wie „Speranza" zur Zeit der Spanierherrschaft in den fürstlichen Familien sich abspielen, immer sind es echt sizilianische, von gründlicher Kenntnis des Volkscharakters zeugende Bilder, die Schneegans vor unsern Augen erstehen läßt. Und die großartige, in ihrem jähen Wechsel vom hellsten Sonnenschein zum furchtbarsten Orkan den Leidenschaften der Bewohner so sehr entsprechende Natur bildet den geeignetsten Rahmen, der diese glänzenden charakteristischen Bilder einfaßt.

Diese Novellen — man sieht es sofort — beruhen auf einem eingehenden Studium von Land und Leuten. Unermüdlich befaßte sich Schneegans mit der wechselvollen Geschichte der Insel; voll Begeisterung durchwanderte er sie von Norden nach Süden, von Osten nach Westen; mit liebevollem Verständnis suchte er in den Charakter der eigenartigen Bevölkerung einzudringen. In den verschiedensten deutschen Zeitschriften veröffentlichte er Artikel beschreibender Art über Sizilien, die er dann später sammelte, vervollständigte und mit bedeutenden Zusätzen und Änderungen in einem „Sizilien", Brockhaus 1887, betitelten Bande herausgab.*) In diesem Buch gibt er uns

*) Das Buch erschien auch in italienischer Übersetzung mit einem Anhang und Anmerkungen von Pitrè: La Sicilia nella natura, nella storia

ein lebensvolles Bild jener ſchickſalsreichſten aller Mittelmeerinſeln, jenes Eilands, wo — wie er ſelbſt ſagt — „deutlicher als irgendwo ſonſt der Pulsſchlag der Weltgeſchichte an das Ohr dringt," wo ſich eine „aus ſeltſamen Gegenſätzen dennoch harmoniſch zuſammengeſetzte Welt zuſammenfindet, das alte, klaſſiſche Hellas hinüberſpielend in die Romantik der Sarazenen, der Normannen und Hohenſtaufen, wo alle Völkerraſſen, die nach einander das Mittelmeer beherrſcht haben, Semiten und Arier, Lateiner und Germanen, zuſammenfließen und mit dem alten Stamm der ſiziliſchen Ureinwohner ſich vermiſchen." In hohem Grade mannigfaltig iſt der Inhalt des Bandes. Neben der Beſchreibung der Städte und Ruinen, neben der Erzählung der alten Sagen, verbreitet ſich der Verfaſſer über die Sitten der Einwohner, über Maſſia und Brigantaggio, über Liebe und Aberglauben, über das Leben in Schwefelminen und den Farmen. Auch die Beziehungen Goethes zu Meſſina und Schillers ſizilianiſche Dichtungen werden in beſondern Kapiteln beſprochen.

Aber die literariſche Tätigkeit, welche Schneegans in Sizilien entwickelte, beſchränkte ſich nicht bloß auf dort heimiſche Stoffe. Sein Auge ſchweifte auch zurück in die Vergangenheit. Die Eindrücke, die er an den Ufern der Donau, in Galatz, erhalten hatte und die Erinnerung an die liebe Heimat, an das Elſaß und Straßburg, ließen ihn auch dort Stoffe ſuchen, die er in mehreren Novellen verwertete. Von ſeiner zuerſt in Nord und Süd veröffentlichten Novelle „Eurikleia", welche uns in die Ebene der Dobrudſcha verſetzt und uns die merkwürdigen Typen der dort anſäſſigen gemiſchten Bevölkerung im Rahmen einer anmutigen Liebesgeſchichte vorführt, habe ich bereits oben in einer Anmerkung p. 23 geſprochen. Wenn man von dieſer Novelle ſowie von den ſizilianiſchen zu den elſäſſiſchen übergeht, zum „Toten Koſak" (Weſtermanns illuſtr. deutſche Monatshefte, Juli 1884), zu „Lenz im Herbſt", (Aus fernen Landen 1890), zu Zacharias Pfänder (Deutſche Revue, Juli 1890), hat man denſelben Eindruck, wie wenn man von jenen von der Sonne ſo hell und grell beleuchteten Gegenden, wo die Leidenſchaften mit elementarer Gewalt auf einander platzen, in die von grauem Himmel beſchatteten, engen und winkligen Gäßchen Altſtraßburgs gelangt, wo das Leben zwar recht gemütlich und harmlos, aber doch ſo oft ſpießbürgerlich krähwinkelig ſich dahinſchleppt. Gemütlich und harmlos, ein echtes Spießbürger-

---

e nella vita per Augusto Schneegans, prima versione italiana di Oscar Bulle, riveduta da Giuseppe Rigutini con un' appendice e note di Pitrè. Firenze, Barbera Editore 1890.

pärchen, iſt der biedere Nationalgardiſt Joſt Birkelbaum und Frau, er, der einmal während der Belagerung von 1814, in ſeiner Angſt vor einem vermeintlichen Koſakenüberfall, von den Wällen Straßburgs eine Kanone abgeſchoſſen, zufällig einen unſchuldigen Koſaken getroffen hat und von ſeinen Landsleuten ob dieſer Tat wie ein Held in den Himmel erhoben wird, und ſie, ſein braves Weibchen, Lieschen Holderſprung, das mit einem franzöſiſchen Stabsoffizier ganz unvermutet ein recht verfängliches Abenteuer hatte und im kritiſchen Moment durch den Kanonenſchuß ihres Mannes errettet wird; gemütlich und harmlos iſt auch der gute Herr Merklin, der in ſeinem Häuschen in Zabern jede Woche mit ſeinen Freunden, dem Pfarrer, dem Advokaten und dem penſionierten franzöſiſchen Major zur ſelben Stunde muſiziert; doch flößt er uns auch ein gewiſſes Mitleid ein, wenn wir bedenken, daß er durch ſeine zu große Schüchternheit und Zurückhaltung in ſeiner Jugend um ſeine Liebe gekommen iſt und die Tochter ſeines früheren Nebenbuhlers, die er in edler, ſelbſtvergeſſener Gutmütigkeit bei ſich aufgenommen hat, trotzdem er ſich allmählich in ſie verliebt hat, einem glücklicheren, jungen Rivalen überlaſſen muß. Düſterer iſt das Bild des Zacharias Pfänder, jenes in ſich gekehrten, in ſeinem Trotz ſich ſelbſt verzehrenden und trotz der glänzendſten künſtleriſchen Gaben im praktiſchen Leben ſich nicht zurechtfindenden Sonderlings, zugleich der Typus derjenigen Elſäſſer, die in ihrer engen Heimat ſo feſtwurzeln, daß ſie für alles von außen kommende keinen Sinn und kein Verſtändnis haben. Das Enge, Spießbürgerliche, das dem Straßburger ſo oft anhaftet, mochte Schneegans, der im Gegenſatz zu ſeinen Landsleuten ſoviel in der Welt herumgekommen war, beſonders auffallen; es erhalten aber deshalb doch ſeine Schilderungen niemals eine ſatiriſche Färbung; der liebenswürdige, oft ſchalkhafte Humor, der ſeinen Erzählungen ſtets einen ſo köſtlichen Duft mitteilt, verleiht auch dieſen elſäſſiſchen Erzählungen einen eigentümlichen Zauber.

Die eine dieſer elſäſſiſchen Erzählungen, „Zacharias Pfänder“ — Schneegans nennt ſie eine Charakterſtudie — iſt ſchon nicht mehr in Sizilien entſtanden. Nach ſiebenjährigem Aufenthalt in Meſſina hatte Schneegans den Poſten eines Generalkonſuls in Genua im Winter 1887 übernommen. Die von Jahr zu Jahr wachſende Bedeutung der mächtig aufſtrebenden Handelsſtadt, die ſehr zahlreiche dortige deutſche Kolonie, vielfach auch wichtige politiſche Geſchäfte ließen leider dort Schneegans nicht ſoviel Muße, wie in Meſſina, ſeinen literariſchen Neigungen ſich hinzugeben. Doch ſchrieb er dort außer „Zacharias Pfänder“, noch einen ſizilianiſchen Roman „Kallia

Kypris“,*) der ſchon in Meſſina begonnen worden war. Der Roman ſpielt im Syrakus des klaſſiſchen Altertums und mutet uns echt ſizilianiſch an. Die Leidenſchaften der dort geſchilderten, das Joch der Griechen nur unwillig tragenden alten Sikuler, ihr unwiderſtehlicher Unabhängigkeitsdrang, ihr geheimes Verſchwörertreiben, ihre Eiferſucht und blutige Rachſucht, ſind dieſelben wie heutzutage; ſizilianiſch kann man den Roman auch nennen, weil er ein treffliches Bild jener bunt zuſammengewürfelten Bevölkerung gibt, welche in Geſchichte wie in Religion durch die Jahrhunderte hindurch die gewaltigſten Schickſalswandlungen durchgemacht hat. Mit den Jahren zog Schneegans aber die Vergangenheit ſeines politiſchen Lebens wieder mehr an, wie in Meſſina, wo er mit wahrer Wonne ſich den Eindrücken des Augenblickes hingegeben hatte. In einer römiſchen Erzählung, „Tuba der Held“ („Über Land und Meer“, Nr. 23, 1897), die er ganz gegen Ende ſeines Lebens verfaßte, meint man wiederum dieſelben Klänge zu hören, die wir manchmal in den Memoiren wahrnehmen. Gar oft war er in ſeinem politiſchen Leben jenen gewöhnlichen Menſchen begegnet, die dank der Kleinlichkeit ihrer Umgebung, den Ruhm andrer für ſich einzuheimſen wiſſen, obgleich ſie ſelber nur den Namen von Feiglingen verdienten. In „Tuba“ ſchildert er uns einen dieſer wohlfeilen Helden. Bei allem ſchalkhaften Humor, der auch dieſe Erzählung durchzieht, mutet ſie uns aber doch, wegen ihres für das Gros der Menſchheit beſchämenden Grundgedankens etwas traurig an. Freilich lange nicht ſo ſehr, als die Erzählung des „Ritter Curtius“, die zwar viel früher, unter dem entmutigenden Eindruck der politiſchen Erfahrungen, die er gemacht hatte, (ſ. p. 420 der Memoiren) entſtanden war, aber erſt jetzt im Septemberheft 1896 von „Nord und Süd“ erſchien. In der Geſtalt des glücklichen Schwärmers, der ſich in den Abgrund ſtürzt, um ſein Vaterland zu retten, und doch ſeinen Zweck nicht erreicht, hat Schneegans ein Stück Autobiographie geben wollen. Dasſelbe tat er auch in einem ungedruckt gebliebenen, frei dramatiſchen Gedicht in franzöſiſcher Sprache, „Alſaticus“, in dem er ſein ganzes politiſches Leben mit ſeinen Hoffnungen und Enttäuſchungen noch einmal in dichteriſcher Verklärung an ſeinen Augen vorüberziehen ließ. Die drei im folgenden abgedruckten Chöre, welche einige in den Memoiren zum Ausdruck gekommenen Stimmungsbilder während des Krieges vortrefflich vorführen, mögen dem Leſer veranſchaulichen, wie Schneegans dieſen Stoff behandelte.

---

*) Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, 1893.

Aber das Elſaß und ſeine Geſchichte nahm Schneegans' ganze dichteriſche Kraft nicht in Anſpruch. Auch Genuas Schickſale zogen ihn mächtig an. In der letzten Zeit ſeines Lebens arbeitete er, ſobald es ihm die ſehr zeitraubenden Konſulatsgeſchäfte erlaubten, an einem Romane, der die glorreiche Geſchichte des Dogengeſchlechts der Doria zum Gegenſtande hatte. Nach Beendigung der hiſtoriſchen Vorſtudien hatte er mit der Ausführung begonnen.

Doch eine ſchleichende, perfide Krankheit lauerte ſchon längere Zeit auf ihn und untergrub langſam ſeine Kräfte. Im Sommer des Jahres 1897 ſuchte er noch und fand er auch zeitweiſe Erholung im Schwarzwald. Im Anfang des Winters, als er nach Genua zurückgekehrt war, ging es ihm noch leidlich, und jeden Augenblick benutzte er, um mit fieberhafter Eile an ſeinem teuren „Doria" zu arbeiten. Der unerbittliche Tod ließ ihn das Werk nicht vollenden. Er wurde ſchwächer und ſchwächer und entſchlief ſanft am 1. März 1898, wenige Tage vor ſeinem 63. Geburtstag.

Kurze Zeit vorher hatte ihn die deutſche Kolonie Genuas durch Überreichung einer kunſtvollen Adreſſe, die das zehnte Jahr ſeiner Wirkſamkeit als Generalkonſul in Genua feiern ſollte, geehrt, ein beredtes Zeichen dafür, daß er ſich in ſeinem neuen Berufe die lebhafteſten Sympathien erworben hatte.

III.

Auszüge aus dem „Alsaticus“.

Chœur des fuyards quittant Strasbourg avant le bombardement.

Ils chantent.

Adieu Strasbourg, la bonne ville!
C'est le moment de se montrer;
Sauve qui peut, je file, file . . . .
C'est le moment de démarrer!

A quoi bon, ville abandonnée,
Braver la mort pour tes beaux yeux?
Adieu ma pauvre condamnée,
Recommande ton âme aux dieux!

Nous avons mené bonne vie
Ensemble jusqu'à ce moment,
Mais parbleu! n'avons point envie
De mourir pour toi bêtement.

Sans nous tire-toi donc d'affaire,
Comme tu pourras, à ton gré!
Nous, sur ton urne funéraire,
Nous pleurons, le cœur navré!

Adieu Strasbourg, la bonne ville!
C'est le moment de se montrer . . . .
Pour nos larmes de crocodile,
Ailleurs nous chercherons asile!
Sauve qui peut! file, file . . . .
Sans nous cherche à te dépêtrer!

Chant des Méridionaux.

(Lors de l'assemblée Nationale à Bordeaux 1871.)

Ici l'on entre au pays des merveilles,
Ici les cieux à nos pleurs restent sourds.
Asseyez-vous sous le pampre des treilles;
Aimez! chantez! Sur des lèvres vermeilles
Butinez comme les abeilles
Le doux miel des amours!

Nous sommes les enfants du rire,
Les fils d'un rayon de soleil!
Qui s'abandonne à notre empire,
S'endort, bercé par un sourire,
Et nul n'a jamais ouï dire
Qu'aux rêves de notre sommeil
Un autre rêve fût pareil.

Rêves-tu, doux enfant? la vie
Est un rêve dans ces pays
De chants, de rire, d'harmonie;
De baisers la nuit est remplie;
Et l'âme d'extase ravie,
Secouant tristesse et soucis
S'envole au fond d'un paradis.

On nous parle de l'Allemagne?
Que nous importe à nous heureux?
Les vieux échos de la Tour Magne,
Echos d'Italie et d'Espagne,
De Sarrasins, de Charlemagne,
Ignorent les pays brumeux,
Où bataillent ces nouveaux preux.

Strasbourg, Metz, Belfort — oh, de grâce!
Qu'on s'arrange donc entre soi!
Sur terre il est assez d'espace
Pour tous! Que l'Allemand se fasse,
S'il y tient sa petite place
A Metz, à Strasbourg! — Quant à moi,
O tè! je m'en moque, ma foi!

Ici l'on entre au pays des merveilles,
Ici les cieux à nos pleurs restent sourds.
Amis! vous nous rebattez les oreilles
De vos malheurs! Avec nous sous les treilles
Asseyez-vous et comme les abeilles,
Cueillez, enfants, sur des lèvres vermeilles
Avec l'oubli le doux miel des amours.

Chœur des fuyards après la guerre.

Les pieds sur les chenets, dans Paris, la grand'ville,
Ils s'étaient mis au sec et se sentaient heureux.
Et la conscience tranquille
Ils devisaient entre eux.
Ils avaient autrefois chanté: Je file! file . . . .
Ils étaient les fuyards, — ils sont des émigrés
Considérés.

Dans Paris, la grand'ville, ils parlaient de l'Alsace,
Les pieds sur les chenets: — „Pauvre Alsace là-bas!
On t'embête et l'on te tracasse,
Nous ne t'oublions pas.
Et dans nos souvenirs tu garderas ta place! —
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés.

Dans Paris, la grand'ville, ils ont, héros épiques,
Entre eux distribué, les pieds sur les chenets,
Aux fuyards les plus authentiques
D'authentiques brevets
De grand patriotisme et des lauriers civiques . . .,
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés.

Dans Paris, la grand'ville, eux Sanhedrin suprême,
Les pieds sur les chenets, à tous les renégats
Qui restent fidèles quand-même
A l'Alsace là-bas,
Eux, les grands et les purs, ils jettent l'anathème . . ..
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés.

Dans Paris, la grand'ville, eux, juges impeccables,
Ils livrent au mépris de leurs petits enfants
Tous ces félons abominables
Et, fuyards triomphants,
Ils s'en vont proclamant leurs verdicts mémorables —
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés!

Anathème à qui dit: „L'Alsace sans la France
A droit à notre amour!“ — Et que celui qui dit:
„Aime ton pays de naissance“
A jamais soit maudit!
L'amour du sol natal est une défaillance!
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés!

„Défendre son foyer est une forfaiture:
La fuite et l'abandon sont les grandes vertus!
Nous imprimons la flétrissure
Sur le front du vendu!
Qui reste au pays d'Alsace est un parjure!“
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés.

Les pieds sur les chenets, dans Paris la grand'ville,
Ils s'étaient mis au sec et se sentaient heureux,
Et la conscience tranquille,
Ils devisaient entre eux,
Chantant comme autrefois: Sauve qui peut, je file . . .
Ils étaient les fuyards? — ils sont des émigrés
Considérés.

IV.

Noces d'argent.

23 Septembre 1862—1887.

Nous nous aimions enfants, nous nous aimons encore —
Vingt-cinq ans ont passé! le midi suit l'aurore,
Le crépuscule au loin déjà brunit le ciel!
Tous les vents tour-à-tour ont soufflé dans nos voiles,
Nous avons navigué sous toutes les étoiles, —
Et nous vivons toujours notre lune de miel.

Vingt-cinq ans ont passé sur notre amour — sans ombre,
Que le ciel fût serein, que le ciel se fît sombre,
Rien n'a terni l'éclat de notre soleil d'or,
Et, la main dans la main, ô ma vaillante amie,
Chaque matin nous rend le matin de la vie, —
Nous nous aimions enfants — nous nous aimons encore.

Veux-tu que nous fassions revivre
Les caresses du souvenir?
Veux-tu que notre cœur s'enivre
A tourner les feuillets du livre,
Où sommeillait notre avenir?

La verte forêt se réveille;
Les rossignols jasent entre eux;
Ils se comprennent à merveille
Et se gazouillent à l'oreille:
„Voici venir deux amoureux!"

Ces enfants s'en doutaient à peine;
Comment donc était-ce venu?
Au bois, sur les monts, dans la plaine,
L'Amour avec eux se promène . . . .
Seuls, ne l'ont-ils pas reconnu?

Digitized by Google

Chacun pour soi, sous la feuillée,
S'en allait seul par les chemins, —
Et puis au bout de chaque allée,
Au détour de chaque vallée,
L'autre attendait sous les sapins.

Leur amour fut fait d'un sourire; —
Et dans leur cœur ces deux enfants,
Un beau matin, sans rien se dire,
Se surprirent ensemble à lire
Qu'ils s'aimaient! — les deux innocents! —

L'as-tu deviné la première?
Ou le premier était-ce moi?
Qu'importe! — quand de la bruyère
Monte l'effluve printanière,
On ne demande pas pourquoi.

Qu'importent ces douleurs: l'exil suivant la guerre?
Qu'importent ces hochets: la faveur populaire,
Les triomphes d'un jour, d'un prompt retour suivis?
Qu'importe que la foule obscure sur ma tête
Pose un laurier, ou bien qu'en un jour de tempête
On me fasse rouler dans la fosse aux proscrits?

Qu'importe l'Allemagne, et la France et l'Alsace?
Qu'importe si là-bas, d'autres ont pris ma place
Et si mes ennemis là-bas sont triomphants?
Qu'importe tout le reste, alors, ma bien-aimée,
Que tu vis, que tu m'aimes et que sous la ramée,
Gazouillent près de nous nos cinq petits enfants?

Petits? — Ils ont grandi — déjà! — Nos jours d'automne
S'avancent! Un enfant après l'autre abandonne
Le nid; — les entends-tu dans la verte forêt?
Reconnais-tu les chants dans le bois qui s'éveille?
Ce que les rossignols se disent à l'oreille,
Le comprends-tu? . . . Le bois pour nous ainsi chantait.

Le bois pour nous chantait? — pour nous encor il chante.
Et dans notre bonheur, jeunesse triomphante,
Notre bonheur à nous revivra chaque jour.

Tu restes ma jeunesse, et je suis ton aurore . . . .
Nous nous aimions enfants, nous nous aimons encore!
Sans y toucher, le temps passa sur notre amour.

Je te disais: Veux-tu ma vie?
Tu me disais: Soyons heureux!
Je te disais: Une féerie
A ses ivresses nous convie!
Tu me disais: Voici les cieux!

Je te disais: Vois! sans limite
Pour nous s'ouvrent les horizons!
Et toi: La terre est trop petite,
Et le temps marchera trop vite,
Si nous deux toujours nous aimons.

Et le temps a marché trop vite, mon amie!
Trop vite ils ont passé sur notre âme éblouie,
Ces jours de la jeunesse, au loin déjà perdus!
C'était hier pourtant, — avons-nous fait un songe?
C'est une éternité, quand notre regard plonge
Dans le lointain poudreux des chemins parcourus.

Notre maison était une ruche d'abeilles;
Avec leur frais sourire et leurs lèvres vermeilles,
Nos cinq petits enfants chantaient autour de nous.
Et déjà les soucis frappaient à notre porte,
Sur nous sifflaient l'orage et la guerre! — qu'importe!
Les enfants étaient là, grimpant sur nos genoux.

Je te dis: Tu restes ma vie!
Tu me dis: Nous sommes heureux:
Et je dis: Notre féerie
Dure toujours inassouvie:
Et tu me dis: Voici les cieux!

Et nous disons à la volée
Des jeunes, sous les bois perdus: .
O joyeuse bande envolée,
Vivez sous la verte feuillée
Les jours que nous avons vécus!

Et si l'on se souvient au delà de la tombe,
Et si l'âme revit, alors que tout succombe,
Notre amour nous suivra dans l'immortalité; —
A mon dernier soupir, plonge, ô ma brave amie,
Ton regard dans mes yeux, que mon âme endormie
Emporte ce rayon dans son éternité!

Messine, 17 Mai 1887.

Druckfehlerverbesserung.

p. 7 Zeile 10 lies „deutsch“ statt „französisch“
„ 8 „ 1, 35 „ „Porst“ „ „Pont“.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

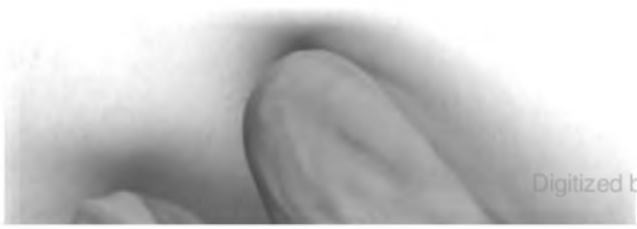
Digitized by Google

Druckfehlerverbesserung.

p. 7 Zeile 10 lies „deutsch“ statt „französisch“
„ 8 „ 1, 35 „ „Porst“ „ „Pont“.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google


Digitized by Google

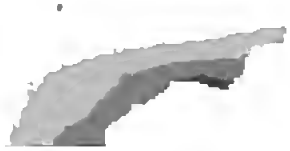
Druckfehlerverbeſſerung.

p. 7 Zeile 10 lies „deutſch“ ſtatt „franzöſiſch“
„ 8 „ 1, 35 „ „Porſt“ „ „Pont“.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Digitized by Google

Druck von G. Bernstein in Berlin



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.